



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS

LIBRARY

338.105

OD

v. 5²

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

MAR 1 1986

L161—O-1096

*The pages that are missing were
removed because they were advertisements*

338.105
DD

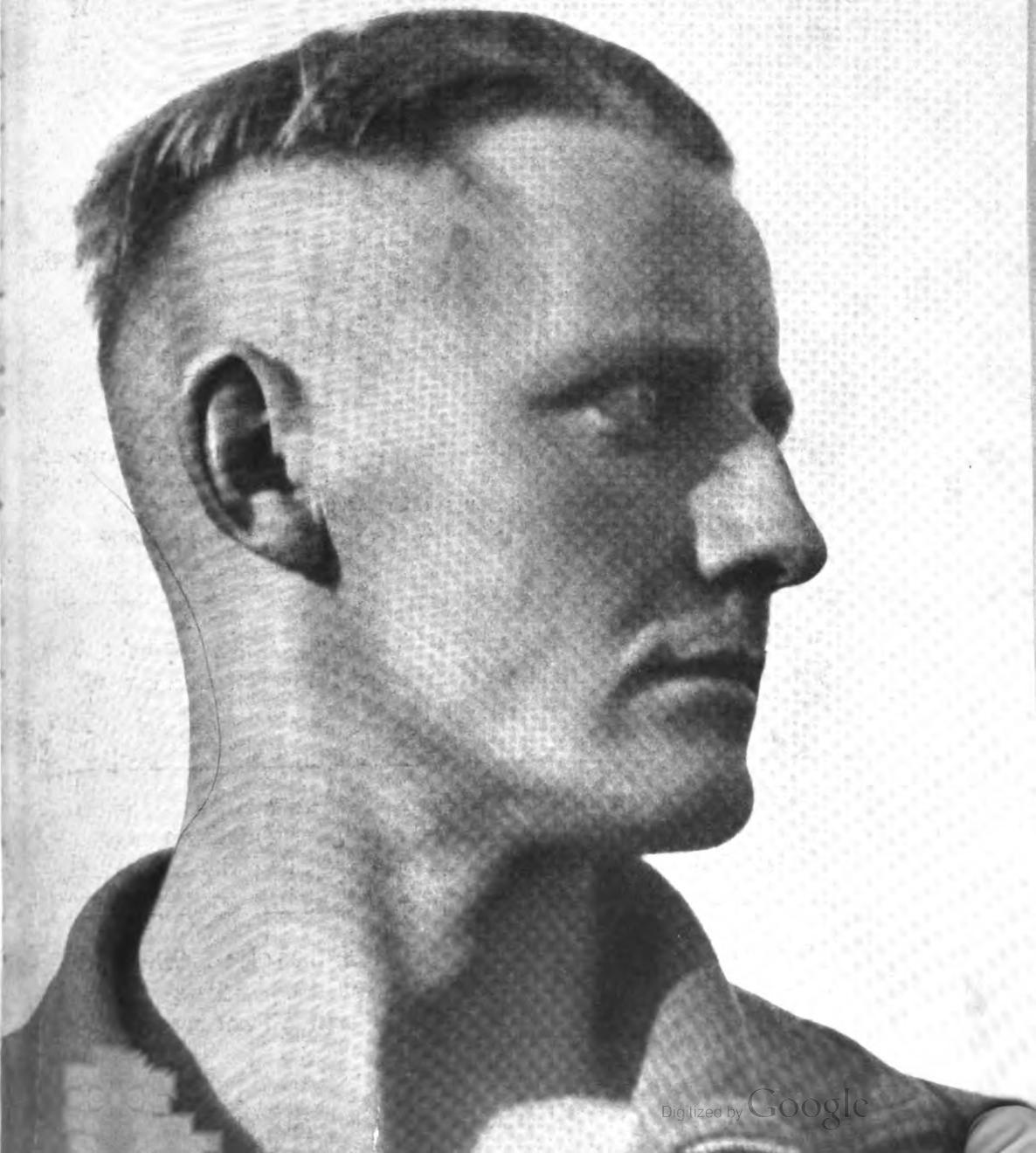
Ag.
Wdral

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber **R. Walther Darré**
Postvertrieb Berlin

Januar 1937

THE LIBRARY OF THE
FEB -9 1937
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorspruch	529
Hermann Reischle / Kapitalismus als Nährboden des Judentums	530
Georg Halbe / Goslar 1936, 4. Reichsbauerntag	541
Karl Mox / Auslese und Erziehung der Freimaurerei	554
* * * / Die geschichtliche Zusammenarbeit der deutschen und österreichischen Landwirtschaft	564
Friedrich Rehm / Das Deutsche Heimatwerk	571
Ferdinand Oppenberg / Jugend und Bauertum	583
Hanns Midderhoff / Die geschichtlichen Grundlagen der eddischen Nibelungenlieder	587
Umschau	594
Neues Schrifttum	598

Das Titelbild wurde nach einer Aufnahme des Malers Wolf Willrich, Berlin-Frohnau, gefertigt.

Die Lichtbilder für die Bildbeilage stellten zur Verfügung: Für Bild 2, 4, 5, 6, 7 und 8 Deutsches Heimatwerk, Berlin W 9; für Bild 1 und 3 Fritz Hummel, Nürnberg-D.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Deutschen Heimatwerkes, Berlin, und ein Preisausschreiben der Studiengesellschaft für Nationalökonomie e. V., Berlin, bei.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Post-
anstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Viertel-
jahresende. Postvertrieb ab Berlin.

338.105

OD

v. 5²

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden

Verlag G. m. b. H.



Hermann Reischle

Reichsbauernstadt

Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 7

5. Jahrgang

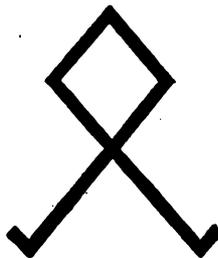
Januar 1937

Vorpruch

**„Die Scheunen unserer Bauern sind
die sichersten Panzerschränke für das
tägliche Brot unseres Volkes“**

Hermann Göring

auf dem 4. Reichsbauerntag Goslar 1936



Hermann Reischle:

Kapitalismus als Nährboden des Judentums

Seitdem der Mensch seine Nahrung und Kleidung, seinen Lebensunterhalt aus der Natur gewinnt, hat er dies auf zweierlei Art versucht: durch die bäuerliche oder durch die nomadische Wirtschaftsweise. Man kann diese beiden, einander entgegengesetzten Wirtschaftsarten auch vereinfacht so kennzeichnen, daß der Bauer von seiner Arbeit am Boden lebt, der Nomade aber von dem, was er dem Bauern schmarröhen kann.

Dieser Gegensatz ist so ursprünglich, daß er bis in die Tiefen der Weltgeschichte zurückreicht; da wo sich die Geschichte im Dunkel zu verlieren beginnt. Aber eines können wir bestimmt feststellen: der Gegensatz zwischen Bauer und Nomade liegt beiden im Blute, ist also rassistisch bedingt; und er bestimmt im allgemeinen den Boden, auf dem die Rasse aufwächst. Auf Wüsten und Steppen gedeiht nur ein Schlag von Menschen, der vom Herdentreiben, Viehdiebstahl, räuberischen Überfällen, Plündereien und Betrügereien lebt; der Bauer aber gedeiht dort nicht, weil man ihn eben gar nicht gedeihen läßt. Der Bauer aber ringt mit der Natur, er rodet die Wälder und lockert die Erde, um ihr die Saat anzuvertrauen; er fühlt den Pulsschlag der Natur, und er flüht sich selbst in den ewigen Kreislauf des Tages und des Jahres ein; er verwächst mit dem Boden, auf dem und von dem er in mühsamer Arbeit lebt. So ist Arbeit des Bauern Lebensgrundsatz, für den Nomaden aber Raub, Diebstahl und Betrug.

Es ist aus dem Gang der Erdgeschichte erklärlich, daß sich das erste Bauerntum dort entwickelte, wo die zurückweichenden Gletscher der Eiszeit auch eine gute Ackerfrume zurückgelassen hatten und wo die Wälder für einen Ausgleich des Klimas sorgten. So ist das Bauerntum nordischen Ursprungs, und so waren die nordischen Menschenrassen mindestens seit der jüngeren oder sogar mittleren Steinzeit, also seit 8 bis 10 Jahrtausenden, nachweisbar Bauern gewesen. Und da wir hier, an derselben Stelle wie vor Jahrtausenden, noch als Bauern sitzen, da wir hier heute mit demselben Pflug die Erde umbrechen, nur mit dem Unterschied, daß der Pflug heute aus Eisen oder Stahl ist, läßt sich eines mit Bestimmtheit behaupten: daß der Bauer nämlich sesshaft ist. Die Bauern sind Generationen um Generationen in demselben Boden verwurzelt, in den sie sich hineingelebt haben; nur wenn sich nach Jahrhunderten infolge der natürlichen Vermehrung aus den angestauten zweiten und dritten Söhnen Menschenüberschüsse ansammelten, die der alte heimische Boden nicht mehr tragen konnte, dann zogen diese nordischen Bauernsöhne in andere, ferne Gegenden auf die Landsuche; dann sehen wir sie als Achäer, Jonier oder Dorer in Griechenland einziehen; dann sehen wir

sie als Kimbern und Teutonen gegen das Römische Weltreich anstürmen oder noch später als Goten an die Tore des Byzantinischen Reiches pochen: immer wieder wollen sie Land haben, Boden zum Bebauen.

Indessen aber hatte die jahrtausendelange Seßhaftigkeit des jungsteinzeitlichen Bauerntums in den nordischen Gebieten noch eine weitere grundlegende Wirkung gehabt: die *Gemeinschaftsbildung*. Jeder Bauernhof ist in sich schon von Natur aus eine Lebensgemeinschaft; Bauer, Familie und Gesinde sind so innig miteinander verwachsen, daß eines ohne das andere überhaupt nicht leben kann, und nirgends ist der schöne Gedanke vom Betriebsführertum reiner verwirklicht als im Bauernhof, wo sich der rechte Bauer auch seiner großen Verantwortung für den Hof, für die Familie und für das Gesinde, für die „Gefolgschaft“ bewußt ist. Wenn nun hunderte oder tausende solcher echten Lebensgemeinschaften seit Jahrtausenden als Nachbarn nebeneinander leben, so fühlen sie sich in allen großen Wechsellagen des Schicksals und der Natur aufeinander angewiesen, sie fühlen sich durch den gemeinsamen Boden, den sie bearbeiten, und durch die immer enger werdende Verwandtschaft der Familien, also durch das Blut, zutiefst miteinander verbunden, sie bilden eine verschworene Genossenschaft; und so, wie die einzelnen Zellen zu einem größeren Organismus, einem Körper zusammenwachsen, so verwachsen diese einzelnen Lebensgemeinschaften der Bauernhöfe durch vielfache Bande schließlich zu einer weiteren Gemeinschaftsform: zum Staat. So ist von Anfang an das Bauerntum und nur das Bauerntum staatsbildend und staaterhaltend.

Dieser aus dem nordischen Bauerntum gewachsenen Lebensform, die zum Träger von Staat und Kultur für alle großen Völker wird, steht nun die andere, die nomadische Lebensform gegenüber. Unter heißen Himmeln, auf Wüsten und auf Steppen ist die nomadische Rasse herangewachsen. Sie lebt ursprünglich davon, die halbwilden Herden zur Weide über die unendliche Weite der Wüsten und Steppen treiben zu lassen. Sie gewinnt keinerlei Beziehung zu dem Boden unter sich, ja sie muß jede Fesselung und Bindung an den Boden geradezu hassen, weil sie immer weiter treibt, wenn eine Stelle abgeweidet ist. Sie ist nicht dem Boden verhaftet, sondern sie lebt geradezu in der Unendlichkeit und Weite des Raumes, über den sie wild und frei umherstreifen kann, den sie gewohnt ist, als ihr Eigentum zu betrachten, und in dem sie insollgedessen alles an sich nimmt, was sie antrifft. Diese stehenden und raubenden Nomaden, die kein Haus, keinen Hof besitzen, sondern die ihre Zelte in buntem Wirbel und Wechsel bald hier, bald dort aufschlagen, sind also von Natur aus jeder der Horde übergeordneten Gemeinschaftsbildung fremd. Noch niemals haben Nomaden Staaten bilden können; und das höchste, wozu sie sich aufschwingen konnten, war die Bildung einer gemeinsamen Räuberbande zur Ausbeutung anderer Gemeinwesen, die aber auch sofort auseinanderbrach, sobald es zu Streitigkeiten über die Teilung der Beute kam oder sobald die Beute aufgezehrt war. Hier liegt das Geheimnis, warum das gewaltige Reich Dschingis Khan's so schnell wieder auseinanderbrach: der ganze Spuk verwehte in wenigen Jahrzehnten trotz der gewaltigen Einzelleistung seines Begründers. Es blieb nur die Mongolen-Herrschaft in China übrig, weil das gewaltige chinesische Bauernvolk auch diese Steppen-Nomaden in sich aufnahm und sie gleichsam verdaute, ähnlich wie Jahrhunderte später die Mandschu-Dynastie.

Hier haben wir aber schon ein bezeichnendes Gegenpiel zwischen Bauernvölkern und Nomadenhorden vor uns. Kann man nämlich die zu einem Staat gewachsenen Bauernvölker mit einem Organismus, einem lebenden und pulsierenden Körper vergleichen, der aus unendlich vielen Zellen oder Lebensgemeinschaften besteht — von denen jede wieder ihre besondere Aufgabe hat! —, so dringen nun die Nomadenhorden wie schweifende Bakterien, wie Spaltpilze von außen in diesen Körper ein, um sich schmarozend von ihm zu nähren und um ihn dadurch auch schließlich zu vernichten. Ein Bauernvolk, in dessen Lebensgemeinschaft die Nomadenhorden eindringen, gleichviel in welcher Form, verhält sich nun wie ein von Bakterien befallener Körper; ist der Körper gesund, hat er die natürliche, ihm gemäße ausgeglichene Lebensform, dann hat er meistens auch die Kraft, die fremden Schmarozter unschädlich zu machen, sie abzukapseln, sie selbst zu verdauen und damit langsam aufzulösen. So konnte China, solange es gesunde Lebensformen hatte, die Mongolenkaiser und Mandschu-Dynastie verdauen: aus den räuberischen Steppennomaden waren eben allmählich zivilisierte chinesische Staatsbürger geworden. Und so konnte auch das deutsche Volk im Mittelalter mit den semitischen Wüstennomaden, Juden genannt, fertig werden, denn es eiterte sie gleichsam aus in der großen Judenvertreibung des 13. Jahrhunderts oder es kapselte sie später in den Ghettos ab. Der Grund aber, warum etwa das moderne China keine Widerstandskraft mehr besaß und der fast völligen völkischen Auflösung anheimfiel, und warum auch das deutsche Volk durch eine Judenherrschaft nahe an den Rand des Abgrunds gebracht war, von dem es durch Adolf Hitler zurückgerissen wurde — der Grund für diese Entwicklung muß noch näher untersucht werden.

Das bäuerliche Staatswesen ruht auf der ehrlichen und fleißigen Arbeit des einzelnen und auf dem Gedanken des Dienstes, das heißt: auf dem Bewußtsein: indem ich dem Ganzen, der Gemeinschaft und dem Staate diene, diene ich auch meinem Nachbarn und mir selbst, da ja alle von dem Gedanken des Dienstes an der Gemeinschaft erfüllt sind. Genau wie die Arbeit am Boden eine Bindung an den Boden voraussetzt und zur Folge hat, so hat der Gedanke des Dienstes an der Gemeinschaft etwas ungemein Verpflichtendes für jeden einzelnen. Aus ihm ergibt sich zwingend, daß der einzelne nicht tun und lassen kann, was er will, was ihm gerade in seine Launen paßt — oder was ihm gar nützlich ist zum Schaden der andern —, sondern der einzelne und jede Zelle des Staates, die Lebensgemeinschaft des Hofes oder des Betriebes muß sich in ihrer Betätigung in das fügen, was der Gesamtheit nützlich ist, auch wenn es dem einzelnen manchmal unbequem ist. Gewiß ist es unbequem, wenn der Bauer als freiwilliger Feuerwehrmann nachts aus dem Bett geholt wird, weil es im Dorf irgendwo brennt, aber er tut es dennoch gern, weil er genau weiß: morgen kann es bei mir brennen, und dann kommt die ganze Dorfgemeinschaft mir zur Hilfe. Gewiß ist es unbequem und stellt einen Eingriff in die Wirtschaft dar, wenn ein Bauer von seinem Pfluge fortgeholt wird, um ihn mit Schwert oder Gewehr zu vertauschen und das Vaterland zu verteidigen. Aber er tut es dennoch gern, weil er genau weiß, daß alle gemeinsam auch seinen Hof und seine Familie vor Brand, Raub und Plünderung beschützen. Und gewiß ist es unbequem und stellt einen Eingriff in die Wirtschaft dar, wenn die Gemeinschaft dem Bauern vorschreibt, wieviel Getreide er abzuliefern hat und wohin die Milch zu liefern ist, aber er muß

auch hier wissen, daß diese Bindungen und Verpflichtungen nicht nur die Ernährung unseres ganzen Volkes sicherstellen sollen, sondern auch ihn, den einzelnen Bauern, vor Ausbeutung und Vernichtung schützen. Denn wenn wir diese gegenseitigen Bindungen und Verpflichtungen nicht hätten, wenn jeder einzelne tun könnte, was ihm beliebt, wenn alles in freier, ungehemmter Wirtschaft vor sich ginge — dann hätte sich der nomadische Spaltpilz der Juden schon längst wieder eingeschlichen, ausgebreitet und gemästet, und dann wäre auch die deutsche Landwirtschaft und das deutsche Bauerntum schon längst wieder in jenen Zustand der allmählichen Vernichtung verfallen, an den wir heute nur noch mit Grausen zurückerdenken!

Gegenseitige Bindung, Verpflichtung und Dienst wachsen also als natürliche Lebensform gerade aus dem nordischen Bauerntum heraus und bilden den Kitt, der die Gemeinschaftsformen dieses Bauerntums, Volk und Staat zusammenhält. Gegenseitige Bindung ist insolgedessen auch die Grundlage der Wirtschaftsform dieser aus dem nordischen Bauerntum entstandenen Staatsgebilde. Denn die Wirtschaft ist nur eine Ausdrucksform von Volk und Staat, sie ist kein selbständiges Gebilde, das neben oder gar über der Volksgemeinschaft und dem Staatswesen schweben kann. Die Wirtschaft dient dem Volk: das ist die selbstverständliche Auffassung der nordischen Bauernrassen. Und diese Wirtschaft, die dem Volke dient, einem Volke, wo jeder für den anderen dient, wo einer für alle steht und alle für einen, diese Wirtschaft muß also eine gebundene, eine geordnete Wirtschaft sein. Was nützt es dem Volke, wenn alles zum Dienst verpflichtet und gegenseitig gebunden ist — und nur die wirtschaftliche Betätigung ist frei, ungehemmt, beziehungslos und grenzenlos? Was nützt es, wenn wir alle zum Gewehr greifen, um Haus und Hof vor Raub, Brand und Plünderung zu bewahren, und wir sträuben uns dagegen, die Erträgnisse unserer Arbeit und unseres Bodens ähnlich in den Dienst der Gemeinschaft einzuordnen, wie wir selbst als Soldaten uns jederzeit einordnen? Denn dann wehren wir zwar als Soldaten die Plünderer und Nordbrenner ab — aber lassen sie auf dem Hinterwege der Wirtschaft doch zu uns herein: als Hehler, Betrüger und Wucherer, kurz als jüdische Handelsmänner!

Denn so wie uns, den nordisch verwurzelten Bauernvölkern — auch wenn wir uns eine Industrie aufgebaut haben — der Gemeinschaftssinn und die Ordnung tief im Blut verwurzelt sind, genau wie die Bindung an Boden und Gemeinschaft, sowie uns also auch eine geordnete und gebundene, dem Volke dienende Wirtschaft im Blute liegt —, so entspringt dem Wesen des Nomaden die wilde, umherschweifende, ungehemmte Freiheit, die Zügellosigkeit des einzelnen, die Ungebundenheit von Gemeinschaft und Boden, der hemmungslose Erwerbstrieb des einzelnen, das gierige Raffen, das bis zum Raub geht, die Ordnungslosigkeit als Grundsatz, die wir heute Anarchie nennen; eine Anarchie, die überall dort in Erscheinung tritt, wo es diesem schmarozenden Nomaden gelungen ist, die Herrschaft über ein fremdes Volk an sich zu reißen.

Die Lebensart der Nomaden ist schmarozend. Das heißt: sie leben von dem Ertrag oder der Arbeit anderer Menschen, anderer Völker — gleichviel, ob durch Raub, Diebstahl, Betrug oder Wucher. Das ist nur eine Stufenleiter für die — sozusagen — Gefittung des Nomaden. Von Hause aus raubt er nur das, was er braucht, wonach ihn gelüstet — aber je mehr er Gefittung annimmt, um so feiner, sozusagen „raffiniertes“ werden die Wege, auf denen

er sich das fremde Gut aneignet, mittels derer er auf seinen Wirtsvölkern schmarozt; seiner ist schon die Heblerei und der Betrug, und eine der feinsten Methoden ist der Schacher und der Wucher, die allerfeinste aber ist die Methode, die wir alle kennengelernt, am eigenen Leibe erlebt haben, nämlich die Ausbeutung und Bewucherung des Wirtsvolkes zu einem wissenschaftlichen System zu machen, das wir heute als Kapitalismus bezeichnen.

Wir müssen an dieser Stelle die Begriffe klar trennen. Wir sind weder Maschinenstürmer, die Technik mit Kapitalismus verwechseln, noch sind wir Marxisten, die Reichtum oder gesellschaftliche und wirtschaftliche Abstufung mit Kapitalismus verwechseln. Wir sind auch nicht so dumm, die Ertragsfähigkeit eines Betriebes als Teufelei anzusehen, noch braucht man uns schließlich zu belehren, daß Geld und Kapital etwas verschiedenes sei. Wir haben auch Nationalökonomie studiert und sogar darin promoviert, aber wir kennen auch die Gesetze des Talmud, die in den klassischen Lehrbüchern der Nationalökonomie wiederzuerkennen sind, und wir wissen, worauf es wirklich ankommt. Es steht sich das bäuerliche und das nomadische Wirtschaftsprinzip gegenüber! Das bäuerliche ist geleitet von dem Adel der Arbeit, dem Dienst am Volk und der Bindung an Boden und Heimat; die nomadische Wirtschaftsgestaltung, sobald sie über die primitiven Stufen von Raub, Diebstahl und Betrug hinausgekommen ist, denkt alles in Kapital um: die Menschen und ihre Arbeit, den Boden und seinen Ertrag. Mit Hilfe dieses zivilisierten und wissenschaftlichen Mittels können die Menschen und der Boden ausgebeutet, kann also schamlos geräubert, betrogen und gewuchert werden — ohne daß das Kind beim rechten Namen genannt zu werden braucht. „Kapitalistische Produktionsweise“, „Rentabilität des Kapitals“ oder „Investition von Kapital“ und „Risiko des Kapitals und Risikoausgleich“ — das alles klingt viel vornehmer und gefitteter. Aber ist es denn in der Sache etwas anderes als Raub, Diebstahl oder Betrug, wenn dieses sogenannte Kapital lediglich von der Arbeit anderer Leute und von dem Ertrag eines fremden Bodens lebt? Noch ein anderes kommt hinzu: mit Hilfe dieses Kapitalbegriffs werden nicht nur Menschen, ihre Arbeit, Güter und Boden in Kapital umgedacht, sondern es werden auch die engen, natürlichen Bindungen und Beziehungen zu all diesen Dingen und all dieser Dinge untereinander aufgelöst. Der Kapitalist besitzt nicht diesen Hof oder jenen Betrieb — sondern nur eine bestimmte Kapitalmenge, die er heute in diesem Hof, morgen in jenem Betrieb „anlegt“ — oder mit der er bald in diese, bald in jene Unternehmung durch Aktienwerb „einstiegt“! Die Voraussetzung für die völlige Entfaltung dieses nomadischen Typs von Kapitalisten ist also die restlos freie und freizügige Wirtschaft. Seine nomadische Begabung kann man dann auf zweierlei Art betätigen und sich in hemmungslosen Orgien austoben lassen: einmal als kapitalistischer Unternehmer oder, wie es im vergangenen Jahrhundert so schön hieß als „Entrepreneur“, der sein Kapital über möglichst viele Aktien verteilt, damit hin- und herspekuliert, gleich als ob er seine Herden bald hier, bald dort auf die Weiden treibt. Er zersplitterte infolgedessen auch den wirklichen Betrieb, eine natürliche Lebensgemeinschaft, in tausenderlei Aktien. Weiter aber schob er sich, seinem alten Drange als Viehtreiber oder Viehdieb oder Viehhändler, als Karawanenhändler oder Karawanenräuber folgend, überall als Händler und Vermittler in die wirtschaftliche Tätigkeit, um Zwischengewinne einzuheimsen. Die freizügige und ungebundene Wirtschaft, die

zügellose, im bezeichneten engeren Sinne kapitalistische Wirtschaft bedeutete eine Aufhebung natürlicher Bindungen, organischer Beziehungen, eine Auflockerung des wirtschaftlichen Gefüges, die nur eine Vorstufe zu der Auflockerung des völkischen und staatlichen Gefüges überhaupt bedeutete. Mit anderen Worten: der freie Kapitalismus war die Vorstufe oder die Begleiterscheinung der liberalistischen, mißverstandenen Demokratie; und die wirtschaftliche Anarchie, wie sie uns in der freien kapitalistischen Erwerbswirtschaft als Vorbild hingestellt wird, ist nichts anderes als der Schrittmacher der völkischen und staatlichen Anarchie, wie wir sie heute schauernd in Spanien erleben und wie sie unheilswanger über dem Lebenshorizonte anderer Völker hängt! Der freie Kapitalismus bedeutet nichts anderes als dies: dem Nomaden die Möglichkeit zu geben, sich zügellos nach den Befehlen seiner Wüste und seines Blutes austoben zu lassen; selbst völkische Entfremdungen und blutmäßige Abneigungen hindern ihn nicht, sich auf diese Weise, auf dem Wege über das Geldgeschäft, über die Kapitalsanlage, über den Handel und die Vermittlung zu bereichern, keinem anderen Befehle gehorsam als dem seines hemmungslosen Erwerbstriebes. So saugt er wie ein Vampyr am Blut der Wirtschaftsvölker, bis diese Völker entkräftet dahinschwanden. Die Wirtschaftsform des freien, zügellosen Kapitalismus ist also der Nährboden, auf dem der Schmarotzer-Bazillus des Nomadentums in den Völkern gedeiht, und man muß, will man sich dieses Schmarotzers wirklich entledigen, auch die Voraussetzungen oder Grundlagen für sein Gedeihen beseitigen. Und umgekehrt hat das über die ganze Erde verstreute zivilisierte Nomadentum das denkbar größte Interesse daran, allen Völkern eine solche freizügige kapitalistische Wirtschaftsweise aufzuschwätzen und als Idealbild vorzugaukeln — um auf diesem Wege dann ungehindert und unauffällig in den fremden Volkskörper eindringen und ihn allmählich auszuhöhlen zu können.

Was die Nomadenhorden früher durch Raub, Plünderung und Überfall auf fremde Völker zu erreichen versuchten, das gelingt ihnen nun mit Hilfe dieses Krankheitsüberträgers der kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung zwar allmählicher, aber dafür glatter, eleganter und vor allen Dingen: viel gründlicher! Bisher ist noch jedes Volk, das dieser Verlockung der kapitalistischen Gesinnung verfallen war, ohne sich zeitig zum Widerstand, zur Abwehr aufzuraffen, rettungslos dem Untergang geweiht gewesen. Die erste Stufe dazu war die wirtschaftliche Freizügigkeit, die gewissenlose kapitalistische Spekulation mit Arbeitsertrag und Bodenertrag. Dann drang der Bazillus schon in das Mark des völkischen Gemeinwesens ein: die nächste Stufe war die Ausrottung und Vernichtung des Bauerntums als dem Lebensquell des Volkes, die Ausrottung der nordischen Blutsbestandteile bei allen großen Staatsvölkern, die Umgestaltung der Landwirtschaft zu einem kapitalistischen Großbetrieb, die Verödung des Landes, das Anschwellen der Großstädte mit wurzellosen, rassens fremden Bestandteilen, das Ausbrechen von Unruhen und Revolten kommunistischen Charakters und schließlich mit der völligen Anarchie die Auflösung des Gemeinwesens und der Untergang des Staates. Dann erst haben die Nomaden abgeweidet — und sie treiben unftet und ruhelos weiter — zum nächsten Weideplatz, zum nächsten Volk. . . .

Wir Deutschen sind von den furchtbaren Fieberschauern dieser Krankheit der Menschheit geschüttelt gewesen, wir hatten der kapitalistischen Gesinnung Tür und Tor geöffnet, durch das das bekannte Volk der Wüstennomaden zu uns einzog; und es hatte schon alle Stellungen in Wirtschaft und Staat besetzt, um das deutsche Volk der Anarchie und Vernichtung preiszugeben. Mit einem Seitenblick auf Rußland und Spanien vermögen wir heute nur zu ahnen, wie es mit Deutschland weitergegangen wäre, wobei zu berücksichtigen ist, daß sich die völkischen und gesellschaftlichen Verhältnisse beider Länder nicht ohne weiteres mit den unseren vergleichen lassen. Aber an gewaltigen, eindrucksvollen geschichtlichen Beispielen vermögen wir den Ablauf der Dinge, wie er auch bei uns gekommen wäre, abzulesen. Das Beispiel des alten Römischen Reiches sei hier gewählt. Dies nicht allein deshalb, weil es sich hier auch um ein nordisches Bauernvolk handelt, sondern auch weil es in der Geschichte schon soweit zurückliegt, daß man uns gewiß nicht verdächtigen kann — wie es bezüglich Spaniens und Rußlands geschehen ist —, wir trieben mit unserer Weltanschauung nur verhüllte Eroberungspolitik.

Als Rom seinen großen Waffengang mit Karthago antrat, war es ein Bauernstaat nordischer Herkunft; der ganze gesellschaftliche Aufbau Roms zeigte, ähnlich wie früher Sparta, unverkennbar die nordischen und bäuerlichen Züge, die wir später wieder bei den germanischen Stämmen antreffen. Die Macht aber, die Rom zu dem großen Entscheidungskampf herausgefordert hatte, Karthago, war semitisch. Es dürfte heute feststehen, daß auch die semitischen Punier später im Judentum aufgegangen sind. Die Weltmacht Karthago war also nomadisch, und in dem ganzen Aufbau und Wesen dieses Gebildes, das kein Staat war, sondern eine kapitalistische Geschäftsunternehmung, zeigte sich der nomadische und schmarozkerische Charakter. Nun soll nicht der Ursprung und der Ablauf dieses dramatischen Kampfes zwischen dem nordischen Bauernstaat und der semitischen Geschäftsunternehmung im Mittelmeer geschildert werden, sondern die eigenartige Entwicklung nach dem Ausgang dieses Kampfes nach dem Siege Roms: Diese Entwicklung ist zwar in der Geschichtsschreibung weniger beachtet worden, ist aber für das weitere Schicksal Roms viel gefährlicher gewesen als eine offene Niederlage. Nach der Niederwerfung Karthagos strömte nämlich von den Besiegten in steigendem Maße semitisches Blut und damit nomadische Gesinnung in den römischen Bauernstaat ein, höhnte und zehrte ihn aus und wandelte ihn schließlich völlig um. Der Krankheitsüberträger, mit dem die schmarozhenden Nomaden in das gesunde Staatsgebilde eingeführt wurden, war der kapitalistische Geist, die kapitalistische Wirtschaftsgesinnung. Wir erfahren von dieser Wandlung am besten durch einen Mann, der gleichsam im Schnittpunkt der Entwicklung steht, durch den älteren Cato, der einerseits zwar in seiner ganzen Haltung, in seiner Sittenstrenge und Derbheit den bäuerlichen Ursprung nicht verleugnet, der aber andererseits gerade der neuen kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung verfällt, die heimtückisch und ohne daß sich die Befallenen dessen bewußt werden, allmählich durch die semitischen Händler und Geschäftsleute in Rom eingeträufelt wird. Bezeichnend für die gesunde bäuerliche Haltung Roms ist z. B. folgender Ausspruch Catos: „Es hat manches für sich, Geld auf Zinsen zu leihen, aber es ist nicht ehrenhaft.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Wenn unsere Vorfahren einem tüchtigen Mann die Lobrede hielten, so lobten sie ihn als einen tüchtigen Bauer und einen tüchtigen

Landwirt: wer also gelobt ward, schien das höchste Lob erhalten zu haben. Den Kaufmann halte ich für wacker und erwerbsfleißig, aber sein Geschäft ist Gefahren und Unglücksfällen allzusehr ausgesetzt. Dagegen die Bauern geben die tapfersten Leute und die tüchtigsten Soldaten. Rein Erwerb ist wie dieser so ehrbar, sicher, niemandem gehässig; und die sich damit abgeben, kommen am wenigsten auf böse Gedanken." So der alte Cato. In diese gesunde Gesinnung und Wirtschaft drang nun das Gift der Kapitalistenwirtschaft. Hatte noch das kaudische Gesetz den Senatoren untersagt, Seeschiffe außer zum Transport des Ertrags ihrer Landgüter zu besitzen und überhaupt alles verboten, was die Römer unter Spekulation verstanden, so schoß jetzt ein kapitalistischer Geschäftsgeist empor, angestachelt durch die punischen Handelsmänner, der das ganze Staatsgefüge umwandelte und erschütterte. Nicht umsonst schließt sich an die Niederwerfung Karthagos für Rom das Jahrhundert der Revolutionen an, der schlimmsten sozialen Erschütterungen und blutigsten Bürgerkriege. Alles das, weil der Staat durch den kapitalistischen Geist und durch semitisches Blut von Grund auf zerlegt und aufgelöst wurde. Es setzte eine allgemeine gewissenlose Jagd nach Geld und Gewinn ein; alles wurde zur kapitalistischen Spekulation, Mittel zum Gelderwerb, zum Raffern von Reichtümern. Selbst Staatsregiment und Ackerbau fingen nach dem Vorbild von Karthago an, kapitalistische Unternehmungen zu werden. Mit dem neuen Ritterstand stieg eine Finanzaristokratie auf, die mehr bedeutete als der alte Bauernadel, die immer mehr verjudete und nicht nur Boden und Arbeit durch Bucher ausbeutete, sondern die auch immer bereit war, mit den unzufriedenen, aufrührerischen Massen der Großstadt gemeinsame Sache zu machen gegen den Senat und gegen die letzten Überlieferungen nordischer Bauerngesinnung, gegen den Staat überhaupt. Diese Finanzaristokratie trat immer für die heilige und hehre Demokratie ein, in der jeder nach Lust und Belieben Geld verdienen konnte und die mit mathematischer Genauigkeit in die allgemeine Anarchie ausmünden mußte. Dieser demokratische Ritterstand betrieb den unproduktivsten aller Geschäftszweige, den Geldhandel und das Hebungswesen. Diese Geschäftszweige wurden nach dem Urteil des deutschen Historikers Mommsen jetzt „der rechte Sitz und die feste Burg der römischen Ökonomie“. Jetzt wetteiferte alles, sich an kapitalistischen Unternehmungen aller Art zu beteiligen. Dies aber führte zu der Entstehung unpersönlicher Spekulationsgesellschaften, die das genaue Gegenteil waren von dem alten nordisch-bäuerlichen Genossenschaftsgedanken. Man solle, so hieß es damals in Rom, mit seinem Gelde nicht ein einzelnes Schiff ausrüsten, denn das wäre ja noch eine echte Unternehmung gewesen. Vielmehr, so hieß es, solle man mit 49 anderen Kapitalisten zusammen 50 verschiedene Schiffe ausrüsten, sich an jedem einzelnen Schiff also nur zu 2 vH. beteiligen! Hier haben wir schon die Grundlagen der modernen Aktiengesellschaft. Da aber damals ebenso wie heute die Anteile gehandelt und verschachert wurden, weiter Politik und Wirtschaftslage irgendwo besprochen werden mußten, um die Anteile zu bewerten, so wurde das Forum in Rom zur Börse, auf der die Punier, Juden und Orientalen das große Wort führten. Nichts ist bezeichnender für den Wandel der Gesinnung, für den Einfluß des semitischen Geistes als die Tatsache, daß in Ehrenfragen das Duell, der alte nordische Zweikampf, ersetzt wurde durch die Geldwette, die ja unverkennbar semitisch-jüdischen Ursprungs war. Stellte jemand eine beleidigende Behauptung auf,

so wettete der andere mit ihm um eine bestimmte Geldsumme, daß das nicht wahr sei. Um die Wette auszutragen und den Wahrheitsbeweis zu liefern, wurden dann die ordentlichen Gerichte angerufen, die sich ernsthaft um die Klärung des Tatbestandes bemühten. Und welche große, grundsätzliche Bedeutung für die gesamte Entwicklung gerade dieser Wandel in der Wirtschaftsgesinnung hatte, dafür zeugt wiederum das Urteil von Theodor Mommsen, der wie folgt schreibt: „Vor allem zehrte die tiefe Unsitlichkeit, welche der reinen Kapitalwirtschaft innewohnt, an dem Mark der Gesellschaft und des Gemeinwesens und erstezte die Menschen- und Vaterlandsiebe durch den unbedingten Egoismus.“

Das Entscheidende war dabei, daß durch den allmählichen Untergang des römischen und italischen Bauerntums wirklich das Mark des Gemeinwesens verzehrt, dem römischen Staat seine Grundlage entzogen wurde. Von drei Seiten her wurde das Bauerntum vernichtet; zuerst wurde dem Bauern mittels des Schulzinses die Bodenrente entzogen, dann wurden durch die Spekulationen in der freien Marktwirtschaft mit Hilfe des sizilischen und nordafrikanischen Getreides die Kornpreise in Rom heruntergedrückt und dadurch wiederum der Boden entwertet; und schließlich wurden von den großstädtischen Kapitalisten die Bauernstellen billig, aber rücksichtslos und radikal aufgekauft und in Latifundien, gewaltige Meierhöfe mit Sklavenwirtschaft umgewandelt. Diese Latifundien und Farmen hatten aber nichts mehr mit gesundem Landbau zu tun, sondern waren nach Mommsen „die Anwendung der Kapitalwirtschaft auf die Erzeugung der Bodenfrüchte“.

Karthago war hierfür wieder das leuchtende Vorbild. Denn nur ein Nomade, der zum Boden keine Beziehung hat, nur ein semitisches Gehirn konnte sich die Erzeugung der Bodenfrüchte als kapitalistische Großunternehmung ausdenken, und im punischen Nordafrika gab es tatsächlich Riesengüter mit bis zu 20 000 Sklaven. Die Landwirtschaft mußte eben das darin investierte Kapital verzinsen; sie mußte nicht etwa einen volkswirtschaftlichen Ertrag bringen, sondern eine Kapitalrente abwerfen. Das führte natürlich auch in anderer Beziehung zur Auflösung der ursprünglichen Lebensgemeinschaften von Familie und Bauernhof; nämlich auf der einen Seite zur Umstellung der gesamten Bodenerzeugung auf ein einziges Erzeugnis, das nach kapitalistischen Grundsätzen am rentabelsten herzustellen war. Dies bedingte den Übergang Italiens zur Monokultur von Öl und Wein und zur völligen Abhängigkeit von den sizilischen und später ägyptischen Getreidelieferungen, die sich aber als höchst verhängnisvoll herausstellen sollte. Auf der anderen Seite aber führte diese kapitalistische Großwirtschaft auf dem Lande, diese Ausrottung des Bauerntums zu einer entsetzlichen Entvölkerung Italiens, die später einmal noch viel verhängnisvoller wurde. Zur Zeit der Bauernwirtschaft lebten 100 bis 150 Bauernfamilien nordischen Blutes auf demselben Raum, auf dem später eine Familie freier Leute und 50 unverheiratete Sklaven aus allen möglichen, vorwiegend aber orientalischen Rassen lebten. Die freie, nordische Bauernbevölkerung sank unaufhörlich, aber die überwiegend orientalische Sklavenbevölkerung wuchs, dazu noch die parasitäre Bevölkerung reisender Kaufleute und Händler, meistens Punier, Phönizier und Juden. Angesichts dieser wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und rassistischen Umschichtung ist es kein Wunder, wenn das römische Gemeinwesen von Sklaven-Aussänden blutigster Art erschüttert wurde, wenn in Italien und Sizilien unter der Führung orien-

Das Deutsche Heimatwerk liefert:



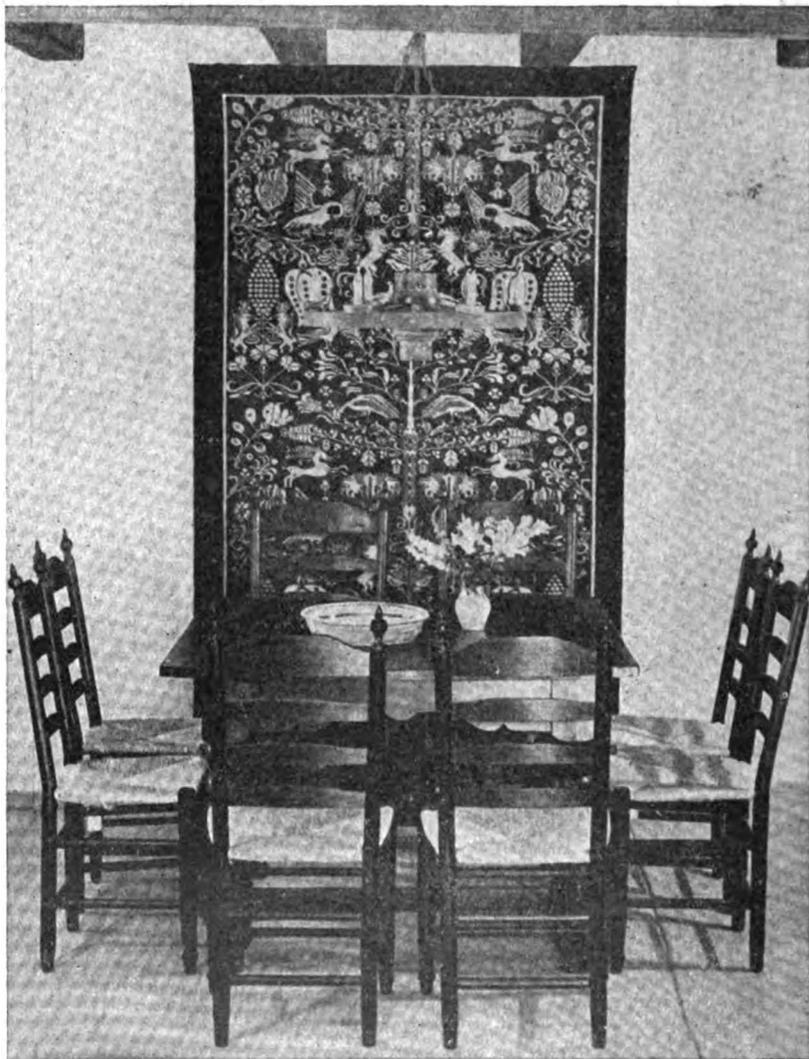
- Handwerkliche Möbel nach bodenständiger Überlieferung in massiver Buche, Eiche, Ahorn, Kiefer, Lärche, Birnbaum, Pflaume u. a. aus Westfalen, Niedersachsen, aus der Kurmark, aus Pommern, Thüringen, Hessen, Bayern und aus Ostdeutschland.
 - Handwerkliche deutsche Holzgeräte für Küche u. Wohnstube, Holzlöffel, Holzschalen für Brot und Obst. Körbe aus Weide und Stroh. Handwerkliche Ess- und Trinkgeschirre, Kochtöpfe, Milchtöpfe aus Ton mit überlieferter farbiger Bemalung aus allen deutschen Gauen. Komplette Zusammenstellung für die Kücheneinrichtung in allen Preislagen.
 - Einzigartige Auswahl in Pflanzkübeln für Garten u. Haus aus gebranntem Ton.
 - Handgesponnenes und handgewebtes bäuerliches Leinen, Aussteuern, Tischzeug, Handtücher für Küche und Haus, Vorhänge. Handbedruckter Blaudruckstoff mit überlieferten Zeichen und Mustern für Tischdecken, Vorhänge und Kleider.
 - Handgewebter Wollstoff aus deutscher Schafwolle für die Kleidung des Mannes und der Frau. Dekorationsstoffe und Möbelbezüge. Handgewebte deutsche Wollteppiche, bunte Flickerteppiche aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und Bayern.
- Besuchen Sie unsere Verkaufsausstellung oder verlangen Sie schriftliche Angebote!

Deutsches Heimatwerk

Berlin W 9, Potsdamer Str. 9
Fernruf: B 2, Luga 3614 u. 3616
Düsseldorf, Gindenswall 42
Fernruf: 13507

Deutsches Heimatwerk

Gem. G.m.b.H. · Gesellschaft des Reichsnährstandes



Das Deutsche Heimatwerk besorgt die Einrichtung von Erbhöfen, Siedlungshäusern, Diensträumen, Landhäusern mit artgemäßem bäuerlichen Hausrat und berät in allen Angelegenheiten der bäuerlichen Wohnkultur • Kostenlose Angebote mit Abbildungen für Wohnungseinrichtungen stehen auf Wunsch zur Verfügung • Beachten Sie unsere ungewöhnlich preiswerten Buchen- und Eichenstühle mit Binsengeflecht

Deutsches Heimatwerk

Berlin W 9, Potsdamer Str. 9
Fernruf: B 2, Röhren 3614 u. 3616
Düsseldorf, Hindenburgwall 42
Fernruf: 13507

Digitized by Google

italischer Sklaven zeitweise Zustände herrschten, die wir heute als bolschewistisch bezeichnen würden. So ist ja dann auch der Name und die Gestalt des Sklavenführers Spartakus bis auf unsere Tage zu einem Symbol für den Bolschewismus, für die Auflehnung der Unterwelt und den Aufstand der jüdischen Nomadenhorden gegen ein geordnetes Staatswesen geworden. Schon beim Ausbruch der Bürgerkriege in Rom sahen Tiberius und Gaius Gracchus diese Gefahr und ebenso ihr späterer großer Gegenspieler Sulla. Durch Aufteilung staatlicher Domänen schufen die beiden Gracchen dem Staat 80 000 neue italische Bauern, und Sulla siedelte aus seinen Legionären 120 000 neue Kolonisten an — aber es war ihr Bemühen wie das Faß der Danaiden, aus dem bekanntlich unten alles wieder abfloß. Denn im Laufe kurzer Zeit wurde doch alles wieder von den römischen Spekulanten aufgekauft und zu Latifundien und Groß-Plantagen zusammengelegt. So ging dann das Schwinden der italischen Volkskraft unaufhaltsam weiter, die Rekrutierungsfähigkeit sank und die Legionen wurden aus den unterworfenen Völkern und Stämmen aufgefüllt; Italien wurde menschenleer. Welch ein vernichtendes Urteil für die kapitalistische Gesinnung bedeutet es und welch eine gewaltige Mahnung vor der nomadischen Gefahr, wenn Mommsen sagt: „Obwohl es zunächst die beiden langjährigen Kriege mit Karthago waren, welche die Bürger- und Bundesgenossenschaft dezimierten und ruinierten, so haben zu dem Sinken der italischen Volkskraft und Volkszahl die römischen Kapitalisten ohne Zweifel ebensoviel beigetragen wie Hamilkar und Hannibal!“ Und wehmütig stellt der große Geschichtsschreiber schließlich folgendes fest: „Einen Ersatz für die schwindende einheimische Bevölkerung sehr zweifelhaften Wertes gewährte die freie, parasitische, orientalische Bevölkerung, die als königliche oder Geheimdiplomaten, als Ärzte, Advokaten, Schulmeister, Pfaffen, Bediente, Schmarozer und in den tausendfachen Ämtern der Industrieritter- und Gaunerschaft in der Hauptstadt, als Händler und Schiffer in den Hafenstädten verweilten.“ Deutlicher als hier der große Geschichtsschreiber Mommsen könnten selbst wir Nationalsozialisten heute nicht werden!

Hier haben wir also ein klassisches Beispiel dafür, wie sich die schmarozenden Nomadenhorden über ein gesundes und blühendes Gemeinwesen bäuerlichen, nordischen Ursprungs hermachten. Erst versuchten sie es mit Söldnern aus aller Welt nach dem Muster der Mongolenhorden und versuchten damit dieses Gemeinwesen niederzuwerfen. Als dies mißlingt, dringen sie durch die langsame Einträufelung der kapitalistischen Gesinnung, auf *k a l t e m* W e g e über die Wirtschaft ein, die bekanntlich keine Eingriffe duldet, sondern sich nur im freien Spiel der Kräfte entwickeln kann. Sie mästen sich an dem so befallenen Gemeinwesen und zerstören es noch viel gründlicher als durch einen offenen Kampf. Wir sehen also: Das Judentum stellt in den zivilisierten Epochen der Weltgeschichte eine gleichsam zivilisierte Form des Nomadentums dar. Es ist deswegen für uns die reinste Verkörperung des nomadischen, schmarozenden und alles zerfetzenden Geistes.

Das, was die semitischen Punier und Orientalen vor zwei Jahrtausenden gegen Rom angezettelt haben, das unternimmt das Judentum später genau so gegen die großen abendländischen Völkergemeinschaften nordischen und bäuerlichen Ursprungs. Es versucht nämlich, das jeweilige Gemeinwesen zunächst durch die Einimpfung der kapitalistischen Gesinnung und der kapitalistischen

Wirtschaftsform für das Wachstum, das Gedeihen und die Ausbreitung der schmarozenden Juden aufnahmefähig zu machen. Das Judentum schafft stets eine Wirtschaftsweise, in der die Juden dank ihrer nomadischen Begabung überall an den entscheidenden Durchgangsstellen sitzen können, um die gewaltigen Zwischengewinne abzuschöpfen — genau so wie die räuberischen Nomadenhorden den Karawanen an den entscheidenden Durchgangsstellen auflauern, sie plündern oder ihnen den gewohnheitsmäßigen Wegezoll abpressen. So entsteht schließlich eine Wirtschaftsform, in der es mit Hilfe des Kapitalbegriffes möglich ist, alles in Bewegung zu setzen, selbst den an sich unbeweglichen Boden, selbst große Fabriken und schwere Hochöfen, damit dieses sich frei bewegende Kapital auch die entscheidenden Durchgangsstellen passieren kann, an denen die jüdischen Wegelagerer sitzen, um ihren Tribut einzubeimsen.

Selten ist nun wohl eine Entwicklung der Entfaltung und Ausbreitung des Judentums so günstig gewesen, wie das jetzt zu Ende gehende Zeitalter der Technik und der industriellen Ausrüstung der Welt. An sich erforderte wohl diese einmalige Entwicklung in der Wirtschaftsgeschichte eine gewisse freie und freizügige Wirtschaft, um die gewaltigen Erfindungen auf allen Gebieten zu Maschinen und Fabrikanlagen, Eisenbahnen und Hütten auszugestalten. Aber man erkaufte damit einen Aufschwung des Judentums gerade in den hochentwickelten Ländern, wie er in der Geschichte auch einmalig dasteht. Denn die sogenannte Emanzipation, die Befreiung des Judentums von allen Fesseln, Bindungen und Ausnahmen, fällt zusammen mit der Entfesselung der Wirtschaft von allen Bindungen, mit der Entfaltung des modernen Kapitalismus. Und genau wie im alten Rom führte diese Entwicklung über wüste wirtschaftliche Spekulationen, gieriges Geldraffen und härteste Ausbeutung der Arbeiter und Bauern zur politischen Demokratie und wirtschaftlichen Anarchie, über soziale Erschütterungen und Revolutionen zur Herrschaft des Judentums, zur Ausfaugung des deutschen Volkes durch die jüdische Nomadenhorde.

Gegen eine solche, durch die Juden hervorgerufene Auflösung des Volkskörpers, gegen eine solche politische Anarchie, die die unausbleibliche Folge des wirtschaftlichen Freibeutertums, der wirtschaftlichen Anarchie ist, genügt nicht der Aufmarsch von Maschinengewehren und Bajonetten und die Aushebung von Rekruten, genügt auch nicht die völkische Abwehr und die natürliche Abneigung eines gesund gebliebenen Bauernvolkes gegen ein raffisch fremdes Nomadentum. Man muß da schon dem Judentum seinen eigentlichen Nährboden entziehen, auf dem es wirtschaftlich prächtig gedeiht, selbst wenn es politisch oder gesellschaftlich geächtet ist, nämlich: die kapitalistische Gesinnung und die freie kapitalistische Marktwirtschaft. Denn die Völkerleichen, die — um ein Wort Gustav Ruhland's anzuführen — auf dem Sezertisch der Weltgeschichte liegen, haben bei der Sektion immer dasselbe Krankheitsbild ergeben. Wie ein mikroskopisch kleiner Krankheitserreger hat sich das Judentum jeweils unbeachtet in die gesunden Volkskörper eingeschlichen. Solange ihre Wirtschaftsordnung lebensgesetzlich blieb, fand der Erreger keinen Nährboden, kein „Substrat“, um — wie der Mediziner sagt — „virulent“, d. h. ausbreitungsfähig zu werden. Erst wenn es im Zuge der blutsmäßigen Entartung der Völker gelang, die lebensgesetzlichen Wirtschaftsordnungen zu ersetzen und der kapitalistischen Anarchie das Tor zu öffnen, dann war der natürliche Nährboden des Judentums geschaffen. Wo dieser Nährboden Kapitalismus nicht wieder aus einem Volkskörper entfernt werden konnte — und das ist im Verlauf der

übersehbaren Weltgeschichte auf die Dauer noch keinem Volk gelungen —, da war wieder eine Völkerleiche fällig. An diesen Völkerleichen seziierte dann die sogenannte Nationalökonomische Wissenschaft insbesondere in den letzten 50 Jahren in Deutschland ohne Erfolg herum. Soweit einzelne — wie Gustav Ruhland — Erkenntnis und Mut besaßen, kamen sie bei ihrer Sektion soweit, den Kapitalismus als Ursache des Volkstodes zu erkennen und anzuprangern. Allein was sie nicht erkannten, war die entscheidende Tatsache, daß der Jude sich diesen Kapitalismus jeweils bewußt als Nährboden geschaffen hatte, um auf ihm als Bazillus wuchern und damit erst das Ende des organisch gewachsenen Volkstörpers herbeiführen zu können.

Das erste Volk, das in der Weltgeschichte in tiefster Erkenntnis der wirklichen Ursachen sich ansieht, hier reinen Tisch zu machen, ist das im Nationalsozialismus gegen den Juden immun gewordene deutsche Volk. Und wenn Deutschland auf diesem schweren Wege überhaupt Aussicht auf Erfolg hat, so neben der richtigen Erkenntnis der Ursache deshalb, weil wir uns trotz aller kapitalistischen Anfechtungen noch ein blutlich gesundes, nordisch bestimmtes, in Stil und Haltung nordisch geprägtes Bauerntum erhalten haben. Durch die Gewalt einer Führerpersönlichkeit wie Adolf Hitler zu neuer Kraft erweckt, hat dieses Bauerntum selbst die Kraft aufgebracht, einen Weg aufzuzeigen, wie eine artgemäße Wirtschaft, frei von allen kapitalistischen und jüdischen Einflüssen, im nordisch-germanischen Sinne gestaltet werden kann!

Dies ist heute die Lage: D o r t steht die jüdisch-bolschewistische Auflösung und Anarchie, und ihre Brandsfadel geistert heute durch das ganze Abendland; h i e r aber steht die in Blut und Boden verwurzelte Ordnung des Nationalsozialismus, in der die Wirtschaft dem Volke dient.

Das deutsche Volk hat gewählt!

Die Welt hat nun die Wahl!

Georg Halbe:

Goslar 1936

Der 4. Reichsbauerntag vom 23. bis 29. November 1936

Entscheidend für die Lebensform des Menschen ist die Art, wie er sich der Erde gegenüber verhält. Wer danach strebt, ihr zu dienen, der wird in ihr verwurzeln; wer sie dagegen nur auszubeuten trachtet, den wird das Leben unftet hin und her treiben. R. Walther Darré faßte diesen uralten Gegensatz in die Begriffe von Bauern- und Nomadentum.

Es gibt tatsächlich keinen größeren Gegensatz in der Haltung gegenüber dem Leben als diesen. Er wirkt sich auf allen Lebensgebieten aus. Im Religiösen sehen wir bei den bäuerlichen Völkern eine Götterwelt, die mit dem irdisch-himmlichen Wechselspiel der Tages- und Jahreskreisläufe in sinnvollem Ein-

Klang steht, während bei Nomaden ein meist finsterner Eingott herrscht, dessen Hauptmerkmal es ist, daß er diesen Einklang unterbricht. Hier ist nicht die weisheitsvolle Ordnung des Ganzen das Wunder, sondern der willkürliche, störende Eingriff in diese Ordnung.

Für das Rechtsleben gilt sinngemäß das gleiche. Bäuerliches Recht gründet sich auf die Wirklichkeiten der natürlichen Kreisläufe. Die aus inneren Zusammenhängen wachsenden Notwendigkeiten werden als bestimmte Satzungen des Lebens das Recht, dem der einzelne sich einzuordnen sucht. Dem Nomaden hingegen schreibt sein Gott bestimmte Gesetze vor, denen der einzelne sich unterwerfen muß, gleichgültig, ob sie dem Leben dienen oder zuwiderlaufen. Das menschliche Verhältnis zum Leben wird das gleiche. Der Bauer sucht den natürlichen Satzungen des Lebens gerecht zu werden, der Nomade aber diese zu umgehen und dem Leben eigene Gebote der Nützlichkeit als Gesetz aufzuzwingen. Das prägt sich am klarsten im Familienrecht aus, das dem Bauern von der natürlichen Wirklichkeit seines Blutes vorgezeichnet wird. Der Bauer lebt mit einer artverwandten Frau in gemeinschaftlicher Eihe. Stellung und Aufgaben der Frau sind daher ebenso geachtet wie die des Mannes. Der Nomade dagegen lebt in einseitiger Vielehe, ohne sich um die blutsmäßige Herkunft seiner Weiber zu kümmern. Es bleibt seiner Willkür überlassen, ob er eine artverwandte Stammesgenossin oder eine fremdstämmige Sklavin zur Mutter seines Erben machen will. Kurz gesagt: Der Bauer züchtet sein Volk und artet es auf, der Nomade bastardiert die Völker und entartet sie. Da ihm die Selbstzucht fehlt, sucht er auch den Gott, der ihn zwar nicht züchtet, aber züchtigt.

Es wäre unsinnig, hierüber heute noch viele Worte zu verlieren, wenn nicht gerade die Gegenwart diesen Gegenfas mit so unerhörter Schärfe hätte wirksam werden lassen. Der Entartung im und durch den Bolschewismus steht die Aufartung im und durch den Nationalsozialismus gegenüber.

Kann man den Nationalsozialismus mit dem deutschen Volke gleichsetzen, so wäre eine Gleichsetzung des Bolschewismus mit dem russischen Volke jedoch falsch. Das russische Volk ist nicht Träger des Bolschewismus, sondern sein Opfer, der Schauplatz, auf dem er sich austobt. Träger des Bolschewismus ist das bastardierende und zersetzende Judengemisch, das als Völkerbazillus wirkt und jegliches Volk durch die von ihm ausgehende Entartung überwältigt, dessen innere Gesundheit nicht stark genug ist, den Bazillus der Verjudung unschädlich zu machen. Als im vorigen Jahrhundert die Sondergesetze für das Judentum aufgehoben wurden, setzte die endgültige Verseuchung durch das Judentum ein. Liberalismus, Marxismus und Kapitalismus wurden nicht als Kennzeichen dieser Verseuchung erkannt, sondern geradezu als neue Errungenschaften gefeiert. So konnte die langsame Vergiftung sich immer stärker einnisten und die Krisis heraufbeschwören, die am Ende des Weltkrieges zu den Umwälzungen in Ost- und Mitteleuropa führte. Die Seuche endete für Rußland mit „letalem“ Ausgang. Für uns bedeutete sie Wiederherstellung der Gesundheit bei gleichzeitiger Bildung innerer Abwehrstoffe, die den Volkskörper für den Bazillus unempfindlich gemacht, ihn „immunisiert“ haben.

Wir sind nicht das erste Volk, das diese Krankheit der inneren Zersetzung durchgemacht hat, und werden wahrscheinlich auch nicht das letzte sein; vielmehr werden diese Völkerkrankheiten sich wiederholen, solange es ein Judentum auf der Erde gibt und sobald es diesem Judentum gelingt, irgendwo maßgeblichen

Einfluß zu gewinnen. Spanien ist bereits das nachfolgende Opfer, und es sieht ganz so aus, als ob auch Frankreich schon so weit angesteckt worden ist, daß es um die Notwendigkeit der Krisis nicht mehr herumkommen wird. Der eigentliche Seuchenherd aber liegt in Moskau.

Der den Nomaden angeborene Trieb, die Erde auszubeuten, steigerte sich bald zu der Sucht nach Raub, die verhältnismäßig harmlos blieb, solange die einzelnen Raubzüge mit Gewalt durchgeführt wurden. Wirklich gefährlich wurde diese Raubsucht aber dann, als an Stelle der Gewalt List und Heimtücke traten. Und das ist es, was das Judentum seit je so überaus gefährlich gemacht hat, daß es seine Raublust niemals offen zeigte, sondern immer heimtückisch dabei vorging. Die heimtückischste Methode, gesunde Völker auszurauben und auszuplündern, war und ist der Kapitalismus.

In seiner eingangs dieser Folge abgedruckten Rede schilderte Stabsamtsführer Dr. Reischle den „Kapitalismus als Nährboden des Judentums“ und führte dabei eingehend und auf Grund vieler geschichtlicher Tatsachen im einzelnen das aus, was wir eben kurz anzudeuten versucht haben. Macht man seinen Vortrag zum Mittelpunkt der gesamten Vorträge, die gelegentlich des Reichsbauerntages am 26. und 28. November gehalten worden sind, dann treten die inneren Beziehungen, in denen die einzelnen Vorträge zueinander stehen, um so eindeutiger hervor.

Vor Dr. Reischle hatten Ministerialdirektor Dr. Saur und Stabshauptabteilungsleiter Dr. Merkel über „Die Demokratie als System zur Vernichtung des Bauerntums“ und über „Die weltanschaulichen Grundlagen des Bauernrechts“ gesprochen. Je deutlicher man heute das Blendwerk des Kapitalismus durchschaut, desto klarer wird einem die innere Verlogenheit, die sich als sogenannter Liberalismus eingeführt und zum Marxismus, sogar Bolschewismus gesteigert hat.

Mit dem Liberalismus begann die Vernichtung des deutschen Weltbildes und des deutschen Lebensgefühls. Mit dem Schlagwort „Demokratie“ wurde sie ihm verschleiert.

Demokratie heißt Volksherrschaft, hat aber mit der Herrschaft des Volkes in Wahrheit nichts zu tun. Gerade der von ihr betont in den Vordergrund gestellte Liberalismus schließt eine Volksherrschaft aus. Liberalismus, der dem einzelnen persönliche Freiheit auf allen Gebieten gewähren sollte, wurde von vornherein verfälscht und führte dazu, daß das Volk nicht der verantwortungsbewußten Freiheit, sondern der zügellosen Willkür einzelner ausgeliefert wurde.

Am deutlichsten zeigten sich die verheerenden Folgen der Demokratie im bäuerlichen Erbrecht. Der altgermanische sinnvolle Satz: „Der Erbe wird geboren, nicht gekoren“, wurde umgestoßen. Die Kirche zögerte nicht, hierbei tätige Mithilfe zu leisten, um durch das römische Erbrecht zu größtmöglichem Grundbesitz gelangen zu können, der heute noch mehr als eine Million Hektar beträgt. Die Folge dieser Maßnahme war die Entwurzelung des Bauerntums. Der Boden wurde Ware. Er diente nicht mehr der Erhaltung der Sippe, sondern wurde eigensüchtig ausgebeutet und ausgeschlachtet.

Setzte die Zerstörung des bäuerlichen Erbrechts bereits im Mittelalter ein, so erlangten die eigentlichen liberalistischen Ideen erst mit der Französischen Revolution ihre volle Wirksamkeit. Zu dem Begriff der Freiheit traten die der Gleichheit und Brüderlichkeit hinzu und wurden wahllos als politische

Schlagworte mißbraucht. Vergebens warnten deutschbewusste Männer wie Arndt und der Freiherr vom Stein vor dem Blendwerk, das namentlich von Juden und Freimaurern mit Hilfe dieser Schlagworte in Gestalt anonymer Gesellschaften errichtet wurde. Erfolg hatte fortan nicht mehr der verantwortungsbewusste Mann, sondern der gewissenlose Geschäftemacher. Dem Bauern wurde zwar die persönliche Freiheit wiedergegeben, zugleich aber wurde ihm der Boden unter den Füßen fortgezogen.

Norwegen z. B. hat sich gegen diese Entwicklung lange gestraubt. Erst nach Mitte des vorigen Jahrhunderts gewährte es dem Liberalismus Eingang und verfiel dann ebenfalls den gleichen, grauenhaften Auswirkungen, die der Verrat des Obalsgedankens bei uns schon lange heraufbeschworen hatte.

Der krasseste Ausdruck der Verneinung der naturgegebenen Bindung zwischen Blut und Boden wurde der Bolschewismus, der viele Millionen von Bauern erbarmungslos verhungern ließ. Dies alles geschah unter dem Feldgeschrei der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Erst das nationalsozialistische Deutschland machte diesem Spuf ein Ende und verband von neuem Hof und Sippe miteinander. Nicht mehr die Ichsucht kann sich austoben, das Gemeinschaftsgefühl und mehr noch das Gemeinschaftsbewußtsein ist zur Voraussetzung des bäuerlichen Lebensbereiches gemacht worden. Den Ausgangspunkt hierzu bildet das Reichserbhofgesetz. Dieses gewährt den Bauern die Freiheit, die ihrem eigentlichen Sinne gerecht werden kann.

Hatte Ministerialdirektor Dr. S a u r e auf diese Weise die Verdrehungen der wirklichen Lebensordnung durch die Demokratie, d. h. durch nomadische Weltauffassung, gekennzeichnet, so schilderte Dr. M e r k e l die wirklichen Zusammenhänge. Auch er ging von dem Gegensatz aus, in dem das Bauerntum zum Nomadentum steht, und aus den völlig anderen Voraussetzungen, die sich daraus für die Rechtsgestaltung ergeben.

Ehrbarkeit, Leistung, Pflichterfüllung, Beständigkeit, Ordnung usw. sind die Wurzeln, aus denen ein deutsches Recht wächst. Vom Gedanken der Ordnung zu dem der Führung ist nur ein kleiner Schritt. Führung wird nur der mit Diktatur verwechseln, der Ordnung nicht kennt oder nicht will. Führung findet ihr Widerspiel in der Gefolgschaft. Eine ist ohne die andere nicht möglich. Echte Gefolgschaft ist aber zugleich auch immer Gemeinschaft. Sie macht deutsches Recht zu einem Gemeinschaftsrecht. Die einzelnen Gemeinschaften gliedern sich ständisch und schaffen demgemäß die Rechtsordnung, die ihren Lebenswirklichkeiten entspricht. Bauerntum als Stand findet seinen Ausdruck im Reichsnährstand und ruht auf der durch den Nationalsozialismus geschaffenen Bodenverfassung, die ebensowenig Zwergbesitz wie Latifundienbesitz zulassen kann.

Der Bauer als der Bearbeiter des Bodens wird dadurch nicht geldlich mit diesem in Beziehung gebracht, sondern ausschließlich leistungsmäßig. Leistung geht dem Gelde vor. Sie muß ihren gerechten Lohn finden, der auch darin zum Ausdruck kommt, daß ein gerechter Pachtzins bestimmt wird. Dadurch erhält nicht mehr derjenige ein Recht am Boden, der diesen am zweckmäßigsten auszubenten weiß, sondern derjenige, der ihn am pfleglichsten zu bewirtschaften vermag.

Das Ergebnis der Bewirtschaftung wird der Willkür in Form der bisher üblichen Spekulation entzogen. Der Konjunkturgewinn hört auf und wird vom gerechten Preis überwunden. All dieses ist nur da möglich, wo eine Wirtschaftsordnung Leistung und Erlös aus der Leistung in Einklang bringt.

In der Ernährungswirtschaft des Reichsnährstandes ist diese Aufgabe erstmalig verwirklicht worden. Ein deutliches Zeichen hierfür ist, daß andere Wirtschaftsgebiete den Begriff der Marktordnung für ihre eigenen Zwecke aufgegriffen haben, ohne jedoch die weltanschaulichen Voraussetzungen für diesen Begriff geschaffen zu haben. Dies ist nicht angängig, besonders dort nicht, wo Syndikate und Trusts ihre Mitglieder wirtschaftlich binden, und wo diese Bindung nicht erfolgt, um die eigene Leistungsfähigkeit zu erhöhen, sondern nur um die gemeinsame kapitalistische Stoßkraft zu verstärken. Bäuerliche Wirtschaft ist geordnete Wirtschaft und nicht nur gebundene.

Durch diese neue Lebensordnung des Bauern werden vollkommene Rechtsgründe geschaffen und gesunde Rechtsformen bedingt. Durch sie wirkt der Bauer beispielgebend für sämtliche anderen Wirtschaftsgebiete und für das gesamte deutsche Rechtsleben überhaupt. Er leistet damit einen außerordentlich wesentlichen Beitrag zum Aufbau des neuen Reiches.

Am Tag zuvor hatte Professor Konrad Meyer über „Bauerntum, deutscher Geist und deutsche Wissenschaft“ gesprochen und damit die allgemeinen weltanschaulichen Grundlagen aufgezeigt, deren Freilegung und Anerkennung die Vorbedingung für die Neugestaltungen unseres gesamten Volkslebens bilden. Er verbesserte den bekannten Satz des Cartesius, den er dahin abänderte, daß „ich nicht bin, weil ich denke, sondern daß ich denke, weil ich bin“. Das Sein ist volksbedingt und geht dem Denken voraus. Daher kann auch das, was ein Mensch denkt, nur dann richtig und von Wert sein, wenn es volksbewußt ist. Das Volksbewußte kennzeichnet sich dadurch, daß es zugleich bauerntümlich ist, sogar sein muß, denn das Bauerntum ist und bleibt der Ursprung jeglichen Volkstums.

Aus diesem Grunde war die Reinigung der deutschen Hochschulen von jüdischen Lehrkräften nicht eine Maßnahme der Willkür, sondern der Notwendigkeit. Jüdische Wissenschaft kann nur ebenso volksfremd sein, wie der Jude volksfremd ist. Aber sie war noch Schlimmeres, sie war volksfeindlich, sie löste auf und brachte die Zersetzung, während es deutsch und bäuerlich ist, den Zusammenhängen des Lebens zu dienen und so das Leben selbst zu gestalten.

Der tiefste Grund aller Weltanschauung ist der Glaube. Er ist das stärkste und umfassendste Grundwerk sowohl für den einzelnen wie für die Allgemeinheit. Stabsleiter Dr. Wilhelm Rinkel in sprach über „Bauernglaube als Ahnenerbe“. Er zeigte, wie das tägliche Erleben und die Arbeit des Bauern die Grundlage sind, auf der allein ein wirklicher Glaube wachsen kann. Nur das persönliche Erlebnis kann zu lebendigem Glauben führen. Wo dieses Erlebnis fehlt, wird nicht mehr geglaubt, sondern nachgebetet. Aus dem Erleben heraus konnte es für den germanischen Menschen seit je nur ein Göttliches geben. Das Wirken dieses einen Göttlichen, das nicht personifiziert wurde, gewann in den Einzelgöttern seine Gestalt. So waren Götter Wesenszüge des einen göttlichen Urgrundes, nicht aber Götzen. Aus dem Erlebnis des Frontsoldaten zog der Vortragende Vergleiche zu dem Wachsen des Bauernglaubens, der aus den gleichen unerbittlichen Urgründen entsprossen ist, vor die der Krieg uns und unsere Zeitgenossen gestellt hat. Der Soldat erlebte wie der Bauer den Tod nicht als Strafe, sondern als notwendige Antwort auf das Leben, das immer stärker bleibt als der Tod, weil es ewig ist.

Wo diese Erkenntnis dem eigenen Erlebnis entspringt, da erst erhält der Glaube seine wirkliche Kraft, die ihn unzerstörbar macht, denn sie läßt ihn zu der Gewißheit werden, daß Gott ebensowenig ewig ist wie das Leben, das von ihm ausgeht.

Beide Vortragende haben in der Persönlichkeit den entscheidenden Gestalter der Lebenswerte erkannt, der die Kräfte seines Volkstums in sich selbst zusammensfaßt und durch sie aus dem persönlichen Erlebnis die schöpferischen Kräfte in die Gegenwart trägt.

Was die Persönlichkeit derart gestaltet, wird Grundlage für die Gemeinschaft. Der einzelne weist das Ziel, die Fähigsten führen das Volk zu diesem hin. Wie das Volk diesen Weg geht, ist in höchstem Maße von der Haltung und dem Können seiner Führer abhängig. Also müssen diese Führer zu einer gewissen Haltung erzogen und in ihren Fähigkeiten gebildet werden.

Stabshauptabteilungsleiter Karl M o s suchte in dem Beispiele des Jesuiten und des Gentleman klarzumachen, was als Führertyp gekennzeichnet werden kann, wobei er gleichzeitig über „Die Grundsätze der bäuerlichen Führer-erziehung“ sprach. Er fordert von dem erstrebenswerten Führertyp, daß er in seiner Weltanschauung von dem Blute her bestimmt und in seinem Lebensziel von bäuerlicher Grundhaltung durchdrungen ist. Ebenso muß er ein körperlich erbgesunder Mensch sein.

Dies bedingt einmal die Auslese nach rassistischen und erbbiologischen Gesichtspunkten, zum andern die weltanschauliche Bildung durch ein auf das Leben ausgerichtetes Wissen. Ein Führer darf weder unwissend noch ein bloßer Vielwisser ein. In dem einen Fall müßte er wissenschafts- und im anderen lebensfeindlich werden. Leben und Wissen aber müssen sich miteinander durchdringen und so die weltanschauliche Bindung jedes einzelnen an seine völkisch-bedingte Aufgabe bewirken. Erst wenn diese Bedingungen erfüllt sind, kann ein Führerkorps heranwachsen, das — sich seiner Verantwortung bewußt — dem Auftrag gerecht wird, der ihm vom Volke durch den Führer anvertraut worden ist.

Diesen Vorträgen, in denen die weltanschaulichen Gründe und Notwendigkeiten nationalsozialistischer Denkart und Handlungsweise dargestellt wurden, waren die Arbeitsberichte der Reichshauptabteilungsleiter Dr. K o r t e und Dr. B r u m m e n b a u m vorangegangen. Ihre Ausführungen über „Unsere Arbeit am Markt“ und „Unsere Arbeit am Hof“ gaben einen Überblick über die Verwirklichung der weltanschaulichen Grundlagen und erfuhren gewissermaßen eine Zusammenfassung durch den Arbeitsbericht von Reichshauptabteilungsleiter Matthias H a i d n in seinem Arbeitsbericht über „Unsere Arbeit am Menschen“.

Auf ihnen fußend, sprach außerdem über das, was noch zu tun übrig ist und das, was namentlich in Verbindung mit dem Vierjahresplan seine besondere Wichtigkeit erhält, Staatssekretär Herbert B a d e. Sein Vortrag „Bauern- tum und Vierjahresplan“ beschloß die zweite Haupttagung. Nach einem Rückblick auf die freihändlerische Entwicklung der Weltwirtschaft und ihre Auswirkung auf das Bauerntum verneinte der Vortragende ausdrücklich, daß Deutschland Autarkie um der Autarkie willen anstrebe. Er stellte vielmehr fest, daß unsere beschränkte Wirtschaftslage und die feindliche Einstellung der freihändlerischen Welt die Ursachen sind, die uns zur Selbstbeschränkung und zur Aufstellung des Vierjahresplans gezwungen haben.

Unter einem Hinweis auf die preußischen Könige und deren Getreidewirtschaft schilderte er unsere gegenwärtige Lage, die insbesondere durch die Industrialisierung Deutschlands gegenüber früher zwangsläufig verschärft worden ist.

Als der Nationalsozialismus die Führung Deutschlands übernahm, sah er sich einer Welt gegenüber, die das Bauerntum gedankenlos oder böswillig hatte zugrunde gehen lassen bzw. bereit war, dies zu tun. Die weltanschauliche Bindung des Nationalsozialismus gebietet die genau gegenteilige Einstellung und stellt uns damit außerordentliche Aufgaben. Deutschland ist infolge seines beschränkten Raumes und infolge seines Mangels an vielen Rohstoffen gezwungen, seinen Boden bis ins letzte auszunützen, und nicht nur das, es ist auch gezwungen, die Kräfte des Bodens durch die Hilfsmaßnahmen der Düngung usw. bis aufs äußerste zu steigern. Der Vortragende kam so zu den Hauptforderungen:

1. der Mehrerzeugung,
2. der Vorratswirtschaft,
3. einer neuen Haltung gegenüber den Erzeugnissen daraus.

Der ersten Forderung werden wir dadurch gerecht werden, daß die Melioration verstärkt durchgeführt werden wird, wobei jeder einzelne Bauer staatliche Hilfe erfahren wird, und zwar soll ihm diese Hilfe nicht nur zuteil werden für Arbeiten, die er jetzt erst angreift, sondern auch für solche, die er bereits selbstverantwortlich in Angriff genommen hat.

Eine zweite Maßnahme, die zur Mehrgewinnung von Land führt, ist die Flurbereinigung, die zugunsten der Allgemeinheit vorgenommen wird. Die dritte, ebenfalls sehr bedeutsame Aufgabe ist die Umwandlung von Wiesen in Ackerland. Der dadurch bedingte Minderertrag an Heu ist aber nicht einfach abzuschreiben, sondern durch verstärkte Bewirtschaftung der übrigen Grünlandflächen gutzumachen.

Auch brachliegende Baugrundstücke sollen der Bewirtschaftung dienstbar gemacht werden. Außerdem wird eine stärkere düngungsmäßige Ausnützung städtischer Abwässer geplant.

Der Ertrag des Bodens wird sich noch weiterhin steigern lassen, wenn man die Düngung stärker und zweckmäßiger durchführt und den Kalkbedarf des Bodens besonders berücksichtigt. Für den Düngerbezug soll wiederum eine Reichsgarantie eingeführt werden.

Als weitere Planung tritt weitestgehende Ausdehnung des Zwischenfruchtbaues und der Bau von Grünfutterbehältern hinzu, der in Anbetracht der Futterlage in verstärktem Maße durchzuführen ist. Die Futterlage wird insofern eine Erleichterung erfahren, als bereits in zwei Jahren so viel Saatgut der Süßlupine zur Verfügung stehen wird, daß der Anbau von bitteren Lupinen verhindert werden kann.

Als dritte Aufgabe ergibt sich die Wiesenpflege und Ausnützung des Grünlandes, die vor allem auf die Erzielung eines besseren Heues abgestellt werden soll.

Auch Obst- und Gemüsebau sind entschieden noch zu steigern. Gemüse- und Obstbau sind oft rein konjunkturmäßig betrieben worden. Sollte diese Konjunkturwirtschaft von einzelnen auch fernerhin betrieben werden, so wird gegen solche Schädlinge unnachsichtlich eingeschritten werden.

Dann kam der Vortragende auf das schwierigste Gebiet unserer Ernährung zu sprechen, und zwar auf die Fettversorgung. Auf diesem Gebiet bringt sich unser Raummangel am stärksten zur Geltung. Der Anbau von Ölfrüchten war in Deutschland fast völlig ausgegeben. Man hatte sich hierin gänzlich vom Auslande abhängig gemacht. Es wäre nun ein leichtes, den Anbau von Raps und Rübsen stark zu erweitern, wenn wir einen Überfluß an Getreide oder Hackfrüchten hätten. Dieses ist aber nicht der Fall. Der Anbau von Ölsaat kann also nur auf Kosten der anderen Fruchtarten geschehen, wird sich aber trotzdem im Rahmen des Vierjahresplanes verdreifachen lassen.

Was nicht durch Mehrerzeugung beschafft werden kann, wird durch sparsame Verwendung des Vorhandenen ausgeglichen werden müssen. Die Maßnahmen hierfür beginnen bereits bei der Tierzucht, die den besten Futterverwerter herauszuzüchten hat. Als weitere Maßnahme kommt hinzu die Schulung und Beratung über die beste Futterverwendung, die dem wahllosen Verfüttern vorhandener Vorräte vorbeugt.

Ebenfalls ein Gebiet von stärkester Bedeutung ist die Kleintierzucht, zu deren Gunsten gleichfalls noch viel Aufklärungsarbeit wird geleistet werden müssen. Auch für Kleintierzüchter und -halter sind Erleichterungen vorgesehen.

Der Vortragende sprach dann weiter über die Lücke der Versorgung und die sich daraus ergebenden Abwehrmaßnahmen. Es sei hier nur auf die nichtsparsame Verwendung der Kartoffel in den Brennereien hingewiesen, sowie auf die immer noch sehr wesentliche Steigerungsmöglichkeit des Fischverbrauchs. Der Fischmarkt ist in der Lage, den Fleischmarkt sehr wesentlich zu entlasten. Ebenso kann beschränkte Fettmahrung durch erhöhte Zuderernährung ausgeglichen werden. Zuder aber läßt sich in Deutschland ausreichend erzeugen.

Behandelt wurde weiter die Sorge um den Landarbeiter und den Einsatz der vorhandenen, aber immer noch nicht ausreichenden Arbeitskräfte im Rahmen des Vierjahresplanes. Zur Sicherung der Ernte kann der Arbeitsdienst herangezogen werden. Der weibliche Arbeitsdienst bietet die Möglichkeit, die überlastete Bauernfrau zu unterstützen. Der Bau von Landarbeiterwohnungen, der bereits in den vergangenen Jahren in Angriff genommen worden ist, wird in verstärktem Maße betrieben werden, um den vorhandenen Landarbeitern eine günstige Lebensgrundlage zu sichern.

Was trotzdem an Arbeitskräften nicht aufzubringen ist, soll durch Technisierung und Rationalisierung der Betriebe ausgeglichen werden, ehe es zu einer Gefahr werden kann. Motorische und elektrische Kräfte müssen stärker eingesetzt werden, die hohen Strompreise oder sonstigen Betriebskosten eine Herabsetzung erfahren. Hierbei ist zu betonen, daß diese Maßnahmen in keiner Weise darauf abgestellt sind, die menschliche Arbeitskraft auf dem Lande unnötig oder auch nur entbehrlich zu machen. Was gewollt und angestrebt wird, ist allein das Ziel, den vorhandenen Kräften die Arbeit zu erleichtern. Die Leistung des einzelnen soll nicht geschmälert, sondern im Gegenteil erhöht werden und nicht nur die Leistung, sondern auch die Leistungsmöglichkeit.

Wenn die Bauern auf diese Weise die Ernährungs- und Lebensgrundlage der Volksgemeinschaft sichern, so hat auch diese ihren Teil dazu beizutragen, indem sie eine vernünftige Vorratswirtschaft betreibt und den Verderb vorhandener Vorräte nach besten Kräften verhütet. Erst aus diesem Hand in Hand arbeiten kann die notwendige Haltung den Erfordernissen des Lebens gegen-

über wachsen, die dann ihrerseits dazu beitragen wird, daß etwa eintretende Verknappungen und Spannungen leicht und mit der nötigen Einsicht überwunden werden.

In der Herbeiführung dieser Einstellung der Allgemeinheit zu etwaigen gemeinsamen Nöten und Schwierigkeiten liegt die vielleicht wichtigste Aufgabe des Vierjahresplanes überhaupt, denn sie richtet sich nicht nur an den Menschen schlechthin, sondern an seinen sittlichen Wesenskern. Auch Einschränkung und Entbehrung sind Leistung und doppelt wertvoll da, wo der einzelne sie zum Wohle der Volksgemeinschaft vollbringt.

Der „Abend des deutschen Bauerntums“ unterbrach die Vortragsfolge. Zwei Bühnenbilder ließen noch einmal die korrupten Zustände der Systemzeit Gestalt werden. Außerdem gab die Reichsschule Neuhaus einen Beweis ihres Könnens in einer Vorführung von Leibübungen und rhythmischen Bewegungsspielen.

Der Reichsbauernführer hatte vorher einige notwendige Worte dazu gesprochen. In ihnen wies er darauf hin, daß es alter Brauch sei, gemeinschaftliche Arbeit auch durch eine gemeinschaftliches Fest zu beschließen. Wenn nun versucht würde, diesem Feste eine neue Gestaltung zu geben, so solle das noch nicht heißen, daß damit die endgültige Form bereits gefunden sei. Diese müsse vielmehr aus der Gegenwart herauswachsen und in solchen oder ähnlichen Veranstaltungen eine Möglichkeit finden, die ihr gemäße Form zu suchen.

Hierbei kommt der Trachtenfrage eine besondere Bedeutung zu, die nicht dadurch gelöst werden kann, daß man vergangene Zeiten einfach nachahmt. Trachten werden nicht dadurch lebendig, daß man sie aus den Museen, wohin sie gehören, wieder hervorholt. Tracht ist nicht Uniform. Diese ist insofern höchstens Einheitstracht, als sie aus Zweckmäßigkeitsgründen dazu bestimmt ist, der körperlichen Erscheinung unterschiedlicher Menschen ein gemeinsames Aussehen zu verleihen. Der Sinn der Tracht ist hingegen ein völlig entgegengesetzter. Er will nicht der Körperlichkeit, sondern der seelischen Grundhaltung eines bestimmten Menschenschlages ein bestimmtes und gemeinschaftliches Gepräge geben, durch das er sich gerade als besonderer Menschenschlag von anderen unterscheidet.

Tracht kommt von tragen und trägtig sein. Mit diesem Hinweise hat der Reichsbauernführer sehr wesentliche Beziehungen aufgezeigt, die besonders deutlich werden, wenn man sich des erhöhten Seelen- und Gefühlslebens einer werdenden Mutter erinnert. Die alten Trachten sind tot; neue aber müssen ebenso organisch wachsen und sich entwickeln, wie die alten es getan hatten, wenn sie der Seelenhaltung des heutigen Menschen einen wesensgemäßen Ausdruck verleihen sollen. Es ist mit ihnen, wie mit jeglicher Altmelei. Wir wollen und werden sie als Vergangenes verehren, aber nicht eher wieder aufzuwecken suchen, bevor wir ihnen nicht eine lebendige Beziehung zu unserer Gegenwart geben können.

Als Gast war an diesem Abend auch der Stellvertreter des Führers anwesend. Tags darauf eröffnete er mit einer kurzen Ansprache die abschließende Vortragsreihe des Schlußtages. Er dankte hierbei dem Reichsnährstande für die bisher vollbrachten Leistungen, ohne des Arbeiters zu vergessen, der zum Gelingen des Ganzen seinen sehr wesentlichen Teil beigetragen hat.

Das junge Antikominternbündnis des Führers mit Japan gab der Ansprache weiteren Inhalt. Unter Hinweis auf die Ereignisse in Spanien und die bolschewistischen Zustände in Rußland wandte sich Rudolf Hess gegen den Vorwurf, der vom Weltliberalismus erhoben wird, daß dieses Bündnis den Zweck habe, die Völker der Erde in zwei Parteien zu spalten. Nicht hierauf käme es an. Der Sinn des Bündnisses sei vielmehr, den Zusammenschluß zwischen allen gutgewillten Menschen und Völkern in gleicher Weise herbeizuführen, wie das Rechtsgefühl und der Wille zum Recht des einzelnen auch die eigene Volksgemeinschaft zusammenschlüsse, um allem Verbrechen gemeinsam und mit Erfolg entgegenzutreten.

Wie sehr diese Worte des Stellvertreters des Führers der Wahrheit entsprechen und wie sehr berechtigt sie sind, wird niemand bezweifeln, der das zerstörerische Unwesen des Bolschewismus — und sei es auch nur aus Berichten — kennen gelernt hat und andererseits tagtäglich erlebt, wie sehr das Ziel nationalsozialistischen Sinns und Trachtens das friedliche Schaffen des deutschen Bauern ebenso wie des ganzen deutschen Volkes ist.

An der friedlichen Haltung des deutschen Volkes kann nicht gezweifelt werden. Wenn Reichsoberführer Wilhelm Meißner das Bauerntum trotzdem als „Adolf Hitlers Sturmabteilung“ bezeichnete, so liegt darin kein Widerspruch. Einsatzbereitschaft bedeutet keineswegs Kampfgier.

Meißner sprach über die große Stunde, die im Leben eines jeden Menschen oder Volkes immer einmal kommt, und davon, daß es gilt, sich für diese Stunde im rechten Augenblicke mit seiner ganzen Person einzusetzen, wenn sie nicht verschlafen oder sonstwie versäumt werden soll. Es sind dies die seltenen Schicksalszeiten eines Volkes. Sie sind zwar meistens schwer, wollen deswegen aber doch nichts weniger, denn als Glück bewertet werden. Die Gegenwart ist eine solche Stunde, und es wirklich „eine Lust zu leben“.

Schicksalsstunden stehen an der Wende zweier Zeiten. Wer sie ungenützt verstreichen läßt, der verfällt entweder der Totenstarre eines abgelebten Systems, oder dem Chaos der Anarchie. Wer dagegen die Aufgaben der neuen Zeit erkennt, der wird zu einem neuen Menschen geboren.

Das deutsche Volk erfuhr seine Neugeburt durch den Nationalsozialismus, von dem aus es keine Brücken mehr zurück in die Leichenstarre der Systemzeit, noch hinüber zum Chaos gibt. Beide Zustände werden abgeworfen wie tote Schalen, die einen neuen Keim eingeschlossen hielten.

Wer sich zu diesem neuen Reime bekennt, bildet eine neue, oder besser, die neue Gemeinschaft, der der Begriff „organisch“ nicht mehr nur ein Schlagwort, sondern eine Lebenserfahrung wird. . . Ihr entwächst die kämpferische Haltung, die Verantwortungsbewußtsein gibt und Selbstsucht unbedingt dem Gemeinschaftsstreben unterordnet. Darum umfaßt der Wille des einzelnen das Wohl des gesamten Volkes und richtet sich nach ihm und den ewigen Gesetzen göttlicher Ordnung aus.

Eine solche Neugeburt führt zum Umbruch auf allen Lebensgebieten. Theorien oder sonstiges zweckgerichtetes Denken verlieren ihre Bedeutung. Der Sinn des Lebens wird mächtig und maßgebend für alles Wollen. Zum Träger dieses Wollens wird das gesamte Volk, das keine Isolierung irgendeines Standes mehr zuläßt und demgemäß auch das Bauerntum — den in der Vergangenheit am stärksten isolierten Stand — wieder seiner Bedeutung nach in das Volksganze eingegliedert hat. Diese Eingliederung des Bauern-

tums ist natürlich mit neuen und bedeutungsvollen Aufgaben für den gesamten Stand verbunden. Die wichtigste hiervon ist die sozialistische Ernährungswirtschaft, die dem Bauern seitens der Allgemeinheit den verdienten und gerechten Lohn ebenso sichert und gewährleistet, wie der Bauer durch seine Arbeit zur Lebenssicherheit der Allgemeinheit beiträgt. Vor dieser sozialistischen Ernährungswirtschaft verlieren die sogenannten „ehernen Wirtschaftsgeetze“ ihre gespenstische Gewalt. An ihre Stelle tritt die echte Freiheit, die sich auf der Harmonie von Recht und Pflicht begründet. In ihr erfüllt sich siegreich das ewige Lebensgesetz unseres Volkes, dessen Vollendung auf die heranwachsende Jugend wartet, deren bestes Erbteil nicht materielle Güter sind, sondern gutes Blut und der eisenharte Wille zur Leistung für die Nation.

Der Vortragende schloß mit einer stärksten Bejahung des Schicksals, dem er dankbar dafür ist, daß unser Weg nicht auf Rosen gebettet war. „Der Weg in die Zukunft wird noch härter sein. Wir wissen das. Wir beklagen es nicht. Im Gegenteil: Mag der Weg so hart sein, wie er will. Wir werden ihn gehen. Möge die Aufgabe, die das Schicksal uns stellt, so schwer sein, wie sie wolle, wir werden sie meistern im Glauben an unsern Führer Adolf Hitler, im Glauben an die Kraft unseres Volkes.“

Hatte sich Reichsobmann Meinberg mit seiner Rede ganz in die Gegenwart gestellt, so zog der Reichsbauernführer die nötigen Vergleiche zu Vergangenheit und Zukunft. Er trat dabei allen denen entgegen, deren Tätigkeit sich in bloßem Besserwissen erschöpft. Er zeigte, wie die Maßnahmen des Reichsnährstandes eine Weiterentwicklung der Grundsätze sind, die Friedrich der Große in seinen „Instruktionen“ 1747 niedergelegt hat, und keine willkürlichen Neuerungen einer verstiegenen Idee. Er wandte sich in diesem Zusammenhange auch gegen Moskau, das auf dem Papier zwar außerordentliche Refordernten heimbringt, seine Bauern aber millionenweise verhungern läßt.

Diese bewußte Ausrottung des Bauertums in Rußland bedeutet zugleich Vernichtung schöpferischer Führerpersönlichkeiten. Man hat ja früher auch bei uns behauptet, daß das Bauertum keine Führer hervorbringen könne, und der Adel hat diesen Vorwand benutzt, um sämtliche Führerstellen für sich und seine Interessenvertreter zu beanspruchen. Inzwischen haben die Landesbauernführer — die alle Bauern sind — eindeutig das Gegenteil erwiesen und das Vorrecht des Adels gebrochen, ohne jedoch den Adel — soweit es sich nicht um nur „höfischen“ Adel handelt — auszuschalten. Nicht der Adel als solcher ist daher abzulehnen, sondern nur die Adelsklique. Auf sie bezogen sich auch die Zurechtweisungen, die der Reichsbauernführer gewissen Hochschullehrern zuteil werden ließ.

In seinen weiteren Ausführungen wies der Reichsbauernführer nochmals auf die vor uns liegenden Aufgaben hin. Die Notwendigkeit der neuen Bodenordnung begründete er dabei damit, daß man die Erzeugnisse des Bodens unmöglich durch die Marktordnung in ihren Preisen festlegen und gleichzeitig eine wilde Spekulation mit dem Boden selbst zulassen könne.

Die Tierzucht ist endgültig von der bis 1933 beliebten Spielerei nach Form und Aufmachung befreit worden.

Das gesamte Landvolk wird körperlich besonders sorgfältig betreut. Sein gegenwärtiger Gesundheitszustand entspricht nicht den allgemeinen Vorstellungen, die man sich von ihm macht. Die Verfehlungen, die eine milderische

Seit mit Hilfe der allgemeinen Unterschätzung des Leiblichen seitens der intellektuell „gebildeten“ Kreise sich hatte zuschulden kommen lassen, wirken sich aus. Planmäßige Leibesübungen der Jugend werden als Heilmittel dagegen angesetzt und haben den Erfolg, daß die Dorfjugend sich überraschend schnell mit diesen befreundet.

Für die weibliche Jugend kommt der „Kampf dem Verderb“ als besondere Aufgabe in Frage. Die jungen Mädchen werden hier eine besondere Ausbildung erfahren. Überhaupt wird dem Wirken der Frau erhöhte Unterstützung zuteil werden. Auch die Architekten werden lernen müssen, sich in der Aufteilung und Einrichtung der Räume nach den Notwendigkeiten zu richten, die den praktischen Bedürfnissen der Hausfrauen entspringen.

Im Gegensatz zu früher erfahren jetzt auch die Unwägbarkeiten, die im Bauerntume wirksam sind, besondere Beachtung. Es mag gern sein, daß nach reinen Gesichtspunkten bloßer Rentabilität der Bauernhof unwirtschaftlich ist. Dieser mögliche Nachteil wiegt jedoch außerordentlich leicht gegenüber der Lebensaufgabe, die allein das Bauerntum erfüllen kann, der Aufgabe: das Dasein des gesamten Volkes zu erhalten.

Bauerngeschlechter sind uralte. In ihnen lebt noch etwas von jener Verbundenheit mit den Ahnen, die bei den östlichen Völkern so stark ausgeprägt ist. Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis für die Ewigkeit eines Geschlechtes. Wer den Ahn nicht ehrt, ist des Entfels nicht wert.

In dieser Einstellung des Bauerntumes liegt auch der wesentlichste Unterschied zum Kommunismus. Wenn dieser an nichts — nicht einmal an seinen eigenen Theorien — scheitern würde, dann würde er unfehlbar an der Mißachtung der Blutsgesetze zugrunde gehen. — An diesen Gesetzen wird auch der Bolschewismus Rußlands zerbrechen, in dessen Namen jüdische Machthaber das Bauerntum vernichten, um sich und die Rüstungsindustrie zu mästen, und um die Armee und G.P.U. als Machtmittel zu unterhalten. Der Kollektivismus in Rußland ist die völlige Vernichtung bäuerlicher Tatkraft und Verantwortlichkeit. Er zerstört gerade diejenigen Kräfte, auf die wir unseren völkischen Neubau stützen. Die Persönlichkeit, ihr Unternehmungsgeist und ihre Leistung bilden die Voraussetzung des neuen Aufbaues. Sie allein sind die Wurzeln aller Hoch- und Höchstleistungen der Menschen.

Das Bauerntum steht gewissermaßen in der Mitte zwischen Latifundien- und Kollektivwirtschaft. Hatte der Reichsbauernführer die Schäden der einen bis in viele Einzelheiten hinein klar gelegt, so ging er auch an den Nachteilen der anderen nicht wortlos vorüber. Er zog auch hier eine klare Trennung und verwies darauf, daß Latifundienwirtschaft immer nur ein Gewerbe sein könne, während Bauerntum immer nur vom Blute, d. h. von der Ahnenverehrung her und aus dem Verantwortungsbewußtsein gegenüber Kindern und Kindeskindern verstanden werden kann.

Waren von ihm die Unwägbarkeiten des Bauerntumes zur Grundlage seiner Ausführungen gemacht worden, so wandte sich Ministerpräsident Görting an die höchste Unwägbarkeit des Lebens überhaupt, an die persönliche Ehre. Er fand damit bei den anwesenden Bauern ein so starkes Verständnis, das jeden hätte überraschen müssen, der nicht seit je, wie der Reichsbauernführer, von dem Ehrgefühl und der Ausrichtigkeit des Bauern überzeugt ist. Dieses große Verständnis, das dem Ministerpräsidenten von den

Bauern zuteil wurde, ist die beste Rechtfertigung, die der so oft bekrittelte Idealismus des Reichsbauernführers erfahren konnte.

Der Ministerpräsident erinnerte kurz an das, was der Bauer war und was er heute durch den Nationalsozialismus geworden ist. Dann wies er auf die Aufgaben hin, die dem Bauern aus seiner heutigen Stellung als freier Mann erwachsen, das Wort vom Sturmataillon aufgreifend.

Der Bauer hat für die Ernährungsfreiheit zu sorgen. Wenn diese gesichert ist, dann werden die übrigen Kräfte und Fähigkeiten des Volkes in der Lage sein, die Mängel zu beseitigen, unter denen wir auf anderen Lebensgebieten zu leiden haben. Dann werden Erfinder, Konstrukteure und Chemiker die Mittel und Wege finden, um diejenigen Rohstoffe zu erzeugen, die nicht als Gaben der Natur vorhanden sind und in Deutschland gewonnen werden können. Der Vortragende kam darauf auf die vielen Ratschläge zu sprechen, die ihm als Bevollmächtigten des Führers für die Durchführung des Vierjahresplanes von allen Seiten angetragen worden sind. Es ist selbstverständlich, daß darunter auch Ratschläge waren, die die Maßnahmen des Reichsnährstandes herabzusetzen suchten, um sich selbst wenigstens den Schein von Geltung geben zu können. Es fehlte da auch nicht der Rat, durch Prämien und Sonderprivilegien wieder die Eigensucht des einzelnen zu wecken, also einen Weg einzuschlagen, von dem sich der Nationalsozialismus und der Reichsnährstand bewußt abgewandt haben. Damit fällt auch der Vorschlag, das Bauerntum wieder als einen Interessenverband anzusehen und diesen gegen einen anderen auszuspielen, wie es der Liberalismus und sein Parlament so geschäftstüchtig zu tun pflegten. Das Bauerntum ist ein für allemal als Standesorganisation Glied der gesamten Volksgemeinschaft geworden. Seine Arbeit wird also nicht mehr nur nach Geld und Geldeswert bemessen, sondern vorzüglich danach, wie es ihm gelingt, die Not zu verhindern, die fremde Mächte über unser gesamtes Volk heraufbeschwören möchten. Daß es sich bei der Lösung dieser Aufgabe weder um Geld noch Geldeswert handeln kann, sondern allein um eine Verpflichtung, die als ehrenvoller Auftrag gelöst werden will, war dem Bauern ohne weiteres klar, und sein Beifall bewies, daß er stolz darauf ist, wieder auf diese Art in der Volksgemeinschaft stehen zu können.

Wer auf diese Weise zu deutschen Bauern spricht, der gewinnt ihr Vertrauen so, daß er ihnen sein Vertrauen ebenfalls bedenkenlos schenken kann. Darum lehnte der Ministerpräsident auch jegliche polizeiliche Überwachung und Bevormundung ab in dem Bewußtsein, daß das Bauerntum in sich selbst sauber und ehrlich genug ist, um etwaige Schädlinge selbst auszustößen. Das einzige, was der Redner tat, war, daß er die Bauernschaft immer wieder darauf verwies, wie sehr es gerade auf ihre Hilfe ankommt und wie sehr es nötig ist, daß er ihr sein ungeteiltes Vertrauen entgegenbringen kann. Gleichzeitig hat der Redner die Bauern um das gleiche Vertrauen, das er ihnen entgegenbrachte, für seine Person, namentlich in den Fällen, in denen Maßnahmen notwendig würden, die ihnen nicht ohne weiteres verständlich sein würden. Jetzt käme es darauf an, den schwierigen Engpaß zu überwinden, um zur endgültigen Freiheit zu gelangen. Auf dem Wege zu diesem Ziele würde der Beauftragte des Führers vor nichts zurückschrecken, was notwendig ist, und keine Opfer scheuen, die als unerläßlich erkannt worden wären. Daß er gerade in dieser Hinsicht seitens des Reichsnährstandes die größte Unterstützung erfahren wird, ist seine unerschütterliche Gewißheit. Das Bewußtsein,

mit einer solchen Truppe zu kämpfen, gibt ihm die unbedingte Hoffnung auf den Sieg.

Worte der Anerkennung und des Dankes, die der Ministerpräsident für den Reichsbauernführer, für den Reichsobmann und Staatssekretär Bade fand, ehrten in diesen Persönlichkeiten zugleich die Bauernschaft insgesamt.

Nach einem kurzen Überblick über die bisher erreichten inner- und außerpolitischen Ziele kam der Redner zu der Frage, warum und wie es gekommen ist, daß alles so geformt und gestaltet werden konnte, daß das neue Deutschland wurde. Er fand darauf nur die eine Antwort, daß es allein der Glaube sei, der dies neue Deutschland gestaltet hat, und der in unserer großen Bewegung verankert ist. Dieser Glaube ist nicht in der Kirche gewachsen und steht der Kirche trotzdem nicht feindlich gegenüber. Wenn er sich abwartend und skeptisch zu ihr verhält, dann kommt diese Zurückhaltung nicht aus einer Gottlosigkeit, sondern gerade aus unserer Gottgläubigkeit heraus. Namentlich der deutsche Bauer ist immer gläubig gewesen und hat immer zu seinem Gott gestanden. Allerdings war dieser Gottesbegriff größer, als die Kirche ihn zu glauben lehrte. Gott kümmert sich nicht um die materiellen Dinge des täglichen Lebens, sondern nur darum, daß hier ein Volk wohnt, das seiner würdig ist.

Diesem Gottvertrauen des Bauern entspricht auf der anderen Seite sein menschliches Vertrauen auf den Führer. Es ist die Grundlage, auf der wir schaffen und die allen Ständen und Stämmen gemeinsam ist. Durch sie ist Deutschland unüberwindbar, weil es in ihr einig ist. „Deutschland wird solange einig bleiben, solange dieses Zeichen, das Hakenkreuz, das Lebenszeichen Deutschlands sein wird.“

Mit kurzen und besonders eindrucksvollen Worten dankte der Reichsbauernführer dem Ministerpräsidenten für seine Rede und versicherte ihm unbedingter Zuverlässigkeit auch in den härtesten Stunden.

Das Siegheil auf den Führer beschloß die Tagung und bekundete das gemeinschaftliche Wollen aller.

Ann.: Der Wortlaut sämtlicher Reden erscheint im Reichsnährstandsverlag G. m. b. H., Berlin, unter dem Titel: „Archiv des Reichsnährstandes“, Band IV.

Karl Motz:

Auslese und Erziehung der Freimaurerei

Ein geheimnisvolles Dunkel lagert für die Masse unseres Volkes auch heute noch über der Freimaurerei. Wie man meistens nichts weiß von freimaurerischem Brauchtum und meistens nichts Genaueres über die tatsächliche weltgeschichtliche Wirksamkeit des Ordens, so weiß man noch viel weniger von dem eigentlichen Geheimnis der Freimaurerei, nämlich ihrem Erziehungs- und Ausleseystem.

Eines soll hier vorausgenommen werden: die Feststellung, daß die Freimaurerei nichts anderes ist, als ein Werkzeug des Judentums im Kampf um die Welt Herrschaft. Die Früchte ihrer Tätigkeit sprechen da eine unwiderlegliche klare Sprache. deutlicher und nüchterner noch, als das stark jüdisch geprägte Brauchtum des Ordens. Wir werden im Laufe unserer Ausführungen zu dieser Frage noch einiges sagen müssen. Im allgemeinen jedoch wollen wir uns auch hier daran erinnern, daß es uns bei unserer Untersuchung nicht so sehr ankommt auf den weltanschaulich-politischen Inhalt, als vielmehr auf das System der „Arbeit am rauhen Stein“. So nennt bekanntlich der Bruder Freimaurer (Br.) die Erziehungsarbeit, die der einzelne unter der Steuerung des ganzen Ordens an sich selbst leisten soll. Immerhin werden wir uns in diesem Falle doch verhältnismäßig viel mit dem „Inhalt“ der Maurerei beschäftigen müssen, um die Methode ihres Erziehungssystems überhaupt verstehen zu können.

Welchen Endzweck die Freimaurerarbeit hat? Keinen anderen, als aus dem „unbehauenen Stein“ den „vollkommenen Kubus“ für den „Tempel Salomos“ herauszuarbeiten, d. h. also den einzelnen zu dem Typ hinzuentwickeln, den der Orden haben will.

Mehr als irgendwo anders, ja geradezu ausschließlich, wird in der Freimaurerei gearbeitet durch die haltungsmäßige Prägung des einzelnen. Diese Haltung ist Wegweiser zu einer Weltanschauung, die dem obersten Zweck des Ordens dient. Aus dieser Haltung des einzelnen erst — und zwar ausschließlich aus ihr — entspringen die Taten und das Wirken der Br. Freimaurer im privaten und politischen Leben der Völker. Aus diesem „eigenen Willen“ des einzelnen entspringt die immer mittelbare Einwirkung der Maurerei auf das Weltgeschehen. In ausführlicher Weise ist diese Seite der Frage in dem ausgezeichneten Heftchen von Walter Lienau: „Über Freimaurer und Logen“*) kürzlich bewiesen worden.

Wie aber geht diese „Führererziehung“ der Freimaurerei vor sich? Liegen doch hier die Dinge scheinbar ganz anders, als in allen anderen Organisationen, die sich nicht mit so vielen Geheimnissen umgeben und die vor allem ihre „Oberen“ kennen, was ja bekanntlich bei der Freimaurerei nicht der Fall ist.

Der hier besonders notwendigen Übersichtlichkeit halber gliedern wir die Behandlung des ganzen freimaurerischen Erziehungssystems auch äußerlich nach den einzelnen wesentlichen Gesichtspunkten auf. So können wir die notwendigen Hinweise und Unterlagen gleich in unmittelbarem Zusammenhang mit den einzelnen Feststellungen bringen.

Wir werden im folgenden vor allem ein Werk zitieren, das ein Hochgradmaurer vor etwa 100 Jahren aufzeichnete und das nach seinem Tode veröffentlicht wurde. Wir dürfen uns an diese eine Hauptquelle halten, da wir nach sorgfältiger Prüfung und Rücksprache mit vielen Spezialkennern wissen, daß aus dem Wust des Maurerschrifttums unendlich viele weitere Beweise in demselben Sinne vorhanden sind und — was das wichtigere ist —, daß keiner gegen die hier dargelegten Grundkenntnisse spricht. Dabei spielt es keine Rolle, daß seitens der Maurerei der ganz selbstverständliche Versuch gemacht wurde, wie auch in allen ähnlichen Fällen, das Buch selbst und den Vf. in unglaublicher Weise herabzusetzen. Er hatte wohl doch etwas zu sehr aus

*) Theodor Fritsch-Verlag, Leipzig. Preis 0,50 RM.

der Schule geplaudert. Im übrigen wäre ihm, wenn er diese Angriffe noch erlebt hätte, all dies keineswegs unerwartet gekommen, wie aus seinem Nachwort hervorgeht. Im Hinblick auf die Wichtigkeit dieses Werkes bringen wir hier diese Nachrede:

„Als ich 1768 in meinem 25. Jahre Mitglied des großen Freimaurerbundes wurde, fing ich an, obwohl es mir verboten wurde, alles zu lesen, was über Freimaurerei herauskam. Das erste, was ich über den Orden las, war: „Kürzlich aber aufrichtig und nach der Wahrheit entdeckte Geheimnisse der Schüler, der Mitgenossen und Meister der Freimaurer“ (1736) von Pachard. Da nun hierin alles mitgeteilt wurde, wovon ich später erfuhr, daß es Wahrheit sei, so wachte in mir der Gedanke auf, auch einmal ein solches Werk herauszugeben. Zu dem Ende suchte ich alles aufzutreiben, was nur immer über den Orden raisonnierte (d. h. Bezug hatte auf ihn); und da ich selbst die höheren Stufen des Ordens erhalten habe, so verglich ich solches mit meinen gemachten Erfahrungen. Die letzten Jahre boten mir sehr viel Lektüre dar, denn man machte kein Geheimnis mehr daraus, wie die Rituale des Freimaurerordens beschaffen seien. Die große Loge Royale York in Berlin handelte sogar in diesem Punkte offen und frei. Und nach mehreren Werken, wo alles enthüllt wurde, erschien nun noch der „Signalf Stern“, woraus alles deutlich zu ersehen ist. Da nun dem sogenannten Profanen alles verraten ist, und alle Ordensrituale keine Geheimnisse mehr sind, so schrieb ich alle Grade nieder so, wie sie mir bei meiner Aufnahme mitgeteilt wurden. Ich benutzte die vorzüglichsten Schriftsteller, und gebe also hiermit, was jene sagten, verbunden mit meinen Bemerkungen. . . . und wenn hier und dort mein Ritual von andern Logen abweicht, so ist es nur der Fall in Kleinigkeiten, die Hauptsachen sind eins.

Daß ich meine Erfahrungen im Orden ausgezeichnet habe, darüber werde ich freilich nach meinem Tode mancherlei Urteile über mich müssen ergehen lassen; aber ich bin deshalb ganz ruhig und sehe heiter dem ewigen und wahren Lichte entgegen.“

(Sarsena, Ausgabe von 1874, S. 222/23.)

Wir beschränken uns der Übersichtlichkeit halber bewußt auf diese Quelle, in deren Vorwort es heißt:

„. . . der Verfasser dieses Werkes war ein alter erfahrener Freimaurer, der tief in das Ganze einzudringen fähig war. Das was er gefunden, und alles was der Orden nur im Stande war, mitzuteilen, hat er hier ausgezeichnet, und was das Geschichtliche betrifft, alle Urkunden und Schriften darüber gelesen, durchdacht, miteinander verglichen, und die Hauptsachen, worüber die meisten Denker einig waren, benutzt und seinen Erfahrungen hinzugefügt. — Der Orden enthält nichts wider den Staat und Religion, warum soll also die Welt seine Einrichtung nicht kennen? . . .“ (S. IV.)

1. Die Herausstellung weltanschaulicher Programmpunkte

Durch die ganze Maurerei hindurch zieht sich ein uns heute geradezu untrügllicher Schwall von hochtönenden Worten über gewisse allgemeine Menschheitsideen. Vielleicht gerade deshalb, weil sie so hoch und hohl klingen, hat

man allgemein über diese Dinge hinweggehen. In Wirklichkeit klingen sie uns aber nur deshalb hohl, weil es die Freimaurerei fertiggebracht hat, diese Begriffe so allgemein zu verbreiten, daß sie heute abgedroschen sind.

Wertet man diese Worte einmal ernsthaft, dann muß man feststellen: sie passen alle ausnahmslos in die jüdische Weltpolitik hinein. Wer heute noch das politische Problem der Freimaurerei nicht sehen will, der muß das politische Gewicht folgender weltanschaulichen Ideen der Freimaurerei übersehen:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, allgemeine Humanität, Toleranz (Duld-samkeit) gegen alles, Gleichheit aller Menschenrechte, Kosmopolitik usw.

Diese — wie man heute nicht mehr leugnen kann — ausgesprochen welt-an-schau-lich-politischen Programmpunkte ziehen sich durch die Geschichte hin-durch als weltanschauliches Rückgrad der Maurerei. Von der Ausnahme des Maurerlehrlings, von öffentlichen Reden der Br. bis oben hinauf zu den Hochgraden rankt sich um diese Begriffe die Freimaurerei.

Das erste bei der Aufnahme schon ist die Erschütterung etwa mitgebrachter eigener Überzeugungen und die grundsätzliche Anerkennung anderer Meinungen. So erst versichert man sich der Vereifschast des „Suchenden“, sich mit allen ihm weiterhin vorgefetzten Dingen geistig zu beschäftigen.

„. . . Menschenglück besteht in Freiheit. Die Fesseln, die auf der Menschheit liegen, sind Vorurteile. Diese allein setzen in den negativen Sklavenstand.“
(Sarfena, S. 47.)

Solche „Fesseln“ und „Vorurteile“ sind natürlich vor allem blutliche und vollliche Bindungen.

Etwas deutlicher gesagt:

„. . . Der Orden lehrt, daß unsere wahre Würde nur auf unseren inneren Eigenschaften beruhe, daß alle äußeren Unterscheidungen als Zufälligkeiten nicht in Betracht kommen können, wo man den Menschen beurteilen und schätzen soll . . .“
(Sarfena, S. 38.)

Und weiterhin:

„. . . Die Maurerei ist eine der trefflichsten Bildungsanstalten. . . . Wenn irgendeine Gesellschaft unter den Menschen geschickt ist, . . . den Menschen mit Menschenliebe zu entflammen, . . . in ihm die Gefühle der Duld-sam-keit und Friedfertigkeit anzufachen, . . . so ist es die Maurerei . . .“
(Sarfena, S. 33.)

Im Katechismus der Gefellen (2. Grad) steht folgendes:

„. . . Frage des Meisters: Haben diese Kleinodien nicht auch symbolische Bedeutung:

Antwort: . . . Die Wasserwaage lehrt uns, daß alle Menschen gleich sind“
(Sarfena, S. 129.)

Bei der Aufnahme in den 4. Grad des „vollkommenen Johannismesters“ heißt es:

„Er wird vor der Tür gefragt, ob er den Beruf zur Freiheit und Gleichheit, . . . habe. Er antwortet mit „Ja“.
(Sarfena, S. 145.)

Diese wenigen Beispiele, die sich aus der gesamten Freimaurerliteratur beliebig vermehren ließen, mögen uns hier genügen. Es kommt uns ja heute

nur darauf an, zu zeigen, daß die Maurerei ihre Einwirkung auf ihren Nachwuchs damit beginnt, alte Bindungen zu lockern und eine bestimmte weltanschauliche Einstellung zu verkünden. Politik allerdings — die ist natürlich verboten. Die Nutzenanwendung zieht jeder Br. selbst; und wenn er das nicht als Lehrling tut, dann wird man ihn schon langsam zur „Vollkommenheit“ führen. Denn jetzt kommt der zweite wichtige Punkt.

2. Ständiger Anstoß zur Arbeit an sich!

(Bearbeitung des rauhen Steins)

Eine an sich ganz unverständliche Symbolik sorgt durch alle Grade hindurch dafür, daß der einmal eingesprungene Br. geistig ständig in Tätigkeit gehalten wird.

Die Symbolik von maurerischen Feierlichkeiten und die einzelnen symbolischen Gegenstände werden ja allerdings „erklärt“. Zu diesem Zweck bedient sich die Maurerei bekanntlich der angeblich aus Urzeiten überlieferten Legende von Adonhiram, dem Erbauer des Tempels Salomonis. Aber was hat das mit ihm selbst, dem „Suchenden“ zu tun? Welches Geheimnis steckt dahinter?

Diese ständige Unruhe sorgt dafür, daß derjenige, der überhaupt denkfähig ist, schließlich zu irgendwelchen weltanschaulichen Vorstellungen kommt. Und das will man. Diese Wirkung der Symbole selbst wird in Brauchtum und Schriften mit mehr oder minder dunklen Andeutungen noch verstärkt, so daß bei einigermassen produktiven Geistern ein mehr oder minder faustisches Suchen nach dem „Sinn des Pentagramma“ und der anderen Dinge erreicht wird.

In diesem Sinne lesen wir:

„. . . Das Feierliche, das Geheimnisvolle des Ordens an sich, der hieroglyphische Unterricht, selbst die conventionellen Ausdrücke sind Nahrung für den Enthusiasmus. Alles ist dazu gemacht, das Herz zu erweitern, den Geist zu beleben, die Einbildungskraft zu beschäftigen . . . Alle Freimaurer suchen den Zweck der Freimaurerei . . .“ (Sarjena, S. 37.)

Und ähnlich heißt es an vielen anderen Orten — wie überhaupt unsere Zitate nur eine Auswahl aus einer unendlichen Fülle von Material darstellen, das über die gesamte Freimaurerliteratur verteilt liegt.

Am klarsten ist aber wohl doch im Sarjena (S. 46) hierüber folgendes zu finden:

„. . . Die Maurer haben dreierlei Klassen von Deutung ihrer Hieroglyphen wohl zu unterscheiden, wenn sie nicht verwirrt werden wollen: **e r s t e n s** die nächste derselben in Beziehung auf die äußere Form des Ordens, auf die Sitten vorheriger Zeit und auf die Aufnahme zur äußeren Teilnahme an der Sozietät; **z w e i t e n s** die vom Orden selbst gegebene Erklärung und **d r i t t e n s** Deutungen, die sich ihrem Nachdenken, so wie sie fortrücken, von selbst enthüllen und sie zu immer helleren Aussichten leiten . . .“

Die Maurerei ist ihrer Natur nach symbolisch, und Symbole haben an sich keine Bedeutung und keinen Sinn, sondern der Verstand muß ihnen erst einen Sinn geben.“

Wir sagten, die Symbolik der Freimaurerei sei gänzlich unverständlich. Das gilt nicht nur insofern, als ja zwischen dem seit Jahrtausenden verstorbenen und in Wirklichkeit überhaupt niemals dagewesenen Meister Adonhiram und

dem Freimaurerbruder doch eigentlich gar keine Verbindung besteht. Vielmehr läßt man den Br. auch insofern nicht zur Ruhe kommen, als teilweise selbst die offizielle Erklärung der Symbole in den einzelnen Graden wechselt. So wird z. B. das bekannte „G“ im Freimaurersterne erklärt zunächst als „Gott“, später als „Geometrie“, „Golgatha“ und „Gabaon“; letzteres ist der Ort, „da die Kinder Israel bei Gefahr ihre Bundeslade in Sicherheit zu bringen pflegten“. Der unglückliche Br. Maurer wird also von Grad zu Grad erneut in Unsicherheit gestoßen und muß sich redlich um seine „Bearbeitung“ bis zum vollendeten Kubus bemühen. Mehrere Deutungen gibt es so z. B. auch für den Zirkel. Dieser ist einmal das handwerkliche Werkzeug, bedeutet später Mathematik und schließlich die Kunst der verstandesmäßig-mathematischen Abwägung und Berechnung seelischer Vorgänge in anderen — eine Kunst, die das letzte Geheimnis der „Königlichen Kunst“, der Freimaurerei nämlich, enthält.

Schon die Entwicklung des „G“ von Gott über Golgatha nach Gabaon bringt uns auf den dritten wesentlichen Punkt der freimaurerischen Erziehungsarbeit, nämlich

3. Die haltungsmäßige Beeinflussung durch jüdisches Brauchtum

Die Gesamthaltung dieses Freimaurerbrauchtums wird aus an sich scheinbar ganz harmlosen Anfängen immer deutlicher das jüdische. In dieser Tatsache können wir ohne weiteres den Richtungspfeil erkennen, mit dem der Orden offiziell die weltanschauliche Entwicklung des Br. lenkt — wenn auch, ohne es jemals klar auszusprechen. Schließlich kann doch die Tatsache an keinem Menschen spurlos vorüber gehen, daß er ständig in geistiger Aufregung gehalten wird mit rein jüdischen Legenden und in seinem eigenen Tempel — je nach der Höhe des Grades — Zug um Zug sämtliche Kultgegenstände des salomonischen Tempels aufsuchen sieht. Von der Bundeslade, dem Buch mit den sieben Siegeln bis zum Opferlamm und der hebräischen Schrift findet sich dort langsam alles ein. Das Beste wäre es natürlich, man könnte den Leser zum Beweis dessen einen Blick in die Sammlung der nach der Machtübernahme unserer Bewegung beschlagnahmten Logen-Utensilien tun lassen. Da uns das hier leider verjagt ist, suchen wir uns als kleinen Ersatz wieder unseren „Sarsena“ vor und lesen hier wenigstens über einen solchen Kultgegenstand Erklärung und Gebrauchsanweisung für einen der Hochgrade:

G. 196:

„... Dieser (siebenarmige) Leuchter ist vormals Zierrat von Salomos Tempel gewesen und stellet die sieben Lichte und Wissenschaften vor, welcher ein Freimaurer sich befleißigen muß, wenn er ein vollkommener Architekt werden will. Der Schlüssel, welchen man oben im Westen sieht, ist ein Schlüssel zu Salomos Tempel und zu den Geheimnissen der St. Johannesloge . . .“

Der Hinweis, wohin sich der Geist zu bewegen hat, steht also symbolisch von Grad zu Grad immer klarer vor dem „Suchenden“. Wahrscheinlich würde es arge Pannen geben, wollte man an Stelle einer solchen langsamen Löfltechnik und vorsichtigen Dosierung von Grad zu Grad etwa gleich an den neuen Bruder die Forderung der geistigen Umschaltung im jüdischen Sinne stellen. So aber ist die Sache ganz gefahrlos.

4. Nüchterne Auslese nach dem Fortgang der geistig-weltanschaulichen Entwicklung des „Suchenden“

So kann von Grad zu Grad eine haltungsmäßig und auch geistig klarere Ausrichtung im Sinne des Endzieles vorausgesetzt werden. Erst die Erreichung einer bestimmten inneren „Vollkommenheit“ bildet ja die Voraussetzung zum Aufstieg in den nächst höheren Grad. Jede Beförderung aber ist ja nicht ein Endzustand, sondern gewissermaßen die Anwärterstelle für den folgenden Grad. So wird der Maurer von den unbekanntem Oberen fortgesetzt geprüft und steigt von Stufe zu Stufe empor in demselben Maße, in dem er sich innerlich gleichgerichtet hat und man überhaupt auf ihn Wert legt.

Im „Sarsena“ ist darüber folgendes niedergelegt:

„... Historische Wahrheiten, die natürlich für den Orden von großer Wichtigkeit sein müssen, können nur erst spät und mit großer Auswahl und Behutsamkeit mitgeteilt werden. Sie sind nur für die wenigen, welche die Anlagen ihres Geistes, der Gang ihrer Seele und selbst die Verhältnisse in dieser Welt überhaupt für tiefere Untersuchungen bestimmen . . . In gewisser Hinsicht kann man sagen, daß das ganze Leben eines Maurers, bis er zur glücklichen Vollendung gelangt, eine Zeit der Prüfung ist; und der Orden würde unvorsichtig handeln, . . . wenn er jedem ohne Unterschied dasselbe anvertrauen wollte, ohne sich vorher überzeugt zu haben, daß er sein Geheimnis würdigen und zuverlässigen Leuten anvertraut.“
(Sarsena, S. 39/40.)

Die Auslese für den höheren Grad erfolgt in dem jeweils nächstniedrigen durch die unbekanntem Mitglieder der höheren Grade; denn diese treten niedrigeren Graden gegenüber grundsätzlich als ihresgleichen auf. Sie suchen sich so — charakterlich und geistig — den Typ heraus, den man im nächsthöheren Grad brauchen kann. Dabei sind sie also nicht auf Dienstwege oder Potemkinsche Dörfer angewiesen, die es ja nur bei offiziellen Besichtigungen gibt.

Wir haben also ein „Erziehungssystem“ vor uns, das nur auf Haltungsprägung durch die jüdische Symbolik sowie einer sehr nüchtern wertenden Auslese beruht. Grundsätzlich ist es aber tatsächlich mit Wort oder Schrift niemand vorgeschrieben, in welchen geistigen und haltungsmäßigen Bahnen er sich bewegen soll. Jeder hat die Freiheit, zu denken, was er will — daß er dabei die Aussicht verliert, in einen höheren Grad aufzurücken, steht dabei auf einem ganz anderen Blatt.

Die Gründe eines solchen Systems

Folgendes Ergebnis einer solchen Methode steht nun vor uns:

a) Zunächst einmal — das entscheidendste — eine obere Führung, die tatsächlich in ihrer Haltung einheitlich ausgerichtet ist in dem Sinne des Freimaurerbrauchtums, und die im geistig weltanschaulichen Sinne nach Einsatzmöglichkeit und Verwendbarkeit im Sinne der weltpolitischen Pläne des Judentums ausgelesen ist.

b) Die Gefolgschaft aber wird in sich zusammengeschlossen durch folgende Tatsachen:

Der Freimaurereid trennt den Maurer ein für allemal innerlich von der „profanen“ Umwelt.

Die psychologischen Elemente von Furcht, Hunger und dadurch mittelbar auch der Liebe werden eingesetzt, diese Bindung an die Gemeinschaft noch zu stärken.

Die Furcht ist einmal in den fürchterlichen Freimaurereiden begründet, die finanzielle Seite der Sache beruht in der unterirdischen und allein schon deshalb staatsfeindlichen Protektionswirtschaft sowie ihrem Gegenteil, diesen selben unterirdischen Möglichkeiten, mißliebige Leute durch alle möglichen Methoden auch im „profanen“ Leben zu erledigen. Wie der Bolschewismus in seinem Erziehungssystem gerade die elementaren Triebkräfte der menschlichen Seele als gestaltende Kräfte einsetzt, so auch der Freimaurer.

Als Beispiel eines dieser fürchterlichen mittelalterlichen Eide wollen wir uns einen herausgreifen (nach Schwarz-Bostunisch „Die Freimaurer“*)

„. . . Ich verbinde mich dazu bei der Strafe, welcher ich mich, wenn ich nicht Wort halte, unterwerfe, nämlich, daß man mir die Lippen mit einem glühenden Eisen abbrenne, die Hand abhaue, die Zunge austreife, die Gurgel abschneide, und endlich mein Körper in einer Loge der Freimaurer . . . zu Schanden meiner Untreue und zum Schrecken der Übrigen aufhänge, ihn nächher verbrenne und die Asche in die Luft streue, damit nicht eine Spur übrig bleibe von dem Andenken meiner Verräterei . . .“

Es spielt schließlich keine entscheidende Rolle, ob diese Eide heute noch genau so geschworen werden, wie noch vor hundert Jahren, oder ob man sie nur vorliest und dann einen allgemeineren Eid schwören läßt. Die Tatsache der allmählichen Bindung der gesamten Existenz des Maurers an den Orden ist hier Grund genug, bei der Stange zu bleiben.

c) Als drittes und besonders wesentliches Ergebnis dieser freimaurerischen Methodik ist die in ihr begründete völlige Tarnung anzusehen. Wenn ich nur „symbolisch“ rede, kann mir niemand etwas nachweisen, und wenn die Br. schließlich an der Errichtung des salomonischen Tempels im praktischen Leben mauern — was kann die Loge dafür, die ja nur den Geist brüderlicher Geselligkeit pflegt?

Die in dieser Zusammenstellung angeführten Buchstellen wirken allerdings so, in die richtige Umgebung gestellt, durchaus klar und eindeutig. Im allgemeinen aber wird man auch hier feststellen können, mit welcher Vorsicht formuliert worden ist. Und manche Stelle freimaurerischer Bücher ist so geschickt getarnt, daß sie zwar unmißverständlich ist, aber doch infolge eines scheinbar falsch gesetzten Kommas im Ernstfall eine ganz harmlose Deutung zuläßt. Diese gibt man den unteren Graden. Später ändert sich dann eben auch hier der Sinn . . .

Welche Bedeutung die Maurerei gerade der Tatsache der rein „symbolischen“, also völlig getarnten Erziehung beilegt, dafür folgender Triumphschrei:

*) Alex Dunder-Verlag, Weimar.

„ . . . Von jeher lag der Orden als ein großer unsichtbarer magischer Stein gewissen Menschen und ihrem System im Wege. Von Anbeginn setzten sie tausend Hebel in Bewegung, ihn auf die Seite zu räumen. Sie vermochten es nicht. Alle scheiterten an seiner Verborgenheit, die sie hinderte, den wahren Druckpunkt zu finden . . .“ (Sarsena, S. 49.)

Diese Tarnung ist typisch, nicht nur nach außen hin, sondern auch nach innen hin. Etwas Greifbares „verraten“ kann kein Maurer.

d) Ein weiteres Ergebnis der Maurerarbeit ist eine völlig unverantwortliche Verbreitung ihrer weltanschaulich-politischen Ideen. Das ist selbstverständlich kein Zufall, sondern ganz bewußter Zweck des Ordens. Es wird auch an vielen Stellen zugegeben, z. B.:

„ . . . Die Unwissenden zu belehren und die Fremden auf den rechten Weg zu führen, ist Maurerpflicht . . .“ (Sarsena, S. 44.)

In der Lehrlings-Instruktionsstunde aber heißt es:

„ . . . nach dem Ausspruche der Wahrheit, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen; aber erst dann, wenn wir im Leben und nicht mehr alle in im Bilde unsere Logen öffnen . . .“

Hier sieht man bereits geradezu die politische Gebrauchsanweisung zutage liegen.

e) Schließlich sei neben all diesem Grundsätzlichen noch hingewiesen auf die Möglichkeit, sich auf solche Weise einen verhältnismäßig breiten und uneinheitlichen Unterbau in den unteren Graden, den Johanneslogen, zu leisten. Eine Gefahr für den Orden selbst kann daraus nie entstehen. Der Grund hierfür ist jedoch nicht nur die Tarnung, sondern ganz einfach der sehr nüchterne geldliche Gesichtspunkt. Man braucht Geld, um all die lebenswürdigen Brauchtümer entsprechend aufrechterhalten und durchführen zu können. Wie angenehm, wenn der Betrieb sich aus eigenen Mitgliederbeiträgen selbst finanziert!

So meint der „Sarsena“ (S. 61):

„ . . . daraus folgt, je nachdem die Meister der (Johannes-)Loge verschieden sind, je nachdem herrscht ein anderer Geist in denselben! alles beruht hier auf individueller Vorstellung vom Orden und — man findet es auch nicht einmal nötig, die Logen in diesem wichtigen Punkte zu kontrollieren oder über den Gang der Arbeiten nachzufragen.“

Wie gesagt, die Gründe dafür liegen gar nicht so sehr verborgen, um so mehr als auch gerade hierin für die Masse wieder ein gewisses Lockmittel liegt. Denn sehr oft und in manchen Vereinigungen werden die Menschen ja ursprünglich nur der zufällig gerade vorhandenen Mitglieder und ihrer persönlichen Einstellung wegen aktiv. Deshalb können sie dann doch mehr und mehr in die eigentlichen Absichten der Vereinigung hineingleiten und schließlich zu ihren wichtigsten Trägern werden. Das gilt ja so allgemein, daß über diese Frage kaum zu reden ist.

„ . . . Jeder ist also geneigt, in dem Verborgenen das zu sehen, was er am liebsten darin sehen möchte. Jeder bemüht sich heimlich Ähnlichkeiten mit seiner Lieblingsidee, Beziehungen auf seinen Wunsch, Gründe für seine Hoffnungen auszuforschen.“ (Sarsena, S. 54.)

Das gilt aber natürlich nur für die unteren Grade. Denn von Stufe zu Stufe nimmt, wie schon gezeigt, die Unmifiverständlichkeit der Leitung des einzelnen zu.

Das Endergebnis.

Warum das abgeleitete, bemerkenswerte System angewendet wird, ist uns ohne weiteres klar.

So kommt es, daß eine tatsächliche Lehre in dem Sinne einer Wissensvermittlung in der Maurerei überhaupt nicht besteht. Sie braucht auch nicht zu bestehen, weil es den Zwecken des Ordens vollauf genügt, wenn die um so schärfer gehandhabte Auslese nur 3 v. H. der Mitglieder in die höheren Grade befördert, wie es vor 100 Jahren war. Heute sind es schätzungsweise etwa 10 v. H., die über den dritten Grad hinauskommen.

Aber auch ohne die breitere Möglichkeit bleibt das Endergebnis der internationalen und einheitlich ausgerichteten Führung gesichert. Und damit bleibt der Einsatz des Werkzeuges auch immer auf der Linie der Weltpolitik des Judentums. Aus seiner inneren Haltung heraus handelt der Maurer, ohne unmittelbare Anweisung, nur um seiner eigenen Überzeugung gemäß die „Loge im Leben“ zu eröffnen. Somit bearbeitet auch die Loge grundsätzlich alles. Niemandes Auswirkung kann je im Leben anders sein, als seine weltanschauliche Haltung! Da sich die Loge aus allen irgendwie führenden Berufsschichten zusammensetzt, hat sie auch ihre Finger überall drin.

So hat man ihre Einwirkung auf die Welt zu verstehen. Und so wird einem aus diesem mehr Auslese- als Erziehungssystem die Eigenart der freimaurerischen Rolle bei den großen freimaurerischen Revolutionen klar. So machte sie die französische Revolution, so den Weltkrieg und die russische Revolution, in diesem Sinne sind die „300“ zu verstehen, von denen Rathenau sprach als von den eigentlichen Herren der Welt. Im einzelnen ist all das entwickelt in dem schon erwähnten Büchlein Lienaus. So hat der Gedanke der „Kosmopolitik“ die Welt erobern wollen. Für uns aber machte man die schöne Verdeutschung „Weltbürgertum“ zurecht, wo man doch nur die Augen aufzumachen braucht, um zu sehen, daß dieses Wort Welt politik heißt. —

Außer der raffinierten Geheimhaltung des hier dargelegten Erziehungsbzw. Auslesesystems in der Richtung auf die jüdische Welt Herrschaft hat die Maurerei kein Geheimnis. Die Bewertung ihrer Gefährlichkeit aber kann man durch kein Studium ihrer Gebräuche oder gar deren moralische Untersuchung finden, sondern nur durch das Studium ihrer Auswirkung in der Weltgeschichte. Hier liegt der geheimnisvolle „Druckpunkt“, von dem der Verfasser des Sarsena sprach. Hier liegt das Geheimnis der „Königlichen Kunst“. —

Die Tatsache, daß es trotzdem Geschmacksache ist, sich als Sinnbild des toten jüdischen Meisters Adonhiram in einen Sarg legen zu lassen, bleibt von dieser Wertung unberührt.

Die geschichtliche Zusammenarbeit der deutschen und österreichischen Landwirtschaft

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der deutschen und deutsch-österreichischen Landwirtschaft waren von jeher durch die fast völlige Gleichheit der Wirtschaftsstruktur diesseits und jenseits der Grenzen beschränkt. Die Besiedelung der österreichischen Alpenländer, Deutsch-Böhmens und Mährens erfolgte auf der gleichen Grundlage des hauswirtschaftlich eingestellten Bauernhofes des Mittelalters wie diejenige Süddeutschlands. Verkehrsbeziehungen, mithin ein Austausch landwirtschaftlicher Erzeugnisse, waren für die Entwicklung der bäuerlichen Siedlung nur in wenigen Gebieten maßgebend (z. B. Saazer Hopfenbau, Weinbau an der Donau usw.). Der Austausch von Gütern, wie sie die deutschen und österreichischen Bauernwirtschaften hervorbrachten, konnte sich also von vornherein nur in den Grenzen anbahnen, wie sie die Arbeitsteilung zwischen Pferdezüchter und Aderbauer, Rinderzüchter und Viehmäster oder Milchwirtschaft, Alm und Flachland bedingten. In diese Arbeitsteilung mit der alpenländischen Landwirtschaft ist der größte Teil Süddeutschlands einbezogen. Die Grenze ihres Einzugsgebietes ist an dem bestimmenden Einfluß des alpenländischen Blutes in der Tierzucht abzunehmen. Die Gemeinsamkeit, welche der Besitz bestimmter Haustierrassen oder Kulturverfahren zwischen staatlich getrennten Teilen eines Volkes bedeutet, ist nicht zu unterschätzen (z. B. Norisches Pferd, Pinzgauer Rind, Spelzbau, Almwirtschaft). Auch in dieser Gemeinsamkeit offenbart sich die Einheit der deutschen Kulturgeschichte. Über die Grenzen dieses Gebietes der Arbeitsteilung hinaus hatte die deutsche Landwirtschaft aber nur wenige, unmittelbare materielle Beziehungen zu Österreich. Abgesehen von ihrer landschaftlichen Begrenzung waren diese materiellen Beziehungen auch zeitlich begrenzt, nachdem die Arbeitsteilung zwischen dem heutigen Deutschen Reich und dem heutigen Österreich verschiedentlich, d. h. nicht nur 1933—1936 unterbrochen worden ist.

Es waren also niemals die materiellen Beziehungen, welche die österreichische Landwirtschaft zu einem integrierenden Bestandteil des deutschen Landbaues machten. Der Einfluß der direkten wirtschaftlichen Beziehungen war hauptsächlich für die Behauptung des ursprünglichen, gemeinsamen Volksbewußtseins nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Unbegrenzt war dagegen, soweit der deutsche Volksboden reichte, die Möglichkeit gemeinsamer geistiger Arbeit an den Grundlagen der Landwirtschaft, deren Ergebnisse dem Gesamtdeutschtum zugute kamen. Ihr Ergebnis war die Herausbildung dessen, was man die deutsche landwirtschaftliche Öffentlichkeit nannte, deren Vorhandensein sich je nach dem Geiste der Jahrhunderte zuerst wissenschaftlich, dann publizistisch und zuletzt organisatorisch auswirken konnte.

Die Tiefenwirkung dieser deutschen landwirtschaftlichen Öffentlichkeit in den deutschen Staaten war unterschiedlich, im großen ganzen aber hat sie mit dem Einsatz aller wissenschaftlichen, publizistischen und organisatorischen Mittel bis heute zugenommen.

Wir haben von einer Zeit auszugehen, in welcher im alten Reich über landwirtschaftliche Dinge noch wenig geschrieben und noch gar nicht gedruckt wurde. In dieser Zeit waren die Länder des heutigen Deutsch-Österreich selbstverständliche Bestandteile des Deutschen Reiches — selbstverständlicher als manche Bestandteile des heutigen Reichskörpers. Für irgendwelche Auseinandersetzungen über eine österreichische oder deutsche Landwirtschaft fehlten neben den politischen auch die technischen Voraussetzungen, als der deutsche Landwirtschaftsbetrieb diesseits und jenseits heutiger Grenzen, seien es nun schlesische, böhmische, mährische oder bayerische, die landesübliche, in ihren Grundzügen ähnliche Landwirtschaftstechnik besaß.

Mit der Renaissance hatte die Wissenschaft und mit ihr die Druckerkunst zunächst das landwirtschaftswissenschaftliche Erbe der Antike zu bewältigen, und es bedurfte nach den Frühdrucken noch eines Zeitraumes von etwa einem Jahrhundert, bis es zur Bildung einer ersten deutschen wissenschaftlichen Schule des Landbaues kam, welche man bis jetzt in unbewußter Verkleinerung die „Hausväterliteratur“ nannte. Man kann diese Schule als eine nationale bezeichnen, was auch schon früher erkannt worden ist: „Unsere Hausväter schrieben für das Volk und mußten mit ihm stehen oder fallen; sie waren die einzigen, die es in der schmählichen Periode der deutschen Literatur nicht verließen.“ (Fraas: Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865.) Es sind die Namen Heresbach, Coleur und Jugel, welche diese erste deutsche Schule verkörpern. Hierzu lieferte Österreich seinen großen Beitrag: Die 1687 erscheinenden „Georgica curiosa“ des Wolfgang Helmbard von Hochberg aus Österreichisch-Schlesien (1612—1688). Hochberg war kaiserlicher Kriegsmann unter Holl. Wem nun die Züge der Holl'schen Reiter ein Begriff sind, der weiß, daß Hochberg durch alle Greuel des 30jährigen Krieges gefahren ist. Er nennt unter seinen Quellen selbst im Krieg von Kameraden erbeutete landwirtschaftliche Schriften, daneben Mitteilungen guter Freunde und das gesamte landwirtschaftliche deutsche Schrifttum der Zeit. Er gehörte also notwendig zu einem Kreis von Männern, der trotz des Krieges den Boden des deutschen Landes nicht unter den Füßen verloren hatte. Sein Werk ist den Ständen der beiden Erzherzogtümer ob und unter der Enns, d. h. dem heutigen Ober- und Niederösterreich, gewidmet. Hochberg diente wiederum dem Florinus, der wohl das beste Hausväterwerk war, als wichtigste Quelle. In zahlreichen Auflagen wirkt Hochberg und nach ihm Florinus über ein gutes Jahrhundert weiter. Schon mit dem ersten Sichtbarwerden einer deutschen landwirtschaftlichen Öffentlichkeit steht Österreich mit selbstverständlicher Leistung mitten in der gegenseitigen geistigen Befruchtung der einzelnen Reichsteile. Von landwirtschaftlicher Technik ist bemerkenswert, daß er bereits ein sehr gutes System der Hangbewässerung lehrt und das Abeggen der Wiesen im Frühjahr, wie auch den Gebrauch des Wiesenhobels empfiehlt. Hochberg berichtet bereits vom Ende des 17. Jahrhunderts, daß „im Viertel ob dem Wiener Wald“ da, wo es an Steiermark und das Land ob der Enns stößt,

die Sommerstallfütterung gewöhnlich sei. Eine derartige Einzelheit ist wichtig für die Frage der Stallfütterung, welche um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die landwirtschaftliche Öffentlichkeit heftig bewegte. Diese Gegenden Österreichs ebenso wie die benachbarten bayerischen am Inn trieben schon sehr frühzeitig Kleebau, schon lange vor Schubart's Empfehlung! Es bestätigt sich also für Österreich das gleiche, wie es Schwerg für die Pfalz und für das Rheinland überliefert: daß in fleißigen und erschlossenen Landschaften schon lange ein beispielhafter Hochstand vorhanden war, ehe er durch die Arbeit des Theoretikers für die Gesamtlandwirtschaft verbindlich wurde.

Die Entwicklung vom Hausvater zum Landwirt und noch weiter zum „*teutschen*“ Landwirt wird in Österreich durch die sogenannten Experimentälökonomⁿ von Entnersfeld und von Schönfeld vertreten. Ihre geistige Richtung entspricht etwa der des Otto von Münchhausen auf Schwöbber in Norddeutschland. Das Lehrbuch der Landwirtschaft Schönfeld's erschien 1775. Er dringt u. a. schon darauf, die Stoppel vor Winter zu stürzen, empfiehlt einen verbesserten Hakenpflug, die Stachelwalze und den Queckenrechen. Er bekämpft die reine Brache zwar nicht, hält sie aber doch unter der Bedingung guter Bearbeitung und Düngung für überflüssig. Er nennt den Brachanbau noch „besömmern“ und zeigt, wie er schon vor den wissenschaftlichen Bestrebungen um Aufhebung der Brache im großen umfangreich war. Von Entnersfeld steht in der Entwicklung vor Schubart vom Klee-*feld*, dessen Stellung bekannt genug ist. Aus der Zeit des Experimentierens vor der Einführung des Kleebaues stammt eine der ersten Kulturanteisungen für den Esparsettebau vom Ende des 18. Jahrhunderts von dem Österreicher von Felde d. Schubart, der 1734 in Zeitz geboren wurde, wurde 1784 vom Kaiser Josef II. mit dem Namen Edler vom Klee-*feld* geadelt, nachdem er in Österreich den größten Widerhall gefunden hatte. Die Fürsten Schwarzenberg und Fürstenberg und Freiherr von Putzky hatten seine Anregungen im größeren Umfang aufgenommen. Die Frage der Stellung des Klees in der Fruchtfolge wurde durch die seinerzeit berühmten Wirtschaftsergebnisse des Grafen von S^owertz bei Prag geklärt.

Das Beispiel Schubarts kann auch für diese weitere Periode der Landwirtschaftswissenschaft zeigen, daß es eine einheitliche deutsche landwirtschaftliche Öffentlichkeit gab und daß die geistigen Wege innerhalb des damaligen Reiches trotz mancher Möglichkeiten geistiger Auseinanderentwicklung im allgemeinen nicht gehemmt waren.

Bedeutend sind die Beiträge, welche Österreich zur Weiterentwicklung der landwirtschaftlichen Technik geliefert hat. 1809 erschien in Wien eine deutsche Theorie des Pfluges und des Pflügens von Schud. Nur die Engländer waren maßgebend auf diesem Gebiet vorausgegangen: 1805 war die deutsche Übersetzung des 1795 erschienenen klassischen Buches von Bailey über die Konstruktion des Pfluges erschienen. Bedeutend war besonders der Anteil der Alpenländer an der Entwicklung des Wendepfluges („Leitenpflug“). Bedeutend sind ferner die Anregungen, welche vom Ruchadlo, dem Mittelding zwischen Haken und Pflug mit seinen verschiedenen böhmischen Abwandlungen ausgingen. Josef von Locatelli erfindet die Sämaschine (Säsaften mit umlaufender Walze) und probiert sie in Lagenburg bei Wien aus. Erst nach 1800 werden überall Sämaschinen konstruiert. U. a. stellte Uga z y in Wien

neben die englische und Fellenbergische Sämaschine eine eigene Konstruktion. Er unternahm als einer der ersten eigene Versuche über die Frage der Unterbringung des Getreidekorns. Eine besondere Rolle haben in der Entwicklung der Landtechnik die alpenländischen Eisengewerke gespielt. Berühmt waren von je die alpenländischen Sensen, und schon 1780 werden Häckselschneider aus Steiermark nach Ungarn geliefert. Wassergetriebene Mühlenwerke und Dreschstampfen waren allgemein verbreitet.

Unter dem Erzherzog von Toskana wurden die dortigen berühmten Bewässerungssysteme ausgebildet, nachdem Maria Theresia bereits mit Bewässerungsanlagen aus dem Steinfeld in der Nähe von Wien vorausgegangen war. Von Wittmann schrieb 1811 über das Bewässerungssystem der damals österreichischen Lombardei. Das Beispiel der genannten Bewässerungssysteme führt auf eine weitere Folge des Einflusses, den Osterreich in Süd- und Südosteuropa ausübte, für die Landwirtschaft: Die Versuchsmöglichkeiten innerhalb eines großen, vielgestaltigen Herrschaftsbereichs, wie hinsichtlich der Bewässerungssysteme in Toskana, der Lombardei und an allen Stellen des damaligen Osterreichs, waren für die deutsche Landwirtschaftswissenschaft von der größten Bedeutung. Sie ersetzen für die damalige Zeit den späteren internationalen wissenschaftlichen Austausch. Osterreich war in jedem solchen Zusammenhang sowohl gebend als empfangend: In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lehrten niederländische Landwirte in Mähren das flämische Wirtschaftssystem, das für den späteren Ausbau der deutschen Landwirtschaft von so großer Bedeutung sein sollte, und dessen Kernpunkte regelmäßige Düngung, Bebauung des Brachfeldes und Unkrautbekämpfung waren.

Der sichtbarste Ausdruck des Vorhandenseins einer deutschen landwirtschaftlichen Öffentlichkeit waren die landwirtschaftlichen Gesellschaften des 18. Jahrhunderts. Maria Theresia hatte die Gründung von Ackerbaugesellschaften in ganz Osterreich angeordnet, trotzdem die Zeit für ihr späteres Blühen noch nicht gekommen war. Immerhin wurde 1762 die Gesellschaft zu Udine für Friaul gegründet, 1764 zu Prag für Böhmen, 1767 für Krain. Alle diese Gesellschaften waren, ebenso wie die gleichzeitigen im übrigen Deutschland, trotz ihrer gemeinsamen geistigen Wurzel in ihrer Arbeit noch landschaftlich gebunden. Erst später konnte es zu einer einheitlichen deutschen Gründung kommen, von der noch zu reden sein wird.

Es ist zu wenig bekannt, daß die erste Landwirtschaftsschule des Kontinents im Bereich des alten Osterreich-Ungarn bestand: 1796 gründete der Graf Festetics zu Resztbely sein „Georgicon“. (Eine öffentliche Schule für Bienenzucht bestand schon 1770 bei Wien.) Erst 8 Jahre später folgten Fellenberg mit seiner Schule zu Hofwyl in der Schweiz und 10 Jahre später Thaer zu Möglin. 1809 wurde das Johanneum in Graz von den Ständen Steiermarks zur besonderen Beförderung der Landwirtschaftslehre gegründet. In Steiermark hatte dabei der Erzherzog Johann, ein Sohn Leopolds von Toskana, einen ähnlich großen Anteil, wie bei der Begründung der alpenländischen Volkshunde. In diesem Fall hatte sich die große Kulturtradition vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.

Der überwiegende Einfluß der Thaer'schen Schule wurde im deutschen Südoften in charakteristischer Weise abgewandelt. Die besonderen Verhältnisse

Osterreichs, nicht zuletzt der Alpenländer erforderten eine Erweiterung der Theorie durch die Agrargeographie, d. h. „in der Richtung der speziellen Beobachtung in je einem Lande“. Neben Thaer und Schurz steht in diesem Sinne gleichgewichtig der Professor der Landwirtschaft in Klagenfurt, Burger, der 1773 zu Wolfsberg in Kärnten geboren wurde. Ähnlich wie Thaer durch die flämische und englische Landwirtschaft, wurde Burger durch Toscana angeregt. Er überfeste das „Tableau d'agriculture de Toscane“, also jenes Toscana, das unter deutschem Einfluß, d. h. österreichischer Regierung, gestanden hatte. Burger erweiterte den Gesichtskreis der deutschen Landwirtschaftswissenschaft nach Südosten weiterhin dadurch, daß er die erste musterhafte Monographie über den Maisbau schrieb, der im übrigen Deutschen Reich so gut wie unbekannt war. Er führte Drillmaschine und Pferdehacke im Maisbau ein und lehrte die Anwendung der Entkörnungsmaschine. Es steht also viel österreichische Vorarbeit in der heutigen Verbreitung des Maisbaues im Deutschen Reich.

Inzwischen hatte sich das ehemalige Thaer'sche System zur Schule der deutschen Humustheorie entwickelt, deren organischen Sinn wir heute nach Bewältigung der Agrilkulturchemie wieder neu zu sehen vermögen. Am letzten Schluß und Ausbaue arbeitet u. a. der Osterreichisch-Schlesier Hlubeck in einer Reihe mit dem Bayern Zierl, dem Schwaben Schübeler und dem Niedersachsen Sprengel. Wieder ist es eine gesamtdeutsche landwirtschaftliche Öffentlichkeit, welche diese Schule trägt. Am Ende dieser Zeit (1860) bestehen in Osterreich landwirtschaftliche Lehrstühle zu Wien, Prag, Lemberg, Graz, Linz, Innsbruck, Görz, Klagenfurt und Laibach. Charakteristisch für das Wirken eines deutschen Landwirtschaftswissenschaftlers sind die Etappen der Tätigkeit Hlubecks: Brünn, Wien, Lemberg, Laibach und Graz — welche dieser landwirtschaftlichen Lehrstühle stünden heute noch in einem deutschen Staat?

Die deutsche Landwirtschaftswissenschaft stand in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter dem Haupteindruck der Frage der natürlichen, dauernden Bodenkräfte. Hlubeck hatte 1814 die seinerzeit beste Arbeit über das Problem geschrieben. Von hier aus entwickelte sich einerseits die naturwissenschaftlich gerichtete Bodenkunde, andererseits die Bearbeitungslehre. Die ersten Versuche einer Klassifikation, welche alle Faktoren der Fruchtbarkeit zu einer Bewertung einstellte, wurden in der Lombardeigemacht, als sie östereichisch war. Auf diesen Vorarbeiten bauen Thaer, von Wulffen und von Thünen weiter.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt die Tiefenwirkung der deutschen Schule der Tier- und Pflanzenzucht. Die berühmte Hohenheimer Schule wird für das Deutsche Reich durch den Namen von Wederlin repräsentiert. Ein ungefährer Altersgenosse Wederlins, von Pappst, hatte Hohenheim zur Akademie erhoben und übertrug die Hohenheimer Schule nach Osterreich. Er kam 1850 nach Ungarisch-Altenburg, wo er das landwirtschaftliche Institut zur Akademie umgestaltete. Wir begegnen seinen Anregungen später anlässlich der Wanderversammlungen deutscher Land- und Forstwirte, deren Mitbegründer er war: „Auf seinem Lebensweg begleitete ihn der patriotische Schwung, der in dieser Zeit allen deutsch-einheitlichen Vereinsrichtungen folgte.“ (Fraas.)

Die große Bewegung auf dem Gebiet der Schafzucht hatte in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts den Anstoß zur Entwicklung der Züchtungskunde gegeben. Der „Wollkonvent“ war eine gesamtdeutsche Angelegenheit. Die hervorragende Rolle des Brünner Schafzuchtvereins von 1829 und die Namen von Ehrenfels, von Bartenstein und André sind festzuhalten. Der Übergang von den Landschlägen zur bewußten Züchtung wurde im Anschluß hieran in der gesamten Tierzucht namentlich von der Mährisch-schlesischen Landwirtschaftsgesellschaft (Brünn 1833) gefördert. Das deutsche Mähren war also eines der Länder, welche am landwirtschaftlichen Leben sehr aktiv teilnahmen. Daß Gregor Mendel (1822—1884), ein Österreichisch-Schlesier, als Abt des Augustiner-Klosters in Brünn der Schöpfer der modernen Vererbungslehre wurde, erscheint also nicht zufällig. Seine Arbeiten an den Erbsen und Bohnen im Klostergarten seines Stiftes stehen auf dem Hintergrund der regen deutschen landwirtschaftlichen Öffentlichkeit.

Die Mendelschen Gesetze wurden aufs neue und selbständig von dem Wiener Pflanzenzüchter Erich Tschermak von Seysenegg (geboren 1871) entdeckt, der den Ruhm der Hochschule für Bodenkultur erweiterte, während Adamek als Tierzüchter an der gleichen Hochschule wirkt. (Die Hochschule für Bodenkultur in Wien wurde 1872 durch den Linzer Ritter von Liburnau gegründet.)

Die ersten Landwirtschaftsgesellschaften waren auf landschaftlichem Boden entstanden. Erst 1837 kam es zur Gründung der ersten Wanderversammlung „deutscher“ Land- und Forstwirte zu Dresden. Auf dieser ersten Wanderversammlung war Österreich als deutscher Staat bereits selbstverständlich vertreten. 1837 wurde schon der Gedanke gefaßt, diese Wanderversammlungen in jährlicher Abwechslung in deutschen Städten abzuhalten. Dementsprechend findet die 4. Versammlung 1840 in der „deutschen Stadt Brünn“, die 10. 1846 in Graz, die 14. 1851 in Salzburg, die 17. 1854 in Prag statt.

Für die geistige Haltung dieser Versammlungen ist kennzeichnend, daß z. B. die Münchener von 1844 mit einem Vortrag „über die wissenschaftliche und sittliche Würde des Ackerbaues“ eröffnet wurde. Auf der gleichen Tagung halten die Österreicher Hlubek aus Graz und Wanied aus Prag Vorträge, die sich beide durch diese Haltung auszeichnen. Hlubek sprach in seiner Rede, er hoffe, „daß der Grundstein zu einem Gebäude gelegt wird, das sich von unseren Enkeln den ehrenvollen Namen „Deutsche Landbauwissenschaft“ erwerben soll. Ja, sie werden einstens zu unseren Nachkommen, welche unseren Platz einnehmen, sprechen: Jene Vorfahren, die hier versammelt waren, um über die Grundquellen der Existenz zu beratschlagen, erkannten die Wahrheit als das höchste Streben. Sie haben die Fundamente zu dem Tempel der Wahrheit gelegt, den wir zu vollenden haben“.

Der Aufschwung dieser Jahrzehnte war ein bewußt gesamtdeutscher. Als 1844 in München die Einladung nach Graz auf das Jahr 1846 überbracht wird, erklärt einer der österreichischen Teilnehmer:

„Sie werden zu der Überzeugung gelangen, daß der Österreicher in acht deutschen Gesinnungen und in dem Streben nach Deutschlands Einheit immer das Wort

führt, und diese Überzeugung ist für Deutschland sehr wichtig.“

„Die Seele . . . ist der nicht nur von jedem Deutschen, sondern auch von den nichtdeutschen hochgeachtete Erzherzog Johann, einer der liebenswürdigsten deutschen Fürsten, der in jedem Mann den Menschen, in jedem Deutschen den Bruder und in jedem Landwirt seinen Freund liebt.“

10 Jahre später wird, fast als wäre 1848 mit seinen Folgen nicht gewesen, zur Einleitung der Nürnberger Versammlung 1853 die Erklärung abgegeben:

„Den deutschen Land- und Forstwirthen gebührt der Ruhm, daß sie von jeher, unbeirrt durch das Parteigetriebe, deutsche Einheit gepflegt und gefördert haben. Heute haben sie die Bemühtung, das, was sie solange in der Stille angebahnt, endlich mit überwältigender Macht zum klar erkannten Ziel des ganzen deutschen Volkes geworden ist . . . Wir werden weder Freihändler noch Schutzzöllner sein — unser Standpunkt ist ein höherer. Wir werden darzulegen haben, daß die Existenz, die Macht, die Wohlfahrt des Staates in ihren Grundlagen auf der Landwirtschaft beruhen; daß der Staat in diesen seinen Grundlagen von keinem Ausland abhängig sein darf.“

Als Prag als nächster Versammlungsort vorgeschlagen wird, unterstützt der Bayer von Closen diesen Vorschlag mit folgenden Worten:

„Als Deutscher sehe ich die Bürgerschaft der Größe, der Ruhe und des Glücks für Deutschland nur in der innigsten Vereinigung von Oesterreich und Preußen, wofür wir so schöne Beweise in neuester Zeit gesehen haben. Als ein Deutscher, welcher weder Oesterreicher noch Preuße ist, habe ich das Gefühl, daß wir nicht den geringsten Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen machen . . . (Lebhaftester, allgemeiner Beifall).“

Durch das Jahr 1866 wurden zunächst alle Ansätze zerstört, die auch weiterhin vorhandene geistige Einheit organisatorisch sichtbar zu machen. Es scheint dem Deutschen des kleindeutschen Reiches später selbstverständlich, daß eine Gründung wie die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft erst im zweiten Reich und dann erst 1883 möglich war. So schnell war in Vergessenheit geraten, daß der Rahmen der Wanderversammlungen der deutschen Land- und Forstwirthe schon zwei Generationen vorher soviel weiter gespannt gewesen war. Trotzdem muß daran festgehalten werden, daß das Jahr 1837 der Grundstein zu allem war, was sich später aus der D.L.G. entwickelt hat.

Die Reichsnährstandsausstellung des Jahres 1937 in München trifft auf die Jahrhundert-Erinnerung der ersten Versammlung der deutschen Land- und Forstwirte. Es ist wichtig, daran festzuhalten, daß die Gründung dieser ersten gemeindeutschen Organisation nicht erst in der kleindeutschen Zeit erfolgt ist, sondern ihre Wurzeln in einer gesamtdeutschen Wirklichkeit hat. Es muß infolgedessen möglich sein, die Jahrhundert-Erinnerung im Jahre 1937 wenigstens geistig im gleichen gesamtdeutschen Bewußtsein zu begehen, wie es das deutsch-österreichische Abkommen vom 11. Juli 1936 ermöglicht hat.

Friedrich Rehm:

Das Deutsche Heimatwerk — seine Geschichte und seine Aufgabe

Im Dezember 1936 waren es zwei Jahre, daß die ehemalige Ausstellung „Deutsches Heimatwerk“ durch den Reichsbauernführer in eine „Gemeinnützige Gesellschaft des Reichsnährstandes zur Förderung der bäuerlichen Handwerkskultur“ umgewandelt wurde. Die bisher erzielten Erfolge beweisen, daß das Deutsche Heimatwerk trotz aller Widerstände, die stellenweise noch zu überwinden sind, auf seinem Weg ein gutes Stück vorangekommen ist. Da über die Aufgabe und die Zielsehung des Deutschen Heimatwerkes innerhalb und außerhalb des Reichsnährstandes noch Unklarheiten herrschen, soll hier dargelegt werden, was den Reichsbauernführer veranlaßt hat, diese kulturelle Organisation des Reichsnährstandes, deren Vorbild in ähnlichen Vereinigungen anderer europäischer Länder zu suchen ist, ins Leben zu rufen.

Die geistigen Grundlagen bäuerlicher Handwerkskultur

Der edle und formvollendete Hausrat unserer germanischen Vorfahren, den uns die Ausgrabungen zutage förderten, ist ein bereitetes Zeugnis für die Höhe des handwerklichen Könnens der früh- und urgeschichtlichen Zeit. Jedermann bekannt sind heute die Glanzstücke nordischer Holzbaukunst, Schnitzkunst, Töpferei, Bronzegießerei, Gold- und Silberschmiedekunst. Ebensovienig zu bestreiten ist die Tatsache, daß bereits die germanische Frau der älteren Bronzezeit am hochentwickeltesten Webstuhl kunstvolle und farbenprächtige Stoffe für die Kleidung ihrer Angehörigen gewebt hat. In dieser Zeit war der Bauer in der Erzeugung seiner zum Leben notwendigen Güter weitgehendst auf sich selbst angewiesen, d. h. jeder germanische Bauer war meist sein eigener Schuster, Schreiner, Schmied und Zimmermann. Andere Handwerkszweige, wie die Waffen- und Goldschmiedekunst oder die Töpferei, werden allerdings bereits in jener Frühzeit gesondert ausgebildet gewesen sein. Diese weitgehende wirtschaftliche Selbstständigkeit des einzelnen Bauernhofes, die es mit sich brachte, daß man, angefangen vom Haus bis herunter zum letzten Arbeitsgerät, fast alles selbst herstellte, führte zur Bildung jener artgemäßen, einheitlichen, in Blut und Rasse des germanischen Volkes begründeten Bauernkultur. Diese arteigene Gesittung ist im Laufe der Geschichte dann von den die eigene bäuerliche Herstellung allmählich ablösenden dörflichen Handwerkern geradlinig bis in die Neuzeit weitergeführt worden.

Schönheit und Zweckmäßigkeit, die bezeichnenden Merkmale bäuerlicher Handwerkskunst, waren schon die Haupteigenschaften des germanischen Hausrates. Jede Gesittung ist zum Untergang verurteilt, wenn sie die lebendige Rückverbindung zu ihren Wurzeln und Quellen aufgibt. Diese Rückbestimmung auf die Herkunft aus der alten germanischen Bauerngesittung und dieses Fest-

halten am altüberlieferten Erbe trotz vieler Unterdrückungsversuche der verschiedensten Zeiten, war bis Ende des letzten Jahrhunderts im deutschen Bauerntum noch ausreichend vorhanden. Erst dem Liberalismus mit all seinen verheerenden Auswirkungen gelang es, dem Bauerntum ein groß Teil seiner ererbten Werte zugunsten vergänglicher Scheinwerte zu zerstören. An die Stelle überlieferungsgebundener handwerklicher Wertstücke trat damals die seelenlose und überlieferungsferne Massenware städtischer Möbelwerkstätten und Warenhäuser. Die altüberlieferte arteigene Wohnkultur des deutschen Bauern wurde so in dieser Zeit abgelöst von einer Allerweltszivilisation, deren Auswirkungen leider bis auf den heutigen Tag in unseren deutschen Bauernhäusern zu verspüren sind.

Der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus und der dadurch möglichen Schaffung einer einheitlichen Organisation des deutschen Bauerntums in Gestalt des Reichsnährstandes ist es zu verdanken, daß auch dieser Selbstaufgabe der angestammten Besittung des deutschen Bauern Einhalt geboten werden konnte. Das Reichserbhofgesetz hat dem deutschen Bauern durch die Sicherung seiner Scholle jene wirtschaftliche Festigkeit und Stetigkeit zurückgegeben, die die Voraussetzung jeder bäuerlichen Besittung ist. Mannigfache Ansätze für die Wiederbelebung und Fortentwicklung unserer altüberlieferten Handwerkskultur sind heute bereits vorhanden. Der dörfliche, überlieferungstreue Handwerker als der Träger und Schöpfer artgemäßen bäuerlichen Hausrates steht heute vor einer verantwortungsvollen Aufgabe. Er ist in erster Linie dazu berufen, die jahrtausendealte, formenreiche Kultur des deutschen Bauerntums wieder aufzunehmen und fortzuführen. Er wird also dort wieder anknüpfen müssen, wo die gesunde, gewachsene Entwicklung der bäuerlichen Wohnsittung durch die eindringenden Fremdmächte der Vorkriegszeit unterbrochen und verfälscht worden ist. Das Reichserbhofgesetz macht den Bauern zum Treuhänder seines Hofes gegenüber seinem Blut. Zum Erbhof, der ungeteilt an den Acker übergeht, gehört selbstverständlich auch das sogenannte Erbhofzubehör. Dieses besteht aus den Möbeln, dem Bett- und Leinenzug, dem festlichen Hausrat, den Küchen- und Arbeitsgeräten. Dank der eingangs geschilderten Entwicklung gegen Ende des 19. Jahrhunderts findet man in der Mehrzahl unserer bäuerlichen Haushaltungen an Stelle der wertbeständigen und überlieferungstreuen Erbstücke heute minderwertige Stadterzeugnisse, die weder in Werkstoff, Form und Farbe, noch in der Ausführung den Anforderungen eines bäuerlichen Haushaltes entsprechen. Es tritt deshalb auch heute oft der Fall ein, daß beispielsweise die vor einigen Jahrzehnten um teures Geld erworbenen städtischen Zimmereinrichtungen „unmodern“ geworden sind. Echter bäuerlicher Hausrat kann und darf aber, wenn er mit dem Hof zusammen an den Erben übergeben soll, keiner Mode unterworfen sein.

Es muß hier eindeutig gesagt werden, daß es dem Reichsnährstand keineswegs darum geht, etwa den alten wertvollen Urväterhausrat gewaltsam wiederzubeleben, sklavisch und unschöpferisch nachahmen zu wollen. Wir wollen Totem, was einer bestimmten Zeit und ihren Anschauungen angehört, nicht neues Leben verleihen, wir wollen aber das, was noch lebendig ist und was auch in seinen Formen ewig sein wird, erhalten und fortentwickeln. Dem dörflichen bodengebundenen Handwerker werden Zweckmäßigkeit und Schönheit der Formengebung, sowie die Ausschmückung dieser oft zeitlosen Stücke alter bäuerlicher Handwerkskultur das Vorbild abgeben, das ihn befähigt, in An-

knüpfung an die alte Überlieferung etwas unserer Zeit Entsprechendes zu schaffen. Erfreulicherweise ist das in Gestalt und Schmud unseres überlieferten Hausrates zum Ausdruck kommende ewige Erbgut unserer Rasse nicht restlos untergegangen, wie es heute vielleicht scheinen könnte. Es hat sich auch nicht restlos in die Museen geflüchtet, obwohl viele wertvolle Erbstücke in der Vorkriegszeit von Schacherjuden und geschäftigen Altertumsbändlern dorthin verschleppt worden sind. Aus dieser zwangsweisen Verbannung bäuerlicher Handwerkskunst in die Heimat-, Altertums- und Völkerkundemuseen unseres Vaterlandes schloß eine völlig lebensfremde wissenschaftliche Volkstumsforschung, daß die bäuerliche Volkstunst endgültig untergegangen sei. Jede Beschäftigung mit diesen Ausprägungen wurde als falsche Bauernromantik bezeichnet und jeder Versuch einer Neubelebung als romantische Schwärmerei abgetan. Da man unserem Volke ja ohnehin jahrzehntelang vorgeredet hat, der Bauer wäre unschöpferisch und alle Dinge im Bauernhaus seien doch nur der schlechte Abklatsch städtischer Kunstformen, ist diese Einstellung nicht weiter verwunderlich.

Heute, in der Zeit der Wiederaneignung unseres ererbten Volkstums, in der Zeit des Zurückfindens zu unserem ureigensten Wesen, erfüllt es uns mit besonderer Freude, daß gerade im deutschen Bauerntum und vor allem in seinem Hausrat und den Erzeugnissen seines Hausfleißes so viel Ahnenerbe bis auf den heutigen Tag bewahrt blieb. Es gibt auch heute noch — und das muß entgegen anderen Ansichten ausdrücklich festgestellt werden — eine große Anzahl bäuerlicher Handwerker, die in ihrer Sippe die alte Überlieferung in Gestalt, Farbe und Ausschmückung unbeirrt fortführen und Hausrat anfertigen, der ebenso wie der altüberlieferte viele Jahrzehnte hindurch zweckvoll und zugleich schön bleiben wird.

Hier muß noch ein Grundzug echten bäuerlichen Hausrates Erwähnung finden, der vielfach überhaupt noch nicht erkannt worden ist, der aber in erster Linie den Beweis für die gradlinige Fortsetzung der germanischen Bauerngesittung im bäuerlichen Handwerk unserer Tage liefert. Neben Zweckmäßigkeit und Schönheit gehört zum Wesen bäuerlicher Handwerkskunst noch das in seinen Schmudformen erhaltene weltanschauliche Erbgut in Gestalt der alten Sinnbilder, Heilszeichen und Runen. Dieser Grundzug ist wohl überhaupt der entscheidendste. Er war von jeher das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Bauernhausrat und überlieferungslosem städtischen „Mobilier“. Sinnbilder wie der Lebensbaum, der Sechsstern, das Radkreuz, die Odals-Rune, das Herz, die paarigen Vögel und all die vielen Blumenmuster der Bauernkunst sind ein Zeichen für die weltanschauliche Gebundenheit der bäuerlichen Gesittung.

All diese Ausprägungen artgemäßer bäuerlicher Gesittung, die durch artfremde Einflüsse in der Vergangenheit zu Unrecht unterdrückt, mißachtet und von einer bindungslosen Zeit als rückständig verlacht und verspottet wurden, gilt es, heute nach der Schaffung des Reichsnährstandes wieder zu Ehren zu bringen, tatkräftig zu fördern und weiter zu entwickeln.

Die Entstehung des Deutschen Heimatwerkes

Im Dezember des Jahres 1933 wurde im Kunstgewerbemuseum zu Berlin nach jahrelanger Vorbereitung eine Ausstellung für Volkstunst und bodenständiges Handwerk eröffnet. Sie wurde von ihren Leitern Hans Raifer und

Erich Ziegert in Verbindung mit einer im Jahre 1931 im Kunstgewerbemuseum der Stadt Zürich stattgefundenen Ausstellung „Schweizer Heimatwerk“, „Deutsches Heimatwerk“ genannt. Veranstaltet war diese Schau bäuerlicher Volkskunst in Verbindung mit dem Nationalsozialistischen Lehrerbund, dem Gau Groß-Berlin der NS-Frauensschaft, dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland und einigen interessierten Organisationen. Im Ehrenausschuß der Ausstellung befanden sich der damalige bayerische Kultusminister und Reichsleiter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes Gauleiter Hans Schemm, Reichsminister Rüst, Reichsleiter Alfred Rosenberg sowie der Gauleiter von Ostpreußen Erich Koch.

Diese erste Ausstellung sollte nicht nur eine einmalige Ansammlung und Schau des bäuerlichen Handwerks und der Volkskunst zeigen, sondern zu einer Betreuungsorganisation für die mit Volkstum und Überlieferung verwurzelten Handwerker des deutschen Sprachgebietes ausgebaut werden. Die Vereinigung „Deutsches Heimatwerk“ war die erste Stelle, die sich in Deutschland durch die Auffindung und wirtschaftliche Unterstützung der schwer bedrohten bäuerlichen Handwerker in tatkräftigster Weise annahm. Die besondere Bedeutung dieser Ausstellung im Jahre 1933 lag darin, daß dadurch weiteren Kreisen des deutschen Volkes, denen jedes Verständnis für die Verarbeitung einheimischer Erzeugnisse durch das bodenständige Handwerk verloren gegangen war, wieder die Augen geöffnet wurden, welche hochentwickelte Handwerkskultur der bis dahin so verachtete Bauernstand und mit ihm das ganze deutsche Volk ihr eigen nennen dürfen.

Der Reichsbauernführer, der diese Ausstellung gegen Ende des Jahres 1933 besuchte, erkannte die Bedeutung einer derartigen ständigen Organisation zur Förderung des daniederliegenden bäuerlichen Handwerks und entschloß sich, in Anerkennung der bereits durch das Heimatwerk geleisteten Vorarbeit, es dem Reichsnährstand einzugliedern und mit noch umfassenderen Aufgaben zu betrauen. Durch den damaligen Sonderbeauftragten für bäuerliches Brauchtum, SS-Sturmbannführer Erwin Mehner, wurden die bisherigen Leiter der Ausstellung Deutsches Heimatwerk Hans Kaiser und Erich Ziegert im Januar 1934 mit der strafferen Zusammenfassung der betreuten bäuerlichen Handwerker und ihrer Eingliederung in den Reichsnährstand beauftragt. Die Gewährung der notwendigen Mittel und die Einsetzung eines besonderen Ausschusses durch den Reichsbauernführer ermöglichte noch im Laufe des Jahres 1934 die endgültige Übernahme durch den Reichsnährstand. Durch eine Verfügung des Reichsbauernführers vom 4. Dezember 1934 wurde die Umwandlung der ehemaligen „Ausstellung Deutsches Heimatwerk“ in eine Gesellschaft des Reichsnährstandes unter der Bezeichnung „Deutsches Heimatwerk, Gemeinnützige Gesellschaft zur Förderung der bäuerlichen Handwerkskultur mit beschränkter Haftung“ vollzogen. Ein Verwaltungsrat der Gesellschaft, bestehend aus Mitgliedern des Stabsamtes und des Verwaltungsamtes des Reichsbauernführers, wurde gebildet und erhielt die Aufgabe, das Heimatwerk schulungsmäßig und geldlich zu betreuen. Als Geschäftsführer wurden die beiden Leiter und Schöpfer der ehemaligen Ausstellung vom Reichsbauernführer eingesetzt. Die Leitung und die Hauptverkaufsstelle wurde in Berlin errichtet und befand sich seit Mai 1934 im Hause Potsdamer Straße 10/11. Am 1. Juli 1936 siedelte das Heimatwerk, nachdem die alten Räume zu eng

geworden waren, in das Haus Potsdamer Straße 9 über, wo die Erzeugnisse der bäuerlichen Volkskunst eine überaus wirkungsvolle Ausstellung erfahren haben (siehe Bildbeilage).

Aufgabe und Arbeitsweise des Deutschen Heimatwerkes

Die Hauptaufgabe des Heimatwerkes nach seiner Umwandlung in eine Organisation des Reichsnährstandes war das Auffinden und die Zusammenfassung von bäuerlichen Handwerkern, die noch als bodenständig und überlieferungstreu bezeichnet werden können. Im Laufe der vergangenen zwei Jahre ist die Anzahl dieser bäuerlichen Handwerker auf einige hundert angewachsen. Damit ist jene Ansicht, daß bäuerlicher Hausrat heute nur noch in Museen als „Rarität“ zu finden sei, gründlich widerlegt. Mit der Auffindung und Feststellung derartiger Werkstätten ist aber die Aufgabe bei weitem nicht erschöpft. Meist wird die neuentdeckte Werkstätte oder der Handwerker nach Ermittlung seiner Anschrift gebeten, eine Auswahl seiner Erzeugnisse zwecks Erwerbung an das Deutsche Heimatwerk einzusenden. Ergibt die Prüfung dieser Auswahl, daß die Erzeugnisse überlieferungsgemäß und handwerklich einwandfrei sind oder doch zumindest gute Ansätze zeigen, so wird der betreffende Handwerker durch ständige Auftragserteilung vom Deutschen Heimatwerk beschäftigt. Welch wirtschaftliche Bedeutung dem Deutschen Heimatwerk beizumessen ist, beweist die Tatsache, daß allein im Wirtschaftsjahr 1935 dem bäuerlichen Handwerk, vor allem in den Notstands- und Grenzgebieten des Reichs, durch Aufträge bzw. Warenabnahme ein Betrag von 250 000 RM. zugeflossen ist. Da das Heimatwerk ein gemeinnütziges Unternehmen darstellt, ist die Erzielung eines Gewinnes nicht beabsichtigt. Anfallende Überschüsse werden zum weiteren Ausbau des Werkes eingesetzt. Neben dieser erfreulichen wirtschaftlichen Bedeutung liegt das Hauptgewicht des Deutschen Heimatwerkes jedoch eindeutig auf kulturellem Gebiet. Das Ziel der kulturellen Arbeit ist neben der Abnahme, der Verbreitung der bäuerlichen Erzeugnisse und der wirtschaftlichen Sicherung der bodenständigen Handwerker vor allem in der Schulung und Erziehung des einzelnen Handwerkers selbst zu sehen. Seit der Eingliederung in den Reichsnährstand ist es in zahlreichen Fällen gelungen, bäuerliche Handwerker, die zwar gutes handwerkliches Können erraten ließen, durch städtische Einflüsse jedoch verderbt worden sind, wieder zu überlieferungsgemäßer und bäuerlicher Arbeitsweise zurückzuführen. Da vom Heimatwerk nur echter und unbedingt bodenständiger Hausrat Abnahme findet, wurden viele Werkstätten veranlaßt, ihre städtischen und kunstgewerblichen Einflüsse von sich aus auszumergen und damit eine Reinigung und Steigerung der bäuerlichen Erzeugnisse erreicht. Vergleicht man die dem Heimatwerk im Jahre 1933 angelieferten Erzeugnisse mit den heutigen, so ist unverkennbar eine wesentliche Abkehr von der Nachahmung städtischer Massenware festzustellen. Diese, allein bei der Auftragserteilung und bei der Abnahme der Erzeugnisse geleistete Erziehungsarbeit rechtfertigt die Tätigkeit des Deutschen Heimatwerkes.

Die Betreuung des einzelnen Handwerkers geschah weiterhin durch gelegentliche persönliche Fühlungnahme und durch die Pflege und den Austausch von Erfahrungen und Anregungen zwischen Heimatwerk und Handwerker. Gerade

unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage der einzelnen Werkstätten und ihrer stammesmäßigen Art ist diese persönliche Fühlungnahme des Heimatwertes mit den Menschen, von denen es seine Arbeiten bekommt, besonders wertvoll. Neben den erwähnten Maßnahmen wird in Zukunft der weltanschaulichen Schulung der zusammengefaßten Handwerker noch größeres Gewicht beizumessen sein. Handwerker mit gutem technischen Können und dem guten Willen zur Mitarbeit in unserem Sinne, die aber in der praktischen Gestaltung noch nicht fähig sind, unserer neuen Weltanschauung Ausdruck zu verleihen, werden im Rahmen dieser Erziehungsarbeit besondere Hinweise für die Fortführung des Überlieferungsgutes in Gestalt der Sinnbilder und Heilszeichen erhalten.

Alle bisher geschilderten Maßnahmen des Heimatwertes haben sich aber nur mit dem einen Teil seiner großen Aufgabe beschäftigt. Was sollte mit den vom Heimatwert angekauften bodenständigen Erzeugnissen geschehen? Sollte das Heimatwerk seine ihm vom Reichsbauernführer gestellte Aufgabe der Förderung der Handwerkskultur und der Schaffung einer neuen bäuerlichen Wohnkultur erfüllen können, so konnte es darauf nur eine Antwort geben: Das Ziel des Heimatwertes ist und bleibt, die wertvollen arteigenen Erzeugnisse des bäuerlichen Handwerksstandes in erster Linie dem deutschen Bauern selbst zugänglich zu machen. Es ist selbstverständlich begrüßenswert, wenn die bäuerlichen Erzeugnisse auch in den Städten Abnahme finden. Es ist uns jedenfalls lieber, wenn auch der Städter in sinnvoller Weise artgemäßen Hausrat aus einheimischen Rohstoffen in seine Wohnung stellt, als wenn er sich mit jener seelenlosen und undeutschen Massenware, womöglich noch ausländischer Herkunft, umgibt. Es muß hier kurz auf eine unerfreuliche Erscheinung unserer Lage eingegangen werden. Geschäftstüchtige Möbelfabrikanten und Kunstgewerbler beginnen heute „betont bäuerliche“ Einrichtungen herzustellen. Welch verkrampfte und künstlich bewollte Konjunkturerzeugnisse dabei zum Vorschein kommen, kann zur Genüge in den Dielen städtischer Land- und Wochenendhäuser beobachtet werden. Diese falsch verstandene Begeisterung für das Bauerntum ist meist noch der Ausfluß jener süßlichen Bauernromantik vergangener Zeiten und wird vom deutschen Bauern als Mißbrauch seiner Volkskunst zurückgewiesen.

Um das oben genannte Ziel zu erreichen und dem deutschen Bauern die Erzeugnisse seiner arteigenen und ihm wesensgemäßen Handwerkskultur wieder nahezubringen, hat das Deutsche Heimatwerk verschiedene Wege beschritten. Die Verlegung der Leitung und der Hauptverkaufsstelle in die Reichshauptstadt ist notwendig gewesen, um es überhaupt erst betanzumachen und um ihm in seinen ersten Anfängen einen gewissen Absatz zu verschaffen. Sobald es der Aufbau und die geschäftliche Lage erlaubte, ging das Heimatwerk daran, durch Aufgliederung seines Zentralbetriebes in den einzelnen Landesbauernschaften sogenannte *Landesstellen* zu errichten. Im Jahre 1935 wurden so beispielsweise in Halle, in Verbindung mit der dortigen dem Reichsnährstand gehörenden Zentralankaufsstelle, und in Breslau in Verbindung mit der Landesbauernschaft Schlesiens solche Landesstellen ins Leben gerufen. Im Jahre 1936 erfolgte die Eröffnung einer Landesstelle Rheinland in Düsseldorf. Eine Landesstelle Bayern in München ist in Vorbereitung. Diese Landesstellen, die sich mit der Zeit über das ganze



Bild 1. Formvollendeter rheinischer Steinzeugkrug aus einer bodenständigen Werkstätte des Westerwaldes

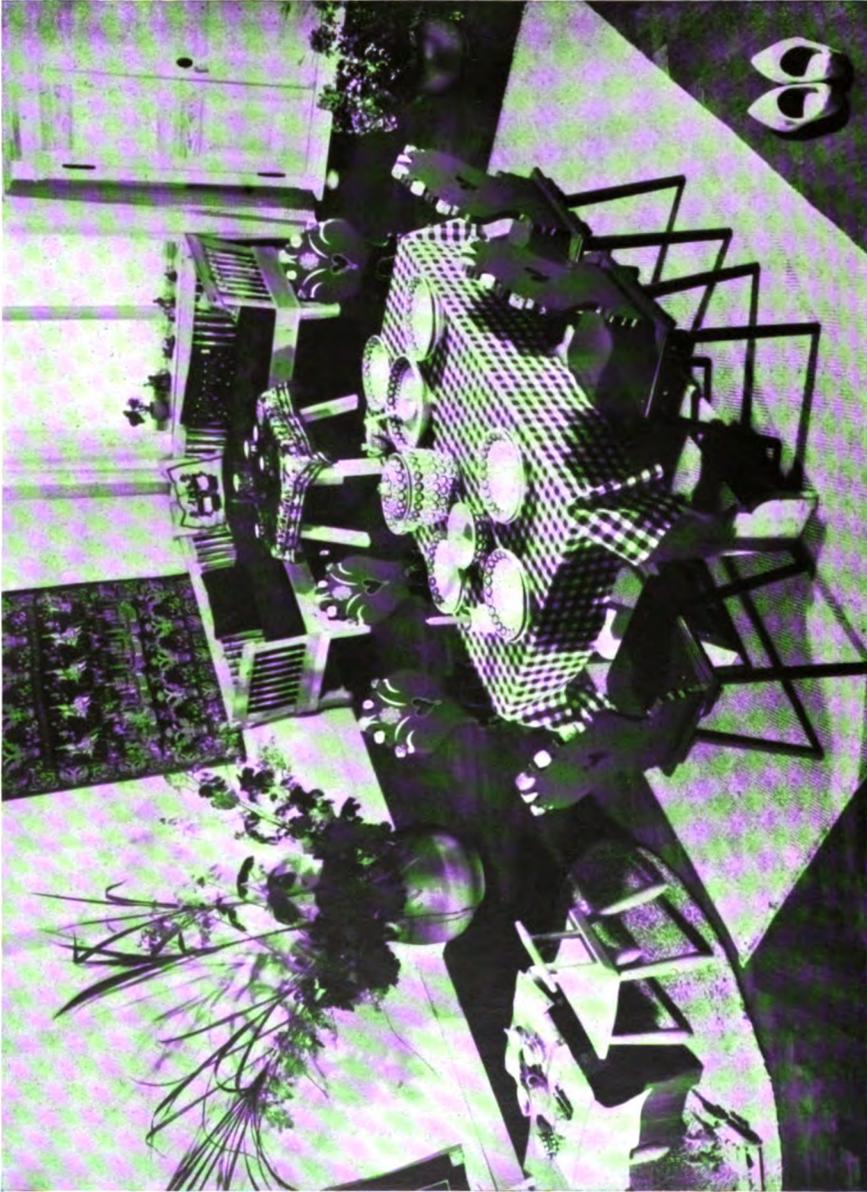


Bild 2. Bild aus der Zentralverkaufsstelle des „Deutschen Heimathverkes“ in der Potsdamer Straße in Berlin



Bild 3. Arbeit am Handwebstuhl einer fränkischen Weberei



Bild 4. Großer Weiderwandbehang aus Schleswig-Holstein. Die Darstellung des Lebensbaumes mit Hirschen, Schwänen und Vögeln zeugt für die Überlieferungstreue deutscher Bauernkunst

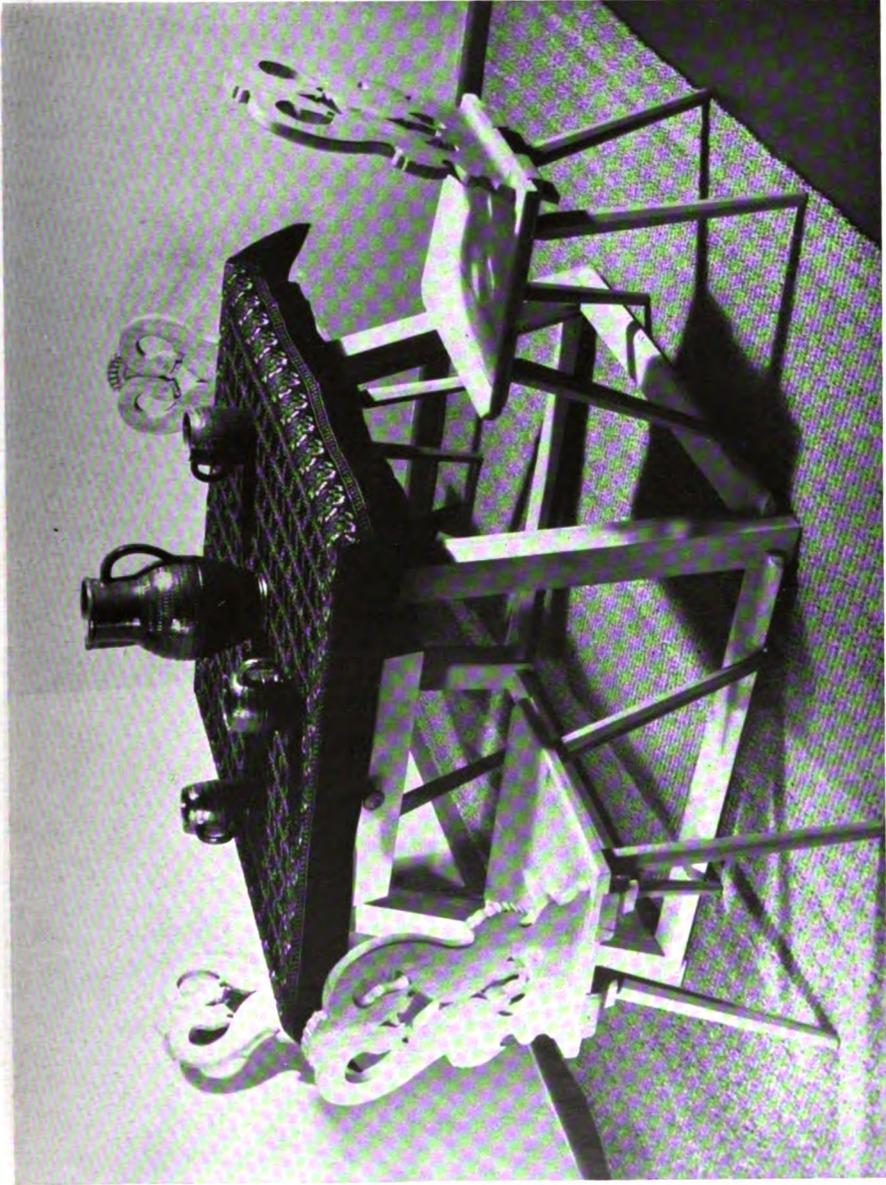


Bild 5. Tisch und Stühle aus Speyer. Auf dem Tisch eine Wandrutsche und vierer Sengelchirr

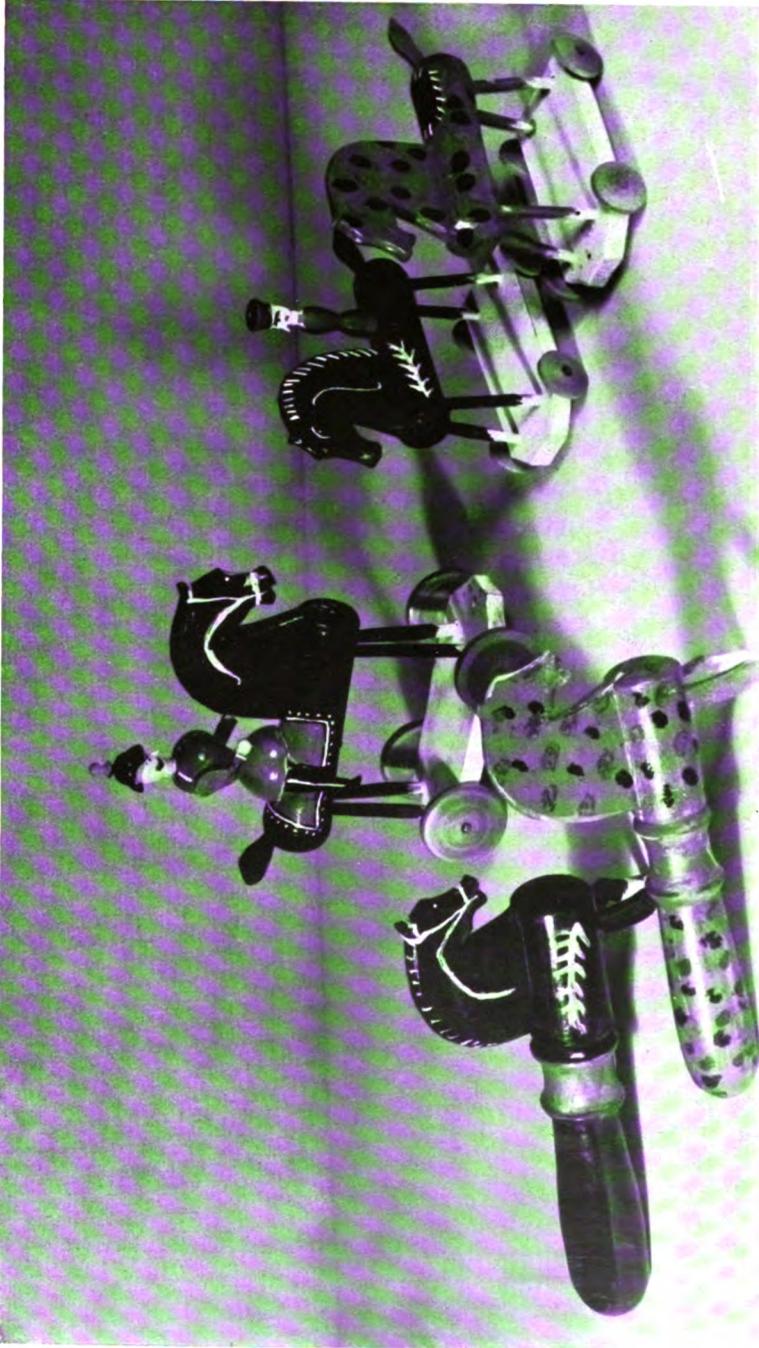


Bild 6. Gefirnites Holzspielzeug aus einer ostpreussischen Werkstatt

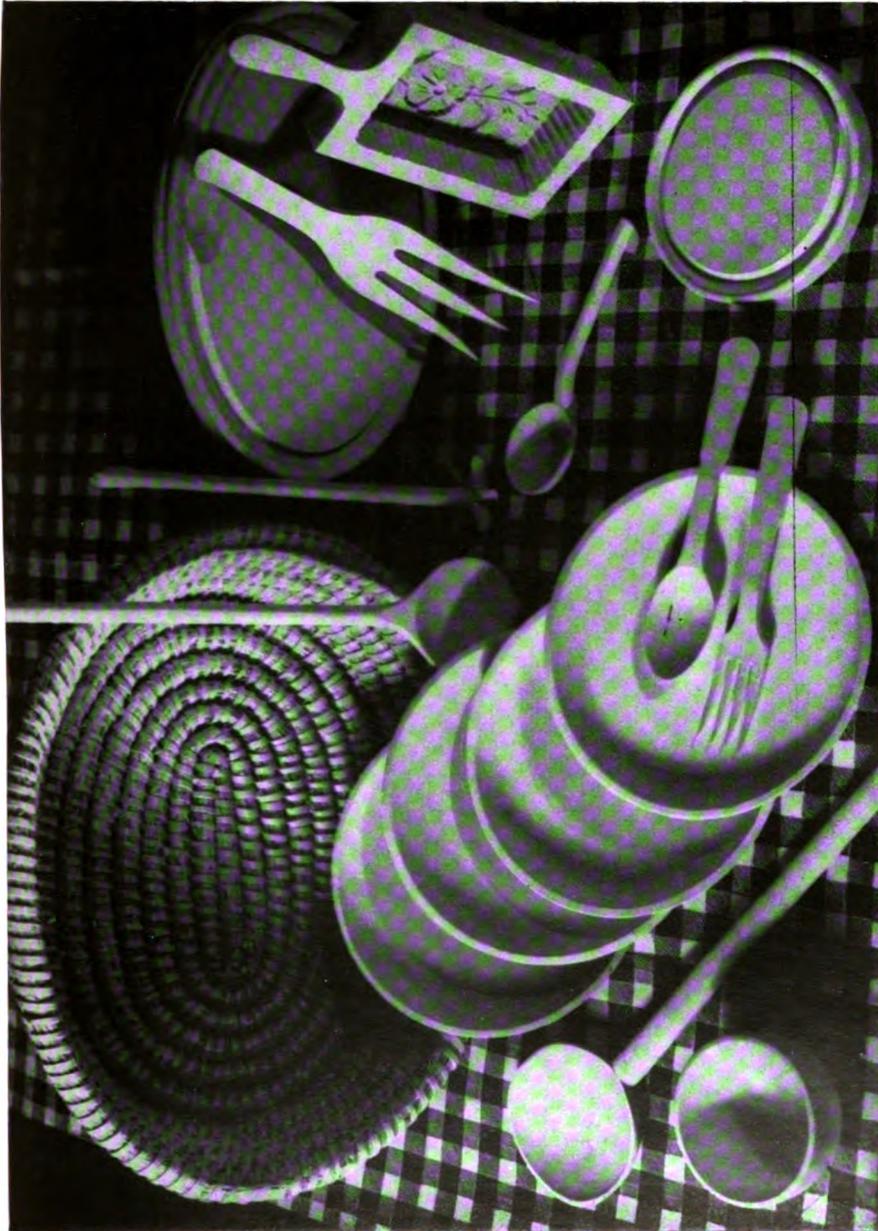


Bild 7. Holzgeräte für die bäuerliche Küche, hergestellt von Schwarzwälder Holzfällern

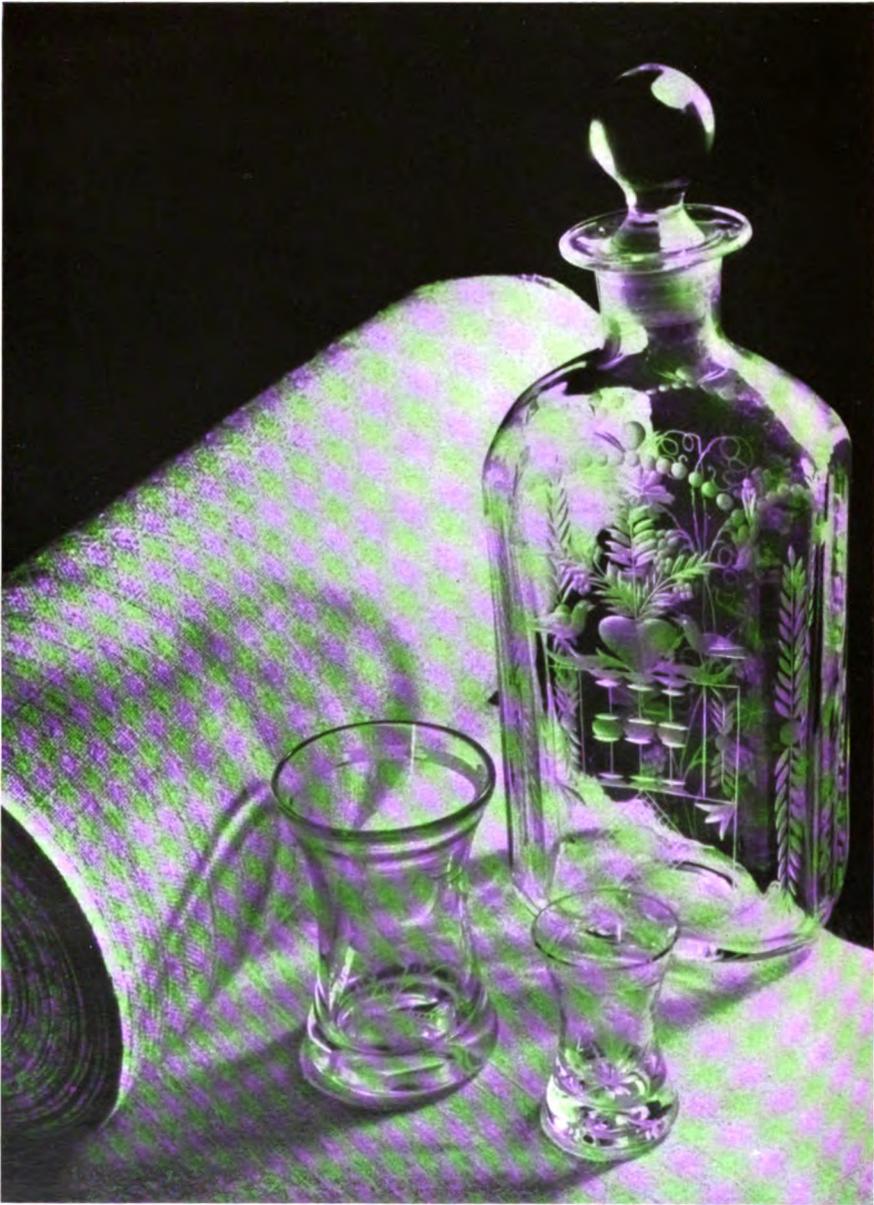


Bild 8. Geschliffene Trinkflasche mit Gläsern aus dem Bayerischen Wald

Reich erstrecken werden, haben die Aufgabe, in der jeweiligen Landschaft das dort Gewachsene und Angefammte zu pflegen, zu erhalten und weiter zu entwickeln. Sie werden also bemüht sein, in ihrem Bereich alle bodenständigen Handwerker zu erfassen und in der bereits geschilderten Weise zu betreiben, so daß sich die bis jetzt von der Hauptstelle in Berlin zu leistende Arbeit allmählich auf die einzelnen Landesstellen verteilt. Es ist keineswegs beabsichtigt und widerspräche allen Gesetzen des Volkstums, wollte man bäuerlichen Hausrat wahllos im ganzen Reich, ungeachtet seiner landschaftlichen Bedingtheit, nur weil er ansprechend und zweckmäßig ist, vertreiben. Damit wären wir unserem Ziel einer neuen artgemäßen Bauernkultur keinen Schritt näher gekommen. So wird sich das Deutsche Heimatwerk erst im vollen Maße auszuwirken beginnen, wenn ausgehend von den landschaftlichen Betreuungsstellen bis in die Kreis- und Landstädte herunter eigene Verkaufsstellen entstehen. Auf diese Weise können dann einerseits bald in jedem Dorf wieder tüchtige Handwerker herangebildet, andererseits unmittelbare Käufer aus den Reihen der Bauernschaft gewonnen werden. Durch diese gleichzeitige Erziehungsarbeit an Handwerker und Käufer zum guten alten Geschmack wird es dann langsam wieder möglich sein, denjenigen bäuerlichen Handwerksmeistern, die infolge des Verfalls des bäuerlichen Handwerks in die städtischen Fabriken gingen, wieder zur Gründung einer eigenen Werkstätte in ihrem Dorf zu verhelfen.

Ein zweiter Weg des Deutschen Heimatwerkes zur Förderung echter deutscher Volkskunst war der über die Sonderschauen und Ausstellungen im gesamten deutschen Reichsgebiet. Seit seinem Bestehen, also seit dem Jahre 1933, hat das Deutsche Heimatwerk in 30 Ausstellungen für echte deutsche Bauernkultur geworben. Auf den Ausstellungen des Reichsnährstandes, den großen Reichsnährstandsschauen und den „Grünen Wochen“ der Jahre 1934 bis 1936 zeigte das Heimatwerk mit großem Erfolg seine Erzeugnisse. In den Städten Magdeburg, Frankfurt am Main, Bremen, Hannover, Friesach, Dresden und Trier wurden in Gemeinschaft mit den zuständigen Landesbauernschaften, dem Nationalsozialistischen Lehrerbund oder der NS-Kulturgemeinde Sonderschauen durchgeführt. Die Leipziger Messen der Jahre 1934 und 1935 waren vom Heimatwerk ebenfalls besichtigt worden. Verschiedene andere große Ausstellungen in Berlin boten Gelegenheit, für bäuerlichen Hausrat und bäuerliche Wohnkultur zu werben, so z. B. die Ausstellung „Deutsches Volk — Deutsche Arbeit“ 1934, die Sommerblumenschau am Funkturm 1934, die Sonderschau der NS-Kulturgemeinde „Kunsthandwerk — Volkskunst“ 1934, sowie die Weihnachtsschau am Funkturm 1935. Auf der Sommerblumenschau 1935 in Berlin zeigte das Heimatwerk u. a. eine Sonderschau „Die Blume im bäuerlichen Handwerk“, in welcher die große Bedeutung der Blumen und Pflanzen als Sinnbilder des Lebens auf den Schmuckstücken und Gebrauchsgegenständen bäuerlichen Ursprunges gewürdigt wurde. Der lebhafteste Widerhall, den alle diese Ausstellungen in der örtlichen Presse gefunden haben, beweist, wie aufgeschlossen das deutsche Volk heute bereits dank der Erziehungsarbeit des Nationalsozialismus für die kulturelle Bedeutung des deutschen Bauerntums ist und wie stark im Bauerntum selbst der Wunsch nach artgemäßer Wohngestaltung laut wird. Nachdem mit diesen 30 Ausstellungen die deutsche Öffentlichkeit mit dem Begriff und dem Inhalt bäuerlicher Handwerkskultur wieder vertraut gemacht worden ist, wird das

Ausstellungswesen in Zukunft noch einen weiteren Ausbau erfahren durch Wanderausstellungen und wenn möglich fliegende Verkaufsstellen, deren Aufgabe es sein wird, beim Besuch von Jahrmärkten, Viehmärkten und Volksfesten, insbesondere in den kleinen Städten, Marktflecken und Dörfern für die bäuerlichen Erzeugnisse zu werben.

Die Erzeugnisse des „Deutschen Heimatwertes“

Die vom Deutschen Heimatwert in Obhut genommenen Erzeugnisse umfassen alle Dinge, die zur Bekleidung des deutschen Bauern und zur Ausstattung seines Hauses mit nützlichen und schmückenden Gegenständen benötigt werden.

Beginnen wir mit dem Gebiet, auf dem die Erzeugnisse des Heimatwertes seit der Aufnahme seiner Tätigkeit der stärksten Veränderung unterworfen waren, mit dem der Möbel. Die Aufnahme von ganzen Zimmereinrichtungen in den Verkaufsbereich des Heimatwertes erwies sich sehr bald als dringend notwendig. Aufgenommen wurden zuerst westfälische und niedersächsische Stühle, Schränke, Tische und Truben aus deutscher Eiche, Ahorn, Kiefer und Lärche, zu denen sich bald Möbel aus anderen Gegenden Deutschlands, so z. B. Thüringen, Württemberg und der Mark Brandenburg gesellten. Alle betreuten Möbelwerkstätten zeigen bereits gute Ansätze dafür, wie gerade hier den sachlichen und gesundheitlichen Erfordernissen der Jetztzeit Rechnung getragen werden kann, ohne daß auf die Anknüpfung an altüberlieferte Formen verzichtet werden muß. Leider sind heute viele unserer dörflichen Tischler und Schreiner nicht mehr in der Lage, diese hohen Anforderungen zu erfüllen. Gerade auf diesem Gebiete der bäuerlichen Handwerkskunst ist der Einbruch städtischer und artfremder Einflüsse in den letzten Jahrzehnten außerordentlich stark gewesen. Hier wird noch die größte Erziehungsarbeit zu leisten sein. Die Tätigkeit des Heimatwertes hat hier bereits vielfach dadurch Anerkennung gefunden, daß ihm die Ausgestaltung der Arbeitszimmer führender Persönlichkeiten und vieler Dienststellen des Reichsnährstandes, sowie der SS übertragen worden ist. Bäuerlicher Hausrat aus dem Bestande des Deutschen Heimatwertes steht heute bereits in vielen Erbhöfen, Gütern, in Arbeitsdienstlagern und in Forstverwaltungen.

Im großen Umfang nahm sich das Heimatwerk um die bäuerliche Töpferei an, deren hohe Blüte ja bereits in frühgeschichtlicher Zeit nachweisbar ist. Hier galt es vor allem, bei vielen Werkstätten die mannigfachen kunstgewerblichen, d. h. willkürlichen, phantastischen und internationalen Einflüsse wieder auszumergen, was innerhalb der letzten beiden Jahre restlos gelungen ist. Das jetzt zum Verkauf stehende Bauerngeschirr fußt einwandfrei auf altüberlieferter Form- und Farbgebung. Betreut werden hier besonders rheinische, schlesische, thüringische, hessische, oberbayerische und fränkische Töpferwerkstätten. Der abgebildete Steinzeugtrug (siehe Bildbeilage) stammt aus einer Werkstätte des Westerwaldes und ist in der bereits frühgeschichtlich belegten Ret- und Anleibstechnik auszuführen. Ein besonders beliebtes Erzeugnis des Heimatwertes auf dem Gebiet der Töpfereien sind die großen Pflanzkübel, durch deren Anfertigung eine ganze Reihe von Töpfern wieder in Arbeit und Brot kam.

Die Korb- und Binsenflechterei erfuhr durch das Deutsche Heimatwerk einen lebhaften Auftrieb, wodurch zahlreiche bäuerliche Binsenflechter in Niedersachsen, Westfalen, Schleswig-Holstein und Ostpreußen ihre Tätigkeit wieder aufnehmen konnten. Dank der Erziehungsarbeit des Heimatwerkes bei der Auftragserteilung ist in der Strohflechterei der kunstgewerbliche mit Bast umwickelte Strohforb zurückgedrängt und der überlieferte, mit gespaltener Weide oder Wurzel geflochtene Strohforb in den Vordergrund gestellt worden. Die deutsche Binsenmatte ist heute wieder ein allgemein verbreitetes Gebrauchsstück. Bei der Herstellung der Weidenkörbe wurden die verdrängten altüberlieferten und landschaftlich bedingten Formen wieder aufgenommen.

Ein großer Anteil der Gesamterzeugung des Deutschen Heimatwerkes trifft auf die Erzeugnisse der Weberei. Ostpreussisches Leinen, handgewebte Leinenstoffe aus Schlesien, Schafwollstoffe aus Pommern, aus der Rhön, aus Thüringen, aus der Eifel und dem Fränkischen Wald sind Zeugnis dafür, wie viele Webstühle heute in Deutschland wieder in Gang gekommen sind. Ein besonderes Gebiet der Handweberei ist die Herstellung von Wollgarnen, aus denen in Pommern und in Ostpreußen wundervolle Teppiche mit altüberlieferten Sinnbildern hergestellt werden. Hier ist als besonders bemerkenswert noch zu erwähnen, daß es durch die langjährigen Versuche der Geschäftsführung des Heimatwerkes in diesem Jahre gelungen ist, in einer pommerischen Teppichknüpferei handgesponnene Wollgarne in großen Mengen mit Pflanzen zu färben, so daß zum erstenmal nach hundertfünfzig Jahren wieder prachtvolle pflanzengefärbte Teppiche hergestellt und verkauft werden konnten. Bei diesen Teppichen ist weiterhin bemerkenswert, daß sie im Gegensatz zu der bisher üblichen orientalischen Knüpftechnik in der ebenfalls in Deutschland bereits ausgestorbenen nordischen Rya-Technik des Ostseeraumes geknüpft wurden.

Im großen Umfange setzt sich das Heimatwerk seit Jahren auch für die Herstellung und Verbreitung der schleswig-holsteinischen Weidewand-erzeugnisse ein, die zumeist als Vorhänge, Wandbehänge oder Rissenplatten Verwendung finden. Der abgebildete Weidewandbehang (siehe Bildbeilage) mit dem eingewebten Lebensbaum zeugt von der besonderen Überlieferungstreue dieser rein nordischen Bauernkunst.

Aus dem Schwarzwald, dem Riesengebirge und der Rhön stammen die mannigfachen Holzgeräthe für die Küche der deutschen Bäuerin. Waldarbeiter, Holzfäller und Bergbauern fertigen diese zweckmäßigen und formvollendeten Gebrauchsgeräte während ihrer langen Winterabende und sichern sich damit den lebensnotwendigen Nebenverdienst.

Schlesien und die Bayerische Ostmark erzeugen das zum Verkauf angebotene Glas in ihren Glashütten. Der Schliff wird noch von bodenständigen Handwerkern nach alten Mustern ausgeführt.

Ein weitverbreiteter Heimarbeitersweig ist das Schnitzen von Rinderspieldzeug. Das Heimatwerk steht mit solchen Handwerkern aus Ostpreußen, Schlesien, Sachsen, Thüringen, Hessen und dem Berchtesgadener Land in ständiger Verbindung. Beliebte sind vor allem die bemalten Holzpferdchen mit Reiter und Wagen, Störche, Holzpuppen und Rasperlesfiguren. Altes Überlieferungsgut steckt in dieser vom Ursprungsland um Berchtesgaden sich über das ganze Reichsgebiet allmählich ausbreitenden Holzkunst.

Schließlich wird auch altüberlieferter Trachtenschmuck aus allen Gegenden Deutschlands betreut, vor allem der wundervolle nordische Filigranschmuck aus Friesland. Neuerdings hat das Heimatwerk auch den Verkauf des auf Veranlassung des Reichsnährstandes durch einige Goldschmiede geschaffenen neuen bäuerlichen Schmuckes übernommen. Dieser Schmuck wendet sich bewusst ab von den beziehungslosen Zierformen unserer modernen Schmuckstücke und knüpft beim sinnbildhaften und weltanschaulichen Vätererbe germanischer Schmuckstücke an.

Wie aus dieser kurzen Aufzählung der Erzeugnisse bäuerlicher Handwerkskunst, die keineswegs erschöpfend sein kann, hervorgeht, gibt es kein Gebiet bäuerlicher Volkskunst, das nicht vom Heimatwerk erfaßt und gefördert wird. Man darf das „Deutsche Heimatwerk“ heute mit Recht als die Pflegstätte unserer gesamten bäuerlichen Handwerkskultur und Volkskunst bezeichnen. Durch seine Arbeit, so hoffen wir, wird einst das ganze bäuerliche Handwerk wieder zum Träger einer artgemäßen und altüberlieferten Gesittung, aus der einst eine neue bäuerlich ausgerichtete deutsche Volkskultur entstehen kann.

Das Schweizer Heimatwerk und die nordischen Heimarbeitverbände

Es ist sehr aufschlußreich, zum Abschluß einen kurzen Blick auf diejenigen Einrichtungen zu werfen, die in den anderen Ländern Europas zur Rettung der überlieferten Bauernkultur ins Leben gerufen worden sind. Das Schweizer Heimatwerk, von dem die deutsche Organisation den Namen übernommen hat, konnte heuer bereits sein sechsjähriges Bestehen feiern und ist als eine besondere Unterabteilung dem Schweizerischen Bauernverband angegliedert. Es hat zwar mit dem Deutschen Heimatwerk gemeinsam die Betreuung der bäuerlichen Volkskunst und Heimarbeit, doch sind die Voraussetzungen, die zu seiner Gründung führten, wesentlich andere als beim Deutschen Heimatwerk. Das Schweizer Heimatwerk ist eine rein soziale Einrichtung, ein Hilfswerk für die schwerbedrängte Bergbevölkerung. Da die Berglandwirtschaft in den abgeschlossenen Tälern der Schweiz für die Ernährung der Bauern nicht ausreicht, setzte um die Mitte des letzten Jahrhunderts eine außerordentlich starke Abwanderung der Bergbevölkerung in die Städte ein, wo sie bessere Lebensbedingungen zu finden hofften. Der Sinn des Deutschen Heimatwerkes ist aber nicht nur zusätzlich wirtschaftliche Unterstützung des notleidenden Landvolkes, sondern wirtschaftliche Stärkung des gesamten bäuerlichen Handwerkerstandes. Daneben besteht die vornehmste Aufgabe des Deutschen Heimatwerkes nicht bloß in der Verhinderung der Landflucht und dem Festhalten des bäuerlichen Handwerkes an seiner heimatischen Scholle, sondern sogar in der Wiederverwurzelung entwurzelter und in die Stadt abgewanderter Handwerker auf dem Lande. In der Schweiz wird die weltanschauliche Aufgabe, die sich das Deutsche Heimatwerk mit der Erziehung seiner Handwerker zu einer neuen weltanschaulichen Haltung bezüglich des altererbten geistigen Gutes unserer Väter gestellt hat, völlig außer acht gelassen.

Als eine der wirksamsten Maßnahmen zur Bekämpfung der Bergflucht in der Schweiz wurde die Beschaffung eines Nebenverdienstes durch Heimarbeit in den Wintermonaten angesehen. „Das Ziel des Schweizer Heimatwerkes ist

in erster Linie, den arbeitsfähigen und arbeitsbegierigen Händen eine angemessene und lohnende Beschäftigung zu geben“, so umreißt Dr. Ernst Lauer die Aufgabe des Schweizer Heimatwerkes. Die Heimarbeit besteht in der Schweiz zu 60 vH in der Erzeugung von Textilwaren. Die rein wirtschaftliche Aufgabe dieser Einrichtung bedingt es, daß das Schweizer Heimatwerk seine Verkaufsstellen bewußt in die größeren Städte verlegt, um dort durch möglichst hohen Umsatz der notleidenden Bergbevölkerung Verdienst zu verschaffen, während unsere Entwicklung in Deutschland den umgekehrten Weg von der Stadt aufs Dorf geht. In einer eigenen Musterwerkstätte für Handweberei in Brugg (Kanton Aargau) werden sachgemäßes Handspinnen, Zubereitung und Behandlung des Rohstoffes gelehrt. Diese Musterwerkstätte führte in den entlegensten Bergdörfern Schulungslehrgänge durch und erreichte dadurch eine ganz wesentliche Steigerung und Wiederbelebung des bäuerlichen Hausfleißes. Auch die bei uns wieder bekannt gewordene Kunst des Färbens mit einheimischen Pflanzenteilen wird in der Schweiz eifrig gefördert.

Erst im Laufe der Zeit hat das Schweizer Heimatwerk neben den Erzeugnissen der Handweberei auch die anderen Zweige der bäuerlichen Handwerkskunst in sein Arbeitsgebiet einbezogen und ist dadurch neben seiner rein wirtschaftlichen Zielsetzung jetzt auch zur kulturellen Idee der Erneuerung seiner Handwerkskultur durchgedrungen, ohne ihr aber ein derartiges Gewicht beizumessen wie sein deutsches Schwesterunternehmen. Damit hat es jedoch Anschluß gefunden an die Heimarbeitsverbände in Schweden, Norwegen und Dänemark, die einst bei seiner Gründung das Vorbild waren.

Die sog. Hausfleiß- oder Heimarbeitsvereinigungen der drei nordischen Länder sind vor mehr als 30 Jahren z. T. aus dem gleichen Beweggrund entstanden wie das Deutsche Heimatwerk. Man wollte dort ebenfalls der Landflucht durch die Beschaffung geeigneter Verdienstmöglichkeiten auf dem Lande selbst Einhalt gebieten, andererseits erkannte man die große Gefahr, die durch die völlige Auflösung der angestammten uralten Bauernkultur für das gesamte Volk entstehen würde. Als Träger der Abwehrbewegung gegen den zerstörenden Angriff des 19. Jahrhunderts auf die überlieferte Bauerngesittung entstanden damals überall private Vereine, Genossenschaften und Verbände zur Förderung des bäuerlichen Hausfleißes. Heute überziehen diese Organisationen wie ein dichtes Netz sämtliche nordischen Länder. Die Heimarbeitsgeschäfte sind meist gemeinnützige Unternehmen, die keinerlei Gewinn erzielen wollen und denen durch den Staat das notwendige Betriebskapital zinslos zur Verfügung gestellt wird.

In ihrer Arbeit unterscheiden sie eine „ideelle Tätigkeit“ und eine „kommerzielle Tätigkeit“. Durch die erstere soll das Bauerntum seine ihm eigene Gesittung wieder kennen und schätzen lernen, durch die letztere soll den Landbewohnern durch den Absatz ihres Hausfleißes in der Stadt eine neue Verdienstmöglichkeit erschlossen werden. Die kulturelle Arbeit steht hier im Norden weitaus im Vordergrund. Sie wurzelt eindeutig in der stammesmäßig und blutsmäßig bedingten Überlieferung dieser Länder. Durch planvolle Abhaltung von Schulungskursen in allen Dörfern wurde der Sinn für das Arzteigene und Praktische wiedererweckt und hierauf das vernachlässigte oder bereits völlig vergessene handwerkliche Können und der Geschmack der Bauern und Bäuerinnen wieder gehoben. Musterwerkstätten, Wanderlehrer, vollstümliche Lehrbücher mit Vorlagen sowie Ausstellungen mit Bewertung der besten Arbeiten ent-

widelten und verfeinerten im besonderen Maße das Verständnis und das Können der nordischen Bauernbevölkerung.

Die große Anzahl der Heimarbeitsvereinigungen, die in Schweden Hemslöjd-, in Norwegen und Dänemark Husflidvereinigungen heißen, wurde in jedem der nordischen Staaten zu einem Reichsverband zusammengeschlossen. Die Landesverbände von Schweden, Norwegen und Dänemark vereinigten sich ihrerseits wieder vor längerer Zeit zu einer überstaatlichen Organisation und brachten damit die innere Verwandtschaft und die rassische Gleichheit der gesamten nordischen Bauernkultur zum Ausdruck.

Die nordische Heimarbeitsstätigkeit umfaßt ebenfalls alle Gebiete des bäuerlichen Eigenbedarfes. Ähnlich wie in der Schweiz machen die Erzeugnisse der Handweberei den größten Teil des Gesamtumsatzes aus. Die großen Erfolge der nordischen Handweberei sind nur dadurch ermöglicht worden, daß die Hemslöjdvereinigungen dieses Gebiet von Grund auf neu belebten. Angefangen von der Förderung der Schafzucht und des Anbaues von Flachs und Hanf bis zur Vermittlung von neuen Webstühlen und Vorlagen für die an alte Überlieferungen anknüpfenden Muster wurde alles getan, um diesem Heimarbeitszweig der nordischen Landfrauen neues Leben zu verleihen.

Schweden und Norwegen besitzen eigene Werkschulen, in denen die jungen Bauernsöhne im Winter Lehrgänge für die Holzverarbeitung durchlaufen. Sie lernen dort die Herstellung von einfachen Gebrauchs- und Arbeitsgeräten, wie auch die von Truhen, Tischen und Stühlen und ganzen Zimmereinrichtungen. Von den vielen Heimarbeitszweigen — es gibt deren dort im ganzen 38 — soll nur die umfangreiche Herstellung von holzgeschnitztem Kinderspielzeug erwähnt werden, durch die die ehemals starke deutsche Einfuhr dieser Erzeugnisse vollkommen zurückgedrängt wurde.

Abschließend ist zu sagen, daß das „Deutsche Heimatwerk“ in seinen geistigen Grundlagen und Voraussetzungen wohl den nordischen Heimarbeitsvereinigungen nähersteht als dem „Schweizer Heimatwerk“. In Deutschland wie auch im Norden ist die arbeits- und blutsmäßig bedingte Überlieferung die unerläßliche Grundlage. In den nordischen Ländern arbeiten die genannten Verbände heute bereits über 30 Jahre, in der Schweiz seit sechs Jahren. Trotzdem das Deutsche Heimatwerk, verglichen mit diesen Organisationen, also die jüngste Einrichtung seiner Art ist und noch nicht über solch langjährige Erfahrungen verfügen kann, darf doch heute schon gesagt werden: Die Aufgabe und das Ziel des Deutschen Heimatwerkes ist von Anbeginn bedeutend weiter gesteckt als bei den genannten Verbänden der anderen europäischen Länder. Die einheitliche Zusammenfassung und Ausrichtung des deutschen Bauerntums auf seine großen völkischen Aufgaben durch die Organisation des Reichsnährstandes bildet den sicheren Untergrund für die Arbeit des Deutschen Heimatwerkes. Es wird seinen Weg Schritt für Schritt weitergehen, bis es die ihm vom Reichsbauernführer gestellte Aufgabe, die Erhaltung und lebendige Fortentwicklung der bäuerlichen Handwerksgefitung, restlos erfüllt hat.

Ferdinand Oppenberg:

Jugend und Bauerntum

Ein Beispiel aus der Praxis der Hitlerjugend-Schulung

Salten ist in einer Zeit einem Volk die Bedeutung eines starken und gesunden Bauernstandes so sehr zum Bewußtsein gekommen, wie heute dem deutschen Volk. Trotz dieser Tatsache aber sind dennoch weite Kreise des Volkes ohne eine tiefgehende Aufklärung über den Sinn und Zweck der Arbeit des nationalsozialistischen Staates für seinen Bauernstand geblieben. Wenn diesem Stand heute im Staatsaufbau eine ganz besondere Rolle zugemessen wird, so geschieht dies nicht aus irgendeiner romantischen Einstellung heraus, sondern aus der klaren und eindeutigen Erkenntnis, daß das deutsche Volk ohne einen starken und gesunden Bauernstand heute und in Zukunft nicht lebensfähig sein wird. Um diese Tatsache einmal insbesondere auch der deutschen Jugend, die die Trägerin der Zukunft des deutschen Volkes ist, ganz klar und begreiflich zu machen, hatte sich das Amt für weltanschauliche Schulung der Reichsjugendführung die Aufgabe gestellt, die Hitlerjugend im ganzen Reich über alle diese Fragen zu schulen. Durch eine solche Schulung der Hitlerjugend wollen wir erreichen, daß die Jugend des deutschen Volkes sich bewußt wird, welche Aufgaben sie selbst auch hier zu erfüllen hat. Gleichzeitig aber wird auf dem Weg über die Jugend auch die Aufklärung so mancher Fragen, die mit den Maßnahmen des Reichsnährstandes austauschen, in die Reihen der älteren Generation, in das Elternhaus des Großstadtjungen ebenso wie in den Hof des Bauernjungen und Landarbeiters hineingetragen.

Diese Schulungsarbeit in der Hitlerjugend setzte damit ein, daß das Amt WS der Reichsjugendführung die Schulungsleiter der Gebiete zu einer Arbeitstagung zusammenrief. Diese Tagung fand vom 1. bis 3. September 1936 in der Reichsakademie für Leibesübungen in Berlin statt. In weitgehendem Maße hatten sich die einzelnen Abteilungsleiter und Sachbearbeiter des Reichsnährstandes bereit gefunden, zu den Schulungsleitern zu sprechen. Zu Beginn der Arbeitstagung sprach in der Reichsführerschule der HJ. in Potsdam Reichsobmann Staatsrat Bauer Meinberg grundlegend über die große Aufgabe, die heute der deutsche Bauer zu erfüllen hat.

Nach dieser Tagung wurden in den Gebieten von allen Schulungsleitern ständig Wochenendschulungen durchgeführt, wodurch die gesamte HJ.-Führerschaft erfaßt wurde. Ebenso wie sich bei der Tagung in Berlin die Sachbearbeiter des Reichsnährstandes zur Verfügung gestellt hatten, setzten sich im ganzen Reich die Landesbauernschaften bei der Schulung in der Hitlerjugend ein.

Die Arbeit der Schulung der Hitlerjugend geht nun von der Erkenntnis aus, daß weltanschauliche und politische Fragen dem Jungen nicht dann am besten begreiflich gemacht werden können, wenn sie in Form eines stundenlangen Referats über ein Thema behandelt werden, sondern daß alle Fragen dem

Jungen lebendig gemacht werden müssen durch eine Darstellung, die unmittelbar nicht nur den Verstand, sondern auch die Sinne des Jungen fesselt. Nur dann können wir uns einen Erfolg in der Schulung versprechen, wenn dem Jungen alle Themen der Weltanschauung und Politik zu einem inneren Erlebnis werden. Denn wir wollen keine Nationalsozialisten nur des Verstandes, sondern vor allem des Herzens heranbilden.

Die Hitlerjugend hat sich schon aus der Kampfzeit her eine Form der weltanschaulichen Schulung geschaffen, die auf diesen Erkenntnissen und Forderungen aufgebaut ist. Diese Form ist der Heimabend. Der Heimabend ist im besten Sinne ein Gemeinschaftsabend der Kameradschaft. Durch das Erlebnis in und mit der Gemeinschaft der Kameraden wird der Junge selbst zur Mitarbeit und Stellungnahme herangezogen. Im Heimabend wird das Thema einmal durch eine sachliche Darstellung klar gemacht, zum anderen aber wird es etwa durch eine entsprechende Erzählung, durch ein packendes Gedicht sowie durch Lieder zu einem wirklichen inneren Erlebnis. Bei der Behandlung des Themas Bauerntum war es klar, daß dem Jungen nicht in einem einzigen Heimabend allein die Beantwortung aller Fragen gegeben werden konnte. Daher erstreckte sich die Schulung über das Bauerntum (ebenso wie dies bei allen anderen Themen geschieht) über ein ganzes Vierteljahr. Das Gesamtthema wurde in sechs einzelne Titel gegliedert, die sich in der Reihenfolge organisch aufbauten. Zu jedem Thema gab das Amt WS der Reichsjugendführung alle 14 Tage ein 16 Seiten starkes Heimabendheft heraus, an Hand dessen die Schulung durchgeführt wurde. Dieses Schulungsmaterial hat eine Auflage von 52 000.

Odal

Das erste Heimabendheft dieser Schulungsreihe trug den Titel „Odal“. In diesem Heft haben wir dem Jungen zunächst einmal klar gemacht, daß das deutsche Volk von jeher ein Bauernvolk gewesen ist. Wir sind der auch heute noch so viel verbreiteten Anschauung und Lüge, unsere germanischen Vorfahren seien Nomaden gewesen, entgegengetreten. Die Äußerungen des Kardinals Faulhaber: „Die schwerste Aufgabe für die Sendboten des Christentums war, die Germanen dazu zu bringen, ihre Schwerter in Pflugscharen umzuschmieden“, haben wir zum Anlaß genommen, an Hand von Funden und Stellen aus der Edda zu beweisen, daß die Germanen ein Bauernvolk waren. Durch eine Gegenüberstellung des germanischen Odalsrechtes mit dem römischen Recht, das hier bereits behandelt werden mußte, weil es später in der deutschen Geschichte eine große Rolle spielt, wurde den Jungen der Unterschied der Lebensauffassungen der beiden Völker klargemacht. Das germanische Odalsrecht, das den Boden als Lehen betrachtet und als Besitz der Gemeinschaft des Volkes schützt und das römische Recht, das den Boden zu einer Ware und einem Privatbesitz macht und das zum Schutz des einzelnen, nicht aber der Gemeinschaft geschaffen ist, gibt gleichzeitig ein Bild von der Verschiedenartigkeit der rassistisch bedingten Weltanschauungen. In einer Erzählung wurde die Welt, das Leben und die Anschauung des germanischen Bauern lebendig.

Bauernschicksal — Volkesschicksal

Diesen Titel trug in Fortsetzung des ersten das zweite Heimabendheft. In diesem haben wir an Bildern aus der Geschichte den Weg des deutschen

Bauern gezeigt. Die unlösliche Verkettung des Schicksals des Bauern mit dem des Volkes wurde klar gemacht. Durch die Vernichtung des Adelsrechtes und des freien germanischen Schwertbauernums wurde die Geschichte des deutschen Volkes in Bahnen gelenkt, die uns immer stärker in die Hörigkeit fremder Weltanschauungen brachte. Ein Bericht von der Vernichtung der freien Stedinger durch die Kirche, eine Erzählung aus der Zeit der Leibeigenschaft, der Unterdrückung der Bauern durch Adel und Kirche, ein Gedicht über den Bauernaufstand im 15. und 16. Jahrhundert, ferner ein Bericht aus dem 30jährigen Krieg und Darstellungen über das Bauernlegen nach diesen Jahren des Krieges, Steins Versuch der Bauernbefreiung, Hardenbergs Verfälschung der Stein'schen Ideen sowie die Vernichtung des Bauernums durch Liberalismus und Marxismus bis in die Zeit der endgültigen Bauernbefreiung durch den Nationalsozialismus geben ein Gesamtbild der deutschen Geschichte. In diesem Heft wurde klar, daß wir um des Lebens des ganzen Volkes wegen einen gesunden und starken Bauernstand haben müssen.

Die Aufgaben des Bauern

Aus der vorausgegangenen Darstellung ergab sich notwendig die Klarstellung der Frage, welche Aufgaben denn nun der Bauer in der Vergangenheit hatte und welche er vor allem in der Gegenwart und in der Zukunft zu erfüllen hat. Dieses Thema machte eine klare Beantwortung der Frage notwendig: „Was ist der Bauer für das ganze Volk?“ Die Antwort lautet:

1. der Bauer ist der Blutsquell des Volkes,
2. der Bauer sichert die Ernährung des Volkes.

Durch Statistiken haben wir hier bewiesen, daß das Bauerntum einmal zahlenmäßig das Volk erhält. Aber nicht nur zahlenmäßig erhält es das Volk. Das Blut des Bauern ist auch gesund und wertvoll. Zu allen Zeiten sind aus dem Bauerntum große deutsche Männer hervorgegangen. Eine Aufstellung berühmter Deutscher gab einige Beispiele hierfür. Der Abdruck der Ahnentafel des Führers bekräftigte ganz besonders diese Behauptung.

Den Bauern als Ernährer des Volkes aber zeigten wir an dem Beispiel des Weltkrieges. Deutschland verlor durch die Blockade ¼ Millionen Menschen, Mütter und Kinder. Dies war nur möglich, weil wir nicht in der Lage waren, den Bedarf an Lebensmitteln im eigenen Land zu decken. Nach der Beantwortung der Frage, was wir denn heute im eigenen Land selbst erzeugen, ergab sich auch die Frage, was wir tun müssen, um im eigenen Land die Ernährung des Volkes zu sichern. Dem Ziel, die Ernährungsfreiheit herbeizuführen, dient die vom Reichsnährstand durchgeführte Erzeugungsschlacht. So wurde im Jungen das Verständnis für die heutigen Maßnahmen des Reichsnährstandes geweckt. Hier wurde ganz besonders klar, daß der Kampf des nationalsozialistischen Staates um den Bauern nicht eine romantische Schwärmerei, sondern eine politische Notwendigkeit ist.

Das Reichserbhofgesetz

Damit der Bauer aber seine für das Volk so wichtigen Aufgaben erfüllen kann, ist seine Existenz durch ein Gesetz des nationalsozialistischen Staates gesichert worden. Dieses Gesetz ist das Reichserbhofgesetz. Neben der Vermittlung des Gesetzestextes und aller einzelnen Ausführungen ist hier der

deutschen Jugend die große geschichtliche Bedeutung des Erbhofgesetzes, das eine Wiederverankerung des alten germanischen Odalsrechtes im heutigen Staat darstellt, zum Bewußtsein gebracht worden. Die Rede des Hauptamtsleiters, Stabsamtsführers Dr. Reischle „Erbhof oder Kollektivwirtschaft?“, die er auf dem Reichsparteitag 1936 gehalten hat, gab in diesem Heft ein besonders starkes Bild vom Wert des Reichserbhofgesetzes.

Volk ohne Raum

Nachdem in den bisherigen Heften die Bedeutung des Bauern gezeigt worden ist und sich daraus unser Kampf um ihn ergibt, ist in dem Heft „Volk ohne Raum“ dargestellt, wie wir heute daran arbeiten, Neubauernum zu schaffen. Denn wollen wir das deutsche Volk für die Zukunft sichern, so muß ein größerer Teil unseres Volkes als bisher wieder den Weg zum Land und Boden finden. Diese Forderung ist aber nur zu erfüllen, wenn wir der bauernfähigen Mannschaft Land zur Bebauung und Bewirtschaftung geben. Wo aber finden wir dieses Land? Wir finden es nicht in Kolonien, wir müssen es uns innerhalb der Reichsgrenzen selbst erobern. Wo aber können wir es innerhalb der Reichsgrenzen gewinnen? Überall dort, wo noch Moor, Bruch oder Heideland kultiviert werden kann. In manchen Gebieten Deutschlands ist dies der Fall. Vornehmlich aber bietet der Osten des Reiches noch Raum zur Schaffung neuer Bauernhöfe. Eine geschichtliche Darstellung über den Weg des deutschen Volkes nach dem Osten, über die Arbeit des Deutschen Ritterordens führt zur Tat des Arbeitsdienstes, der heute, genau so wie vor 600 Jahren der Deutschritter, Neuland für ein deutsches Bauerntum erobert.

Das Jahr des Bauern

Wir begannen unsere Schulung mit den Feststellungen, daß unsere Vorfahren Bauern gewesen sind (Odalheft). Von Heimabendheft zu Heimabendheft haben wir dann den Weg, den der Bauer bis in unsere Zeit ging, mitbeschritten und erlebt. Uns sind dabei vor allem seine großen Aufgaben in Gegenwart und Zukunft klar geworden, Blutsquell und Ernährer des Volkes zu sein. Der Bauer ist aber nicht nur dies, er ist dazu auch der Träger eines uralten Kulturgutes, durch das wir heute ebenso wie durch das Blut mit unseren germanischen Vorfahren verbunden sind. Alle Bräuche, die Totenfeiern ebenso wie die Feste der Freude, waren den Germanen Ausdruck ihrer bäuerlichen Lebensauffassung.

Im Ablauf des Bauernjahres begeht der Bauer auch heute noch Feste und Feiern, die aus der germanischen Zeit stammen. Manche dieser Bräuche sind heute teilweise durch kirchliche Namen überdeckt und von Zutaten fremder Weltanschauungen durchsetzt.

Heute, da wir uns wieder auf die eigentlichen und wirklichen Kräfte unseres Lebens besinnen, das heißt auf die Kräfte, die in unseren Vorfahren ebenso wie in uns lebendig waren und sind, finden wir auch wieder den Weg zum Brauchtum des deutschen Bauern. Da auch der Mensch in den Städten heute erkannt hat, daß er selbst oder aber sicher seine Eltern und Voreltern vom Land und vom Bauern stammen, ist überall zu sehen, wie das ganze Volk allmählich Anteil nimmt an den alten Bräuchen des Bauern. Diesen Anteil nimmt insbesondere die deutsche Jugend, die den Namen des Führers mit

Stolz trägt. Das Heimabendheft „Das Jahr des Bauern“ hatte daher den Sinn und Zweck, das Bauernbrauchtum zu erklären, vor allem aber, es in der deutschen Jugend wieder lebendig zu machen. So begehen wir in der Hitlerjugend die Feiern der Sonnenwende, jene Feiern, die schon unsere germanischen Vorfahren begingen und die durch das Bauertum bis in unsere Zeit gekommen sind. Dieses letzte Heimabendheft knüpft daher an das erste Heft an, in dem wir bewiesen, daß unsere Vorfahren Bauern waren.

Abschließend muß nun zu dieser Schulung gesagt werden, daß der Hitlerjugend nicht nur das Verständnis für den Kampf des nationalsozialistischen Staates um ein gesundes und starkes Bauertum beigebracht, sondern durch die Bedung des Verständnisses selbst zum Kampf dafür aufgerufen werden sollte. Daß wir in der Hitlerjugend uns nicht nur mit den brennenden weltanschaulichen und politischen Fragen beschäftigen, sondern auch an ihrer praktischen Lösung und Erfüllung mitarbeiten, zeigt der Landdienst der HJ. Im Landdienst stehen und arbeiten unsere Kameraden praktisch auf dem Felde im Dienste der Erstarbung des deutschen Bauertums. Nicht Worte entscheiden den Weg der deutschen Jugend, sondern Taten. Der Landdienst will dem Bauernstand bei seiner schweren Arbeit helfen und der Parole des Reichsnährstandes zur Erzeugungsschlacht die Mitarbeit der Jugend sichern. Diesem Ziele diene auch die Schulung in der weltanschaulichen Arbeit des letzten Vierteljahres 1936.

Vom 28. November bis 2. Dezember 1936 sind wiederum die Schulungsleiter der Gebiete, diesmal in der Hochschule für Politik, Berlin, zu einer Arbeitstagung und Entgegennahme des neuen Vierteljahresplans zusammen gerufen worden. Das erste Vierteljahr 1937 der weltanschaulichen Schulung der HJ steht im Zeichen des Kampfes gegen den Bolschewismus. Auch bei dieser Schulung wird uns klar, daß dieser Kampf letzten Endes geführt wird um den Bestand eines gesunden und starken Bauertums, ist doch der Bolschewismus der Vernichter des Bauern, der Erhalter eines jeden Volkes ist.

Hanns Midderhoff:

Die geschichtlichen Grundlagen der eddischen Nibelungenlieder

Der Nibelungenstoff hat neben dem um Dietrich von Bern gesponnenen Dichtungskreis am nachhaltigsten und tiefsten auf die Seele des deutschen Volkes eingewirkt. Und doch darf man, wenn vor allem von den bäuerlichen Lebensverhältnissen als Grundlage dieses größten deutschen Heldenepos die Rede sein soll, nicht an die mittelalterliche Dichtung der 2500 Strophen denken, deren Aufbau nichts mehr oder wenigstens kaum mehr etwas mit bäuerlichem Lebensgrund gemein hat. Wir müssen daran festhalten: das

uns bekannte Nibelungenlied ist eine hochmittelalterliche Aufschwellung älterer, verlorengegangener Vorlagen, ein großartiges Zeugnis ritterlich-höfischer Poesie, aber weit entfernt schon von jenen Liedern, über denen der Morgenglanz germanischer Heldendichtung liegt. Im Epos hören wir auch Waffentlang, aber den des Turniers, auch im Epos finden wir Glauben an göttliche Gewalt, aber es ist der Glaube weibrauchersfüller, dämmeriger Kirchen, auch im Epos finden wir Mannesstärke und Frauenart, aber doch ganz anders geartet als im artgehauenen Heldenlied der Frühzeit. Im Epos ist Pomp statt Schlichtheit und Goldgewand statt festen Leinens, quellende Fülle jeglicher Art statt zuchtvoller Beschränkung. Die Ausschmückung beansprucht viel Raum und auch die dargestellten Seelenkämpfe sind voller „Konvention“.

Das heißt also auch, daß Lese-dichtungen von der Art unserer mittelalterlichen Nibelungen in ihrem Wirkungskreis begrenzt waren: höfische Standespoesie, geglättet in Vers und Form, mehr noch dem Inhalt nach der verfeinerten, womöglich schon überfeinerten Lebensart ritterlich-höfischer Kreise angepaßt.

Aber gerade der Nibelungenstoff, dessen endgültige epische Gestaltung wir alle kennen, bietet wie kein anderer germanischer Heldensang die Möglichkeit, zu älteren Entwicklungsstufen vorzudringen, ja, diese selbst landschaftlich einzuordnen (dieses „landschaftlich“ muß aber auch auf Skandinavien und die Lombardei einbezogen werden, als Entstehungs- und Aufnahmegebiete gemeinermanischer Heldensangsmotive).

Die Seyfriedslieder des ausgehenden Mittelalters allerdings haben (bis auf einige bewahrte alte Züge) um keinen Preis mehr etwas mit den Sigurdsliedern der Edda zu tun. Sie sind vergrößerte, kloßige, bänkel-sängerische Nachgestaltungen bestimmter Teile der Sage. „Die Dichtung wird märchenhaft, aber ihr fehlt innere Wahrheit und sittliche Kraft.“ (Wilhelm Grimm.) Der Norden hat die Urform dieses gewaltigsten germanischen Heldenliedes treuer bewahrt als der Süden; man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß der Nibelungenzyklus der Edda uns so viel des Einmaligen von germanischem Wesen aus sagt, daß viel anderes ruhig hätte verlorengehen dürfen.

Diesem eddischen Nibelungenzyklus liegen zugrunde zwei südliche, rheinfränkische Lieder, eines von Brünhild, das andere von der Burgunden Not. Hier, in dieser bewegten Zeit, um die Wende des 5. Jahrhunderts, der ausgehenden Völkerwanderung, liegen die Reime für unsere Dichtung. — Wir sollten sehr vorsichtig sein, bevor wir Sigfrid „mythisch verwerten“, als Erd- oder Jahreszeitengottheit und die mit ihm verbundenen oder streitenden Personen als mythische Mächte. Der germanischen Frühzeit lag diese Art der Symbolik durchaus fern, und wir tun besser daran, wenn wir uns an das Gegenständliche, dem geraden häuerlichen Sinn der Erzähler und Hörer verständliche Geschehen der Lieder halten. Es ist für die Nibelungen nicht gut gewesen, daß sie im 19. Jahrhundert gelehrter Spekulation (ich erinnere hierbei an die sonst so verdienten Männer Uhland und Mühlhoff) u n d der Oper zum Opfer fielen. Wenn wir naturmythische Vorgänge schon irgendwo ermitteln wollen, halten wir uns besser an die eddischen Götterlieder, und auch hier haben die letzten Jahrzehnte viel von der romantischen „Drapierung“ des symbolfreudigen 19. Jahrhunderts entfernt. Wir lehnen also das Bestehen einer der Nibelungensage etwa zugrunde liegenden mythischen

Heroensage ab. Weit eher können wir uns damit befassen, g e s c h i c h t l i c h e Grundlagen aus den Jahren jener großen Volkswanderung und -kämpfe aufzuspüren; denn sie liegen in der Tat vor, wenn auch erst einigem Suchen zugänglich. Hier, an dieser bäuerlich-kriegerischen Grundlage können wir festhalten. Alles, was uns an „spezifisch“ mythischen Bestandteilen der Lieder begegnet, haben wir als spätere Zutat zu werten.

An geschichtlichen Ereignissen und Namen gleich erscheinen im Süden und Norden zunächst die vier Könige der Burgunden, Gibich (altnordisch Gjúki), Gunther (Gunnar), Gernot (Guttorm) und Hagen (Högni).

Die aus dem 5. Jahrhundert stammende Leg Gundobadi der Burgunder nennt als Vorgänger Chilperichs (gest. etwa 480) und Gundowechs (gest. etwa 468) die vier Könige Gibica, Godomar, Gislahari, Gundahari: jeder der Burgunder sollte frei sein, dessen Vorfahren zur Zeit dieser Könige nachweislich frei waren. Wir dürfen annehmen, daß diese Brüder zusammen regierten und wie der für das Schicksalsjahr 437 namentlich genannte Gunnar-Gundahari mit diesem zusammen gegen die Römer und Hunnen fielen. Diese historischen Könige sind also Vorbilder der Sage, nur daß die Verwandtschaftsgrade sich verschoben haben, so daß Gibich der Vater geworden ist, Godomar zwar im Nordischen als Guttorm fortlebt, im südlichen Epos aber dem Gernot gewichen ist, während Gislahari im Norden (außer in der Dietrichsage) nicht vorkommt; wogegen Hagen nicht geschichtlich, sondern allein dem Heldensang eigentümlich ist. Vielleicht ist Högni, den wir im nordischen Nibelungenzyklus als Bruder Gunnars vorfinden, ein Ersatz für Giselher.

Die Namen dieser Könige sind wenigstens teilweise auch den Angelsachsen bekannt. Der Widsid kennt Giseca und Gudhere als burgundische Könige; auch einen Gifthere, über den allerdings nähere Angaben fehlen.

Gegner der Burgunder ist Attila, der Hunnenkönig, der im Süden und Norden als Egel des Epos, bzw. Atli der Lieder wieder auftaucht.

Interessant hierbei ist es, und deutet auf das Alter der nordischen Überlieferung, daß in ihr Atli den Tod von der Hand seiner Gattin Gudrun findet, jener Gudrun in den nordischen Liedern, die der Kriemhild des Südens entspricht, deren zweiter Namensteil wiederum mit dem ersten der H i l d - i c o zusammenstimmt, von der Marcellinus Comes berichtet, daß sie im Jahre 453 Attila ermordet habe. Auch sie war eine Rächerin: die Rächerin ihres von Attila ermordeten Vaters. Hier hat die deutsche Sage am meisten geändert.

Grundsätzlich sei hier bemerkt, daß die Gudrun der nordischen Überlieferung wohl eine aus Gunth-run entstandene Angleichung an den Bruder Gunnar ist. Es erübrigt sich, auf die Verschmelzung der verschiedenen historischen Personen zu einer Familie, auf ihre Zusammenlegung in einen Zeitabschnitt, einzugehen.

Egels Bruder Blödelin, den wir im Epos vorfinden, entspricht dem Bleda der Geschichte, und das nordische Atlamál deutet darauf hin (in den Strophen 48 und 52), daß der Atli der nordischen Lieder mehrere Brüder hatte, von denen Gudrun zwei erschlägt. An sonstigen historischen Personen erkennen wir noch eine ganze Reihe wieder: da ist der politischste germanische Kopf jener Zeit: Dietrich von Bern, der Theoderich der Geschichte, in Island als Thjóðrek in der Prosa zu zwei Eddaliedern erscheinend. In Norwegen ist er bekanntlich der Hauptheld eines eigenen Romans, der Thidreks saga. Vom chronologischen Blickpunkt her ist seine Einordnung in die Zeit Attilas natürlich eine willkürliche Konstruktion, vom Standpunkt der

Heldensage aus bedeutet Dietrich eine willkommene Bereicherung ihres Bestandes an überragenden Persönlichkeiten; denn darauf kommt es der Heldensage an, daß die innere Geschlossenheit da sei, und so sammelt sie die großen Lichter und Schatten vom Felde der Geschichte und fügt sie zu einmaligen Bildern zusammen. Darum auch sollte man sittengeschichtliche Erkenntnisse nie allein aus eben diesen einmaligen hochgestimmten Lebensformen der Eddageschichte zu entnehmen versuchen, was besonders auch für die Mythologie unserer Vorfahren gelten mag.

Zusammen mit Dietrich von Bern nun erscheint in einem jüngeren Eddaliede, dem dritten Gudrunliede, die Magd Ghels, Herka, die Dietrich und Gudrun bei Atli des Ehebruchs bezichtigt. Wir gehen nicht fehl, sie mit der Kerka oder Krefa des griechischen Geschichtsschreibers Priskus gleichzusetzen, einer Frau, die mit der historischen Helche, der ersten Gattin Ghels, zusammenfallen dürfte. Auch im dritten Gudrunliede noch ist sie die ehemalige Kebsle des Hunnenherrschers.

Selbstverständlich sind diese Personen erst nach und nach in die Sage eingebaut worden, sie sind Ereignisse der äußeren Bereicherung und Aufschwellung vor allem der deutschen Sage im Laufe der Jahrhunderte.

Der Kern wenigstens des Burgundenliedes, das ja ursprünglich von der Brünhildsaga, dem späteren ersten Teil des Epos, völlig getrennt war, ist anzusehen auf die Mitte des 5. Jahrhunderts, also in die Jahre um Attilas Tod. Andere Sagen, die diese Zeit zum Mittelpunkt haben, wie die Sage von Walthar und Hildegund, kennen Gunther und Hagen schon als Paar, während einzelne Personen der Brünhildsaga an das Frankenreich Chlodowechs erinnern; man denke an Sigberts erste Gattin, die Westgotin Brunichild, an Sig(i)bert selbst (Sigbert-Sigwart-Sigward-Sigurd). Das soll nicht etwa auf eine schematische Gleichung Sage = Geschichte deuten. Aber wer die überragende, fast mythische Brünhild der nordischen Sage kennt, wird schon rein äußerlich, dem Persönlichkeitseindruck nach, eine Ähnlichkeit mit Brunichild, „dem gewaltigsten der Weiber, die auf Merovingers thron saßen“ (Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, S. 13) nicht übersehen können. Drei Generationen hindurch führte diese Frau die Zügel Austrasiens, bis sie 614 von Verwandtenhand fiel. Wer je von der Wucht des als Bruchstück auf uns gekommenen nordischen Sigurd-Liedes ergriffen wurde, weiß, daß diese Frau ursprünglich Mittelpunkt einer ganzen Sage gewesen ist, daß ihr Seelenkampf alle äußeren Vorgänge in den Schatten stellte und Verwicklung und Auflösung bei ihr lagen. An ihr wuchs Sigurd und ging Sigurd zugrunde. Sie, nicht Krimhilt bzw. Gudrun ist seine weibliche Gegenspielerin. Von Gudrun kennen wir die Schönheit, von Brünhild die Seele, vor deren Haß und Zuneigung alles sich beugt. Die liebende und leidende Frau tritt zurück hinter der herrschenden — sicher Merkmale eines Geschmacks aus vorchristlicher Zeit.

Bedenken wir auch, daß die rächende Krimhilt des zweiten Teiles ursprünglich nicht ihren Gatten, sondern ihre Brüder an Atli rächt, wie wir es noch in den nordischen Liedern vor uns haben, und daß sie mit der Krimhilt des ersten Teiles zunächst gar nichts gemein hatte. Die Krimhilt des zweiten Teiles ist ein Parallelbeispiel zur Brünhild des ersten: die gleiche Natur, eine Frau, die die Herzen der eigenen Söhne brät und sie dem verhassten Gatten

als Speise vorsetzt. Beide Frauen, die Heldin des Brünhildliedes und die Gudrun des Burgundenuntergangs, gehen in selbstgewähltem Flammentod zugrunde.

Nicht vom Handlungsablauf her, nur vom Gesamtbild der Persönlichkeit aus darf man vielleicht an eine Verwandtschaft der nibelungischen Brünhild mit jener gotisch-fränkischen Brunichild denken, die wie ein Fels aus den Bruderkämpfen der dritten Merovingergeneration ragt.

Chlodwig selbst, der Ahnherr, ist bis auf eine nordische Erwähnung im Dunkeln geblieben; das zweite eddische Gudrun-Lied kennt den Hlödver (= Ludwig) als Besitzer fränkischer und süddeutscher Lande. Strophe 26 heißt es:

„Ich gebe dir, Gudrun,	goldene Schätze,
die Fülle des Guts	aus dem Vatererbe,
hellfunkelnde Ringe,	Hlödvers Säle,
die Teppiche all,	die der Tote besaß.“

(Natürlich handelt es sich bei diesem Chlodowech um den ersten seines Namens, den König über das Gesamtreich, nicht den zweiten oder dritten).

Gegenüber seiner Gattin Brunichild tritt Sig(i)bert I. von Austrasien ganz zurück, wird auch schon früh auf Anstiften der Rebse Chilperichs I., Fredegunde, ermordet (575).

Genaue Gleichungen werden sich natürlich nie aufstellen lassen, wo es sich nicht gerade um wörtlich in Name und Amt übernommene geschichtliche Vorbilder handelt, wie z. B. bei dem Gero des Epos, der der ottonische, 965 gestorbene Markgraf von Ostfachsen ist, bei Ekkehart, dem 1002 gestorbenen Markgraf von Meißen oder Pilgrim von Passau, dem Onkel Krimhilds (971—991).

Im allgemeinen sind es nur ganz bestimmte Merkmale, die uns zu Vergleichen führen; die Atmosphäre der Lieder weist auf bestimmte Jahrhunderte oder Jahrzehnte, der Zeitgeschmack tritt lebhaft hervor und spiegelt Geschichte in Dichtung. Welch eigenartiger Akzente bedient sich der Liederdichter zur Charakteristik der Atmosphäre am Hunnenhof: wir denken an die Schilderung des fremdartigen Gastmahls im Epos und weiter an den Schlangensperch der nordischen Lieder:

„Die Krieger stießen	den König lebend
in die finstere Grube,	gefüllt mit Schlangen,
mit giftigen Nattern,	doch Gunnar schlug
mit den Händen erbittert	das Harfenspiel.“

In der Dichtung regieren die menschlichen Motive, alles Politische tritt zurück; die geschichtliche Persönlichkeit wird ewig menschlichen Motiven dienstbar gemacht und steht in Wechselwirkung mit ihnen.

Wir sahen in Dietrich von Bern bereits die Hauptfigur eines anderen Sagenzyklus auch in den Nibelungen auftreten. Aus dem sächsischen Sagenkreis treten uns außer Gero und Ekkehart noch Irnfried und Iring entgegen; Irnfried, der 531 Land und Leben an Sachsen und Franken verlor, Iring, nach dem die Milchstraße benannt ist. Von beiden berichtet uns Widukind von Corvey (gegen 967). Nach dem Gesagten wird es sehr deutlich, wie stark die germanische Wiederverstehung zur Zeit der Sachsenkaiser auch auf die Dichtung Einfluß gewonnen hat, und die Zeit der Ottonen hat neben der

merovingischen sehr realistische Spuren im großen Epos hinterlassen, ragende Persönlichkeiten nicht so sehr aus den Zentren der alten Kulturlande, sondern Männer, die den Schild auf einsamem Posten gegen Fremdstämmige hielten: Nachfahren Widukinds, Vorläufer Heinrichs des Löwen, deren Kinder und Enkel zur Zeit Heinrichs IV. zum ersten Male wieder Träger einer groß angelegten sächsischen Oppositionspolitik wurden. Zu diesen überragenden Männern tritt auch eine Frau: Ute, die Mutter der Könige. Sie ist wohl die Oda der Thidreks saga, und wir erkennen in ihr die uralte weise Ahnfrau des Ludolfingerhauses, Oda, wieder; eine Frau, vergleichbar einer nordischen Ann oder Aud, die mit norrenhaftem Wissen ausgerüstet waren. Sie alle aber stammten her aus dem Mittelpunkt ewiger deutscher Kraft.

Verfolgen wir die Gleichung Geschichte-Dichtung weiter, so drängt der nordische Name des Königs und Pferdezüchters Hjalprek, an dessen Hof Sigurd aufwuchs (Reginsmål, Prosa), sicher auf eine Beziehung zum Hellsrich des Epos, bzw. Chilperich der merovingischen Geschichte. Hier ist nichts mehr als der Name gleichzusetzen; wir werden nicht fehlgehen, wenn wir ihn mit Chilperich I., dem Bruder Sig(i)berts I., dem Schwager der Brunichild und Geliebten der Fredegunde, zusammenbringen. Damit begnügen wir uns, denn Hjalprek wird im nordischen Lied-Zyklus nur an fünf wenig aufschlußreichen Stellen erwähnt.

Wir werfen einen Blick zurück auf den Hunnenhof, dessen Eigenarten im Norden mit einigen ausdrucksvollen, dunklen und fremdartigen Strichen hervorgehoben werden; eine andere Welt tut sich auf, eine Welt, die vom Norden durch Gletscher und Meerfahrt und Steppe getrennt ist, wie das zweite Lied von Gudrun zu berichten weiß:

35: „... durch eiße Flur ging's die erste Woche,
 durch wilde Wogen die Woche danach
 und drei der Tage durch dürre Steppen.“

Unten an den Gestaden des Danpr (Dnjepr) lag Atlis Residenz, im Süden Rußlands:

Atlakvida 5:

„Er gewährt euch auch die Gefilde der weiten Gnitabeide,
den dröhnenden Speer und Drachen mit goldenen Schnäbeln,
herrliche Schätze, die Heimstätten Danps,
auch den mächtigen Forst, der Myrkwid genannt wird.“

Und die Rosse der nordischen Adelsbauern rennen

„auf wüsten Felsenpfaden durch den wilden Forst von Myrkwid,
der Hunnen Land erbehte, wo die Hartgefinnten ritten;
durch grüne Felder trabten, die Berge fürchtend, die Rosse.“

Nimmt man dagegen hinzu den Bericht des grönländischen Egel-Liedes, so wird uns von einer Seefahrt erzählt, die nur über den nächsten Fjord geht:

36: „Die Helden ruderten mächtig bis das halbe Schiff zerbrach,
sie regten zornigen Mutes die Riemen mit voller Kraft,
die Ruderpföde barstern, es rissen die Ledergurte,
die Fürsten verließen das Fahrzeug, befestigt ward es nicht...“

37: „Das Ziel der Fahrt war nah' erzählen muß ich den Ausgang...“

Man sieht, welch seltsame Mischung von Geschichte und Sage, welch weiter Weg in der dichterischen Vorstellung von der weißen Sonne und den Felsen des Nordens zu der grellen, lärmenden Zorntheit von Atliis „welschen Weibern“, zu den braunen, hogenbewehrten, kleinen Kriegern und der türkischen Grausamkeit des Schlangenhofes, in den man Gunnar warf. Diese Gegensätze werden deutlich, sobald man die Lieder des eddischen Nibelungentreibes zusammenschaut. Einzeln betrachtet fallen die Merkwürdigkeiten dieser dichterischen Konstruktion nicht so auf. Es wird nicht so deutlich, daß man Brünhild, in der wir eine höchstgesteigerte heldische Lebensform des nordischen Weibes zu sehen haben, zur Schwester Atliis, des schwärzlichen Hunnenherrschers macht; und wir bemerken es auch kaum, daß in einem andern Lied der gleiche Atli der Besitzer eines skandinavischen Bauerngehöftes ist. — so sehr nehmen uns die Vorgänge der Handlung gefangen.

Man befindet sich, wenn man diese Bilder auf genaue ethnologische oder erdkundliche Angaben betrachtet, in einem Land zwischen Traum und Wirklichkeit, wo nichts gilt, als die große Blut vorwärts drängender Geschehnisse, mag nun nordischer oder südlicher Himmel über ihnen liegen. Trotzdem der in den einzelnen Liedern jedesmal so ganz anders dargestellte geographische Gegensatz Hunnenland-Germanien die Freiheit der Dichter von bestimmt umrissenen örtlichen Angaben deutlich macht, erscheinen doch die völkischen Gegensätze scharf und wirkungsvoll.

Unsere Lieder stammen aus dem Süden, und der Rhein wird oft erwähnt: „Regin verfertigte dem Sigurd ein Schwert, das Gram hieß; es war außerordentlich scharf; denn als Sigurd es in den Rhein steckte und eine Wollflocke in den Strom hinabtreiben ließ, durchschnitt es die Flocke ebenso leicht wie Wasser.“ (Reginsmal, Prosa zwischen Strophe 14 und 15.) Oder: „Südlich vom Rheine war Sigurd gefallen“. Das Rheingold kommt auch im Norden vor:

„Der reisende Rhein nun hüte, das einst die Aen besessen, Im rinnenden Wasser besser als wenn an hunnischen Händen	was Reden zum Streit entflamte, das alte Nislungenerbel find die Ringe des Unheils verborgen, das helle Gold erglänzte!“
---	---

Der Rhein, der auch im Epos der Hauptstrom ist, erscheint als Merkmal für den südgermanischen Ursprung des Nibelungentoffes auch im Norden. Sigurd, im Epos als Siegfried ein Kind des Niederrheins (Xanten), erscheint als des „Südens Held“ oder der „hunnische König“.

„Besonnen legte das bloße Schwert nicht küßte die Holde	des Südens Held in des Bettes Mitte, der hunnische König...“
---	--

(Stamma 4).

„Hunnischer König“ deshalb, weil die Völsunga-Saga erzählt, daß Sigurds Vorfahren über „Hunaland“ geherrscht hätten; auch im grönländischen Atli-Lied wird in Strophe 97 der „hunnische Held“ noch einmal erwähnt.

Es kam hier nicht darauf an, eine erschöpfende geschichtliche oder sagen-geographische Erläuterung, vor allem der nordischen Nibelungenlieder, zu geben, sondern eine Anregung und Erleichterung für alle die, welche sich im Innersten zu diesen großen dichterischen Zeugnissen einer heldischen Vergangenheit hingezogen fühlen.

Die Umschau

Aufgaben einer Ländlichen Soziologie

Festrede

von Professor Dr. Hans F. R. Günther
zur Feier des 126. Jahrestages der Universität
Berlin

Die Ländliche Soziologie ist als deutsche Wissenschaft noch jung. Nach einigen wenigen Ansätzen in früherer Zeit — in Deutschland besonders bei H. W. Riehl — hat wohl erst die Nachkriegszeit sie stärker in den Vordergrund gerückt. Diesen Antrieb in jüngster Zeit erhielt die Ländliche Soziologie weniger von fachsoziologischer Seite als von bevölkerungspolitischen Erkenntnissen und von Seiten der Rassenkunde her. Je mehr sich ein Erkennen des Erbwertes der Rasse durchsetzte, um so mehr wurde auch der Blick auf die gesunden Lebensbedingungen, unter denen gesunde leistungsfähige Erbanlagen erhalten und vermehrt werden, gelenkt, um so mehr mußte die Bedeutung des Bauerntums für die Erhaltung dieses Erbgutes erkannt werden. So baute die Erbbiologie von sich aus eine biologisch-politische Landvolkforschung auf, die ihren Ausdruck etwa in der Schrift von Hans F. R. Günther „Die Verstädterung“ und in der Errichtung des neuen Güntherschen Institutes in Berlin-Dahlem fand, das die ländliche Soziologie neben der Rassenkunde und Völkerbiologie in seinem Namen trägt.

Aus diesem Arbeitsgebiet entstand die Festrede zum 126. Jahrestage der Berliner Universität, in der Professor Günther über „Aufgaben einer Ländlichen Soziologie im völkischen Staate“ sprach. Er ging in seinem Vortrage von folgendem Gedanken aus: Das Bauerntum ist in einem Staate germanischer Prägung nicht irgendein „Stand der Landwirte“, sondern der erste Stand des Volkes und die Lebensgrundlage von Volk und Staat schlechthin. Seinen Wert verdankt es nicht allein seiner bevölkerungsbiologischen Bedeutung — „Immer erzeugt sich ein Volk auf dem Lande und stirbt aus in den Städten und durch verstädterten Geist, der aufs Land hinaus dringt“ — sondern

ebenso wichtig ist das ländliche bäuerliche Denken als Gegenpol zu städtisch-auflösendem Geist, ein Denken, das Günther geschichtlich als die Gestinnung des Freisassen sieht. „Die deutsche Zukunft wird davon bestimmt werden, wieviel ländlicher Geist, wieviel von der Gesinnung des Freisassen im deutschen Volke wieder erweckt werden kann. Die Entstädterung des deutschen Geistes wird eine der verheißungsvollsten Aufgaben sein.“

Die Hilfe der Wissenschaft bei dieser völkischen Aufgabe wird in einer Forschung liegen, die die Soziologie und Biologie des Land- und Stadtlebens erarbeiten muß. Diese Wissenschaft kann heute erst auf kleine Anfänge zurückblicken, die teils von Seiten der reinen Landbauwissenschaft, teils von der eigentlichen Soziologie, daneben aber auch von der Erziehungskunde und besonders der Erbbiologie her entstanden sind. Wesentliche Anregungen können wir auch einer ähnlich gerichteten Forschung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika entnehmen, wo, wohl durch die extremste Entwicklung des Gegenpols zum Lande, der Geschäfts-Großstadt, der Blick früher auf die Gefahren der Verstädterung gelenkt wurde als bei uns.

In einer Verbindung von Lebenskunde (Biologie) und Gesellschaftslehre (Soziologie) werden in Zukunft die Lebensvorgänge auf dem Lande und in der Stadt und die Beziehungen zwischen beiden zu erforschen sein. Gerade die ländliche Soziologie kann sich dabei nicht auf eine isolierte Untersuchung des Landes beschränken, da sie die Bedeutung der Stadt und die Gefahren der Verstädterung erkannt hat. Die ungesunde Überentwicklung der Stadt, die sich in den letzten ein bis zwei Generationen vollzogen hat, bildet eine der unheimlichsten Gefahren für ein Volk. „Ein sich verstädtertes Volk führt seine besten Erbstämme der Auszerte zu, und innerhalb eines verstädterten Volkes mit massentümlichem Denken ist diejenige Freiheit und Gleichheit nicht mehr zu bewahren, die zum Wesen der adelsbäuerlichen Vorherrschaft des Germanentums gehört

hat, und zwar deshalb nicht zu bewahren, weil diese Freiheit und Gleichheit durch das Selbstgefühl von untereinander gleichen selbständigen landbesitzenden Familienhäuptern, durch das Sippenwesen der germanischen Freisassen, bedingt ist. Auf landbesitzlose und gar familienlose Städter, mögen sie noch so viel Geld besitzen, läßt sich die germanische Freiheit und Gleichheit nicht anwenden."

Zum Schluß seines Vortrages gab Professor Günther einen Überblick über die Forschungsfragen, die sich in der ländlichen Soziologie von der Lehre von Vererbung und Auslese her ergeben. Hier sind eine Unzahl Fragen noch kaum in Angriff genommen, die doch für eine Beurteilung der biologischen Vorgänge im Dorf und in der Stadt die wichtigsten Grundlagen sein müßten. Sie sollen hier wörtlich wiedergegeben werden.

„Wie verhält sich die Stärke des familiären ländlicher Familien zur Hofgröße und Wirtschaftsweise? Wie ist die erbliche Beschaffenheit der ländlichen Familien mit der größten Kinderzahl einzuschätzen, wie die erbliche Beschaffenheit der Familien mit der geringsten Kinderzahl? Welche ländlichen Familien stellen die begabten und erfolgreichen Menschen? Wie stellt sich die erbliche Beschaffenheit derjenigen dar, die in die Städte abwandern, wenn sie verglichen wird mit der Beschaffenheit anderer ländlicher und städtischer Gruppen? Welche ländlichen Umweltverhältnisse und welche seelischen Eigenschaften der Landbewohner bewirken Abwanderung in die Stadt oder drücken sich darin aus? Welches ist das regelmäßige städtische Schicksal der Abgewanderten überdurchschnittlichen Erbwertes, welches der der Abgewanderten unterdurchschnittlichen Erbwertes? Welche ländlichen Umweltverhältnisse tragen regelmäßig zu einer erblichen Steigerung, welche zu einer erblichen Minderung bäuerlicher Familien bei? Welche Vorstellungen des bäuerlichen Geistes lenken die Gattenwahl auf dem Lande und wie kann diese Gattenwahl in die erbgenehmlich förderliche Richtung umgelenkt werden, die ihr ein völkischer Staat zu geben versuchen muß? Welchen Einfluß auf Bestand, Siedung, Auslese, Landflucht, Gattenwahl, Kinderzahl, Arbeitsleistung und Lebensgefühl des Bauern haben diese oder jene Glaubensvorstellungen, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, diese oder jene Formen der Siedlung, Dorfgemeinde,

Nachbarschaft und Genossenschaft, diese oder jene Formen der Wirtschaft und des Arbeitsverfahrens, der behördlichen Führung und geistigen Lenkung, diese oder jene Schulung und Bildung, diese oder jene Zeitungen, Schriften und Bücher? Welches sind die Wege, auf denen verküsternder Geist auf das Land hinausdringt und welche ländlichen Gemeinschaftskräfte können zur Abwehr gegen verküsternden Geist aufgerufen werden? Welche Volksmächte werden am meisten zur Erhaltung bäuerlicher Tüchtigkeit beitragen, zur Erhaltung und — über eine förderliche Gattenwahl — zur erblichen Steigerung der deutschen Bauerngeschlechter? —“ Dr. Hans Wülker

Zur Gesetzgebung Kaiser Friedrich II.

In der Zeit des erwachenden Massenbewußtseins sei die Aufmerksamkeit auf ein Gesetz gelenkt, daß der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts für das Königreich Sizilien erließ und in dem er die Eheflektion zwischen Sizilianern und Fremdbürtigen bei Strafe der Güterenteignung verbot. Wegen die „Suntheit der Menschen des Königreiches“ und die „Schlaffheit der Stämme“ richtete sich dieses Gesetz. „Oftmals schon“, heißt es darin, „hat es uns schmerzlich überkommen, daß nach verschiedener Völker Mischung die Aufrichtigkeit des Königreichs aus fremden Sitten Verderbnis erlitt, so daß, seit die Männer des sizilischen Königreichs sich mit Töchtern Fremdbürtiger mischten, die Reinheit der Menschen verschwärt ward, und es minderte sich, während das Ubel und die Schwachheit der Sinne sich mehrten, unter den Völkern die Lauterkeit, besleckt von Reden und Bräuchen der anderen, und von dem Samen Jener ward die Herde der Getreuen verjudelt“.

Um die Bedeutung dieses, die Blutsvermischung einschränkenden Gesetzes voll würdigen zu können, ist es nötig, sich die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit in Sizilien zu vergegenwärtigen.

Um Sizilien hatten Griechen, Römer, Punier, Vandalen, Goten, Araber und Normannen gestritten. Seine Bevölkerung war alles andere als einheitlich. Deutsche, Normannen, Griechen, Italiener, Araber und Juden lebten nebeneinander. Die letzten Herren Siziliens vor den Staufern waren die Normannen. Friedrichs Mutter, eine normannische Königtöchter, brachte ihrem Gatten Heinrich VI. das

Königreich Sizilien als Erbe mit. Aber sowohl Heinrich als auch Friedrich mußten erbittert um dieses Erbe kämpfen. Die großen Herren und die verschiedenen Völker Siziliens rangen um die Macht im Staat, als Friedrich, noch ein Kind, die normannische Königskrone erhielt — als päpstliches Lehen allerdings — denn seine Mutter Konstanze hatte sich und ihr Land dem Papst Innocenz III. übergeben, der zugleich Vormund des Knaben wurde. Als Friedrich nach jahrelangen Kämpfen mit dem Papst, der Lombardei und den deutschen Fürsten seine Herrschaft über das große Reich befestigt hatte, erhob er, der in Ancona geboren und in Palermo erzogen worden war, Sizilien zum Kernland seiner Macht.

Es soll hier nicht weiter erörtert werden, inwieweit es verfehlt war, daß ein deutscher Kaiser fern von Deutschland residierte. Es ist viel für und gegen die italienische Kaiserpolitik geschrieben worden. Es gab gewiß große Aufgaben in Deutschland zu erfüllen und man hat Friedrichs Kampf gegen den Papst als die Auseinandersetzung zweier italienischer Mächte bezeichnet, die die deutsche Geschichte nichts angeht. Aber das ist wohl zu einseitig geurteilt. Friedrich hat, ebenso wie seine deutschen Vorgänger auf italienischem Boden, für das Ansehen und die Macht des Deutschtums gekämpft. Die Italienpolitik ist eine stolze Zeit deutscher Geschichte. Sie ergab sich notwendig aus dem Ringen zwischen Papsttum und Kaisertum und sie bedeutet das Vortragen des Kampfes in das Aufmarschgebiet des Gegners.

Friedrich II. betrachtete Sizilien als die Schlüsselstellung seines Reiches. Wir wollen kurz auf einige Maßnahmen eingehen, die von seinem staatsmännischen Geschick zur Erhaltung dieser Schlüsselstellung zeugen, und wollen uns an das erinnern, was ihn als deutschen Menschen trotz seiner südländischen Lebensführung weit über die Geister seiner Zeit heraushebt und uns nahebringt.

Er hat aus dem ewig sich bestehenden, nach außen wechsellösen Feudalstaat einen straff organisierten, mit einer klugen Gesetzgebung ausgestatteten Beamtenstaat gemacht. Für dieses feste Staatsgerüst wünschte er als lebendigen Inhalt ein einiges, tapferes und selbstbewußtes Volk. Es mutet uns beinahe schmerzlich an, wenn wir lesen, wie sehr dieser Staufenkaiser seine Heimat Sizilien und das sizilianische Volk liebte: „Wenn auch die Vielheit der Völker, die unter unserer Herrschaft

befeligt im Friedensstand atmen, uns ohne Unterlaß Grund zum Nachdenken gibt; so werden wir dennoch durch ein gewisses Vorrecht der Liebe veranlaßt und überlegen in beharrlichem Sinnen, wie unseres Sonderereignis Siziliens Volk, dessen besondere Sorge uns wachhält und dessen Erbe uns glanzvoller ist als aller Besitz, so durch der Ruhe Hier sich auszeichnet, daß es sich mehre in den Säufen des Caesar Augustus.“

Die Sizilianer sollten eine dem Blute nach einheitsliche Nation werden. Er konnte an dem Bestehen des Völkergemisches nichts ändern, aber er wollte verhüten, daß ferner fremdrassische Elemente in den Volkstörper aufgenommen wurden, die die beginnende Volkwerdung nur stören konnten. Er erließ das Rassengesetz, das von seinem biologischen Denken zeugt und dem es zu verdanken ist, daß im sizilianischen Volk der Stolz auf das eigene Blut geweckt und in hohem Maße ausgeprägt wurde.

Es leuchtet ein, daß der Kaiser mit diesem Gesetz, in dem er den Gedanken der Züchtung klar herausstellt, bei der Kirche auf keine Gegenliebe gestoßen ist. Wie sehr die Kirche ihm diese völkische Maßnahme verübelt hat, geht aus den Worten eines viel späteren Kritikers hervor, der erboht von der „Seelengerrüttung dieses Kaiser Friedrichs“ spricht, der „die von Gott im Paradies eingesezte Ehe als eine gerechte und freie verhindert“, und drohend fügt der Kritiker hinzu, daß ein solches Gesetz „vor dem Richterstuhl Gottes nicht bindend“ ist.

Es kann vielleicht der Eindruck erweckt werden, als habe der Kaiser alle Völkerschaften Siziliens, auch Araber und Juden als gleichwertig und gleichberechtigt anerkannt. Trotz seiner Toleranz gegenüber Andersgläubigen und trotz der Freundschaft, die ihn mit arabischen Gelehrten verband, kannte er wohl die Gefahr für den Bestand seines Volkes, die in diesen beiden Elementen lag. Er unterwarf die Araber, die in einzelnen Teilen der Insel eine Gewalt Herrschaft ausgeübt hatten, und verpflanzte sie von Sizilien auf das Festland nach Lucera. Auch zwischen den Juden und der übrigen Bevölkerung nahm er eine reinliche Scheidung vor. Er pflegte zwar mit einigen jüdischen Gelehrten Gedankenaustrausch, ließ den Juden ihre Glaubensfreiheit und gestattete ihnen, 10 v. S. Zins zu nehmen, was den Christen verboten war. Er machte sie aber dem Staate nutzbar, indem er sie in Kammerknecht-

schaft nahm. Der Erwerb aus den wirtschaftlichen Monopolen, die er ihnen zugestand, kam dem Staat zugute.

Eine seiner Verordnungen vom Jahre 1221 zwang die Juden, sich rein äußerlich von den Christen zu unterscheiden. Sie durften den Bart nicht scheeren und mußten den gelben Fled an ihrer Kleidung tragen. Bei Übertretung dieser Vorschrift wurden sie mit Güterenteignung bestraft oder man brännte ihnen, wenn sie mittellos waren, ein Mal auf die Stirn. Für einen nicht aufgeklärten Mord an einem Juden oder Araber brauchte die Gemeinde, in deren Bezirk die Tat verübt worden war, nur die Hälfte von dem Sühnegeld zu zahlen, das für einen von unbekanntem Täter ermordeten Christen gefordert wurde. In einem der Stadt Wien erteilten Privileg schloß Friedrich die Juden von allen Ämtern aus, und als man ihm bei seinem Aufenthalt in Deutschland von Ritualmorden an christlichen Kindern berichtete, schwor er, alle Juden des Reiches zu töten, wenn solche Verbrechen tatsächlich vorkommen sollten.

Diese Tatsachen beweisen, daß der Kaiser sehr wohl zu unterscheiden vermochte, zwischen der jüdischen Religion, die er, wie die anderen Religionen, duldete und deren Ausübung unter seinem Schutz stand, und dem Judentum als Blutsgemeinschaft, das er als einen minderberechtigten Fremdkörper in seinem Volke empfand.

Der Gedanke der Züchtung und die Errichtung einer Schranke zwischen der Blutsgemeinschaft des Volkes und Fremdstämmigen ist für einen Herrscher der damaligen Zeit immerhin erstaunlich. Gewiß läßt sich dieses Gesetz nicht vergleichen mit der auf Grund der modernen Erkenntnisse anthropologischer Forschung aufgestellten deutschen Rassen gesetzgebung, aber es verrät doch einen hohen Grad biologischen Denkens. Das wird auch bestätigt durch zahlreiche andere Berichte über das Leben des Kaisers. Friedrich, der Gründer der Universität Neapel, besaß neben seinen vielseitigen allgemeinwissenschaftlichen Interessen eine ausgezeichnete naturwissenschaftliche Begabung. Be-

kannt ist sein Buch „De arte venandi cum avibus“, das klassische Buch der Falkenjagd und zugleich ein Werk, das über das rein Jagdmäßige hinaus über Systematik und Lebensgewohnheiten der Vögel, ihre geographische Verbreitung und ihre Wanderungen, über die Mechanik des Fluges und die Anatomie des Vogelkörpers berichtet und in dem kritisch Stellung genommen wird zu den damaligen Anschauungen und Erfahrungen auf ornithologischem Gebiet. Friedrich weist z. B. nach, daß die Raubvögel nicht durch den Geruch, sondern durch das Gesicht ihre Beute wahrnehmen. Er studiert die Gepllogenheiten des Wildes, ist nicht nur leidenschaftlicher Jäger, sondern auch Jeger, der Schonzeiten und Abschüßzeiten festsetzt. Auf seinen Gütern werden Pferde, Kamele, Fühner und Tauben gezüchtet; er legt Brutöfen an und studiert die Entwicklung der Embryonen im Ei. Er führt für die Ausbildung der Ärzte und Apotheker einen gründlichen Studienplan ein, er befaßt sich mit den Ursachen der Luftströmungen und des Vulkanismus und fragt nach den Rätseln des gestirnten Himmels.

Seine besondere Fürsorge galt dem Bauerntum. Er hob auf seinen Gütern die Leibeigenschaft auf, löste die Bauern aus der drückenden Gerichtsbarkeit der Grundherren und unterstellte sie dem königlichen Gericht. Tief verschuldeten Bauern, deren Eigentum in Gefahr war, vom adligen Großgrundbesitz aufgesogen zu werden, half er mit reichen Mitteln aus. Er ließ Brunnen graben und sorgte für den Anbau von Baumwolle und Zuckerrohr. Die Kirche war in Sizilien der größte Grundbesitzer; sie besaß nahezu die Hälfte des Bodens. Friedrich verfügte, daß in Zukunft keine Schenkungen von Grund und Boden an die Kirche mehr stattfinden durften, und sicherte so dem Bauerntum seine Lebensgrundlage.

Mit Friedrich II. endet die lange Reihe germanischer Herrscher auf italienischem Boden. Wie die Geschichte Lehrmeisterin der Gegenwart ist, so vermag auch dieser letzte Kaiser unserer Zeit manches zu sagen, das der Beachtung würdig erscheint.

Erich K a r l

Neues Schrifttum

Zeitschriftenchau

„Rationalsozialistische Monatshefte“ (11/36)

Major (C) Dr. Hesse berichtet über „Öffentlichkeit und zweijährige Dienstzeit“. Er begründet die Notwendigkeiten dieser Maßnahme und zeigt die besonderen Aufgaben der Wehrmacht auf. Außerdem erteilt er der Öffentlichkeit die Aufgabe, zu der Erziehung des Wehrpflichtigen durch ihre allgemeine Lebenshaltung beizutragen. Wehrpflicht ist heute nicht mehr nur Angelegenheit des Militärs, sondern der Volksgemeinschaft überhaupt.

Dr. R. Spieß gibt einen Überblick über „Das Lebenswerk von Wolfgang Schulz“, der am 24. September d. J. heimgegangen ist. Er kennzeichnet den Verstorbenen als Denker, Forscher und Lebensgestalter, der es verstanden hat, namentlich aus seiner Beschäftigung mit Mythen, Märchen und Weltanschauungen eine Weltauffassung zu gestalten, die für die Gegenwart außerordentlich bedeutungsvoll ist. Seine Arbeit wurde dadurch gewürdigt, daß ihm das Amt eines Kulturleiters in Görlik übertragen wurde, bevor er 1934 eine außerordentliche Professur in München erhielt.

Dr. Walter Groß behandelt in einem längeren Aufsatz „Die Einheit des Lebens als Mittelpunkt echter Forschung und Wissenschaft“ die Rolle und die Bedeutung des Rassegedankens. Er stellt den Rassegedanken auf das Grenzgebiet zwischen zwei geistige Bezirke, und zwar zwischen Politik und Wissenschaft sowie zwischen natur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen. Hierdurch macht er den Rassegedanken zu dem Dritten, das als einigendes Band die Gegensätze ebenso vereint, wie Grün es mit Blau und Gelb tut. Er verweist darauf, daß diese Zwischensetzung „Ansatz zur Kritik bei den Ewig-Gestrigen“ gibt. Es mag hier ganz allgemein festgestellt werden, daß namentlich das verfloßene Jahrhundert in seinem Spezialistentum jede Einzelheit für sich sehr stark erforscht hat, aber nie auf den Gedanken gekommen ist,

innere Zusammenhänge zwischen diesen Einzelheiten zu suchen. Daher die Beziehungslosigkeit des materialistischen Denkens und seine eingebildete Objektivität. Die Gegenwart will von dieser Objektivität nichts mehr wissen, denn sie hat richtig erkannt, daß beziehungsloses Denken nur dann überwunden werden kann, wenn sie sich selbst, als Subjekt zwischen die Objektivitäten stellt und diese — nun nicht als wissenschaftliches Ergebnis — sondern als Wirklichkeit zur Geltung kommen läßt. Wirklichkeit steht immer auf dem Grenzgebiete zweier Bezirke. Sie ist das Ergebnis aus dem Widerspiel zweier Kräfte. Ihr Erfolg oder Mißerfolg bleiben stärker als theoretische Feststellungen, die niemals Wirklichkeit werden.

Groß trennt die Rassenfrage: erstens in die rein zahlenmäßige, quantitative Bevölkerungs-politik, zweitens in die Erkenntnisse der Vererbung. Zum Ersten hat nach ihm der politische Wille einzusehen, der für den zahlenmäßigen Bestand des Volkes sorgt, zum Zweiten hat der gleiche Wille dafür zu sorgen, daß unerwünschtes Erbgut nicht zur Fortpflanzung gelangen kann.

Außer diesen beiden grundlegenden Maßnahmen kommt als Drittes noch die Sorge dazu, daß keine un-artigen und wesensfremden Blutströme den vorhandenen Blutzustand durchkreuzen können, also Verhinderung aller schädlichen Blutmischung. Nicht die Blutmischung ist das Schädliche, sondern nur die wahllose Blutmischung, „weil das Besondere und die rassische Eigenart zweier Partner im Mischling zerstört werden würde“. Groß lehnt daher die extreme Rassenmischung ab. In diesem Zusammenhänge verweist er auf die besondere Stellung, die das Judentum gegenüber unserem Volke einnimmt. „Hier hat weniger allgemein weltanschauliche oder gar theoretische als vielmehr ganz rein innerpolitische Erkenntnis unser Handeln zu bestimmen“, da eine Mischung mit diesem nicht nur zu verderblichen Folgen geführt hat, sondern auch nur zu solchen führen kann. Daß unsere innerpolitischen Maß-

nahmen keine Härte für das Judentum bedeuten könne, geht daraus hervor, daß eine „zahlenmäßig recht erhebliche Rückwanderung emigrierter Juden“ vor sich geht.

Daß die raffische Gedankenwelt mit abstrakter Wissenschaftlichkeit nichts zu tun hat, betont der Verfasser im folgenden. Der Vorwurf, daß der Rassegedanke „weit entfernt, reine Naturwissenschaft zu sein, tief in alle geisteswissenschaftlichen Fächer übergreift, kann nur von solchen Leuten erhoben werden, die die Zusammenhänge zwischen Geist und Körper nicht durchschaut haben. Für sie „handelt es sich hier um eine ganz neue Welt, die zu einem Teil Abgrenzungen von gestern endgültig überwindet“. Die Naturwissenschaft wird namentlich in der Lehre von der Vererbung bejaßt, der als wichtigstes das Wissen um die erbliche Bedingtheit hinzugefügt wird. Das macht die bisherige Frage nach den materiellen und geistigen Bedingungen, unter denen jemand lebte und handelte, nebensächlich und läßt nur noch die Frage zu: „wer hat gelebt, wer hat gehandelt“. Nicht die Umwelt, sondern die Persönlichkeit wird dadurch das Entscheidende.

Der Einwand der Geisteswissenschaftler, daß „unser tatsächliches Wissen um beweisbare Einzelheiten in diesem Sinne noch sehr gering“ sei, wird als richtig anerkannt. Zu gleicher Zeit wird jedoch mit noch mehr Recht betont, daß dieser Einwand nicht davon entbinden kann, Maßnahmen zu treffen. Wir haben uns nicht mit Theorien, sondern mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Ob der Geist eine Funktion des Körpers oder umgekehrt der Körper ein Ergebnis des Geistes, ist eine müßige Frage, solange sie uns von tatkräftigem Handeln abhält. Im erblichen und rassenbiologischen Denken sieht der Verfasser das Band, durch das „die auseinanderfallenden Hälften der Welt und des Lebens wieder zusammengefaßt und uns wieder das Leben in seiner Wirklichkeit und Ganzheit in den Mittelpunkt gerückt werden kann“. Die Idee des Rassebens wurzelt „im Leben selbst, und ist nicht einer Spekulation über das Leben entnommen, deshalb schlägt sie die Brücke zwischen den erkennenden und wollenden Kräften überhaupt“, d. h. zwischen Wissenschaft und Politik. „Lange genug haben wir Wissenschaft und Politik, haben wir überhaupt verschiedene und verlebene menschliche Kräfte ängstlich voneinander getrennt oder gar gegeneinander gestellt. Im Rassegedanken des Rationalsozialismus mahnt uns das Leben selbst

wieder an die Verbundenheit oder besser an die Ganzheit und Einheit aller seiner Kräfte und fordert von uns den Dienst an ihnen und mit ihnen zugleich“.

E. Jantke gibt ein Lebensbild über den „Marshall Rbdj-Emigly“.

Hellmut Merzdorf schließt mit einem Aufsatz über Justus Möser die Hauptbeiträge des Festes ab. Der übrige Inhalt des Festes ist anregend wie immer, auch die sehr guten Bildbeilagen fesseln.

„Germanien“ (11/36)

Unsere Zeitschrift hat im Novemberheft über die Einweihung der Pflanzstätte für Germanienkunde berichtet und damit bereits den wesentlichen Inhalt des gleichzeitigen Germanienfestes gekennzeichnet. Wir beschränken uns daher darauf, das entsprechende Inhaltsverzeichnis wiederzugeben. Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Germanienkunde, Frage und Verpflichtung. / Eröffnung der Pflanzstätte für Germanienkunde in Detmold. / Eine Burg des deutschen Geistes. Von SS-Origsbeführer Dr. Reischle. / Die Aufgabe der Pflanzstätte für Germanienkunde. Von Professor Teubt. / Was will das Deutsche Ahnenerbe? / Abbildung: Bedeutamer Fund auf dem Roten Kliff bei Westerland. / Vorgeschichtliches in den Werken Wilhelm Raabes. Von Hans Frieze. / German Hofmeister, ein Vorkämpfer der Germanienkunde. Von Dr. Plahmann. / Die Kunst und Kultur der Langobarden. Von Prof. Emerich Schaffran. / Georgiritt und Langeloh. Von Friedrich Freiherrn von Vibra. / Die Bücherwaage. / Zeitschriftenschau. / Aus der Landschaft. / Sieb und Stich. / Vereinsnachrichten.

„Wille und Macht“ (22/36)

Mit diesem Fest übernimmt der Reichsjugendführer Walbur von Schirach die Herausgabe dieser Zeitschrift, die dadurch eine besondere Bedeutung als Meinungschau der Hitlerjugend bekommt.

Hugo Hagen leitet die Reihe der Aufsätze mit einem Bericht über die neue Sowjetverfassung ein. Unter der Überschrift „Jesusitischer Bolschewismus“ verweist er auf die demokratische Aufmachung dieser Verfassung, die nur in zwei Artikeln, und zwar dem Artikel 126 und 141 ihre Teufelsklaue vertrat. Der Aufsatz gibt einen klaren Überblick

Aber den Aufbau der kommunistischen Gewalt-herrschaft, die auch trotz der neuen Verfassung ebenso grausam und hinterhältig bleiben wird, wie sie es bisher gewesen ist.

„Gläubige Wissenschaft“ soll in Salzburg eine Heimstätte finden, und zwar in einer neuen zu diesem Behuf zu gründenden Universität. In dieser Hochschule sollen die Menschen lernen, „den nationalsozialistischen Hochmut (!) abzulegen und dem neuen Abendlande nicht mehr ein bloß christlich-deutsches, sondern eben ein der Vielheit der beteiligten Nationen entsprechendes, auch in diesem Sinn katholisches Antlitz verleihen zu helfen“.

Hermann Böffler beschäftigt sich mit „Bölibat und Sittlichkeit in der katholischen Kirche“. Er gibt einen Überblick über die Entwicklung dieser Einrichtung der Scheinheiligkeit im Laufe der Jahrhunderte. Durch den Bölibat wird nicht die Keuschheit des Priesters gefordert, sondern nur seine Ehelosigkeit. Was dem gewöhnlichen Sterblichen als Sünde angerechnet wird, und zwar als Todsünde, das wird für den Priester als stillschweigende Voraussetzung seines Standes frei gegeben. Die Zeiten, da die Bischöfe für jeden geborenen Pfaffenbanler eine Steuer erhoben, sind noch nicht allzu lange vergangen. Die Einnahmen daraus waren nicht unerheblich. Die Stimmen der Gegner gegen diese Einrichtung verhallen wirkungslos, bis es Luther gelang, sich gegen die Kirche aufzusetzen. Selbster trat das Konkubinat der Priester zwar nicht mehr so deutlich in Erscheinung, entartete dafür aber zu Verwerflichkeiten, die noch üblere Auswirkungen zeitigte. Im Jahre 1930 erließ der Papst eine neue Vorschrift, die die Einrichtung des Bölibats nochmals bekräftigte.

In den „Außenpolitischen Notizen“ gibt Günter Kaufmann einen Überblick über die gegenwärtige, unverändliche Vergewaltigung des Deutschlands in Ungarn.

Einige sehr gute Zeichnungen von Wilhelm Petersen werden als Bildbeilage gebracht.

„Die Tat“ (11/36)

Ferdinand Fried läßt erfreulicherweise wieder einmal von sich hören. „Der Währungs-wirrwort der Welt“ veranlaßt ihn zu einer ausführlichen Stellungnahme. In „diesem großartigen Spiel der Unaufrichtigkeit“

sieht er keinen Zufall, sondern eine zwangsläufige Notwendigkeit. In ihr klären sich die Fronten, deren eine eine „kleine aber mächtige und vorherrschend jüdisch bestimmte Clique“ ist, die den Kapitalismus mit allen Mitteln aufrechtzuerhalten versucht, während die anderen einer neuen, völkischen Wirtschaftsordnung zur Geltung verhelfen wollen.

Die innere Kraft gesunder Völker verlangt nach einer hölligen Neugestaltung der Wirtschaft, nach einer Wirtschaft, die dem Volke dient. Die Machthaber des Kapitalismus wehren sich gegen diese Bestrebungen, da sie sich nur zu klar darüber sind, daß ihre eigene Herrschaft damit unwiederbringlich verloren ist. Zu den Abwehrmaßnahmen dieser Gruppe gehört das Spiel mit den Währungen, das auf Kosten der Völker geht und den endgültigen Zusammenbruch des Kapitalismus aufhalten soll.

Eine Wirtschaft, die dem Volke dient, haben bisher nur diejenigen Staaten eingeführt, die sich eine autoritäre Führung gegeben haben. Die anderen lassen sich weiter „von oben Illusionen vormachen“ und glauben, der Wahrheit durch Tricks ausweichen zu können.

Die entscheidenden Kampfhandlungen setzten im Sommer 1931 ein, als Frankreich durch seine Goldabzüge den in Deutschland unvermeidbaren Zusammenbruch der liberalistischen Wirtschaftsweise herbeiführte. Als es dann später mit den gleichen Mitteln einen politischen Druck auf England auszuüben suchte, brachten seine freimaurerischen Drahtzieher die gesamte Weltwirtschaft zum Einsturz. England aber entzog sich den französischen Plänen dadurch, daß es seine Währung vom Golde ablöste. „Die Entwicklung seitdem zeigt das Bild eines völligen Verfalls der alten Ordnung und der alten Macht, das jeglicher Größe entbehrt“.

Englands Maßnahme war ebenfalls nicht mehr als ein bloßer Kniff. „Es hätte die Goldausfuhr verhindern und seine Goldbestände ebenso erhalten können, wenn es sich zu staatlichen Eingriffen in diese Wirtschaftsvorgänge hätte entschließen wollen. Dann aber hätte England die freie Innenwirtschaft aufgeben müssen. Statt dessen ging es lieber vom Freihandel zum Schutz Zoll über und hoffte dadurch sowie durch die mit jeder Abwertung verbundene Enteignung der kleinen Sparer die Innenwirtschaft wieder beleben zu können. Das war jedoch naturgemäß nur für eine beschränkte Zeit möglich. Nach deren Ablauf

mussten die gewaltigen Aufrüstungsaufträge dafür sorgen, daß die zwar nicht belebte aber doch angelebte Wirtschaft im Gang blieb.

An England schloß sich jene Gruppe von Ländern an, die späterhin als „Pfund-Sterling-Club“ bezeichnet wurde. Länder, die politisch lieber als Provinzen des englischen Weltreichs gelten wollten, als ein eigenes Schicksal mit eigener Verantwortung auf sich zu nehmen“. In diesem „Windsturz Englands“ segelten namentlich die nordischen Staaten.

Als dritte Großmacht trat Amerika auf, dessen Dollar solange der Inbegriff einer Goldwährung gewesen war. Die innere Wirtschaftsschwierigkeiten sollten ebenso durch eine Abwertung verringert werden, wie die weltwirtschaftlichen Schwierigkeiten dadurch überwunden werden sollten. Der Erfolg blieb aus, Amerika hatte zum ersten Male eine passivte Handelsbilanz.

Frankreich hatte sich inzwischen als führender Staat mit Belgien, Holland, der Schweiz und der Tschechoslowakei zu dem sogenannten Goldblock zusammengefunden. Aber „Frankreich liebte es, seine wirtschaftlichen Unterstützungen mit politischen Exzessen zu verbinden“ und stellte Belgien 1935 die Forderung, sich bedingungslos in das französische Befestigungssystem einbeziehen zu lassen. Belgien ging darauf nicht ein, löste sich aus dem Block durch seine Abwertung, und so erhielt dieser seinen ersten bedenklichen Riß.

Vorher hatte schon die Tschechoslowakei Währungsexperimente gemacht, so daß eigentlich nur noch Frankreich, Holland und die Schweiz „mit starrer Orthodoxie“ an der starren Goldwährung festhielten.

So standen sich der angelsächsische und der Gold-Block gegenüber, in ihrem Ziele gleich, in ihren Maßnahmen aber grundverschieden. „Dieser Gegensatz hatte ungefähr dieselbe Bedeutung, wie ein Dogmenstreit in Glaubenssachen“.

Dieser Dogmenstreit wirkte sich hauptsächlich auf das sogenannte „Fluchtkapital“ aus, das internationalen Ursprungs ist und Milliardenwerte darstellt. Fried gibt die einzelnen wirklich außerordentlichen Verträge an, die sich „nicht etwa aus den kleinen Sparguthaben des französischen Rentners oder englischen Mittelständlers zusammensetzen“. Sie, „die nun schon seit Jahren unftet und flüchtig über den Erdball irren, gehören jener kleinen kapitalistischen Oberschicht aller Länder samt ihrem Anhang

an, die ein persönliches Interesse an der Aufrechterhaltung des alten freibürgerlichen Wirtschaftssystems haben. Englisches, französisches, holländisches, schweizer Kapital fühlt sich gemeinsam brüderlich verbunden und gegenwärtig in den Vereinigten Staaten beheimatet“.

In dieser Beziehung „gleicht der Goldblock einer belagerten Festung“, doch in dem Kampfe um sie, „reich an dramatischen Zwischenfällen, erfüllt von Betrug und Verrat, slos nicht Blut, sondern flogen die Goldbarren in Flugzeugen von Paris nach Amsterdam, von Amsterdam nach London, von Zürich nach Paris, schwammen die Goldbarren in den dicken Bäumen der Ozeandampfer aus Paris oder Amsterdam oder London nach New York, wie es die Gefechtslage gerade erforderte. Die Festungskommandanten wehrten sich mit allen Mitteln: in Frankreich beispielsweise wurde der Diskontsatz im Laufe von 18 Monaten nicht weniger als zweiundzwanzigmal verändert. Aber über der ewigen Unruhe und Spannung an den Geldmärkten, über den ereignisreichen Kämpfen um die Währung erstarrte die Wirtschaft immer mehr und verblendete das Volk immer mehr. Frankreich hatte im Laufe von zwei Jahren dreißig Milliarden Franken Gold verloren“.

Dies alles führte dazu, daß auch der Goldblock seine Dogmen nicht mehr aufrechterhalten konnte. Wenn er sich nicht entschließen wollte, eine Deflationzwangswirtschaft einzuführen, was stinngemäß gewesen wäre, mußte er zur Abwertung schreiten. „Der Sozialist Leon Blum zeigte sein wahres Gesicht, als er den zweiten Weg einschlug, der eine Wiederherstellung des Kapitalismus bedeutete“. Feuchlerisch machte seine Regierung den Arbeitern Zugeständnisse von Lohnerhöhung, um sie für sich zu gewinnen, gleichzeitig aber verhandelte sie schon über die Höhe, um den sie den Goldwert der Zahlungsmittel zu verringern beabsichtigte.

In der Schweiz und Holland lagen die Dinge nicht viel anders. Angeblich sollte an der Goldwährung festgehalten werden, „und noch einen Tag vor der schweizerischen Abwertung hielt der Wirtschaftsminister eine öffentliche Rede, in der er erklärte, es käme für die Schweiz weder eine Deflation noch eine Devaluation in Frage“. Hierbei mag „die Angst eine Rolle gespielt haben, daß nach der französischen Abwertung Fluchtkapital aus der Schweiz und Holland nach Frankreich zurückkehren würde“. Dieser Gefahr suchte man durch „dieselbe Feuchelei oder Haltlosigkeit“ zu begegnen. Als

dann die immer wieder abgeleugnete Abwertung Tatsache wurde, sprach „an den Börsen von Amsterdam und Paris, besonders aber in Zürich eine wahre Kaufstochose aus, so daß man von einer ‚Panik mit umgekehrtem Vorzeichen‘ sprach“.

Nach dieser hier in groben Zügen wiedergegebenen Darstellung der Zusammenhänge kommt Fried auf die „politischen Hintergründe der Währungsmanöver“ zu sprechen, die „das eigenartige internationale Währungsabkommen zwischen Frankreich, England und Nordamerika zum Ziel hatten“. — „Der Franken wurde in Baiffattaden derartig geworfen, daß Frankreich einfach gezwungen gewesen wäre, den Franken preiszugeben, ohne das verlangte internationale Währungsabkommen in der Tasche zu haben.“ Ebenso war „die Annahme des Abwertungsbeschlusses durch den schweizer Bundesrat eine ganz gewöhnliche Erpressung des Großkapitals“. Das Ziel von all dem war, „die wirtschaftliche und politische Isolierung Deutschlands“. Ist dies das allgemeine Ziel der Kapitalistengruppe, so verfolgen die einzelnen Länder ihre eigenen innerpolitischen Ziele obendrein. England z. B. will aufrüsten und braucht zu diesem Zwecke billiges Geld.

Wie weit die Sonderinteressen der einzelnen Länder stärker geblieben sind, als die durch das internationale Währungsabkommen gekennzeichneten Pläne, zeigen das Währungsbuell zwischen England und den Vereinigten Staaten sowie das Goldbuell zwischen England und Frankreich. So versuchte England eine starke Abschwächung des Pfundkurses, die bei Herrn Morgenthau, dem amerikanischen Schatzamtssekretär einen Wutausbruch auslöste. „Da er nicht gegen die Gentlemen wettern konnte, mit denen er gerade ein so herrliches Abkommen abgeschlossen hatte, so richtete sich sein Wutausbruch gegen die Russen, die gerade Pfunde verkauft hatten, die aber so eifrig und nachdrücklich daraufhin von den Engländern in Schutz genommen wurden, daß man vermuten konnte, die Russen hätten heimlich im Auftrage Englands verkauft“. Für den Fall eines weiteren Baiffemanövers seitens Englands hat sich Roosevelt dann die sofortige abermalige Abwertung des Dollars um weitere 10 vH. vom Parlament genehmigen lassen. Das spricht nicht dafür, daß unter solchen Umständen von einer Wiederherstellung oder auch nur Stabilisierung der Goldwährung die Rede sein kann.

In dem erwähnten internationalen Wäh-

rungsabkommen spielt der Abbau der Einfuhrzölle eine große Rolle. Es waren auch gewisse Erleichterungen eingetreten, aber nicht um den Zoll abzubauen, sondern um die eintretende Verteuerung bestimmter Masseneinfuhrwaren auszugleichen. „Aus dieser Not machte Frankreich eine Tugend“ und erwartete von England und Amerika ähnliche Schritte. Aber da wie dort blieb man schwerhörig, namentlich U.S.A. konnten ihre Grenzen nicht „einem Warenzufluß öffnen, dessen größter Nutznießer wieder Japan war“.

Um die allgemeine Unsicherheit, das Währungswirtschaft noch zu steigern, rechnete man mit der Möglichkeit; daß sowohl England als auch die Vereinigten Staaten mit ihren Währungen noch einmal gemeinsam um 10—15 vH heruntergehen, oder daß vielleicht auch eine allgemeine Heraussetzung des Goldpreises erfolgt. Der Verfasser bemerkt dazu mit Recht: „wenn man dahin gelangt, den Goldpreis allgemein um 40—50 vH. heraufzusetzen, und die dagegen gehaltenen Währungen entsprechend herunter, — dann hat man nur den Mineralbesitzern von Johannesburg und der Relativitätstheorie von Einstein einen Dienst erwiesen“.

Für Italien besteht trotz gleicher Währungsmaßnahmen ein grundlegender Unterschied zu den übrigen Ländern: „diese wollen die Währungsrevolution benutzen, um eine Wirtschaftsrevolution zu verhindern; Italien aber benutzt die Währungsrevolution, um die eigene Wirtschaftsrevolution weiter zu tragen. Seine Währung wird nicht reguliert durch den Goldbestand, sondern ausschließlich und nach wie vor durch staatliche Kontrollmaßnahmen! Das ist das Entscheidende“.

Von hier aus kommt Fried auf die „Staatsautorität statt Goldbestand“ und damit auch auf unsere eigenen Wirtschaftsmaßnahmen zu sprechen. „Gold ist bei uns kein Spekulationsgegenstand, sondern lediglich ein fester Wertmesser, und daraus ergibt sich, daß der Außenwert unserer Mark, die sogenannte Währungsparität von nebensächlicher Bedeutung ist. Darin liegt unsere außenwirtschaftliche Stärke. Der eiserne Wille des Staates ersetzt das fehlende Gold. Und diese Grundlage hat sich bisher als sehr dauerhaft erwiesen. Aber noch eins kommt hinzu: Wir sind Schuldnerland; und alle jene Staaten, die gegenwärtig eine Währungszauberet veranstalten, sind Gläubigerländer.“

Würden wir also von unserer Wirtschaftsweise abgehen, so würden unsere Gläubiger versuchen,

schnellstens in den Besitz ihrer Guthaben zu gelangen und somit die Festigkeit der Mark zerstören können. Andererseits erschwert das Beibehalten unserer Währung selbstverständlich die Ausfuhr an die übrigen Länder. Da wir aber nur aus unserer Ausfuhr unsere Schulden und deren Zinsen begleichen können, sind jene Länder durch ihre eigenen Belange gezwungen, uns eine Ausfuhrmöglichkeit offen zu lassen, wenn sie überhaupt ihre Forderungen von uns zurück-erhalten wollen. Außerdem „bleibt uns immer noch die Möglichkeit, die deutschen Exportpreise dem Preis des Landes anzupassen, wohin die Erzeugnisse verkauft werden sollen. Den Erschwerungen unserer Ausfuhr stehen aber noch Erleichterungen bei den Einfuhrgütern gegenüber. Die Einfuhr aus den Abwertungsländern wird entsprechend der Abwertung billiger. Schließlich erfahren auch unsere Auslandsschulden einen entsprechenden Abwertungsabschlag. Wir sind methodisch so wenig mit der ratlosen und verwirrten Weltwirtschaft verflochten, daß uns deren Kniffe und Zauberkunststücke nichts mehr anhaben können“. Dies ist der Schluß, zu dem Ferdinand Fried gelangt, dessen einleuchtende und lebendige Darstellung von einer genauen Kenntnis der währungs-technischen Zusammenhänge zeugt.

Der Versuch, wenigstens einen kurzen Überblick über diese zu geben, verhindert ein weiteres Eingehen auf den übrigen Inhalt dieses Heftes, der nachstehend aufgeführt wird: Victor Barjät, Goyas Zwiefpalt. / F. Schulze-Matzier, Hamann und Kierkegaard. / R. S. Bremer, Kommunismus und Literatur in Frankreich. / Gisela Wirsing, Britannien in West und Fernost

„Volk und Rasse“ (11/36)

Eine ausführliche Arbeit von Dr. F. Schwanitz gibt zu Beginn des Heftes einen Einblick in sein Studium der Polyploidie. Es sei daraus nur kurz angeführt: „Die äußere Erscheinung und die Leistungen jedes Lebewesens sind durch die in den Kernschleifen (Chromosomen) gelagerten Erbanlagen (Gene) bestimmt“ . . . „Nebenrings wird mitunter versucht, die hohe Entwicklung des Menschen zum Teil wenigstens damit zu erklären, daß der Mensch hochpolyploid sei (die menschlichen Körperzellen enthalten 48 Kernschleifen)“ . . . „Für die Annahme, daß der Mensch ein polyploides Lebewesen sei, hat die wissenschaftliche Forschung jedoch keinerlei Handhaben oder Beweise gebracht“.

Dr. Paul Ludwig Rieger vermittelt uns anhand von acht Photos seine Beobachtungen an Amerikanerinnen nordischer Rasse, die zu den Olympischen Spielen nach Deutschland gekommen waren. Er stellt trotz der mehr oder weniger erfolgten „Amerikanisierung“ u. a. das „Sprechen der nordischen Seele in ihren reinsten Schwingungen“ fest. Er nimmt „den Amerikaner gegenüber ungerechtfertigten Vorwürfen und Verallgemeinerungen in Schutz“, ohne „beswegen doch keineswegs das Eigenartige seines Lebensstiles zu verkennen“. Er beobachtet das Auswirken „der gemeinsamen rassenseelischen Bande“.

Zur Frage „Rassenmischehe“ in den Kolonien wendet sich Professor Eugen Fischer gegen einen Aufsatz in der Zeitschrift „Schönere Zukunft“, in dem behauptet wird, daß „aus Mischung von Europäern mit afrikanischen Eingeborenen ein harmonisches Ganzes“ werden könne“. W. S. Niehl erweiterte einst den Satz „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“ dahin, daß der Mensch nicht zusammenfügen solle, was Gott geschieden hat. In diesem Zusammenhange bekommen die Überlegungen von F. St. Chamberlain ihre rechte Bedeutung. Chamberlain spricht sich nicht gegen die Blutmischung als solche aus, lehnt aber die wahllose Blutmischung betont ab. Zu einer wahllosen Blutmischung gehört fraglos eine Mischehe zwischen Farbigen und Weißen.

„Arisches Weistum?“ fragt Dr. Gisela Meher-Heydenhagen und geht auf das okkultistische Schrifttum, besonders die Schriften des Charakterologen Carl Guter und des früheren katholischen Priesters Lang von Liebenfels ein. Ihre Ausführungen lehnen alle derartigen Strömungen ab.

Der Weltkampf (11/36)

Vom Wesen und Inhalt der nationalsozialistischen Weltanschauung schreibt Hans Büchtemann. Er geht davon aus, „daß das Handeln der Menschen stets in der sie tragenden Weltanschauung begründet liegt“. Dem scheint gegenüber zu stehen, daß die wenigsten sich mit Weltanschauung befassen möchten. Das lag aber nicht am Menschen, sondern an den überspitzten Weltanschauungen, die dem Deutschen von dem artfremden Judentume aufgedrängt worden waren. Als dagegen Adolf Hitler den Nationalsozialismus brachte, der „durchaus natürlich, einfach und gerade deshalb gesund, groß und wahr“

ist, fand diese Weltanschauung seitens der Allgemeinheit weitestgehend Beachtung. Der Rationalsozialismus bewies, daß „Weltanschauung niemals Angelegenheit eines besonderen, allzu leicht und allzu oft außerhalb der Volksgemeinschaft stehenden Intelligenzkreises sein darf und kann, vielmehr stets eigene Sache des gesamten Volkes und damit Sache eines jeden einzelnen Volksgenossen sein muß“ . . . Was der Verfasser im weiteren ausführt, scheint uns besser von Dr. W. Groß, Leiter des rassenpolitischen Amtes der NSDAP, gesagt worden zu sein, dessen Aufsatz: „Geistige Grundlagen der nationalsozialistischen Rassenpolitik“ im *W. Nr.* 315 vom 10. November veröffentlicht worden ist.

Der übrige Inhalt des Heftes befaßt sich mit: Jüdische Publizistik / Vom Säulensteher zum Heiligen / Judas Griff nach der Presse / Antigermanismus wichtiger als Antibolschewismus? / Weltverjudung und Abwehr.

Rhythmus (10/36)

Adolf Söhrmann leitet das Heft mit einem Lebensbilde von Rudolf Bode ein. Der auffallend stark musikalisch begabte junge Mensch wird zum Studium der Naturwissenschaften und der Psychologie bestimmt. Erst später kann er sich näher mit Musik beschäftigen. Von hier aus findet er den Weg zu seiner heutigen Wirksamkeit, die die Überwindung des „Krampfes“ in jeder Form anstrebt. Das Mittel hierzu wird ihm die Gymnastik, durch die er die Erlebensfähigkeit seiner Schüler zu steigern sucht

und die er mit einer rhythmisch-harmonischen Erziehung verbindet. Er ist Feind des Drills und lehrt die Ökonomie der Kraftausgabe, die eine gewisse Verwandtschaft zu dem energetischen Imperativ von Ostwald hat. Das Hauptziel Bodes ist, das Lebendige des Organismus zu erhalten und gegen jegliche Vergewaltigung — sei es durch Drill, sei es durch mechanisches Üben — zu bewahren. Dieses Streben veranlaßte den Reichsbauernführer, Bode an der Reichsschule des Reichsnährstandes für Leibesübungen Gelegenheit zu geben, seine Ideen durch praktische Arbeit in die Wirklichkeit umzusetzen.

Rudolf Bode schreibt selbst über Musik und Bewegung als einer neuen, lebendigen Erziehungsidee, die den Menschen als Einheit von Leib, Seele und Geist erkennt und ihn demnach zu bilden sucht. Es kommt nicht darauf an, den Leib oder die Seele oder den Geist zu pflegen, sondern einzig und allein darauf, die gleichwertige Bildung dieser Wesensglieder durchzuführen.

W. Deubel diesen Aufsatz Bodes durch seinen Aufsatz „Musik und Wort / Zu Rudolf Bodes Eichendorff-Liedern“, in denen der Theoretiker Bode sich als schöpferischer Musiker zur Geltung gebracht hat.

Eine gewisse Krönung erfahren diese Aufsätze durch die Ausführungen über den Volksgesang von W. S. Riehl, die aus dessen „Briefen an einen Staatsmann“ entnommen sind und wirklich das Wesentlichste enthalten, was sich zur Musik als Volkskunst sagen läßt.

Salbe

Buchbesprechungen

Hans Friedrich Blund: „*Geiserich, Eine Erzählung von Geiserich und dem Jang der Wandalen.*“ Hansische Verlagsanstalt, Hamburg, 1936. Leinen 5,80 RM.

In nahezu 400 Seiten schreibt Blund die Geschichte König Geiserichs. Er stellt den König in den Mittelpunkt seiner Zeit und ihrer vielfältigen politischen Verflechtungen zwischen Rom, Byzanz und — Karthago.

Die außerordentliche Leistung dieses Königs und seines Volkes tritt klar aus der Erzählung hervor. Nordafrika wird das erste freie und

unabhängige Reich, das sich aus dem Imperium Romanum herauslöst.

Die Zeitbilder, die Blund gibt, erstrecken sich auf alle Gebiete des Lebens und räumen gründlich mit den Märchen von der Barbarei der Wandalen auf.

Es ist eine der gewaltigsten Epochen der deutsch-germanischen Geschichte, die in diesem Buche geschildert wird. Die vergangenen Jahrzehnte haben nicht viel von ihr zu berichten gewußt. Darum wird dieses Buch jedem lieb sein, dem die geschichtlichen Zusammenhänge unseres Volkes am Herzen liegen. Salbe

Peter Nikolajew: „Bauern unter Hammer und Sichel.“ Bauer, Partisan, Verbanner, Flüchtling. Riblungen-Verlag, Berlin/Weipzig 1936. Preis geb. 6,— RM., kart. 5,— RM.

Dies neuerschienene Buch gibt einen guten Einblick in die inner-russischen Verhältnisse der Nachkriegszeit. Leider hat man nicht den Eindruck, als ob das Berichtete selbst erlebt worden sei. Ein Bauernjunge wächst in die Revolutionszeit hinein und macht das ganze Elend durch, das der Bolschewismus über das russische Bauerntum verhängt hat. Nachdem Vater und Bruder verbannt worden sind, die Mutter gestorben ist, er selbst sich aber nicht entschließen kann, sich von seiner Familie loszusagen, wie es ihm nahegelegt worden ist, schlägt er sich zu den Partisanen, zu Bauernhöfen, die den Krieg gegen die Bolschewisten mit allen Mitteln aufnehmen. Trotz der Mangelhaftigkeit dieser Mittel gelingt es diesem Hausen wiederholt, erhebliche Erfolge über die bolschewistischen Gewalttäter zu erzielen, ehe er zuletzt aufgeben oder versprengt wird.

Der Bauernsohn gehört zu den Versprengten, gerät in die Reize der GPU. und wird zur Zwangsarbeit verurteilt. Es folgt ein Bericht über das Leben dieser Zwangsarbeiter in den Lagern an der Wolga und in den Sümpfen Kareliens. Den Abschluß bildet die Geschichte der Flucht von dort nach Finnland. Halbe

Ewald Ammende: „Ruh Rußland hungern?“ Menschen- und Völkerschicksale in der Sowjetunion. Mit 22 Abbildungen. Verlag W. B. Braunmüller, Wien 1935. Preis geb. 7,50 RM., kart. 6,— RM.

Dies bereits im Jahre 1935 erschienene Buch verdient eine viel größere Beachtung, als es bisher erfahren hat. Namentlich der deutsche Bauer sollte sich darüber klar werden, was in den vergangenen Jahren in Sowjetrußland vor sich gegangen ist.

Gegenüber keinem anderen Stande hat der Bolschewismus seine wahre Frage so zynisch enthüllt wie gegenüber der Bauernschaft Rußlands. Der Bauer hat arbeiten dürfen, damit die Machthaber des Kreml ihre lebensfeindlichen Theorien durch Getreibeexport finanzieren konnten. Einen anderen Daseinszweck hat man dem Bauern nicht mehr zugebilligt.

Ob darüber fünf oder zehn oder fünfzehn Millionen verhungert sind, kommt weniger in Betracht als der Umstand, daß man mit voller Überlegung und noch größerer Gewissenlosigkeit

es darauf angelegt hat, den Bauern verhungern zu lassen. Moskau hat über diese Menschen unsagbares Leid verhängt, obgleich es sich bewußt sein mußte, daß der Erfolg in keiner Weise etwas Gutes zeitigen würde. Es hat dies getan, um diejenigen Menschen zu vernichten, die den eigenen Nachplänen hinderlich sein könnten. Was vom Bolschewismus übrig bleibt, ist noch schlimmer als eine Trüffelgrimmasse; es ist die Bolschewistenfrage.

Halbe

Edwin Erich Dwinger: „Nad Gott Schweigt.“ Verlag Eugen Diederichs, Jena. Preis 2,40 RM.

Was in dem Buch von Ammende aus zuverlässigen Quellen zusammengetragen worden ist, das bringt Dwinger in einem Bericht über das Erlebnis eines Einzelmenschen, der in das Nachkriegsrußland zurückkehrt. Ein Deutscher, der keine Beziehung zu dem nationalsozialistischen Staat finden kann, geht nach Rußland, um dort seinen Idealen folgen zu können. Was er dort erlebt, besonders in den Dörfern, in denen er als Kriegsgefangener gelebt hatte, ist so erschütternd, daß er die Verlogenheit der Sowjetideologie nicht länger verkennen kann. Er kommt nach Deutschland zurück mit der Erkenntnis, daß dies das einzige Land ist, in dem er seinen guten Willen fruchtbar werden lassen kann.

Halbe

Walter Sienau: Über Freimaurer und Logen. Verlag Theodor Fritsch jun., Weipzig. Geh. 0,50 RM.

Das Buch des SS.-Sturmführers Sienau unterscheidet sich von anderen Schriften über die Freimaurerei nicht nur durch seinen geringen Umfang — es ist ein kleines Heft von 72 Textseiten —; es behandelt das Problem auch in anderer Weise. Sienau beschränkt sich nicht darauf, das Wesen und den Zweck der Freimaurerei durch möglichst viele einzelne Beweise aus dem Wirken und den Reden der Freimaurer darzumachen. Das geschieht bei Sienau nur an einer Stelle: um den Beweis zu erbringen für den aufgestellten Satz: „Die Freimaurerei ist ein vom Judentum nicht zu trennendes politisches Problem“. Er zeigt dies an drei Ereignissen, bei denen die politische Wirksamkeit der Freimaurerei einwandfrei politisch erwiesen und bei denen das Judentum der alleinige Nutznießer gewesen ist: an der französischen Revolution von 1789, am Weltkrieg und an der bolschewistischen Revolution in

Rußland. Im übrigen kommt es Nienau darauf an, in grundsätzlicher Darstellung das Wesen und Geheimnis der Freimaurerei klarzulegen, zu zeigen, welchen Zweck die Vielgestaltigkeit der Systeme, Grade und Bräuche und der Wechsel ihrer Bedeutung in den einzelnen Graden hat; er will ferner erläutern, in welcher Weise auf den einzelnen Freimaurer eingewirkt wird. Vor allem aber will er die typisch freimaurerischen Methoden aufdecken, insbesondere das mittelbare Wirken der Logen. Der Verfasser will so jedem Volksgenossen die Augen öffnen, damit er das heutige Wirken der Freimaurerei — auch in Deutschland — erkennen und verhindern kann.

Das kleine Heft ist eine wertvolle Waffe im Kampfe gegen die volksfeindliche Freimaurerei und wird unbedingt empfohlen.

Karl Moß

Oswald A. Erich u. Richard Veitl: **Wörterbuch der deutschen Volkskunde**. Alfred Rörner Verlag. 864 Seiten mit 158 Abbildungen und 6 Karten. 1936. Preis 6,50 RM.

Es gibt auch heute noch Bücher, die besser ungeschrieben blieben. Und leider müssen wir dazu in mancher Hinsicht das vorliegende Werk rechnen. Zweifellos war es ein dankenswerter Versuch, „den gesamten Wissensstoff der deutschen Volkskunde darzustellen“ und man wird auch gerne zugeben, daß die Verfasser sich ehrliche Mühe gegeben haben und zahlreiche Beiträge gut und einwandfrei ausgefallen sind. Es geht uns hier nicht so sehr darum, in fachwissenschaftliche Einzelfragen einzugreifen, sondern wir wollen das Buch nur auf seine weltanschauliche Grundhaltung hin und von häuerlich-unverbordener Betrachtungsweise her einer Prüfung unterziehen.

Und da ist zu vermerken, daß das Beste an der Arbeit zweifellos die ersten Absätze des Vorwortes darstellen, denn hier werden alle guten Vorsätze und Grundsätze gebracht, die nachher meist nicht eingehalten werden. Die Verfasser versielen zum Teil wieder einmal der verhängnisvollen Sucht, „objektiv“ zu sein und es allen recht zu machen, zum andern segeln sie aber oft genug klar im konfessionellen Fahrwasser und lassen, trotz ihres schönen Vorwortes, alle nur denkbaren Dämonen, allen Zauber und zugleich natürlich alle Heiligen (aber meist ohne rechte Würdigung der gelegentlichen art-eigenen Grundlagen) in Erscheinung treten.

Es sei unseren Lesern überlassen, sich an einigen wenigen Beispielen selbst ein Bild von

dem zu machen, was man hier unserem Volke, besonders den Bauern, an Glaubensvorstellungen und Denkweisen andichten möchte.

Seite 17 (unter Amulett):

„Das Horn ist ein Zeichen der Fülle durch formale Analogie zum Phallus, andererseits ist das Doppelhorn geeignet, den bösen Blick abzuwehren, da er ihn sowohl angreift („stößt“), als auch ableitet (auf der einen Seite hinein, auf der anderen hinaus)“ .. (!!).

Seite 229 (unter Geburt):

„Zur Täuschung der Dämonen oder in letzter Erinnerung an das sogenannte Männerkindbett zieht die schwer Gebärende Femb oder Schuze des Mannes an oder sie setzt sich dem Manne auf den Schoß“ .. (!!).

(Aus welchem Volke mag wohl der Verfasser stammen, daß er sich an das Männerkindbett erinnert!?)

Seite 254 (Gott):

„Gott hat übermenschliche Kraft wie der Dämon, aber er ist diesem übergeordnet durch seine Loslösung von Welt und Menschen ...“ (Wessen Gott das eigentlich sein mag!?)

Seite 281 (Hefe):

„Der Hefe, besonders der dreibeinige, ist Hegerererscheinung.“ (!)

Die Glode wird natürlich zu einem der bekanntesten Abwehrmittel gegen dämonische Macht (Seite 250), und daß beispielsweise „Fastnacht“ von Fastennacht herzuleiten sei, paßt vorzüglich in diesen Rahmen.

Bezeichnend für die Haltungslosigkeit ist schließlich, was wir auf Seite 17 (unter Amulett) finden:

„Insbesondere wird auch von den nicht ornamentierten Plättchen der böse Blick als von kleinen Spiegeln zurückgeworfen, andererseits ist hier auch an Fruchtbarkeitsymbole (Verdoppelung durch den Spiegel) zu denken.“

Nein, hier gibt es kein „einerseits — andererseits“, sondern hier gibt es nur ein „entweder — oder“. Man kann in diesen Dingen nicht zwei Herren dienen und nicht zwei Welten nebeneinander stellen wollen, die innerlich niemals zusammengehören. An solchen Fragen — vielleicht mag man sie Kleinigkeiten nennen — scheiden sich heute doch die Geister. Von ihnen unberührt, leben aber Bauernbrauch und Bauernglaube ruhig und klar weiter und werden auch die Erschütterungen durch Wörterbücher glücklich überleben.

Dr. F. Strobel

Ein Rückblick auf das letzte Erntejahr

läßt erkennen, welche Maßnahme im Betriebe richtig war. Oftmals ist die Außerachtlassung wichtiger Anbauregeln die Ursache für das große Ausmaß der Schäden durch Dürre, Lagergetreide und Rostbefall gewesen. Die praktische Erfahrung und wissenschaftliche Feststellung, daß die Kalidüngung ein wichtiger Faktor zur Verminderung derartiger Schäden ist,

zeigt die
Notwendigkeit
einer ausreichenden
KALI-Düngung
bei der Nährstoffversorgung der neuen Ernte!

LANZ

Dreschmaschinen

Wirtschaftlichkeit, Zuverlässigkeit und die Qualität der geleisteten Arbeit bestimmen den praktischen Wert einer Dreschmaschine. Es gilt weiter das Ziel, die schwere Drescharbeit einfacher, leichter und billiger zu gestalten. Aus der Praxis für die Praxis geschaffen, erfüllen Lanz-Maschinen alle diese Ansprüche und werden allen Bedürfnissen gerecht; nicht besser bewiesen, als durch die gewaltige Zahl der gelieferten Maschinen und den steigenden Absatz.

Strohpressen

Lanz-Schwingkolben-Strohpressen, Bauart SK, bestechen durch den Gütegrad der Pressung. Saubere, feste Ballen erleichtern die Lagerung und sparen Raum. Die sinnvolle Durchbildung der Strohführung von oben ergibt einwandfreie Ballentrennung und tadelloses Einbetten des Kurzstrohes in die Ballen. Es gibt keinen Kurzstrohverlust. Der Erfolg der SK-Pressen ist der Beweis für die Richtigkeit unserer Konstruktion.

Für alle Betriebsgrößen

HEINRICH **LANZ** MANNHEIM
AKTIENGESELLSCHAFT

38.105
D

Ag.

AGRICULTURAL LIBRARY

THE LIBRARY OF THE
MAR 12 1937
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Wald

Monatsschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Postvertrieb Berlin

Februar 1937

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorspruch	613
Heinrich Mörtel / Die bäuerliche Leitlinie der deutschen Geschichte	614
Hans Merkel / Vierjahresplan und Wirtschaftslenkung . .	622
Joto Kitayama / Freizeit und Erholung in Japan . . .	637
Fritz Werner / Germanische „Fliehburgen“	641
Kurt Schmidt-Klevenow / Nationalsozialismus und Rechts- geschichte	643
Heinz Wülker / Abwanderung der „Begabung“ vom Dorfe?	651
Karl Kermann / Vom Wert des Bauerntums	664
Umschau	666
Neues Schrifttum	671

Die Bilder dieses Heftes zum Aufsatz Werner stammen vom Verfasser. Das Titelbild („Aus dem Riesengebirge“) wurde gefertigt nach einer Aufnahme von Hans Rejzlaff, Berlin.

Diesem Heft liegt ein eigener Prospekt des Verlages bei.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Post-
anstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Viertel-
jahresende. Postvertrieb ab Berlin.

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden

Verlag G. m. b. H.



Hermann Reischle

Reichsbauernstadt

Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 8

5. Jahrgang

Februar 1937

Der Bauer

Ich gehe stolzer hinter dem Pflug
Und trabe freier durch das Land,
Als je ein König die Krone trug
Und das Szepter in seiner Hand.

Das wogende Korn die Siegrune weht
In der Väter uralten Spur;
An meinem Felde ein Malstein steht
Als ewig trotziger Schwur.

Heilig das Land und heilig das Blut,
Seit Anbeginn mutige Tat;
Das alles rastet, das alles ruht
In meinem Geschlecht und wird Saat.

Reinder Sommerburg

Heinrich Mörtel:

Die bäuerliche Leitlinie der deutschen Geschichte

Geschichtsbetrachtung ist nur auf weltanschaulichem Boden denkbar. Es gehörte zu den großen Irrtümern der unmittelbar hinter uns liegenden Zeit, daß sie an das Schlagwort von der „wertfreien Wissenschaft“ glaubte und ein wissenschaftliches Werk stets dann mit dem entwertenden Stempel der „Einseitigkeit“ versah, wenn daraus die weltanschauliche Einstellung des Verfassers, wenn auch nur gedämpft und vorsichtig verhüllt, sichtbar zu werden schien.

Diese Einstellung entsprang letzten Endes einer Verlegenheit. Seit der Zerschlagung des scholastischen Weltbildes durch die Aufklärung besah das Abendland keine einheitliche Weltanschauung mehr. Weder Staat noch Kirche vermochten durch Ordnungsmaßnahmen die verlorene innerliche Einheitlichkeit wieder herzustellen. Am allerwenigsten war das in Deutschland möglich, wo der Mangel eines einheitlichen Staatsaufbaues sowohl wie der kirchlichen Einheit die innerliche Zersplitterung nur um so wirkungsvoller unterstrich. Die Zuspizung und Übertreibung der Aufklärung im Liberalismus führte schließlich, wenn zunächst auch nur theoretisch, dazu, daß der Begriff Weltanschauung dem Bereich des Staatlichen und Gesellschaftlichen entzogen und dem des Einzelwesens ausschließlich zugeschoben wurde. Die peinlichen Eiertänze, die der Liberalismus auf sich nahm, um den Begriff der persönlichen Freiheit „einwandfrei“ abzugrenzen, sind bekannt. Im Zusammenhange damit stand jedenfalls, daß zwar der Besitz einer privaten Weltanschauung als theoretisches Recht der Einzelperson anerkannt, ihre Bekundung aber gegenüber „Andersdenkenden“ als eine das private Glück dieser anderen Einzelpersonen störende Handlung betrachtet wurde. Wissenschaftlicher Betrieb setzt aber immer eine Gemeinschaft der an solchem Betrieb Beteiligten voraus und verlangt auch — wenigstens im großen und ganzen gesehen — eine einheitliche Zielsetzung der Beteiligten. Bei der weltanschaulichen Zersplitterung schien diese einheitliche Zielsetzung durch alle Hervorhebung weltanschaulicher Einstellung gefährdet zu sein, und so machte man aus der Not eine Tugend, indem man die Zurückdrängung alles Weltanschaulichen als grundlegend für eine gedeihliche wissenschaftliche Zusammenarbeit erklärte. So wurde das Schlagwort von der „wertfreien Wissenschaft“ erfunden.

Unter seinem Einfluß zog sich der Durchschnittswissenschaftler auf den nach seiner Meinung rein sachlichen Teil der Forschung zurück. Diese Einstellung hat sicherlich dazu beigetragen, daß im 19. Jahrhundert die sogenannten exakten Wissenschaften einen Vorrang vor den sogenannten Geisteswissenschaften nicht nur in Anspruch nehmen konnten, sondern auch zugebilligt erhielten, und daß auch in den letzteren von der Tatsachenforschung zeitweilig die Ursachenforschung geradezu erstickt zu werden drohte. Immerhin war dieser

Vorgang insofern im Hegelschen Sinne vernünftig, als seine Überspizung die Wiedereinführung von Wertsetzungen immer dringender forderte. Diese Forderung ist heute als Grundsatz siegreich durch alle Widerstände durchgestoßen, ihre praktische Verwirklichung im einzelnen ist aber noch eine Aufgabe der Zukunft.

Die „wertfreie Wissenschaft“ war, schon rein begrifflich gesehen, ein schwerer Irrtum und konnte auch nur in einer Zeit entstehen, die das Denken in Teilchen an die Stelle des Denkens in Ganzheiten gesetzt hatte. Und das war unnatürlich. Denn was ist Weltanschauung schließlich anderes als die Erfüllung des naturbegründeten menschlichen Strebens, die zum Leben notwendige Ausgeglichenheit des Organismus Mensch nicht bloß auf das Körperliche zu beschränken, sondern auch für das Geistige verwirklicht zu sehen! Dafür ist das Werden der Weltanschauung im heranwachsenden jungen Menschen sehr lehrreich.

Weltanschauung ist das Ergebnis des Zusammenwirkens von Blut und Geist, wobei vorauszusetzen ist, daß diese beiden Dinge als nicht wesensmäßig einander widersprechend begriffen werden, und daneben das, was den Menschen erst recht eigentlich vom Tier unterscheidet. Während dessen geistige Leistungen — falls man dieses Wort überhaupt gebrauchen darf — nur um die beiden Mittelpunkte der Selbsterhaltung und der Arterhaltung kreisen, sieht sich der Mensch, auch der primitivste, dem innerlichen Drange gegenübergestellt, nach einer Erklärung der ihn umgebenden Dinge und Vorgänge mit dem Ziele einer gütigen Wertordnung unter ihnen zu suchen.

Beim Kinde fallen die dieses Suchen beantwortenden Entscheidungen zum größten Teil unbewußt, d. h. aus seiner natürlichen Begabung. Es ist bekannt, in wie frühem Alter z. B. manche Kinder eine ganz eindeutige Liebe zur Musik bekunden, oder wie andere jedes Spielzeug, und wäre es — im Sinne der Erwachsenen! — noch so „schön“, achtlos auf die Seite schieben und immer wieder zum Baukasten greifen, und wäre er noch so mangelhaft und unvollkommen. Aber nur das künstlerisch begabte Kind wird Musik für eine wichtige Sache halten, nur das technisch begabte den Baukasten zum Range des Lieblingsspielzeuges erheben.

Mit zunehmendem Alter des jungen Menschen tritt in steigendem Maße neben das Triebhafte seines Seins das Verstandesmäßige, fallen in steigendem Maße seine Entscheidungen für oder gegen die ihn umgebende Welt auf der Grundlage „vernünftiger“ Überlegung. Damit steigert sich zugleich die Möglichkeit, diese Entscheidungen des jungen Menschen zu beeinflussen, nach bestimmten Zielen zu lenken, mit andern Worten die Möglichkeit den jungen Menschen zu erziehen. Diese Erziehung aber wird um so glatter, ungestörter und erfolgreicher verlaufen, je weniger die dem jungen Menschen inwohnende, blutmäßig vererbte Veranlagung in Widerstreit gerät mit dem von außen an ihn herangebrachten Ziele des erzieherischen Willens.

Es gibt in der Erziehung nämlich nur zwei Ergebnisse: entweder werden sich Zögling und Erzieher niemals auf einer und derselben Ebene des Denkens begegnen, oder sie werden sich sehr bald zusammensinden oder auch „zusammenraufen“. Ein drittes gibt es nicht, wenn man nicht etwa die Herrscherstellung manches „Erziehers“, die auf rein äußerlichen Zuchtmitteln aufgebaut ist, als erzieherischen Erfolg ansehen will.

Verläuft nun die erzieherische Arbeit im positiven, auf deutsch: im wertschaffenden Sinne, d. h. finden sich die blutmäßig gegebene Veranlagung und der erzieherische Wille auf einer und derselben geistigen Ebene zusammen, oder setzt sich im anderen Falle wenigstens eine der streitenden Kräfte siegreich über die andere hinweg (in der Regel wird die erstere siegreich sein), so ist das Ergebnis das, was man erst wirklich Weltanschauung nennen kann, das heißt ein geistiger Rahmen, in den a l l e s Denken und Handeln des jungen Menschen von nun an hineinpaßt. Dieser geschlossene, geistige Rahmen ist aber zu jedem fruchtbaren geistigen Dasein ebenso notwendig wie ein in j e d e r Hinsicht gesunder Körper die Voraussetzung für vollwertige körperliche Leistung ist. Und wie jede Krankheit, und wäre es die geringfügigste Sache, sofort den g a n z e n körperlichen Zustand des Menschen ungünstig beeinflusst, so verliert der geistige Organismus die für seine fruchtbringende Tätigkeit notwendige Ausgeglichenheit, sobald irgendwo ein Steinchen aus dem bisherigen weltanschaulichen Gebäude herausbricht. Dafür ein Beispiel! Gesezt den Fall, ein Mensch hat bisher getreu seinem von Jugend an geglaubten Kirchenglauben das Dasein einer personifizierten Gottheit, die allmächtig, allgegenwärtig, allwissend usw. ist, angenommen, beginnt nun aber, veranlaßt durch irgendwelche Erlebnisse äußerer oder innerer Art, die Sicherheit dieses Glaubens zu verlieren, so bewegt sich dieser Zweifel nicht nur um die Frage nach dem bloßen Dasein dieses Gottes, sondern zieht wie ein ins Wasser geworfener Stein immer weitere Kreise. Er wird z. B. auch die Frage aufwerfen, wo im Falle des Nichtdaseins jenes Gottes der Ausgangspunkt der Weltentstehung zu suchen sei, was nunmehr den sittlichen Maßstab für das menschliche Handeln abgeben solle, wie es mit der Verantwortlichkeit des Menschen für dies sein Handeln bestellt sei, wie nunmehr der Staat oder die Jugenderziehung sich zu diesem Gotte zu stellen habe, dessen Dasein fraglich sei. Und so weiter.

So stellt der Zweifel an einem Stück seiner bisherigen Weltanschauung den Menschen sozusagen auf die Brücke über einen tiefen Strom, der diese Weltanschauung von einer anderen scheidet. Brücken sind aber nicht dazu da, daß man auf ihnen stehen bleibe, sondern daß man herüber oder hinüber aufs Ufer über sie gehe. Und so wird sich der Zweifel eines Tages dahin lösen müssen, daß der Mensch sich für die alte o d e r die neue Weltanschauung eindeutig entscheidet, sofern es ihm bestimmt ist, geistig fruchtbar zu bleiben.

Weltanschauung geht eben immer aufs Ganze. Und so wächst denn auf ihrem Grunde auch das geschichtswissenschaftliche Denken. Nach dem Siege der völkischen Weltanschauung im Politischen erhebt sich darum ganz von selbst die Forderung nach einer Ausrichtung auch der Geschichtswissenschaft nach völkischen, oder, was das gleiche ist, nationalsozialistischen Wertsetzungen. An und für sich ist diese Forderung der einheitlichen Ausrichtung von Geschichtswissenschaft und Politik nichts Neues. Geschichtswissenschaftliche Erkenntnis hat immer danach gestrebt, sich als politische Tat zu verwirklichen, und politische Tat hat immer wieder ihre Berechtigung aus geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis abzuleiten versucht. Das findet sich bei dem Theoretiker Platon oder bei dem Theoretiker Aristoteles gerade so gut wie bei dem Praktiker Friedrich dem Großen oder bei dem Praktiker Adolf Hitler. Nur haftete der Politik auch in der hinter uns liegenden Zeit immer ein mehr oder minder scharf betontes Weltanschauliches

an, während in der Wissenschaft der blasse Schemen des „Wertfreien“ einen Götzendienst genos, der ihm nicht gebührte. Und man kann nicht behaupten, daß diese Scheu vor dem Farbekennen dem öffentlichen Ansehen der Wissenschaft sonderlich zuträglich gewesen sei.

Erst wenn die Geschichtswissenschaft sich wieder bewußt und un„objektiv“ zu einer Weltanschauung bekennt, vermag sie auch der hohen Aufgabe gerecht zu werden, die ihr ein sehr natürliches Empfinden von jeher zuschrieb, nämlich Erziehungsaufgaben zu bewältigen. Gerade die Geschichte ist geeignet, Weltanschauung zu vermitteln, soweit solche überhaupt von außen an den Menschen herangetragen werden kann. Aber eben nur völkische Geschichtsauffassung vermag zu völkischer Weltanschauung und damit letzten Endes auch zum Begreifen und zur Bejahung nationalsozialistischer Politik zu erziehen.

Unsere Geschichtsauffassung steht — im bewußten Gegensatz zu vielen anderen — vornehmlich auf zwei Grundüberzeugungen: der Wichtigkeit biologischer Werte und der Sinnhaftigkeit alles geschichtlichen Werdens. Wir fragen wieder nach dem Sinn der Geschichte und wir sehen ihn dann erfüllt, wenn die einem Volke von Natur eigenen Anlagen sich frei entfalten und Frucht tragen können. Ist dies nicht der Fall, so betrachten wir die entsprechende Entwicklung als eine Fehlleitung. Wir nehmen uns also das Recht, was die „wertfreie“ Geschichtsforschung weit von sich wies, die Ereignisse der Vergangenheit mit Zustimmung oder Ablehnung zu werten.

Damit tritt neben die alte Grundfrage der pragmatischen Geschichtsschreibung: „Warum ist es so gekommen?“ und die Hegelsche: „Musste es so kommen?“ nunmehr auch eine dritte: „Durfte es so kommen?“ Es ist klar, daß es auf die letztere nur ein klares Ja oder Nein als Antwort geben kann und gerade das ist es, was dem alten Wort von der Geschichte als einer Lehrerin des Lebens erst wieder Farbe und Atem gibt. Denn jedes Ja auf diese Frage verpflichtet den, der es gibt, zugleich, sich für eine Weiterentwicklung der Geschichte im Sinne dieses Ja einzusetzen, oder im gegenteiligen Sinn zu wirken, falls er nach seiner inneren Überzeugung Nein sagen muß. Diese Verpflichtung empfindet freilich nur der, der eine wirkliche Weltanschauung hat, das heißt eben jenen allumfassenden Rahmen seines Denkens und Handelns, von dem oben die Rede war, besitzt. Und nur unter dieser Voraussetzung ist jenes bekannte Wort Goethes, daß das Wertvollste an der Geschichtsbetrachtung darin bestehe, daß sie den Enthusiasmus wecke, überhaupt berechtigt.

Im scharfen Gegensatz zur massenbetonten Geschichtsauffassung des Materialismus entspricht der persönlichkeitsbetonten Geschichtsauffassung des Nationalsozialismus der Satz: Männer machen die Geschichte. Damit wird die Einzelpersonlichkeit von der Rolle eines bloßen Büttels der Zeitumstände befreit, den jene ihr zuschieben wollte. Wir stehen also nicht auf dem Standpunkt, daß z. B. die Übernahme der spätantiken Universalmonarchie durch die Karolinger auch ohne die persönliche Wirksamkeit der beiden Partner Papst Leo und König Karl erfolgt wäre, oder daß, um ein anderes Beispiel zu nennen, der Zusammenschluß der deutschen Stämme zum Zweiten Reich auch ohne das Wirken Bismarcks erreicht worden wäre. Andererseits aber steht auch die einzelne, geschichtschaffende Persönlichkeit nicht beziehungslos als absolute Größe da, sondern ist immer nur denkbar auf dem Boden der

Gemeinschaft, aus der sie hervorgegangen ist. So ist Mohammed nur als Araber denkbar, Rothschild nur als Jude, Gandhi nur als Inder, Peter der Große nur als Russe, Luther nur als Deutscher. Die Gemeinschaft bringt den Einzelnen hervor, sie ist das vor dem Einzelnen vorhandene Ganze, nicht erst nachträglich durch den Zusammentritt der Einzelnen entstanden. Anders ausgedrückt: Sie ist eine primäre Größe, keine sekundäre. Auch diese Erkenntnis ist uralte, schon Aristoteles hat sie in Worte gefaßt, sie wird aber immer wieder vergessen und muß daher ebensooft von neuem betont werden.

Die Einzelperson, die geschichtliche Wirkungen auslöst, wurzelt also einerseits in der Gemeinschaft und wird von dieser in ihrem Wesen bestimmt, andererseits sucht sie mit größerem oder kleinerem Erfolge das Geschick dieser Gemeinschaft zu bestimmen. Darius ergibt sich, daß Geschichte zwar von Männern gemacht wird, daß diese Männer aber andererseits nur dann sinngemäß und richtig Geschichte machen, wenn ihre Taten aus dem Wesen der Gemeinschaft hervorgehen, der sie selbst entspringen sind, d. h. das Handeln der Männer, die Geschichte machen, bedeutet nur dann einen wirklichen Fortschritt für die Gemeinschaft, die das Objekt dieses Handelns ist, wenn es einen Kräftestrom in dieser Gemeinschaft ins Fließen bringt, der die begonnene Handlung weiter trägt, den angeschlagenen Gedanken verbreitert und vertieft, dem aufgestellten Ziele als nunmehr ureigenster Angelegenheit unbeirrt zustrebt. Wenn dies der Fall ist, kann man wirklich von einem echten geschichtlichen Fortschritt sprechen, andernfalls ist er nur Blendwerk.

Es sei hier an das lehrreiche Beispiel der Jesuitenrepublik in Paraguay erinnert. Underthalb Jahrhunderte lang, vom Anfang des siebzehnten bis ins zweite Drittel des achtzehnten, unterhielten hier spanische Jesuiten ein blühendes Gemeinwesen, zu dem sie die einheimische indianische Bevölkerung zusammengefaßt hatten. Wirtschaftlich, sozial, kulturell, verwaltungsmäßig, sogar religiös scheinbar ein Musterländchen. Scheinbar! Als den Jesuiten im Jahre 1768 die Leitung dieses Gemeinwesens von der Kolonialbehörde genommen wurde, war der Verfall fast augenblicklich da. Die Indianer verschwanden wieder im Urwald; aus dem sie geholt worden waren, vergaßen die ihnen eingetrichterten katholischen Glaubenslehren, ließen die Pflanzungen verfallen und — empfanden das alles gar nicht einmal als Verlust. Die fünf Menschenalter des europäischen „Fortschritts“ blieben eine bloße Episode in der Geschichte dieser Indianer, alle Bemühungen der weißen Träger einer ihnen artfremden Kultur hatten in ihnen den Kraftstrom nicht ausgelöst, der nach der Entfernung jener Weißen aus sich heraus die eingeschlagene Richtung beibehalten hätte. Der von den Weißen veranlaßte „Fortschritt“ war in Wirklichkeit gar kein Fortschritt gewesen, sondern nur eine *S t ö r u n g* der in den inneren Gesetzen der indianischen Gemeinschaft begründeten Sinnerfüllung ihres Schicksals.

Von solchen Störungen wimmelt die Welt heute geradezu. Es ist vor allem der umechte Fortschrittstaumel des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts gewesen, der nicht bloß die weißen, sondern auch die farbigen Völker in den Strudel der Sinnwidrigkeiten hineinriß. Und der Kampf, den eine Reihe großer Führer der Farbigen, wie z. B. der Inder Gandhi oder der Chinese Tschiangkai-schek, gegen die Vereuropäerung ihrer Volksgenossen führen, beruht auf der sehr richtigen Überlegung, daß solche

Bereuopferung den inneren Gesetzen ihres Volkstums widerspricht und damit nicht die sinnvolle Erfüllung von dessen Schicksal sein kann.

Rein triebhaft ist die Abwehr gegen solche Störungen zu jeder Zeit und bei allen Völkern mit gesundem Volkstum vorhanden gewesen und heute noch vorhanden und das um so stärker und entschiedener, je weniger das betreffende Volk rassisch gemischt ist oder gemischt war. Die Bedeutung dieser Abwehr jedoch bewußt gemacht zu haben, ist erst das Werk völkischer Weltanschauung. Von dieser wurde dann aber auch folgerichtig die Anwendung dieser Erkenntnis auf die Vergangenheit verlangt und verwirklicht und damit die neue Grundfrage in die neue Geschichtsbetrachtung eingeführt, die schon oben kurz geformelt wurde und die wir fortan bei der Betrachtung jedes größeren geschichtlichen Vorgangs stellen müssen: „Durfte es so kommen?“ d. h. war die Geschichte, die jene Männer machten, Sinnerfüllung völkischen Schicksals, indem sie den inneren Begebenheiten des Volkes entsprach, oder nicht?

Bei dem zähen Widerstand, den jede Weltanschauung ihrer Entwertung und damit Vernichtung naturgemäß entgegensetzt, ist es begreiflich, daß diese Fragestellung heute noch um ihre Anerkennung überhaupt ringen muß, und ist es ebenso begreiflich, daß mancher Kämpfer für oder gegen die neue Geschichtsauffassung seinen Sappentopf mit der ganzen Front verwechselt und eigenfönnig sich auf ein persönliches Sondertema versteift. Demgegenüber muß unsere Fragestellung in der deutschen Geschichte lauten:

Was vermögen wir für die natürliche Artung des deutschen Volkes von Urbeginn an festzustellen?

Und sobald wir eine wissenschaftlich gesicherte — hier müssen wir ein großes Ausrufzeichen setzen; alle Phantastik, und wäre sie noch so gutgemeint und „patriotisch“, ist hier von allergrößtem Übel! — sobald wir also eine gesicherte Antwort auf diese Frage haben, ist damit die Leitlinie für unsere Geschichtsbetrachtung ganz von selbst gegeben: Wir untersuchen die spätere Entwicklung jeweils daraufhin, ob sie auf der Ebene jener natürlichen Artung erfolgt oder nicht und ziehen daraus die für uns und unser Handeln richtungweisenden Folgerungen.

Für die sachliche Forschung ist es heute nicht mehr zweifelhaft, daß die Deutschen von Urbeginn an im Stile der nordischen Rasse bäuerlich geartet sind. Also ist die Geschichte des deutschen Volkes daraufhin zu betrachten, inwieweit dieses Bäuerliche im deutschen Menschen sich frei entfalten konnte oder gehemmt wurde, also ist jede dieser bäuerlichen Art entsprechende geschichtliche Tat, begangen durch wesensmäßig bäuerliche Menschen, Sinnerfüllung deutschen Schicksals und verpflichtet uns zur Nachfolge, also ist jeder dieser bäuerlichen Art widerstrebende geschichtliche Vorgang Fehlentwicklung und verpflichtet uns zu entgegengesetztem Handeln.

Wer die deutsche Geschichtswissenschaft und den deutschen Geschichtsunterricht einigermaßen kennt, den wird es nicht überraschen, zu hören, daß wir uns damit auf Neuland befinden, wo die meiste Arbeit erst getan werden

muß. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn diese Wertung der deutschen Vergangenheit von den verschiedensten Seiten her bekämpft wird. Einerseits sitzt noch zu fest in vielen Köpfen die aus Hegelschen Gedankengängen abgeleitete, einseitig erstarrte Meinung, daß, da von allen vorhandenen Möglichkeiten nur die jeweils in den Umständen begründetste sich verwirkliche, schon die Tatsache, daß etwas geschehen sei, eine Rechtfertigung dieses Geschehens bedeute. So wenig dieser Standpunkt geeignet ist, zu weltanschaulich geleitetem Handeln anzuspornen, so beliebt ist er naturgemäß bei allen, die noch auf die „wertfreie“ Wissenschaft eingestellt sind. Und politisch war er einst ein bequemes Mittel, die Berechtigung eines gerade herrschenden Zustandes im Staatsleben zu „beweisen“. Es ist bezeichnend, daß auf diese Weise Hegel zu der doch wohl auch für ihn selbst erstaunlichen „Ehre“ kam, wissenschaftlicher Schutzpatron nicht bloß der Reaktion seiner eigenen Zeit, sondern sogar des Weimarer Systems zu werden.

Vor allen Dingen aber werden alle diejenigen die Betonung der bäuerlichen Leitlinie im Zuge der deutschen Geschichtsbetrachtung ablehnen, denen der Begriff „Bauer“ nur die engbegrenzte Verwirklichung einer bestimmten Wirtschaftsform zu sein scheint, die also Bauerntum und Landwirtschaft verwechseln, dann die, denen in ähnlicher Verengung des Blickfeldes ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Bauerntum und Kriegerum oder Heldenrum zu bestehen scheint, ferner die, denen die alte Typenlehre, die genau genommen eine Wertstufenlehre ist, noch im Kopf steckt, die den Bauern zwar über den Sammler, Jäger und Hirten stellt, ihn aber dem Industriellen und dem Händler unterordnet, auch die, die im Bauerntum die Verkörperung sturen und unfruchtbaren Beharrens in der Rückständigkeit zeitlosen und geschichtslosen Hindämmerns erblicken, dessen Überwindung und Beiseiteschiebung durch beweglichere, an nichts als die eigene Unrast gebundene Kraftträger erst die Vorbedingung für die Entfaltung geschichtlichen Lebens und geschichtlichen Fortschritts darstelle. Das sind bunte Beispiele. Grundsätzlich unterscheidet sich aber hier der Standpunkt des großstädtischen Pflasterretters X Y Z, der einfach nachbetet, was er von jeher immer wieder in den Witzblättern, in seiner Leibzeitung, in Revue, Theater, Kino und Rundfunk gelesen, gesehen und gehört hat, in nichts von dem Oswald Spenglers, der noch 1935 den Satz formte und in einer Aufsatzreihe der Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“ drucken ließ, der Bauer sei nie Subjekt, sondern stets nur Objekt der Geschichte.

Mit diesem Zitat Spenglers rühren wir an eine Grundfrage der Geschichtsbetrachtung überhaupt, nämlich an die Frage nach dem Wesen geschichtlichen Fortschritts. (Wir haben sie schon oben einigemale gestreift.) Überlegen wir folgendes:

Wir sind heute endlich hinaus über die alte, zähverteidigte Ansicht der früheren Geschichtswissenschaft, daß Geschichte erst da anhebe, wo die schriftlichen Quellen zu fließen begannen. Wir erkennen heute dem Erdboden nicht minder als dem Papier die Rolle eines Bewahrers geschichtlicher Überlieferung zu. Eins aber beherrscht uns noch weithin: Das ist die Ansicht, daß zum Wesen geschichtlichen Werdens die Veränderung früherer Zustände in spätere in einem zeitlichen Mindesttempo gehöre, d. h. also, daß ein geschichtlicher Vorgang um so größer und demnach höher zu bewerten sei, je rascher er sich vollziehe und je größer die Veränderungen seien, die er

hervorrufe. Ganz vereinselt kennen wir diese Geschichtsbewertung (wenigstens die Älteren unter uns) aus leidvollen Erinnerungen an die Schulzeit, an jene Zeit, wo wir Schlachten, Friedensschlüsse, Erbteilungen, Herrscherlisten, Kirchenkonzile und vor allem Jahrzahlen und Jahrzahlen und zum dritten Male Jahrzahlen ins Gehirn pressen sollten. Wir fragen uns heute, ob diese Wertung, die die Veränderung an sich mit einem Pluszeichen versieht, richtig ist. Auch diese Frage ist wieder nur weltanschaulich zu lösen. Und wir müssen sagen, daß geschichtliches Werden für uns nicht allein dadurch bestimmt ist, daß überhaupt Veränderungen vor sich gehen, sondern daß als sehr wesentlich hinzukommt, in welcher Richtung sie sich bewegen. Nur wer die Veränderung an sich als geschichtlichen Fortschritt bewertet, kann wie Spengler zu dem — auch dann noch schiefen — Urteil kommen, daß der Bauer nur Objekt der Geschichte sei. Denn das bäuerliche Beharrungsvermögen, das schon Wilhelm Heinrich Riehl als eine wesentliche Seite bäuerlichen Wesens erkannte, hat durchaus nichts zu tun mit toter Unfruchtbarkeit. Im Gegenteil: es ist ein ständiges Wachsen, aber es ist ein Wachsen in der Stetigkeit und Ruhe des Kornfeldes, nicht in der Hast des Treibhauses und erst recht nicht in der Art und Weise des Laboratoriumsversuches. Weit davon entfernt, ein Hemmschuh in der Sinnerfüllung völkischen Schicksals zu sein, ist überhaupt erst gerade dieses Beharrungsvermögen für ein Bauernvolk die beste Gewähr dafür, daß die einmal von Natur aus eingeschlagene Richtung seiner Entwicklung beibehalten wird. Und wir dürfen von unserem deutschen Volk sagen: Daß wir überhaupt noch Deutsche sind, verdanken wir allein diesem Beharrungsvermögen des deutschen Bauerntums, das trotz aller Angriffe und Störungen seines Weges seit anderthalb Jahrtausenden die einmal eingeschlagene von seinem Blut ihm vorgezeichnete Richtung nicht verlor. Es ist hart genug dabei hergegangen und der deutsche Bauer, der in sich die Substanz des deutschen Volkes wahrte, ist dabei fast stets im Schatten marschiert, selten in der Sonne. Aber gerade diesen Weg des deutschen Bauern gilt es zu betrachten, wenn die Geschichte für uns Lehrmeisterin werden und sein soll; denn sein Weg ist ja der Weg des deutschen Volkes! So kommen wir auch von dieser Seite her zu unserer Forderung, daß die Betrachtung des bäuerlichen Schicksals Leitlinie der deutschen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung werden muß.

Hans Merkel:

Vierjahresplan und Wirtschaftslenkung

Die Lenkung des Wirtschaftsablaufs ist zum Grundgedanken des 2. Vierjahresplanes erhoben worden. Die Verordnung zur Durchführung des Vierjahresplanes vom 18. Oktober 1936 sagt ausdrücklich: „Die Verwirklichung des neuen Vierjahresplanes erfordert eine einheitliche Lenkung aller Kräfte des deutschen Volkes und die straffe Zusammenfassung der einschlägigen Zuständigkeiten in Partei und Staat.“ Damit wird insbesondere die einheitliche Lenkung der deutschen Wirtschaft als Grundaufgabe des Vierjahresplans erklärt.

Die Lenkung der Erzeugung, die bereits früher in der Schaffung der Braunkohle-Benzin U.-G. zum Ausdruck gekommen war, wird nunmehr in verstärktem Ausmaß durchgeführt. Sie gipfelt in der Schaffung einer deutschen Rohstoffwirtschaft. Ebenso ist die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung, die bereits vor zwei Jahren durch den Reichsnährstand in der Erzeugungsschlacht aufgenommen worden ist, eine Teilaufgabe im Rahmen des Vierjahresplans. Die Steuerung des Arbeitseinsatzes ermöglicht endlich die Hinlenkung der Arbeitskräfte in diejenigen Teilgebiete der Produktion, die volkswirtschaftlich am vordringlichsten auf Arbeitskräfte angewiesen sind.

Hierzu tritt eine Lenkung der wichtigsten rohstoffabhängigen Gebiete hinsichtlich des Warenverkehrs. Schon im Jahre 1934 waren zur Lenkung des Warenverkehrs Überwachungsstellen gebildet worden. Deren Tätigkeit wird nunmehr unter einer einheitlichen Leitung und Steuerung zusammengefaßt. Die Verordnung vom 4. September 1934 gab den Überwachungsstellen bereits das Recht, den „Verkehr mit Waren zu überwachen und zu regeln, insbesondere Bestimmungen über deren Beschaffung, Verteilung, Lagerung, Absatz und Verbrauch zu treffen“. Der Vierjahresplan gibt nunmehr die Möglichkeit, diese Lenkungsstätigkeit einheitlich zu gestalten.

Dieser Lenkung der Güterströme entspricht die Lenkung der Preisbildung, die durch den Reichskommissar für die Preisbildung vorgenommen wird. Sein Aufgabengebiet umfaßt die „Überwachung der Preisbildung für Güter und Leistungen jeder Art, insbesondere für alle Bedürfnisse des täglichen Lebens, für die gesamte landwirtschaftliche, gewerbliche und industrielle Erzeugung, und für den Verkehr mit Gütern und Waren jeder Art sowie für sonstige Entgelte“. Dementsprechend steht ihm auch ein Gestaltungsrecht zu. Er kann die Elemente der Preisbildung im volkswirtschaftlich richtigen Sinne beeinflussen.

Hierzu kommt endlich eine Lenkung der Außenwirtschaft, die einerseits in der Lenkung der Devisenbewirtschaftung und andererseits in der Lenkung der Rohstoffeinfuhr zum Ausdruck kommt.

Lenkung der Erzeugung, des Warenverkehrs, der Preise und der Außenwirtschaft ist insgesamt gesehen Lenkung des Wirtschaftsablaufs und der Wirtschaft. Der Vierjahresplan hat diese Möglichkeit für das Gesamtgebiet der deutschen Wirtschaft geschaffen.

Reichsnährstand und Wirtschaftslenkung

Lenkung des Wirtschaftsablaufs war von Anfang an der Grundgedanke der Marktordnung des Reichsnährstandes. Auf Grund des Reichsnährstands-Gesetzes vom 13. September 1933 wurden auf den Hauptgebieten der deutschen Ernährungswirtschaft Selbstverwaltungskörperschaften gebildet, die alle Glieder des Wirtschaftsablaufs, also die Erzeuger, Verarbeiter und Verteiler umfaßten. Diesen Körperschaften obliegt die Aufgabe, den Wirtschaftsablauf regional und über das Reichsgebiet hin zu steuern. Die Führer dieser Körperschaften werden vom Reichsbauernführer und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft eingesetzt und sind ihm für die Marktgestaltung verantwortlich. Gleichzeitig ist die Zusammenarbeit zwischen der Führung dieser Selbstverwaltungskörper und dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft sowie die Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Selbstverwaltungskörpern gewährleistet. Die Hauptmärkte der deutschen Ernährungswirtschaft, die einen jährlichen Kleinverkaufswert von schätzungsweise 18—20 Milliarden Reichsmark repräsentieren, und damit die Grundlage der deutschen Wirtschaft überhaupt bilden, wurden in 10 Hauptvereinigungen erfaßt (Milchwirtschaft, Viehwirtschaft, Getreidewirtschaft, Eierwirtschaft, Kartoffelwirtschaft, Zudewirtschaft, Gartenbauwirtschaft, Weinbauwirtschaft, Fischwirtschaft, Branwirtschaft), während die Lenkung der Margarine sich vorläufig noch in Form eines Zwangskartells abspielt. Innerhalb der Hauptvereinigungen erstreckt sich die Lenkungsbefugnis auf alle Wirtschaftsgruppen am Markt, auf alle Betätigungen innerhalb des Wirtschaftsablaufs, auf die Betriebsgestaltung, den Warenverkehr und die Preisbildung. Die Lenkung der Außenwirtschaft auf diesem Gebiet vollzieht sich in Form der fünf Reichsstellen (für Getreide, Futtermittel und sonstige landwirtschaftliche Erzeugnisse, für Milcherzeugnisse, Ole und Fette, für Tiere und tierische Erzeugnisse, für Eier und für Gartenbau). Die Lenkung des Wirtschaftsablaufs ist hier also in bezug auf alle Funktionen dieses Wirtschaftsablaufs durchgeführt. Das Ziel, das der Vierjahresplan sich für die gesamte deutsche Wirtschaft gesetzt hat, ist hier also bereits verwirklicht.

Durch Verordnung vom 20. Oktober 1936 wurde ferner durch den Reichsforstmeister die Marktvereinigung der deutschen Forst- und Holzwirtschaft gebildet, die nach ähnlichen Grundsätzen die Märkte der Holzwirtschaft bis zum Halbsfabrikat ordnet.

Private Wirtschaftslenkung

Die Lenkung des Wirtschaftsablaufs wurde in der Vergangenheit nicht so sehr von der öffentlichen Hand ausgeführt. Vielmehr versuchte die private

Wirtschaft sich die Machtstellungen am Markt zu verschaffen, die eine Lenkung des Wirtschaftsablaufs, allerdings nach privat- und gruppentwirtschaftlichen Gesichtspunkten, ermöglichten. Hierbei ist insbesondere auf die Kartelle, Syndikate und Konzerne zu verweisen, denen es gelang, im Laufe der letzten Jahrzehnte innerhalb der wichtigsten Märkte eine starke Machtstellung zu erlangen. Hierbei ist selbstverständlich nicht die Zahl der Kartelle und ähnlicher Zusammenschlüsse entscheidend. Bekanntlich gehen auf diesem Gebiet die Schätzungen sehr auseinander. Die deutsche Regierung schätzte 1925 die Zahl der Kartelle auf 2500, Wagenführ schätzte sie 1930 auf 2100. Entscheidend ist vielmehr das Gewicht und die Bedeutung der kartellierten Gebiete. Hier gewährt das Buch von Wagenführ „Kartelle in Deutschland“ einen guten Überblick. Besondere Bedeutung haben die Kartelle der Schwerindustrie, der chemischen Industrie, der Maschinen- und Textilindustrie; aber auch innerhalb der Kraft- und Verkehrswirtschaft, des Bank-, Kredit- und Versicherungswesens spielt die Kartellbildung eine starke Rolle. Auch die Kartelle haben die Hauptelemente des Wirtschaftsablaufs zum Gegenstand. Preise, Tarife und Lieferbedingungen werden festgesetzt. Betriebe werden kontingentiert, Gebiete aufgeteilt und der Absatz in bestimmte Richtungen gelenkt. Die Machtwirkung der Kartelle äußert sich nicht nur auf die Kartellbetriebe, sondern insbesondere auf die Betriebe der abnehmenden Hand. Teilweise wurden von der Industrie sogar Großhandelskartelle geschaffen, um vertragsbereite Partner zu erhalten. Durch Gegenseitigkeitsvereinbarungen wurde dann der Markt bis zum letzten Verbraucher geregelt. Beispiel hierfür ist die Regelung des Kohlenmarktes, des Automobilmarktes, des Rundfunkgerätemarktes usw.

Durch die Syndikatsbildung wurde der Absatz nicht nur geregelt, sondern völlig nach einheitlichen Gesichtspunkten gestaltet. Die wichtigsten Syndikate sind die der Kohlenwirtschaft und das Kali- und Stickstoff-Syndikat. In der planwirtschaftlichen Epoche 1919/20 sollte die Kohlen- und Kaliwirtschaft unter gemeinwirtschaftliche Gesichtspunkte gestellt werden, ein Versuch, der gescheitert ist.

Die Bedeutung der Kartelle würde aber nicht genügend erkannt, wenn nicht hierbei die Machtstellung der *Konzerne* und die kapitalmäßige Verflechtung innerhalb der Wirtschaft berücksichtigt würde. Ein oberflächlicher Blick in die Statistik (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich — 1935, Seite 382) läßt erkennen, wieweit die Verflechtung und damit die Konzernbildung in der deutschen Wirtschaft gediehen ist. Zu bemerken ist, daß sich die Zahlen auf den 31. Dezember 1932 beziehen, das heutige Bild also nur unvollständig wiedergeben. Bei einem Gesamtbestand des deutschen Aktienkapitals von rund 22 Milliarden RM. befanden sich Beteiligungen in Höhe von rund 12 Milliarden RM. in Händen anderer Unternehmen. Das Gesamtkapital dieser abhängigen Gesellschaften betrug 17,5 Milliarden RM. Rund 7 vH. des deutschen Aktienkapitals befanden sich in ausländischer Hand, ein Prozentsatz, der in der Zwischenzeit sicher gestiegen ist. Die Konzernbildung in Deutschland ist höchst unübersichtlich, da ein vollkommen klares Bild aus bestimmten Gründen nicht gegeben wird und außerdem die Zwischenschaltung von Holding-Gesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung die völlige Durchdringung der Zusammenhänge sehr erschwert. Ein durchgegliederter Konzern, der sich über mehrere Wirtschaftsstufen erstreckt,

hat nicht nur durch seine verschiedenen Unternehmen einen erheblichen Marktanteil, sondern gleichzeitig durch die Teilnahme an den Kartellen der verschiedenen Stufen auch einen erheblichen Machtanteil an den Teilmärkten und damit auch am Gesamtmarkt.

Die Bezugs- und Lieferverhältnisse sowie die Betriebsausnutzung innerhalb eines Konzerns stellen eine private Marktregelung dar und damit wiederum eine Lenkung des Wirtschaftsablaufs, die bisher noch nicht genügend in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung untersucht worden ist. Je stärker die Konzernmacht ist, um so stärker ergreift sie den Markt in allen seinen Teilgebieten, bis endlich in den höchsten Konzernstufen eine Monopolstellung am Markt begründet wird. Bei industriellen Konzernen, die auf dem Gebiet der Treibstoffwirtschaft, der Margarinewirtschaft und anderen Gebieten der deutschen Wirtschaft erhebliche Bedeutung haben, kann teilweise sogar von faktischen Monopolen gesprochen werden. Denn das Übergewicht eines Betriebes oder einer Betriebsgruppe, die einen höheren Marktanteil als 50 vH. in Händen hat, kann bei besonders gelagerten Marktgebieten oder bei knappen Versorgungsverhältnissen einer Monopolstellung nahekommen.

Öffentliche Einflußnahme auf die Wirtschaft

Kartelle und faktische Monopole können durch die öffentliche Hand legitimiert und sogar begründet werden. Öffentlich legitimierte Kartelle sind die Zwangskartelle. Öffentliche Monopole wurden auf dem Gebiet der Zündwarenwirtschaft und der Branntweinwirtschaft gebildet. Bei der Bildung von Zwangskartellen wird die private Marktregelung sanktioniert. Bei dem Anschluß von Außenseibern können gewisse Auflagen gemacht werden, etwa Preisentungen usw. Die öffentlich-verantwortliche Steuerung des Kartells ist aber durch die reine Überwachungstätigkeit einer zentralen Staatsbehörde im Regelfall noch nicht gewährleistet. Eine Vorstufe des Zwangskartelles sind öffentliche Errichtungsverbote, die das Aufkommen neuer Außenseiber ausschließen, und eine bessere Ausnutzung der bestehenden Werke gewährleisten.

Öffentliche Monopole sind in früherer Zeit vorwiegend aus fiskalischen Gesichtspunkten begründet worden. Das Branntweinmonopol ist ein Herstellungs-, Bezugs-, Reinigungs-, Handels- und Einfuhrmonopol. Auf allen diesen Gebieten wirkt sich die Monopolmacht als Lenkung des Machtgeschehens aus. Das Herstellungsrecht, das bestimmten Brennereien verliehen ist, wird als Brennrecht bezeichnet, und hat die gleiche Rechtsnatur wie das Kontingent. Das Bezugsmonopol besteht in einer Ablieferungspflicht für selbstherzeugten Branntwein. Das Monopol dient der Sicherung der an das Reich abzuliefernden Abgaben, der sogenannten Hektolitereinnahme. Das Zündwarenmonopol umfaßt ein Bezugs-, Ein- und Ausfuhrmonopol. Das Herstellungsrecht der Betriebe wird hier als Beteiligungsziffer bezeichnet. Die Preisbildung ist gesetzlich geregelt. Die fünf auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft gebildeten Monopole, die sogenannten Reichsstellen, sind nicht Finanzmonopole, sondern Marktsteuerungsmonopole im wesentlichen für die Zwecke der öffentlichen Einfuhr- und Vorratswirtschaft. Hierbei zieht allerdings infolge der gewählten Rechtsform der Staat die bei der Einfuhr aus dem Ausland anfallenden Unterschiedsbeträge ab.

Markteinflüsse ohne Marktorganisation

In diesem Zusammenhang ist weiter zu verweisen auf marktbeeinflussende Maßnahmen, die von öffentlicher oder privater Hand ausgehen können.

Die erste Gruppe dieser Maßnahmen rechnet mit dem liberalen Marktgeschehen und will dieses entweder ausnutzen, wie etwa Spekulation und Börse, oder in seinen schädlichen Wirkungen einschränken, wie staatliche Stützungsmaßnahmen bei Marktzusammenbrüchen. In beiden Fällen kann man von einer Lenkung des Wirtschaftsablaufs im vollen Sinne nicht sprechen. Denn bei der Spekulation fehlt das Moment der volkswirtschaftlichen Verantwortlichkeit bei der Gestaltung der Marktzusammenhänge; die staatlichen Stützungsmaßnahmen innerhalb des liberalen Marktgeschehens arbeiten mit unzulänglichen Methoden, müssen im Endergebnis scheitern und können mangels eines dauernden volkswirtschaftlichen Erfolges nicht als Lenkung bezeichnet werden.

Eine zweite Gruppe von Maßnahmen hat nicht so sehr marktlenkende, als vielmehr finanz- oder wirtschaftspolitische Ziele im Auge und nimmt um der Erreichung dieser Ziele willen auch Wirkungen in Kauf, die den Wirtschaftsablauf, also die Erzeugung, die Verarbeitung, die Verteilung oder den Verbrauch beeinflussen. Eine Freihandelspolitik muß notwendigerweise bestimmte Produktionszweige in intensiv arbeitenden Ländern schädigen, da die Erzeugnisse extensiver Länder billiger am heimischen Markt angeboten werden können, als die heimischen Erzeugnisse. In dieser Beziehung ist auf den Rückgang der deutschen Faserstoffherzeugung in der Vergangenheit zu verweisen. Ein anderes Beispiel ist die Einführung der Fettsteuer zum Zwecke der Verbrauchseinschränkung von Ersatzfetten. Im gleichen Zusammenhang sind auch diejenigen Steuern zu nennen, die eingeführt werden auch auf die Gefahr hin, daß der Verbrauch sinkt und damit die Schrumpfung eines ganzen Wirtschaftsgebietes eintritt (Biersteuer, Zudersteuer).

Eine dritte Gruppe von Maßnahmen endlich stellt sich als eine positive Förderung bestimmter Erzeugungstufen oder bestimmter Märkte dar, wie etwa die Gewährung von Anbauprämien, von Exportprämien, die Durchführung von Verbilligungsmaßnahmen oder die Subvention bestimmter Unternehmen (etwa des Kupferbergbaues), die Förderung öffentlich wichtiger Betriebe und dergleichen. Marktlenkender Natur sind auch Maßnahmen der öffentlichen Vorratsbildung, der Einfuhrförderung und dergleichen. Alle diese Maßnahmen bewirken eine Lenkung des Wirtschaftsablaufs, gleichviel, ob sie vom Staat durchgeführt werden, oder ob sie etwa im Wege einer verantwortlichen Selbstverwaltung (Marmeladenverbilligung, Steigerung der Hopfenausfuhr) vollzogen werden. Kennzeichen all dieser Maßnahmen ist die Erzeugung wirtschaftslenkender Wirkungen, aber ohne daß die Wirtschaft selbst organisiert oder positiv geführt wird.

Marktlenkung ohne Wirtschaftsorganisation und ohne Wirtschaftsführung vollzieht sich ferner bei wirtschaftspolitischen Gesetzen, die sich auf das Preisgebiet, auf die Wettbewerbsverhältnisse, auf die Qualitätsgestaltung, auf die Betriebsgestaltung und ähnliche Faktoren des Marktgeschehens beziehen können. Auch hieraus entsteht eine Lenkung des Wirtschaftsablaufs, ohne

daß diese aber voll überschaubar wäre oder im vollen Umfang gesteuert werden kann. Als Beispiel für Preisordnungen mag die Preisfestschließung 1931 erwähnt werden, die Zementpreisfestschließung, die Treibstoffpreiserhöhung, die Spannenregelung im Rundfunkgerätebau usw. Wettbewerbsregelnde Anordnungen waren die Vorschriften über das Zugabeverbot, die Rabattgewährung, das Ausverkaufswesen, die Einheitspreisgeschäfte und Warenhäuser. Die Qualitätsgestaltung wird auf dem besonders wichtigen Gebiet des Lebensmittelwesens durch Vorschriften weitgehend geregelt, die im wesentlichen polizeilicher Natur sind. Hierzu mag bemerkt werden, daß dieses Gebiet zu den unübersichtlichsten des ganzen Rechts gehört. In ähnliche Richtung gehen die Vorschriften über das Maß- und Gewichtswesen, Vorschriften über Herkunftsbezeichnung, Handelsklassen, Standards, Typen und dergleichen. In das Gebiet der Betriebsgestaltung gehören die Vorschriften über Errichtungs- und Erweiterungsverbote, die Zugangssperre zu bestimmten Berufen, das Einzelhandelschutzgesetz, das Recht der Betriebsschließung usw. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß alle diese Vorschriften mindestens bestimmte Stufen im Aufbau der Wirtschaft beeinflussen, regeln oder sogar lenken, ohne daß aber von einer einheitlichen Führung dieser Wirtschaftsgebiete gesprochen werden könnte, oder eine verantwortliche Wirtschaftsorganisation vorhanden oder eingeschaltet wäre.

Darüber hinaus kann sich aber eine gesetzliche Regelung auf ganze Marktgebiete erstrecken, wie z. B. das Energiewirtschaftsgesetz oder das Spinnstoffgesetz. In ähnlicher Richtung gehen aber auch Bestrebungen, die die Lieferbedingungen vereinheitlichen wollen, wie etwa in der Lederwirtschaft oder der Textilwirtschaft.

Wirtschaftslenkung und Wirtschaftspläne

Schließlich ist noch die Lenkung des Wirtschaftsablaufs zu erwähnen, die durch große Wirtschaftspläne oder staatspolitische Maßnahmen eingeleitet wird. Die Rettung des Bauerntums und die Beseitigung der Arbeitslosigkeit hat neue Kaufkraft geschaffen, die sich innerhalb der Verbrauchsgüterzweige der deutschen Wirtschaft wirtschaftsbelebend auswirkten. Die Schaffung von Arbeitsdienst und Wehrmacht hat die Verbrauchsstruktur weitgehend beeinflusst und in diesen Gliederungen gewaltige Träger des organisierten Verbrauchs geschaffen. Die Aufrüstung hat die Rüstungsindustrie, die Siedlung, öffentliche Bauten, Reichsautobahnen, haben das Bauwesen neu belebt. Bevölkerungspolitische Maßnahmen, wie Ehestandsdarlehen, hatten Wirkungen auf die Absatzsteigerung in der Hausratswirtschaft. Die öffentliche Hand und die Investitionswirtschaft traten als Auftragsgeber großen Stiles auf.

Der Ostpreußen-Plan und andere Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen übten eine wirtschaftsbelebende Wirkung aus. Alle diese staatspolitischen Maßnahmen stellten sich mittelbar auch als Mittel der Wirtschaftslenkung dar. Nur fehlte diesen Maßnahmen ein wichtiges Element vollkommener Wirtschaftslenkung, nämlich die organische Ordnung der gelenkten Wirtschaftsgebiete. Deshalb war es möglich, daß zum Teil innerhalb der belebten Wirtschaftszweige ungerechtfertigte Konjunkturgewinne entstehen konnten, Nebenwirkungen, die nicht zu billigen waren.

Der Wandel der Wirtschaft

Wirft man den Blick zurück in das Jahr 1870, so ist festzustellen, daß das Gesamtgebiet der Wirtschaft sich von Grund auf gewandelt hat. Wo damals von Gewerbefreiheit gesprochen wurde, werden heute umfassende Wirtschaftsgebiete gelenkt. Damals keinerlei Eingriff des Staates, es sei denn, daß er durch gewerbepolizeiliche Bestimmungen ausdrücklich vorgesehen war. Heute aktive Führung durch den Staat auf allen wichtigen Gebieten des Wirtschaftslebens. Es ist klar, daß diese durchgehende Strukturwandlung der gesamten Wirtschaft gleichzeitig eine Änderung des gesamten Organisationsrechts der Wirtschaft und eine Änderung des gesamten Wirtschaftsrechtes entweder schon hervorgebracht hat oder doch zur Folge haben muß. Dies ist die Problemstellung für das Wirtschaftsrecht unserer Zeit.

Wirtschaftslenkung ist nicht denkbar ohne eine verantwortliche Führung und nicht durchführbar ohne eine einfache, klare, zweckmäßige Organisation, die es ermöglicht, die Führungsimpulse innerhalb des wirtschaftlichen Gesamtgeschehens durchzusetzen. Die Betrachtung der Lenkungsmöglichkeiten der Wirtschaft hat gezeigt, daß einheitliche Lenkungsformen innerhalb der Wirtschaft sich noch nicht herausgebildet haben. Vielmehr sind hier die mannigfaltigsten Entwicklungsstufen festzustellen. Der völlig ungeordnete Markt kann beeinflusst werden durch polizeiliche Marktgesetze. Er kann von den Unternehmen von innen her gelenkt werden durch private kartellrechtliche Organisationen. Der Staat kann versuchen, ungeordnete Märkte durch Stützungen vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Ebenso können aber auch private Unternehmer versuchen, den gesamten Markt absatzmäßig in ihre Hand zu bringen. Der Staat kann einzelne Märkte völlig in seine Hand nehmen und alsdann monopolartig bewirtschaften. Von privater Seite her können umgekehrt große Konzerne aufgebaut werden, die privatwirtschaftlich das gesamte Marktgeschehen beeinflussen. Alle diese Entwicklungsformen haben sich in der Vergangenheit gebildet. Ihnen fehlt das entscheidende Moment nationalsozialistischer Wirtschaftsgestaltung, nämlich der verantwortliche Zusammenschluß der wirtschaftenden Menschen, die ihr eigenes Handeln nach gesamtwirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmen. Es fehlt an der positiven Führung durch den Staat, der den Betriebsgemeinschaften die gesamtwirtschaftliche Zielsetzung gibt. Hier beginnt die öffentliche Marktbeeinflussung und Marktregelung. Die öffentliche Marktbeeinflussung kann zunächst einsetzen durch wirtschaftsfördernde Maßnahmen (Steuerbefreiungen, Arbeitsbeschaffung, öffentliche Aufträge). Die zweite Stufe ist die lenkende Einwirkung auf das Marktgeschehen einer teils organisierten, teils unorganisierten Wirtschaft durch verantwortliche Beauftragte des Staates oder durch staatliche Stellen. (Preisbildung, Rohstoffbeschaffung und -verteilung u. dgl.) Die letzte Stufe ist endlich die Schaffung einer verantwortlichen Selbstverwaltungsorganisation der Wirtschaft, die nach öffentlichen Leitgesichtspunkten dem Staat verantwortlich ist für eine gesamtwirtschaftliche Ausrichtung des gesamten Wirtschaftslebens.

Die Umgestaltung der Wirtschaftsorganisation

Wirtschaftslenkung setzt eine einheitliche Gesamtführung und eine einheitliche Gesamtordnung der Wirtschaft voraus. In der Vergangenheit gab es

keine einheitliche Wirtschaftsführung. Vielmehr entstanden die einzelnen mit der wirtschaftlichen Verwaltung beauftragten obersten Staatsbehörden nach dem jeweiligen Bedürfnis des staatlichen Lebens. Erst in der Kriegszeit entstanden so das Reichswirtschaftsministerium, das Reichsarbeitsministerium, das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft. Innerhalb der parteipolitischen Epoche war eine einheitliche Führung dieser verschiedenen Ministerien unmöglich. Eine einheitliche zusammenfassende Lenkung aller Wirtschaftszweige wurde erst durch den Nationalsozialismus möglich. Der Vierjahresplan ist der äußere Ausdruck dieser einheitlichen Lenkung.

In der Vergangenheit gab es aber auch keine einheitliche Wirtschaftsorganisation, denn die Vergangenheit gliederte die Wirtschaft nicht nach Funktionen im Volksganzen, sondern nach Interessen; sie kannte keine Gesamtorganisation der Arbeit, sondern Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände. Diesen standen die staatlichen Organisationen der Arbeitsverwaltung, der Sozialversicherung und des Arbeitsfriedens gegenüber. Diese Organisationen waren nach verschiedenen Gesichtspunkten aufgebaut. Man erkennt dies auch heute noch, wenn man die im Umbau befindliche Struktur der Sozialversicherung der Struktur der Arbeitsverwaltung oder der Arbeitsgerichtsbarkeit gegenüberstellt. Nicht anders verhielt es sich mit den wirtschaftlichen Organisationen. In Landwirtschaft, Handel und Gewerbe gab es eine Ansammlung von Interessentenorganisationen und Spitzenverbänden. Daneben traten die öffentlichen Berufsvertretungen, die sogenannten Kammern, die innerhalb einer noch nicht durchorganisierten Wirtschaft entstanden waren und deshalb zunächst öffentliche Berufsvertretungen dieser unorganisierten Wirtschaft waren. Endlich hatte die Wirtschaft noch nach Gruppengesichtspunkten die Marktorganisation der Kartelle geschaffen, die gleichfalls uneinheitlich war und einer einheitlichen öffentlich-verantwortlichen Zielsezung entbehrte. Nach der Machtübernahme wurden nun in den verschiedenen Teilen der Wirtschaft verschiedene Wege eingeschlagen. Im Reichsnährstand bestand eine nationalsozialistische Führungsorganisation, die innerhalb kürzester Frist die Gleichschaltung der aus der Vergangenheit herrührenden Organisationen vornehmen konnte. Die Interessenverbände und Kammern wurden entweder in den Reichsnährstand übergeleitet oder aufgelöst. Soweit Marktorganisationen auf Teilgebieten der Ernährungswirtschaft vorhanden waren, verloren sie angeichts der neu geschaffenen Marktorganisation jede Bedeutung. Auf diese Weise wurde die Anzahl der früheren Organisationen in eine klare, übersichtliche, nationalsozialistische, regional gegliederte Gesamtorganisation überführt. Innerhalb der übrigen Wirtschaft liegen die Verhältnisse schwieriger. Dort wurden die Interessenorganisationen bereinigt und in Gruppen überführt. Die Gruppen wurden Glieder der neugeschaffenen Reichswirtschaftskammer. Die frühere Kammerorganisation (über 90 Industrie- und Handelskammern und über 60 Handwerkskammern) wurde gleichfalls der Reichswirtschaftskammer unterstellt. Während aber die Gruppenorganisation und die Kammerorganisation der Wirtschaft einen einheitlichen Überbau erhielten, blieb die Kartellorganisation ohne einen solchen und entbehrte damit der Möglichkeit einer einheitlichen straffen Lenkung. Auch die jüngst erfolgte Unterstellung der Kartelle unter die Führung der Gruppen wird eine gesamtwirtschaftliche Ausrichtung der Kartelle im vollen Umfang nicht bringen können und erst recht nicht eine ein-

heitliche Steuerung der großen Marktgebiete der gewerblichen Wirtschaft nach gesamtwirtschaftlichen Gesichtspunkten.

Probleme der Neuorganisation

Daß eine Neugliederung der Wirtschaft als dringend notwendig empfunden wird, erkennt man an der Bildung von 18 Wirtschaftskammern entsprechend den Wirtschaftsgebieten des Reiches und in der Unterstellung der Bezirksgruppen der gewerblichen Wirtschaft unter diese Wirtschaftskammern. Aber gleichzeitig müssen verschiedene weitere Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Die Industrie- und Handelskammern und die Handwerkskammern haben einen Teil ihrer Bedeutung als Vertretungskörper verloren dadurch, daß die Gruppenorganisation der Wirtschaft heute einen durchgegliederten Apparat darstellt. Eine marktsteuernde Tätigkeit kann sie nicht ausüben, da dies der gegenwärtige Aufbau der gewerblichen Marktorganisation nicht zuläßt. Dabei würden an sich den Gruppen, den Kammern und den Marktorganisationen durchaus wichtige Aufgaben obliegen. Sie sind aber infolge ihrer gegenwärtigen Organisation, die auf der Gleichschaltung und Zusammenschaltung der ungeordneten früheren Zustände beruht, nicht in der Lage, diese Aufgaben im vollen Umfange zu erfüllen. Selbstverständlich kann eine umfassende Lösung dieser Probleme nicht ohne weiteres durchgeführt werden, da mit kundiger Hand die aus der Vergangenheit herrührenden Organisationsformen in den Neuaufbau der Wirtschaft übergeleitet werden müssen. Eine Lösung dieser Frage könnte etwa in folgender Richtung gesucht werden: Zunächst wäre eine großzügige Vereinigung der gewerblichen Kartellorganisation erforderlich. Für die Hauptgebiete der gewerblichen Wirtschaft, wie Textil- und Bekleidungs-wirtschaft, Bau- und Baustoffwirtschaft, Rohstoffwirtschaft, Wirtschaft der Bedarfsgüter (wie Hausrat, Werkzeug und dergl.), Produktionsmittelwirtschaft, wären in Zusammenfassung mit den entsprechenden Überwachungsstellen umfassende Marktorganisationen zu schaffen, die teils über das ganze Reichsgebiet sich zu erstrecken hätten, teilweise eine regionale Untergliederung erfahren müßten. Von den Zusammenschlüssen der Ernährungswirtschaft und der Holz-wirtschaft kann hier abgesehen werden, ebenso von der Energiewirtschaft, der Verkehrswirtschaft und der Kreditwirtschaft. Denn innerhalb der letztgenannten Gebiete ist das Problem der Marktorganisation insbesondere im Hinblick auf die schon heute bestehenden Einwirkungsmöglichkeiten der öffentlichen Hand von geringerer Bedeutung. Es wäre weiter zu prüfen, ob neben den Wirtschaftskammern noch weitere Kammern sachlich erforderlich sind, da die fragliche Kammerorganisation auf die historische Entwicklung zurückgeht und angeichts der Neuformung der Wirtschaft eine umfassendere Bedeutung nicht mehr beanspruchen kann. Die Wirtschaftskammern hätten die Gesamtheit der Betriebsgruppen in erzieherischer (ständischer) und betriebswirtschaftlicher Form zu betreuen, die regionalen Marktorganisationen nach einheitlichen Gesichtspunkten zu steuern und die Zusammenarbeit mit den Organisationen der Arbeit, der Finanzen, des Verkehrs, des Kreditwesens, der Energiewirtschaft, der Raumordnung, mit den Gemeinden und den staatlichen und politischen Körperschaften zu gewährleisten. Die Reichswirtschaftskammer hätte die Aufgabe, die Gruppen zusammenzufassen, die betriebswirtschaftliche Förderung der Unternehmen und die Steuerung der vereinheit-

lichten und vereinfachten Marktorganisationen durchzuführen, soweit diese Aufgaben nicht infolge des Vierjahresplans bereits auf andere Stellen übergegangen sind.

In diesem Zusammenhang wäre noch darauf hinzuweisen, daß der Reichsnährstand innerhalb seiner Marktordnung weder die Unterscheidung von Groß- und Einzelhandel, noch die Unterscheidung von Handwerk und Industrie durchgeführt hat. Denn eine organisatorische Trennung, die nach Betriebsgrößenklassen erfolgt, erweist sich innerhalb einer Marktordnung nicht als zweckmäßig. Groß- und Einzelhandel haben die Funktion der Güterverteilung, Handwerk und Industrie die Funktion der Verarbeitung und Veredelung. Innerhalb der Marktverbände des Reichsnährstandes werden die drei Hauptfunktionsträger der Wirtschaft, nämlich die Erzeuger, die Verarbeiter und Verteiler, zusammengefaßt und in dieser Zusammenfassung wird es möglich, durch marktregelnde Maßnahmen den Ausgleich zwischen Klein-, Mittel- und Großbetrieben zu finden.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die gegenwärtige Organisation der Gesamtwirtschaft eine straffe Lenkung des Wirtschaftsablaufs nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten nicht in allen Wirtschaftsgebieten gleichmäßig ermöglicht. Insbesondere wirken die aus der Vergangenheit übernommenen Organisationsformen störend. Da über den Kartellen, Syndikaten (etwa 400) und Konzernen eine volkswirtschaftlich überhöhende Marktorganisation nicht steht, ist es nach dem gegenwärtigen Rechtszustand mindestens sehr schwierig, gesamtwirtschaftliche Gesichtspunkte innerhalb der Marktorganisation zur Durchführung zu bringen (vgl. z. B. Zementpreislenkung).

Weiter muß darauf hingewiesen werden, daß mangels nationalwirtschaftlicher Marktorganisationen immer noch nicht unerhebliche Machteinflüsse internationaler Kartelle und Konzerne in Deutschland bestehen. Die Zahl internationaler Kartelle, an denen deutsche Wirtschaftsgruppen beteiligt sind, wird auf über 100 geschätzt, und die Macht internationaler Konzerne ist leicht ersichtlich, wenn man die Verzeichnisse der Aufsichtsratsmitglieder der deutschen Aktiengesellschaften durchsieht oder die Beteiligung des ausländischen Kapitals an den deutschen Großunternehmen der wichtigsten Industriezweige. Ebenso muß aber auch darauf hingewiesen werden, daß die außenwirtschaftliche Stofkraft Deutschlands erheblich gewinnen würde, wenn große Gesamtorganisationen der deutschen Wirtschaft auch in marktpolitischer Beziehung vorhanden wären, die nach Gemeinschaftsgesichtspunkten in Selbstverantwortung und unter wirtschaftspolitischer Zielsetzung die Belieferung oder den Neubau ausländischer Märkte durchführen würden.

Technik der Wirtschaftslenkung

Die Technik der Wirtschaftslenkung bezieht sich zunächst auf den Aufbau und die Gestaltung der wichtigsten an einem Wirtschaftskreislauf beteiligten Wirtschaftsgruppen: Lenkung der Erzeugung, Steuerung der Erzeugung, Ausbau der Erzeugungsanlagen, zweckmäßige Gestaltung der Standorte, Berücksichtigung der Notwendigkeiten des Arbeitsmarktes und der einzelnen Wirtschaftsgebiete bei Aufbau oder Umgestaltung der Erzeugung, rationelle Gestaltung der Betriebe, kostensenkende Maßnahmen, Vereinfachung des Transports, des Bezuges, des Absatzes, Typisierung, Standardisierung,

Normierung der Erzeugung, zweckmäßige Arbeitsteilung, zusammengehörige Erzeugungstätten, zweckmäßige Angliederung von Verarbeitungsstätten, zweckmäßige Reste- und Abfallverwertung; Angliederung und Aufbau von wissenschaftlich-neutralen Forschungsstätten, Erhebung von Umlagen zwecks Durchführung gesamtwirtschaftlicher Aufgaben, Ausfuhrförderung und zweckmäßige Organisation der Ausfuhr. Innerhalb der Güterverteilung muß ein zuverlässiger, kreditwürdiger, sachkundiger Verteilerapparat geschaffen und erhalten werden. Es ergibt sich die Notwendigkeit zur Vereinigung übersehter Verteilergruppen, zur Lösung des ungesunden Gegensatzes von Großhandel, Kleinhandel, Großfilialbetrieben, Einkaufsgenossenschaften, Konsumvereinen, Warenhäusern und Einheitspreisgeschäften zur Schaffung eines leistungsfähigen mittelständischen Einzelhandels unter Vereinfachung seiner Bezugsmöglichkeiten und zur Durchführung der volkswirtschaftlich notwendigen Preisfenkungen durch Vereinfachung des Verteilungsvorganges. Erforderlich ist die Verbrauchsförderung und Verbrauchslenkung unter Vereinigung volkswirtschaftlich unzureichender Werbemethoden. Soweit die Ausnutzung von Betrieben durchgeführt werden muß, darf die Kontingentierung nicht nach Machtgesichtspunkten geregelt werden, vielmehr müssen die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse für die Betriebsausnutzung entscheidend sein. Streitigkeiten, die im Rahmen der Wirtschaftslenkung entstehen, müssen rasch und reibungslos beigelegt werden können. Durch eine einfache, zweckmäßige, leistungsfähige Organisation wird es möglich, ehrenamtliche Kräfte zur verantwortlichen Mitarbeit heranzuziehen und die notwendigen Verwaltungskosten gering zu halten. Der Bezug überflüssiger oder entbehrlicher Rohstoffe oder Einfuhrgüter muß zurückgedrängt werden, nicht aber nur einseitig durch zentralistische Maßnahmen, sondern vor allem auch durch Erziehung der Wirtschaftsgruppen zu gesamtwirtschaftlich-verantwortlicher Tätigkeit. Nur in der Arbeit am Markt werden die Berufszweige zu der volkswirtschaftlichen Verantwortung erzogen, die das deutsche Volk von der Wirtschaft verlangen muß. Deshalb ist nicht ständische Betreuung die soziale Forderung, sondern Erziehung zu verantwortlicher Berufshaltung, Erziehung zu gesamtwirtschaftlicher Initiative und Heranbildung von solchen Persönlichkeiten, die fähig und in der Lage sind, auch in gesamtwirtschaftlich-verantwortlicher Weise ihre Berufsgruppen oder ganze Markt- und Wirtschaftsgebiete zu führen und zu lenken.

Werden diese Forderungen an die Wirtschaft gestellt, so können diese weder von Einzelgesichtspunkten noch von Gruppen- oder Machtgesichtspunkten aus gelöst werden. Sie können weder eine einseitig zentralistische, noch eine einseitig regionale Lösung finden. Weder staatsbürokratische Maßnahmen noch einseitig opportunistische wirtschaftliche Erwägungen lassen das Ziel erreichen. Nicht die Gesichtspunkte einer Gruppe am Markt können entscheiden, sondern es muß ein verantwortlicher Ausgleich zwischen allen wichtigen Gesichtspunkten erfolgen. Deshalb muß auch die Wirtschaftsorganisation so beschaffen sein, daß sie solche Ausgleiche ermöglicht. Dabei müßte ein solcher Organisationsstypus gefunden werden, der so beweglich ist, daß er allen diesen Gesichtspunkten Rechnung trägt. Erst recht muß aber auch ein Wirtschaftsrecht gestaltet werden, das den gesamtwirtschaftlichen Notwendigkeiten genügend Spielraum läßt und nicht einseitig auf die Verwirklichung privat-

wirtschaftlicher Gesichtspunkte zugeschnitten ist. Deshalb muß auch ein Blick auf das heutige Wirtschaftsrecht geworfen werden. Das Bild, das sich hier zeigt, ist ebenso vielgestaltig wie die Formen und die Organisationen der Wirtschaftslenkung.

Recht der Wirtschaftslenkung

Das Recht der Wirtschaftslenkung ermöglicht bereits die gesamtwirtschaftliche Lenkung einer Reihe wichtigster Marktgebiete durch die Überwachungsstellen. Durch diese sowie durch die Tätigkeit des Preisbildungskommissars können zweifellos auch marktstörende Beschlüsse oder Abmachungen aufgehoben oder umgestaltet werden. Dagegen gibt die gegenwärtige Rechtslage noch keine Möglichkeit zur Schaffung verantwortlicher Marktorganisationen. Denn auch das Zwangskartellgesetz gibt nicht die Möglichkeiten, die das Reichsnährstandsgesetz oder das Gesetz für die Marktordnung auf dem Gebiet der Forst- und Holzwirtschaft gegeben hat. Möglich ist also die staatliche Wirtschaftslenkung, noch nicht möglich dagegen bei weiten Gebieten die Mitwirkung bei dieser Lenkung durch verantwortliche Selbstverwaltungskörperschaften der Wirtschaft selbst. Zwar hat das Recht der Wirtschaftsorganisation die Lösung des Problems der Gruppen- und Kammerorganisation in Angriff genommen. Dagegen muß das Kartellproblem auch heute noch als ungelöst betrachtet werden.

Rohstoff- und Devisengesetzgebung steuern bereits im gewissen Umfang die Außenwirtschaft. Aber auch auf diesem Gebiet ist es noch nicht zu einer selbstverantwortlichen außenwirtschaftlichen Ordnung der deutschen Wirtschaft gekommen.

Innerhalb einer gesamtwirtschaftlichen Lenkung verliert das bisherige Kartellrecht, Wettbewerbsrecht, Warenzeichenrecht viel von seiner früheren Bedeutung. An Bedeutung gewinnt dagegen das Recht der Leistungsförderung, der Betriebsförderung, der Berufsförderung und der Berufserziehung.

Die Ordnung des wirtschaftlichen Gesamtgeschehens und seine Ausrichtung auf große gesamtwirtschaftliche Ziele ermöglicht eine Zusammenarbeit zwischen den einzelnen großen Wirtschaftsgebieten wie sie früher undenkbar waren. Ein Beispiel liegt bereits vor in der Zusammenarbeit zwischen den großen Marktorganisationen der deutschen Ernährungswirtschaft, die in ihrer Gesamtheit Gütermengen mit einem jährlichen Kleinverkaufswert von etwa 18 bis 20 Milliarden RM. kontrollieren und lenken. Mit einer solchen Organisation wird das Lieferungsrecht, das Recht der Betriebsausnutzung und das Recht der Güterverteilung eine gesamtwirtschaftliche Ausrichtung und eine zweckmäßigere Gestaltung erfahren.

Markt- und Preisbindung wird zu einer Aufgabe der Wirtschaft selbst gemacht. Diese empfängt ihre gesamtwirtschaftlichen Impulse vom Staat und sieht als ihre Aufgabe die Hebung des völkischen Standards an. Standard hängt aufs engste zusammen mit Kaufkraft. Hebung des Standards ist nicht ohne Hebung der Kaufkraft möglich, Hebung der Kaufkraft erfolgt bei gleichbleibenden Löhnen nur durch Senkung der Preise und Senkung der Lasten. Aufgabe einer künftigen Wirtschaftslenkung wird daher die stete Verringerung der volkswirtschaftlichen Kosten bei der Erzeugung und der Verteilung der Güter sein, damit eine immer umfassendere Bedarfsdeckung möglich wird.

Innerhalb einer solchen volkswirtschaftlich gesteuerten Wirtschaftsorganisation wird sich auch das Betriebsrecht, die Betriebsordnung und Betriebsverfassung wandeln müssen, Probleme, die anderwärts behandelt werden.

Wirtschaftslenkung in der geordneten Wirtschaft

Erst durch eine solche Gestaltung der Wirtschaft wird der Blick für die Größenordnung der einzelnen Wirtschaftsgebiete klar und deutlich. Die frühere Einteilung der Nationalökonomie in Landwirtschaft, Gewerbe (Handwerk und Industrie) und Handel, wozu man dann noch den Verkehr und das Bank- und Börsenwesen rechnete, verfälschte das Bild für die Wirtschaftsgebiete. Diese Einteilung sah zu stark auf die äußere Verrichtung einzelner Berufsgruppen, sah aber nicht auf die Zusammenarbeit dieser Berufsgruppen innerhalb der Gesamtwirtschaft. Ernährungswirtschaft wird erst möglich durch das Zusammenwirken von landwirtschaftlicher Erzeugung, gewerblicher Verarbeitung, kaufmännischer Güterverteilung, durch die Einwirkung von Beförderung, Geld und Kredit. Wird die Wirtschaft nicht nach Berufsgruppen aufgeteilt, sondern nach ihren Funktionen, so ergibt sich jeweils ein mehr oder minder starkes Zusammenwirken all dieser Berufsgruppen. Dieses ist aber entscheidend. Die Berufsgruppen arbeiten zusammen zur Ermöglichung der volkswirtschaftlichen Bedarfsdeckung auf den einzelnen Teilgebieten der Wirtschaft. Die Ernährungswirtschaft hat den Nahrungsbedarf zu decken, die Bekleidungswirtschaft den Bekleidungsbedarf, die Bauwirtschaft den Wohnungs- und Siedlungsbedarf, die Produktionsmittelwirtschaft den Bedarf an Produktionsmitteln. Dazu treten die Energiewirtschaft, die Verkehrswirtschaft und die Kredit- und Geldwirtschaft, die gleichfalls durch umfassende Einrichtungen, teilweise auch in monopolartiger Form, der Gesamtwirtschaft dienen. Erst die ebengenannte Gliederung der Wirtschaft wird der Idee der Bedarfsdeckung gerecht, die notwendigerweise danach fragen muß, auf welchen Gebieten die Hauptbedarfsformen gedeckt werden und in welcher Weise. Bei einer solchen Aufgliederung der Wirtschaft wird klar, daß die Ernährungswirtschaft sowohl nach ihrem volkswirtschaftlichen Umsatz, wie nach ihrer Beschäftigtenzahl, wie nach der Zahl ihrer Betriebe, wie nach ihrer Bedeutung als Grundlage der Gesamtwirtschaft von allen Wirtschaftsgebieten deutlich an der Spitze marschiert. Gerade angesichts dieser Tatsache kommt der öffentlichen Marktordnung des Reichsnährstandes eine außerordentliche Bedeutung zu. Wird dann weiter der Blick gelenkt auf die drei großen Gruppen der Energiewirtschaft, der Verkehrswirtschaft und der Kredit- und Geldwirtschaft, so ist festzustellen, daß diese Wirtschaftsgebiete weitgehend durch Betriebe der öffentlichen Hand gelenkt werden. Deshalb ist heute im wesentlichen das Problem zu lösen, wie eine den Bedürfnissen der alsdann noch verbleibenden Wirtschaft, die am besten als *rohstoffabhängige Wirtschaft* zu bezeichnen wäre, entsprechende Lenkung und Formung gefunden wird.

Gemeinschaftsaufgaben der geordneten Wirtschaft

Erst wenn diese Gesamtordnung gefunden ist, wird es möglich werden, die ungeheure Kraft einer geordneten Wirtschaft voll in den Dienst der völkischen Gemeinschaftsaufgaben zu stellen. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

Erst durch eine Zusammenarbeit von Wirtschaftsorganisation und Arbeitsorganisation wird es auf die Dauer möglich werden, die dauernde Beschäftigung aller schaffenden Menschen zu gewährleisten und damit die Erhaltung der Arbeitsplätze, die Berufsschulung und die Umleitung in andere Gruppen nach großen Grundsätzen durchzuführen. Alsdann wird es auch möglich werden, die staatliche Organisation durch die Selbstverwaltungsorganisation der Wirtschaft weitgehend zu entlasten und die Gesamtorganisation zu vereinfachen.

Das gleiche gilt für eine Zusammenarbeit von Wirtschaftsorganisation und Sozialorganisation. Die Versorgung der schaffenden Menschen ist eine elementare Forderung des Nationalsozialismus. Es müßte aber versucht werden, diese Versorgung und insbesondere ihre Organisation so einfach und wirtschaftlich wie möglich zu gestalten. Erste Ansätze dazu finden sich im Umbau der Sozialversicherung. Allerdings wird auch hierbei geprüft werden müssen, inwieweit die Privatversicherung, deren Verwaltungskosten abnorm hoch sind, hierbei einer Vereinfachung unterzogen werden kann.

Eine Zusammenarbeit von Wirtschaftsorganisation und Steuerorganisation würde gleichfalls eine erhebliche Vereinfachung der Verwaltungsarbeit mit sich bringen können, mag es sich um die einheitliche Gestaltung von Betriebsprüfungen, der Steuererhebung, der Steuerabführung, der klaren Gestaltung der steuerpflichtigen Tatbestände u. dergl. handeln. Da die Wirtschaft der hauptsächlichste Lastenträger für das Steueraufkommen ist, müßte festgestellt werden, inwieweit eine Abstimmung der Steuerorganisation und der Steuererhebung auf die Organisation der Wirtschaft möglich ist.

Eine Zusammenarbeit von Wirtschaftsorganisation und Verkehrsorganisation wird eine noch wirtschaftlichere Kräftegestaltung der Verkehrsträger ermöglichen. Auch würde bei der Gewährung von Sondertarifen an Großbetriebe die betriebswirtschaftliche Lage der gleichartigen Mittel- und Kleinbetriebe geprüft werden müssen. Umgekehrt könnten volkswirtschaftliche Sondertarife bei dringenden Notmaßnahmen bewilligt werden, in Zusammenhang damit aber auch könnten etwaige Ausfälle durch einen volkswirtschaftlich berechtigten Tarifausgleich bei anderen Erzeugnissen gefunden werden.

Besonders wichtig wird die Zusammenarbeit von Wirtschaftsorganisation und Kreditorganisation. Der Aufbau von räumlichen Wirtschaftsgebieten, von notwendigen Wirtschaftszweigen, von neuen Industrien, die Probleme der Betriebsumschuldung gewinnen im Rahmen einer geordneten Wirtschaft eine ganz neue Beleuchtung. Eine entsprechende Steuerung des Kreditmarktes und der Zinspolitik würde hier außerordentliche Möglichkeiten eröffnen. Gleichzeitig würde aber auch die durch die Wirtschaftsordnung hervorgerufene Stabilisierung der betriebswirtschaftlichen Verhältnisse und die Aufsicht der Wirtschaftsorganisation die Garantie für die Abdeckung gewährter Kredite eröffnen.

Innerhalb einer geordneten Wirtschaft lassen sich aber auch Produktionsprogramme auf lange Sicht durchführen, die ihrerseits wiederum eine dauernde

Beschäftigung der Hilfs-güter-industrie ermöglichen. Durch Vereinbarung zwischen dem abnehmenden Wirtschaftsgebiet (etwa der Milchwirtschaft) und den Hilfs-güter-industrien (Molkereimaschinenindustrie) könnte eine ganz neue Form von Zusammenarbeit gefunden werden.

Endlich ermöglicht eine solche umfassende Ordnung eine sachgemäße Wirtschaftsbeobachtung, und damit eine Wirtschaftsübersicht, die wiederum für wirtschaftspolitische Maßnahmen unerlässlich ist. Alsdann würde die Ausbringung von Sonderlasten (Steuern, Aufbringungen, Umlagen) ihren einseitigen Charakter verlieren und könnte harmonisch der wirtschaftlichen Gesamtlage und der Lage der betroffenen Wirtschaftsgruppe angepaßt werden.

Zusammenfassung

Der hier gegebene Überblick über die Formen der Wirtschaftslenkung, des Organisationsproblems, über die Technik und das Recht der Wirtschaftslenkung und endlich die wirtschaftspolitische Tragweite der Wirtschaftslenkung konnte nur die Hauptfragen andeuten. Denn ein voller Überblick über diese Fragen, die wissenschaftliche Durchdringung nach allen Seiten, Vorschläge für eine künftige Gestaltung des Rechts der Wirtschaftslenkung, würde gleichbedeutend sein mit der Schaffung eines neuen Wirtschaftsrechts überhaupt. In diesem Zusammenhang darf bemerkt werden, daß die vorliegenden Ausführungen keineswegs einer theoretischen Betrachtungsweise entspringen. Sie entstanden vielmehr aus der steten praktischen Beschäftigung mit den Problemen der geordneten Wirtschaft, wie sie in der Wirtschaftslenkung und Rechtsgestaltung des Reichsnährstandes von Anfang an verwirklicht wurde. Selbstverständlich handelt es sich nicht darum, die dort gesammelten Erkenntnisse schlanke auf die Gesamtwirtschaft übertragen zu wollen. Doch zeigt die Entwicklung deutlich genug, daß die Lösung der heutigen gesamtwirtschaftlichen Probleme in einer Richtung liegen muß, die der Reichsnährstand für sein Gebiet von Anfang an angestrebt und als richtig erkannt hat. Eins ist aber endlich zu betonen: Organisationsform und Rechtsvorschriften sind nicht das Entscheidende. Entscheidend ist vielmehr der politische Wille, die wirtschaftliche Einsatzbereitschaft und das gesamtwirtschaftliche Verständnis der in der Wirtschaft tätigen Menschen. Das Recht hat die Aufgabe, die Bildung dieses Willens und die Förderung dieser Einsatzbereitschaft zu ermöglichen. Die nationalpolitische Erziehung hat die Aufgabe, das Verständnis für die gesamtwirtschaftlichen Notwendigkeiten zu wecken. Wenn dieses Ziel erreicht wird, dann wird die politische Führung in der geordneten Wirtschaft das Werkzeug finden, das sie zur Erreichung ihrer hohen Ziele bedarf.

Joto Kitayama:

Freizeit und Erholung in Japan

Es gibt in Japan einen volkstümlichen Spruch für Arbeit und Erholung. Er lautet: „Gut arbeiten, gut amüsieren!“ Dieser Spruch gilt für Schulen und Fabriken, für Bauern und Städter, für Angestellte und Arbeiter. Der Grundgedanke der Lebens teilung in Arbeit und Freizeit oder Erholung ist mit dem deutschen Schlagwort „Kraft durch Freude“ am deutlichsten zum Ausdruck gebracht worden, jedoch hat das japanische Volk dank seiner völkischen Eigenart und durch die 2000jährige Tradition eine einzigartige Auffassung und praktische Ausführung der Freizeit und Erholung.

Man hört in Europa oft den Vorwurf gegen Japan, daß die japanischen Arbeiter nur arbeiten und nicht verstehen, das Leben zu genießen. Dieser Begriff des Lebensgenusses ist dem japanischen Volk völlig artfremd, weil diese Auffassung des Genusses im Leben aus gewissen individualistischen Motiven entspringt und der Eigenart des japanischen Familienstaates nicht entspricht. Statt dessen hat man folgende Auffassungen in Japan, die ich hier mit einem altüberlieferten Spruch formulieren kann: „Keine Armut erreicht den Fleiß“. Das heißt, wenn man wirklich im Leben fleißig ist, bleibt einem die Armut fern. Mag materialistische Geschichtsauffassung darüber anders denken, so ist doch das japanische Arbeitertum mit diesem einfachen, aber lebensermutigenden Optimismus besetzt. „Freizeit und Erholung“ bedeuten in Japan deshalb nicht das Arbeitsziel und den Sinn des arbeitenden Lebens, sondern man sagt mit einem andern Spruch: „Wenn die Spannruppe sich ausstrecken will, um weiterzuschreiten, so zieht sie sich zuerst zusammen“. Freizeit und Erholung können in diesem Sinne nur die sogenannte schöpferische Pause bedeuten.

Außer den Schulen und öffentlichen Einrichtungen kennt das japanische Arbeitervolk nicht eine mehrtägige Freizeit und auch nicht den Sonntag. Die Wocheneinteilung ist in Japan erst seit etwa 70 Jahren bekannt, aber sie ist nicht in die kaufmännischen Betriebe, auch nicht in das Bauernvolk eingedrungen, weil sowohl das Kaufmannstum, als auch das Bauerntum von dem altüberlieferten Kalender „Mondkalender“ mehr hält als von dem neuen christlichen Kalender. Es gibt dafür angesichts des japanischen Volkstums und der alten Tradition entscheidende Gründe, die sowohl religiös als auch staatspolitisch aus dem Wesen des japanischen Volkes und aus seiner Geschichte entspringen sind. Der erste Grund ist, daß der alte Kalender auf den Naturvorgang aufgebaut ist und sich nach der Himmelserscheinung richtet. Der zweite Grund ist, daß diese Naturvorgänge zugleich religiöse Bedeutung tragen, die aus dem Erbgut der 3000jährigen Geistesgeschichte Ostasiens entstanden sind.

Dieser alte Kalender mit seiner religiösen Bedeutung regelt und bestimmt das tägliche und außertägliche Leben des Volkes.

An Stelle der wöchentlichen Freizeit an Sonntagen hat der japanische Kalender eine große Anzahl von Festtagen, die sowohl staatlichen, als auch volkstümlichen Charakter besitzen. Zum Beispiel, es gibt staatliche Feste, an denen die Urahnne der Kaiserlichen Familie, die Sonnengöttin, mit der Reiskultur zeremoniell gefeiert wird. Diese Feste werden unmittelbar durch die Hände des Kaisers als Obersten Priester des Landes, vollzogen. Zu dieser Zeit feiert das ganze Bauernvolk in Japan das Erntefest in jeder Provinz und in jedem Dorf. Jedes Dorf hat einen oder zwei Dorfgötter, die als Väter der Gemeinde in Tempeln verehrt sind; diesen Göttern der Dorfsippen gelten die ganzen Feste.

Das Neujahrsfest ist auch von großer religiöser Bedeutung, das nach dem altüberlieferten mythologischen Kult des Landes gefeiert wird. Es ist ein Volksfest, das eine ganze Woche dauert. Aber merkwürdigerweise sind die Betriebe und Geschäfte an nicht allen Tagen dieser Festwoche geschlossen, trotzdem nehmen die Japaner an diesem Neujahrsfest mit inniger Freude und auch Ehrfurcht teil.

Die größten und intensivsten Feste werden im Frühjahr und Sommer gefeiert. Es ist nämlich das berühmte Kirschblütenfest, das fast einen ganzen Monat dauert. Männer und Frauen, alt und jung, kostümiert oder festlich angezogen, ziehen scharenweise in die Felder und auf die Berge und feiern unter der paradiesischen Schönheit der Kirschblüte. Die Tage dieser Feier sind nicht festgelegt und die Auswahl dieses Festes wird den einzelnen Betrieben und Familien überlassen. An irgendeinem Tag schließt irgendein Betrieb oder Geschäft zu und die ganzen Angestellten mit ihren Familienangehörigen ziehen mit Wein und Mahlzeit und auch oft mit Musikinstrumenten unter die Kirschblüte. Es finden oft Festumzüge statt, an denen die ganze Gemeinde eines Dorfes oder einer Stadt mit ihren künstlerischen Arrangements teilnehmen.

Das Sommerfest hat den Sinn der Ehrung der Ahnen und insbesondere der Neuverstorbenen. Dieses Fest dauert etwa eine Woche und wird auch im ganzen Lande gefeiert. Einzelne Betriebe werden geschlossen, um den Angehörigen die Möglichkeit zu geben, ihre Ahnengräber im Tempelhof zu besuchen. Zu diesem Ahnenfest gibt es besondere Tanzveranstaltungen im Freien, wo alle Menschen, Männer und Frauen, ohne Rücksicht auf Rang und Würde, sich in einem Reigentanz amüsieren. Dieses Tanzamusement gilt auch für die verstorbenen Seelen, die nach dem buddhistischen Glauben ihre lebendigen Angehörigen besuchen. Diese alten Feste, die heute noch im ganzen Lande trotz der modernen Technik, trotz des großkapitalistischen Betriebes, fast ohne jede Verblässung und Nivellierung lebendig sind, haben Tradition von zumindest mehreren hundert Jahren und einige davon gehen auf die alten mythologischen Zeiten vor 2000 Jahren zurück.

Außerdem gibt es Kinderfeste für Mädchen im März und für Knaben im Mai; diese Kinderfeste sind zugleich Familienfeste und für alle Japaner Erholungstage.

Dem japanischen Volk ist es fremd, nach persönlichem Ermessen oder nach irgendeiner technischen Bestimmung ohne kultischen oder staatlichen Anlaß für sich oder für einzelne Familienmitglieder Ferien zu nehmen. Denn in Japan hat nicht der einzelne seine Arbeit, um zu leben, sondern die Arbeit ist der Dienst am Staate. In diesem Sinne ist die Arbeit in Japan Ehre und Stolz des Volkes.

Dieser Geist der Arbeit ist nicht nur von einer bestimmten Rasse oder von irgendeinem Beruf aufrechterhalten, sondern Soldat und Kaufmann, Beamte und Bauern, sehen ihre Lebensziele nur im Dienste für den Kaiser und für ihr Land. Ferner gilt die Erholung nicht für den einzelnen Arbeitenden, sondern für die ganze Familie, weil ein Japaner niemals allein Freude kennt ohne Beteiligung seiner Familie. Die Erholungsfreude ist die Freude des einzelnen und zugleich der Familie und sie muß auch schließlich die Freude des ganzen Volkes sein. Deshalb gibt es dort außer für die offiziellen Betriebe nicht die terminmäßige Erholungszeit, sondern nur Festtage, wo die Menschen nicht nur körperliche, sondern auch seelische und geistige Abwechslung und Erfrischung erleben können.

Wir blicken in dieser Auffassung und in der Art der japanischen Erholungs- festtage den uralten und tief in die Volksseele eingewurzelten Familiengeist. Ein Japaner lebt nicht für sich, sondern für seine Familie und für den Schirmherrn seiner Ahnen, nämlich den Kaiser.

Aus diesem Gefühl und Glauben des japanischen Volkes geht der Sinn der Freizeit in Japan hervor. Wenn ein Japaner von seiner Arbeit nach Hause zurückkommt, geht er nicht allein in irgendein Restaurant oder eine Vergnügungsstätte, um allein die Freizeit genießen zu können, sondern er fühlt sich am wohlsten, wenn er in seiner Familie den Rest des Tages verbringen kann. Für die Freizeit spielen die Kinder in Japan eine unüberschätzbare Rolle, sie sind die unentbehrlichen Anreger für die seelischen und körperlichen Entspannungen des Tages. Die Kinder sind in Japan nicht nur die Träger der Ahnen, sondern sie sind mit einem alten Spruch zu sagen: „Die Reile der Eheleute“.

Unter den japanischen Arbeitern und Arbeiterinnen gibt es natürlich auch mehrere Hunderttausende, die nicht auf diese Weise ihre Freizeit erleben können, weil sie entweder in irgendeiner Fabrikpension oder in fremden Orten getrennt von ihren Familienangehörigen wohnen. Um ihnen dieses Familiengefühl zu ermöglichen, strebt der betreffende Betrieb, das Familienleben im Sinne der Gemeinschaft der Angestellten zu pflegen. Die einzelnen Betriebe und Geschäfte haben wohl anstatt des wöchentlichen Sonntages je nach der Eigenschaft der Arbeit einige Feiertage in einem Monat. An diesen Feiertagen werden oft vom Betrieb aus gemeinsame Ausflüge oder künstlerische Veranstaltungen arrangiert.

Besonders für die jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, die den großen Teil der modernen Fabrikarbeit in Japan ausmachen und später Familienväter oder Familienmütter werden, gibt es in vielen Betrieben sowohl Erholungs- als auch Erziehungseinrichtungen, die mit ihrer technischen Betriebsarbeit nichts zu tun haben. Innerhalb der Fabrikaebäude oder in den Fabrikpensionen sind eigene Räume mit Lehrkräften organisiert, wo die Mädchen als Frau und Mutter vorbildliche Erziehung genießen können. Die Mädchen lernen die alt-

überlieferten Frauensitten: Blumenarrangements, Teekult, Musik, Kochen und Nähen usw. Sowohl für die weiblichen als auch für die männlichen Arbeitskräfte sind während der Freizeit sportliche Betätigungen auch mit Lehrkräften ermöglicht. Zum Beispiel: Gymnastik, Tennis, Fechten oder Schwimmen usw. Durch solche Einrichtungen wird die Freizeit für die jugendlichen Arbeiter sinnvoll und artgemäß in bezug auf die Tradition ausgenutzt.

Japan ist auch nicht verschont von der marxistischen Bewegung, die diese uralte Tradition und die einzigartigen und wertvollen Volkskräfte schonungslos zerstören will. Für das japanische Volk gibt es nichts Fremderes, als die bolschewistische Lebens- und Arbeitsauffassung, weil sie das japanische Volksleben, die 2000jährige Kultur in ihrer Eigenart, den Ahnenkult, den Familiensinn und den organisch gewachsenen mythologischen Staatsgedanken überhaupt nicht nur nicht begreift, sondern zerstören will. Wenn der Marxismus ohne Rücksicht auf diese uralten Kulturwerte Japans in diesem Volke die Oberhand gewinnen sollte, so bleibt Japan nicht mehr Japan, und kein einziger japanischer Arbeiter wird, verlassen von seiner Tradition, weiter leben können.

Die großkapitalistischen Schwierigkeiten müßten deshalb aus oben erwähnten Gründen auf einem dem japanischen Volk arteiligen Wege gelöst werden. Sowohl die Regierung als auch die einzelnen Betriebe bemühen sich seit langer Zeit, dieses Problem nicht ohne weiteres mit Anschluß an die europäischen Beispiele zu lösen.

Die japanischen Arbeiter und Angestellten dienen dem Kaiser und dem Lande durch ihre Arbeit am Tage und stärken ihre Familienkräfte in der Freizeit. Mit einem Wort zu sagen: „Die Arbeit muß an Festtagen kultisch gefeiert werden, um damit nicht nur die Erholung von der Arbeit zustande zu bringen, sondern das Land in seiner Tradition durch alle zivilisatorischen Einflüsse der modernen Technik und Wirtschaft hindurch als ein nach eigenem Gesetz in sich geschlossener Organismus im Gewebe der Weltwirtschaft und -kultur weiter bestehen und gedeihen zu lassen.“

*) Vorstehende Ausführungen bildeten den Inhalt eines Vortrages, den Prof. Dr. J. Kitayama als Mitglied der japanischen Delegation zum Weltkongreß für Freizeit und Erholung am 28. Juli 1936 in Hamburg hielt.

Sritz Werner:

Germanische „Fliehburgen“?

Bei gesunden Völkern hat immer die Flucht als größte Schande gegolten. Wer zu feig war, sein Blut für Freiheit und Eigentum einzusetzen, verwirkte Ehre und Leben. Ein geflohener Führer vollends mußte mindestens selbst sich richten.

Könnten wir uns vorstellen, daß eine kraftvolle Bauerngemeinde beim Anrücken des Feindes ihre Gehöfte mit Stallungen und Scheunen, samt allen Einrichtungen und Geräten, im Stiche läßt, Acker und Felder dem Feind preisgibt und sich irgendwohin flüchtet? Das nackte Leben hätten sie vielleicht für den Augenblick gerettet. Dahinter aber lauerte der Hungertod!

Nein, wir wissen, daß unsere Vorfahren auch vor Jahrtausenden feste Bauern waren, die an ihrer Scholle mit gleicher Fähigkeit hingen wie ihre heutigen Söhne. Jeder Verlust traf sie ja damals viel härter. Sicher gaben sie drum eher ihr Leben als ihr Eigentum.

Um so schändlicher erscheint die Schmähung, die man unseren Vorfahren vielerorts und unentwegt mit dem Begriff „Fliehburgen“ antut. Es wäre vielleicht aufschlußreich, dem Ursprung dieser Geringschätzung nachzuforschen. Doch werden sich wohl die Spuren im dunklen Mittelalter verlieren.

Teils mag ja reine Gedankenlosigkeit das Wort nachplappern. Bedenklicher wird es schon, wenn kürzlich eine große Tageszeitung schrieb: Wo über dem rauschenden Main sich die trutzige Marienburg, die Festung der Würzburger Bischöfe, erhebt, da hatten in grauer Vorzeit unsere Vorfahren ihre Fliehburg gebaut. — Warum dieses zweierlei Maß? Den Germanen also die Fliehburg, den Bischöfen aber die Festung!? Wer hatte es wohl nötiger?

Die Entscheidung braucht an sich nicht nur eine Frage der Gesinnung oder des Charakters zu sein: wir wissen aus geschichtlichen Quellen, daß der Germane nur als Sieger oder tot heimkehren durfte, nicht aber als feiger Flüchtling. Gleicherweise ist uns ferner bekannt, wie besonders gerne die Römer in ihre besten Regimenter Germanen einstellten. Hatten sie sich doch schon bei den ersten Zusammenstößen als tüchtige Soldaten erwiesen. Oder sollte ihre Aufgabe nur darin bestanden haben, den Römern das Bauen von Fliehburgen beizubringen?

Betrachten wir uns immerhin einmal solche angebliche Fliehburgen! Wir stellen dabei fest, daß der geringschätzigste Name verschiedenartigen Erscheinungsformen angehängt wird. Nun, warum sollte die Angst nicht auch verschiedenerlei Ausdruck finden?

Zum Begriff des Fliehens gehört wohl unzertrennlich auch das Versteck. Gewiß, in einzelnen Tiefen unseres Vaterlandes gibt es Anlagen, die abseits im Sumpfgelände stehen. Ihr einziger Zugang konnte leicht gesperrt

werden. Soweit es sich nicht um Werke aus Kriegen des Mittelalters handelt, sondern wirklich um Anlagen vorgeschichtlicher Herkunft, ist aber ihre Anzahl recht klein.

Die große Mehrzahl der „Fliehburgen“ will sich gar nicht verstecken, sondern liegt geradezu herausfordernd. Nur vereinzelt finden sie sich im Innern unserer Mittelgebirge, wo doch reichlich Gelegenheit zu versteckter Anlage reizen könnte. Vornehmlich säumen sie den Rand, besetzen vorspringende Höhen, krönen ihre wichtigsten, jedenfalls aber ihre beherrschendsten Berge. Weitbin ragen ihre Erdwerke oder Steinwälle wie Mahnmale in die Landschaft. Schlupfwinkel als Landmarken! — So finden wir es gleicherweise im Sauerland wie in den Vogesen, bei der Schwäbischen Alb und in anderen Gebirgen.

Wo außerhalb der Gebirge einzelfstehende Berge sich erheben, wählte man gerade ihren überall sichtbaren Scheitel, so den Bussen in Oberschwaben, den Hesselberg in Franken, den Donnersberg in der Pfalz, den Fürstenberg am Niederrhein, den Zobten in Schlesien, um nur wenige Beispiele zu nennen. Und auch die Ebene macht dabei kaum ein Ausnahme. Statt sich abseits in Einöden zu verbergen oder zu tarnen, unterbrechen hier die „Fliehburgen“ in gebieterischem Aufstreben das Blickfeld, bilden eben auch wieder einen Mittelpunkt, betont durch natürliche oder künstliche Erhöhungen. Als Beispiele mögen besonders die Wallburgen in Oldenburg und Bremen dienen.

Die Bedeutung der „Fliehburgen“ als militärische Anlage, als Festung, fällt bei den wenigsten Wallburgen besonders ins Gewicht. Oft genug erweisen sich solche Burgen nach Lage, Größe und Form als gänzlich ungeeignet für eine Verteidigung, mindestens für die Waffen und Kriegstechnik der Vorzeit. Ein bekanntes Beispiel bildet der Ringwall bei Mayen im Rheinland, der schon wegen seiner großen Anzahl von Eingängen gar nicht verteidigt werden konnte. Ueberdies fehlte den Germanen bei ihrer Auffassung vom Kampf das Bedürfnis nach Festungen.

Wenn daraus später wirklich vereinzelt Festungen wurden, so bedeutet das nur, daß sie eben an einem ganz allgemein bevorzugten Platz in der Landschaft liegen. Man achte nur einmal darauf, an wie vielen Stellen seit Jahrtausenden immer wieder genau auf dem gleichen Fleck Bauten angelegt werden, die der Gemeinschaft dienen, wie Kultbauten (Kirchen), Sportplätze, Siedlungen, Straßen usw. Beispielsweise verläuft die Reichsautobahn Stuttgart—Karlsruhe ein Stück weit auf einer römischen Straße; diese wiederum benutzte auf längere Strecken einen vorrömischen Verkehrsweg, der diese Richtung zog. Jeder kann in seiner Heimat ähnliche Fälle feststellen.

Warum sucht aber wohl überall das Volk immer so gerne die alten Ringwälle auf? Vielleicht in angenehmem grüselndem Gedenken an die Not, die unsere flüchtenden Vorfahren einst schlotternd hierher getrieben hatte? Oder nicht vielmehr in dem gesunden Gefühl, daß die Stätte auch ihren Ahnen einst heilig und teuer war?! Das Weiterleben dieser Erinnerung zeigt, wie Ehre und Seelenstolz doch noch nicht ganz dem Bruch zum Opfer fielen, den die letzten fünfzehn Jahrhunderte über unser Volk gebracht hatten.

Volkburgen können diese Anlagen heißen, denn es bleibt nur ihre Deutung als Kultburg, Dingplatz, Gerichtsstätte eines Dorfes oder einer größeren Bauernschaft. Raum irgendwo findet sich etwas von dem vielen Zubehör, das

eine Zufluchtsstätte unerlässlich braucht. Wohl aber hat sich mit dem Niedbruch des alten Glaubens oft gleich der Nachfolger hier eingeknistet: Kapelle, Wallfahrtskirche oder Kloster. So treffen wir es in allen deutschen Landen: Staffelberg in Franken (Wallfahrtskirche); Bussen in Oberschwaben (Wallfahrtskirche); Ottilienberg im Kraichgau (Kirche); Odilienberg im Elsass (Kloster); Donnersberg in der Pfalz (Kloster); Kreuzberg in der Rhön (Kloster); Steinsburg in Thüringen (Michaelskapelle); Zobten in Schlesien (Kloster bzw. Kapelle).

Eine Betrachtungsweise, die dementsprechend etwa eine Anlage wie unser Volksheligtum von Lannenberg als Fliehburg ansieht oder die deutsche Totenburg bei Monastir zum Unterschlupf für Verzagte stempelt, richtet sich von selbst. Kultburgen eines ganzen Volkes sind diese Stätten, zugleich ragende Heldennmale, wie man sie ehedem nur Fürsten errichtete! In ihnen lebt der Geist der Wallburgen aus germanischer Frühzeit wieder auf, der so lange in dumpfer Luft düsterer Steinhallen gebannt gewesen war.

Suchen wir schließlich noch weitere Bauten, die in gleichen Zeitläuften wie die Volksburgen entstanden sind, so muß der gewaltigen Grabhügel gedacht werden, die allerorts in unseren Gauen ragen. Dem Zahn der Zeit und blinder Zerstörungswut der Nachfahren haben sie widerstanden. — Und so sollte sich der Geist von Feiglingen äußern, die ihr Heil in der Flucht sahen? — Kultbauten und Totenhügel, die bei ihren Riesenmaßen mit so feinem Naturgefühl und künstlerischem Empfinden in die Landschaft eingefügt sind, können niemals von Schwächlingen stammen!

Solche Denkweise zeugt von geradezu beschämender Oberflächlichkeit oder aber von Böswilligkeit. Die Zeit ist endgültig vorbei, wo derjenige Deutsche vogelfrei war, der seinen Vorfahren Mut und Können, Kultur und Charakter zutraute. Wer das ablehnt, mag sich ausnehmen. Schließlich muß ja wohl jeder selbst wissen, ob er seine Vorfahren unter Halbwilden zu suchen hat. Uns aber soll nie mehr jemand hindern, mit Stolz zu unseren Ahnen aufzublicken!

Kurt Schmidt-Klevenow:

Nationalsozialismus und Rechtsgeschichte

Bei der Umfassendheit der nationalsozialistischen Weltanschauung gibt es schlechtthin kein Gebiet menschlicher Betrachtung des Lebens, das nicht von dieser unserer Weltanschauung ergriffen wird. Diese Umfassendheit der nationalsozialistischen Weltanschauung umspannt insbesondere die deutsche Wissenschaft. Der Kampf um die Macht im Staate ist beendet. Ein Kampf, der noch nicht zu Ende gefochten ist, ist die Auseinandersetzung mit unseren Gegnern auf dem geistig-weltanschaulichen Gebiet. Es versteht sich von selbst, daß dieser Kampf weitaus schwerer ist, als der Kampf auf der Straße, weil wir hier selten offene Gegner finden. Die deutsche Wissenschaft hat diesen Kampf in vorderster Linie zu führen. Die deutsche Wissenschaft muß deshalb eine kämpfende Wissenschaft,

jeder deutsche Wissenschaftler ein Kämpfer sein. Jede Wissenschaft muß auch „politische Wissenschaft“ sein, und zwar in dem Sinne, daß sie in jeder Hinsicht nur eine Aufgabe hat: sich rückhaltlos in den Dienst der Sache des deutschen Volkes zu stellen. Bei der Ausstellung wissenschaftlicher Thesen sind nicht sog. herrschende Ansichten an sich maßgebend, sondern jede These muß ihre Ausrichtung an der Gemeinschaft erhalten. Es muß immer wieder mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Die Wissenschaft ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern auch sie hat der machtvollen Erhaltung des deutschen Volkes zu dienen.

Wenn uns vorgehalten wird, der Nationalsozialismus ordne die Freiheit der Forschung irgendwelchen „politischen Nützlichkeiten“ unter, so ist das unter ganz bestimmten Voraussetzungen sogar richtig: das „Politische“ ist nämlich heute mehr denn je der Gradmesser für die Daseinsberechtigung aller Lebenserscheinungen innerhalb unseres Volkes. Dieses „Politische“ hat allerdings mit einer Bedeutung, wie man sie diesem Wort früher gab und zum Teil auch noch heute geben möchte, gar nichts zu tun. Und was das „Nützliche“ angeht, so ist diese Nützlichkeit nach den Werten ausgerichtet, die eine wissenschaftliche Forschung für das Volk zutage fördert. Eine „Wissenschaft“, die das Volk durch die Folgen seiner Forschungsergebnisse an den Rand des Abgrundes bringt, ist keine Wissenschaft. Denn das Volk ist nicht für die Wissenschaft, sondern die Wissenschaft ist für das Volk da! Aus dem Volke schöpft die Wissenschaft ihre Kraft, dem Volke ist sie daher verpflichtet. Dieser heiligen Verpflichtung kann die Wissenschaft sich niemals entziehen, will sie sich nicht selbst aufgeben.

Mag die Zeit vor uns den Unterschied zwischen politischer und wissenschaftlicher Haltung noch so sehr betont und aufrechterhalten haben: die neue Gedankenwelt, in deren Mittelpunkt der Rassen Gedanke steht, hat der Wissenschaft durch die Verbindung mit der Politik überhaupt erst einen Sinn gegeben.

Das gilt nun insbesondere für die Geschichtswissenschaft: die Geschichtswissenschaft hat mit anderen Worten eine nationalsozialistische zu sein. Das erfordert allerdings eine bestimmte Charakterhaltung, die man nicht immer bei jedem, der sich mit Fragen der Geschichte befaßt, voraussetzen kann. Gerade die Geschichtswissenschaft ist eine Wissenschaft, bei der es nicht so sehr auf eine verstandesmäßige Erfassung der Dinge ankommt, als auf eine bestimmte weltanschauliche Haltung zu den Dingen. „Man wird der völkischen Lebens- und Staatsauffassung nie gerecht werden, wenn man sie ausschließlich mit dem Verstande beurteilt: sie ruht letzten Endes auf geheimnisvollen Willenskräften der deutschen Seele, ist weniger aus überlegenem Denken als aus dem Empfinden erwachsen. Gerade darin erweist sich ihr geschichtliches Recht im Weltgeschehen, mögen auch Nörgler und Zweifler noch soviel an ihr auszusetzen haben. Sie fordert Glauben, und sie hat in einer glaubensarmen Zeit den Deutschen auch wieder Glauben gelehrt.“ Diese Worte des unvergeßlichen Rechtswahrers Theodor von der Pfordten stehen in ehernen Buchstaben auch über dem Gebäude der Geschichtswissenschaft. Die deutsche Seele, das Gefühl für die deutsche Gemeinschaft, ist schon immer ein Schutzwall gewesen gegen die Lüge von der „objektiven Wissenschaft“. Was nützt dem Volk die „objektive Wissenschaft“, wenn es daran zugrunde geht? Es hat nie eine objektive Wissenschaft gegeben, es wird auch nie eine geben. Gelebt hat die objektive Wissenschaft nur in den Hirnen weltfremder Gelehrter — leider weltfremder

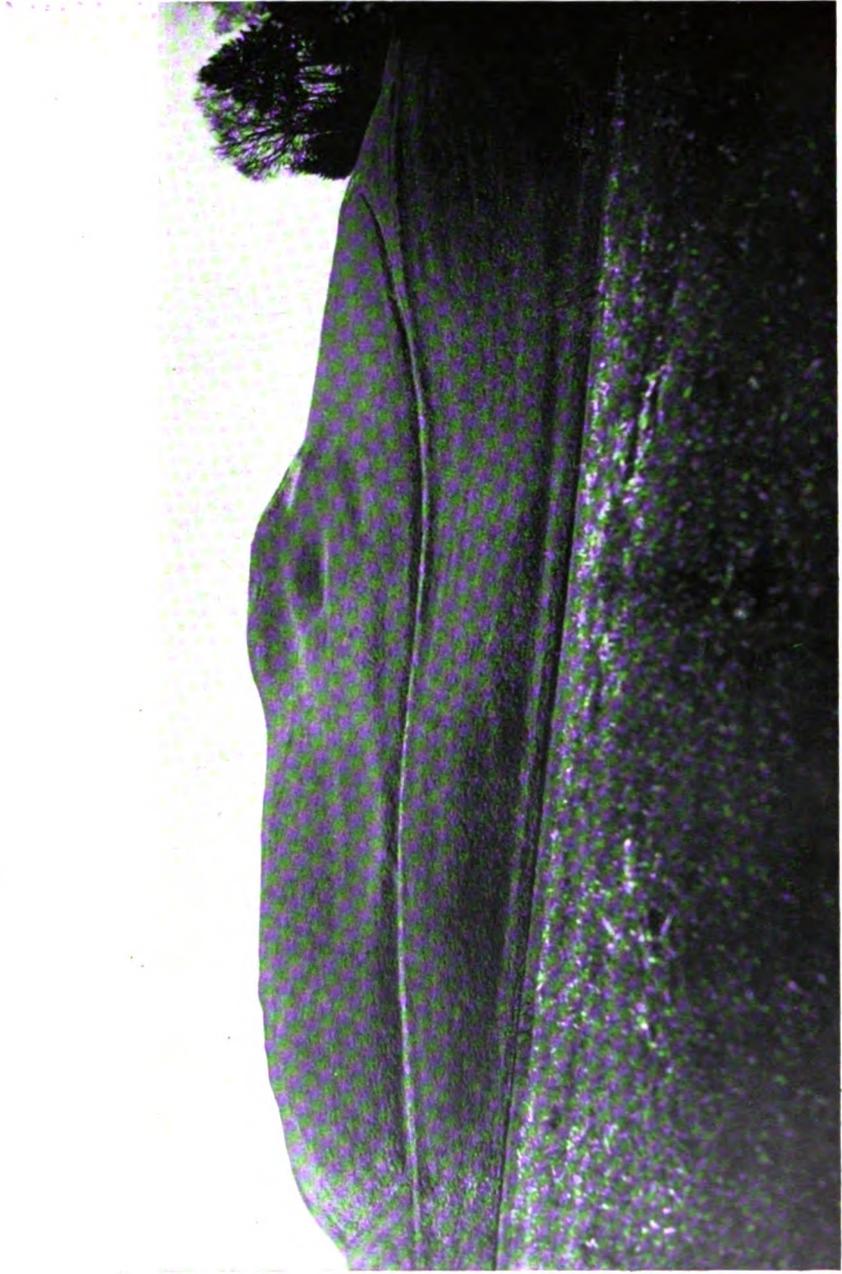
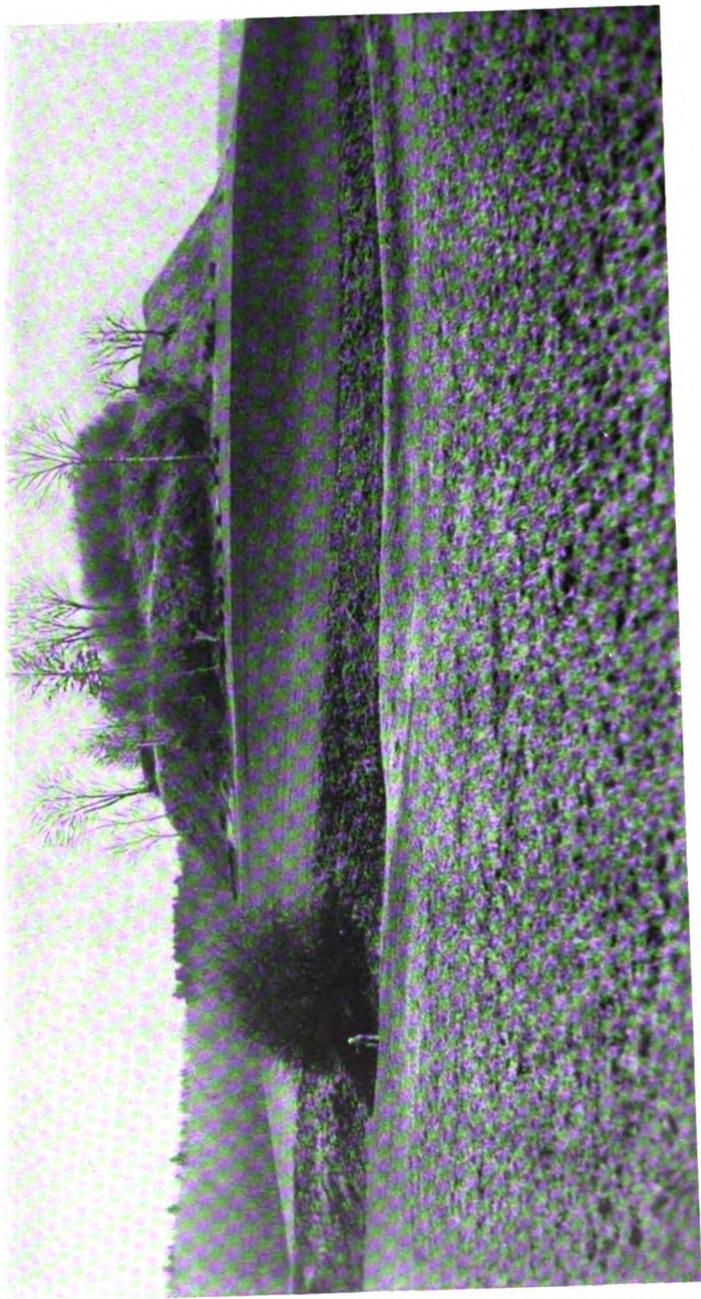


Bild 1. „Alte Burg“ an der oberen Donau



Bild 2. „Schloßberg“ bei Staffenbrunn am Tegernsee



Билд 3. Шендорфер Бург (Еберсфелден)

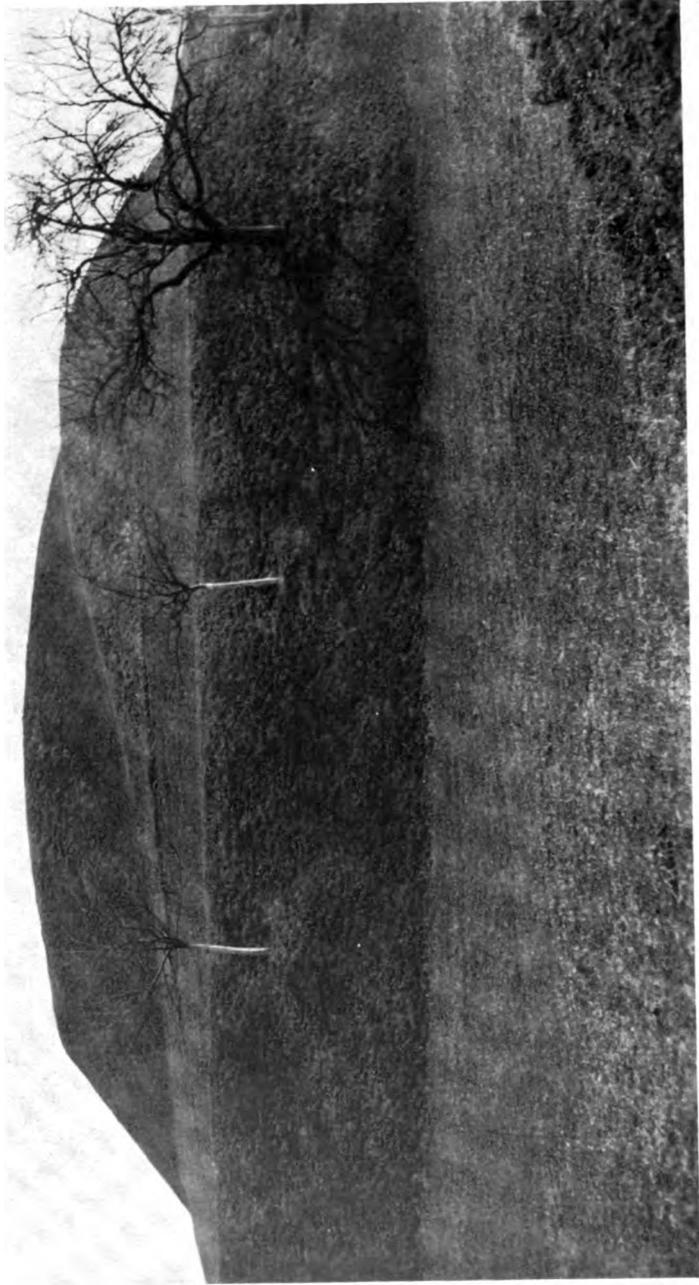


Bild 4. Grabhügel über der Donau

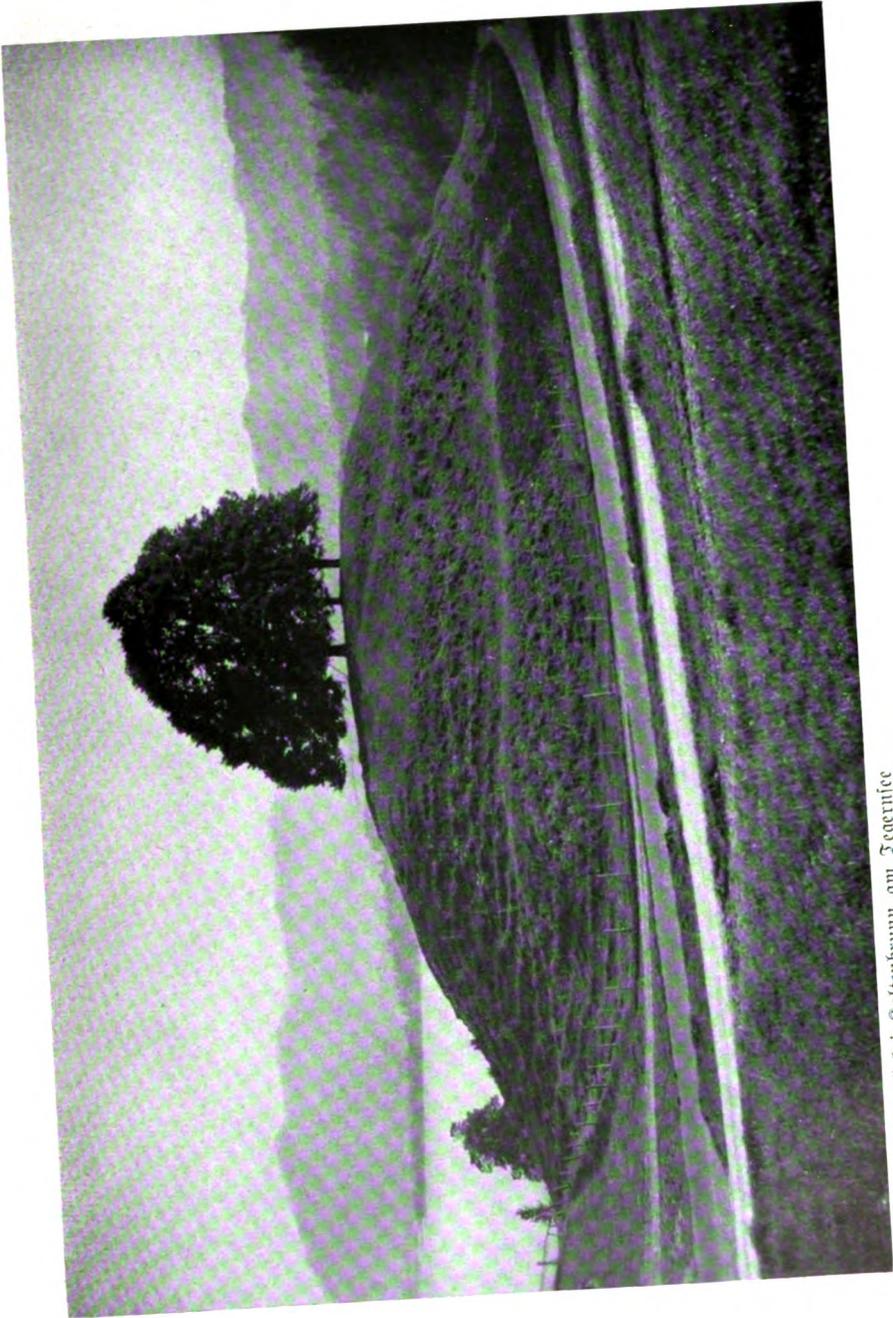


Bild 5. „Schloßberg“ bei Kaltenbrunn am Tegernsee



Bild 6. „Hohmittele“, Stiefengrabhügel in Lberfchwaben

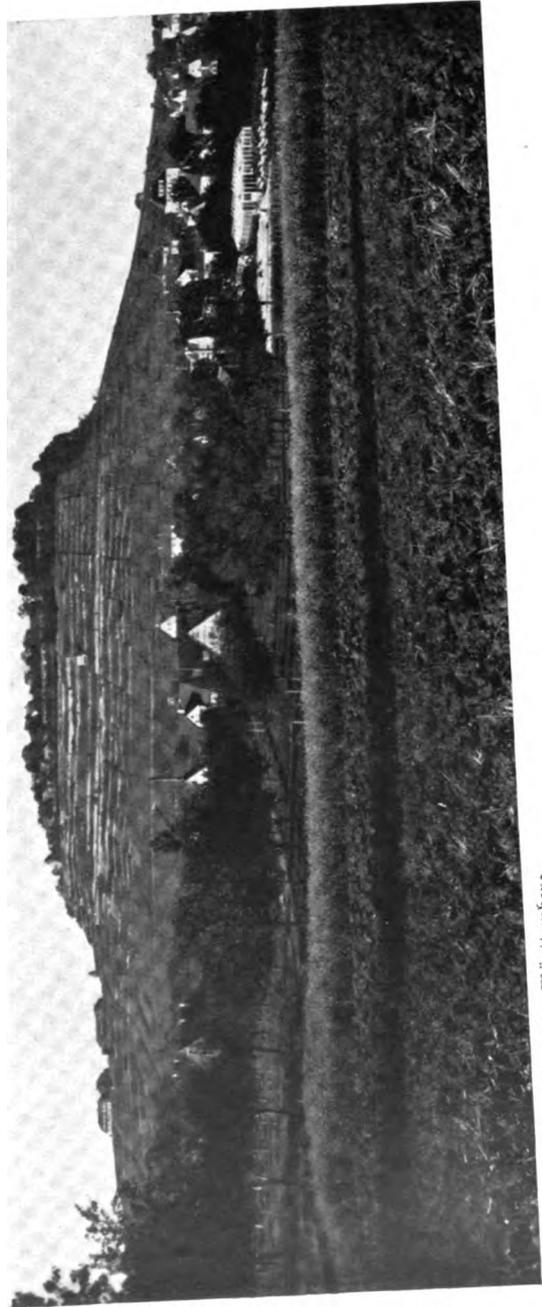


Bild 7. Der Hohen-Asperg in Württemberg



Bild 8. Ringwall über der Donau

deutscher Gelehrter! Der Ausländer hat nie begriffen, daß der deutsche Gelehrte Forschung nur um der Forschung willen trieb. Er hat es nicht nur nie begriffen, sondern er hat es nie geglaubt. Gerade das hat uns Deutschen aber sehr geschadet. Georg Usadel (Freiheit und Forderung) antwortet diesen Wissenschaftlern so: Siehst du, du stimmst also zu, daß andere Völker nie begreifen konnten, daß wir Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen getrieben haben. Daß wir das tun konnten, lag an der Richtungslosigkeit unseres Wesens, das anderen Völkern bekannt war. Wenn dich vor dem Umbruch jemand gefragt hätte, was deutsch sei, dann hättest du sicher voller Stolz auf deine Freiheit der Wissenschaft, deine sog. „Objektivität“ und deine Sachlichkeit hingewiesen. Der Deutsche sah das Deutsche bisher ausschließlich von seinem Ich und seinen Neigungen aus. Seit dem Umbruch aber wird der deutsche Mensch nicht mehr vom einzelnen, sondern vom Volk her geprägt. Wir fühlen uns alle als eine Gemeinschaft, die durch Blut und Erbgut aufs engste miteinander verbunden ist. Wir empfinden ganz bestimmte Werte als schicksalsverbunden mit dem Erbgut, das in uns lebt. Wir empfinden es stark und klar, daß wir uns nicht aus dem Ahnenstrom des deutschen Volkes lösen können, sondern daß wir verpflichtet sind, uns ihm einzufügen.“

Die gleichen Gedanken finden sich in einer Rede des Leiters des Rassenpolitischen Amtes der NSDAP. Groß, die anlässlich der Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte gehalten wurde: „So wird etwa die Geschichtswissenschaft in der Erkenntnis der Erbbedingtheit von Rassen- und Volkscharakteren viel stärker als bisher Rasse und Volk als Subjekt, als aus sich selbst heraus handelnde und gestaltende Kraft betrachten und erforschen müssen, statt im Sinne der verflochtenen Zeit Rassen und Völker zum Objekt klimatischer oder wirtschaftlicher oder sozialer oder auch rein geistiger Entwicklungen zu machen. Stärker als bisher wird überall die Frage lauten: Wer hat gelebt, wer hat gehandelt, welcher Art war dieses Volk oder diese Schicht oder dieser einzelne, statt nur immer zu fragen, unter welchen materiellen und geistigen Bedingungen lebte und handelte er. Hundert geschichtliche Ereignisse, die wir gestern mühsam aus Folgen bestimmter sozialer Schichtungen oder Entwicklungen begreifen wollten — ich erinnere an Indien, an Griechenland, an Rom —, werden uns heute plötzlich als biologische und rassische Vorgänge verständlich. Und nur ganz wenige übersehen wohl heute schon, welcher unerhörte Wandel im Bild der Geschichte, der Kultur und des Geistes der Menschheit sich aus dieser Änderung des Blickes und der Fragestellung für die Zukunft ergeben wird.“

Es unterliegt nun heute gar keinem Zweifel mehr, daß es die Rasse ist, die Geschichte gestaltet. Die Grundlage einer nationalsozialistischen Geschichtsauffassung ist das klare Bewußtsein der Tatsache, daß die Rasse für alles geschichtliche Geschehen der ausschlaggebende Faktor ist. „Nationalsozialismus ist angewandte Rassenkunde.“ Es ist mithin die Kenntnis der Rassenkunde und Rassenbiologie eine Forderung, die an jeden Geschichtswissenschaftler gestellt werden muß. Wir erklären dabei von vornherein, daß es eine feige Ausrede ist, wenn gewisse „Gelehrte“ gerade die rassenbiologische Betrachtung deshalb glauben ablehnen zu müssen, weil die Forschungsergebnisse der Rassenbiologie noch nicht fest genug verankert seien. Denn erstens ist diese Behauptung falsch und zweitens: selbst wenn dem so wäre, so bestünde kein Grund mehr für jene Gelehrten, sich mit den Zusammenhängen von Rasse und Geschichte „zur weiteren Klärung dieser Fragen“ zu befassen. „Alle Geistes-

wissenschaft wird wohl oder übel begreifen müssen, daß mit der neuen rassistischen Erkenntnis vom Wesen des Menschen eine der größten Revolutionen im Weltbild der Geschichte und Geistesgeschichte der Menschheit aufgetreten ist, von der wir Kunde haben. Und eine Forschungseinrichtung oder ein einzelner Forscher, der an dieser Revolution des Geistes störrisch vorübergeht, verwirkt für sich und seine Arbeit selbst jede weitere Daseinsberechtigung.“ (Groß.) Wer nicht gewillt ist, in den Mittelpunkt seiner Geschichtsbetrachtung das ewige deutsche Volk zu stellen, ist nicht würdig, sich mit deutscher Geschichte überhaupt zu befassen.

Diese lebensgesetzlichen Voraussetzungen müssen wir beachten, wenn wir uns jetzt einem Zweig der Geschichte zuwenden, der die besondere Aufmerksamkeit des Wissenschaftlers verdient, nämlich der Rechtsgeschichte. Die deutsche Rechtswissenschaft und mit ihr insbesondere die deutsche Rechtsgeschichte steht im Lebenskampf des deutschen Volkes in vorderster Linie. Der deutsche Rechtswahrer muß daher in besonderem Maße Kämpfer des Rechtes sein. Gerade im Kampf um das Recht offenbart sich, daß „das Grundgesetz des Rechtes die Selbstbehauptung des Volkes ist. Was der machtvollen Erhaltung des Volkes dient, ist menschlich gerecht. *Salus publica suprema lex.* Das Recht ist Schlachtordnung für den Kampf ums Dasein. Alles Recht besteht, damit das Volk da sei, stark sei, und die Macht des Rechtes über den einzelnen beruht in der sittlich geforderten Unterordnung des einzelnen Lebens unter das Volksleben.“ (Rudolph Sohm.)

Es glaubt heute so mancher, er könne das nationalsozialistische Gedankengut durch eine „wissenschaftlich sachliche Behandlung“ erfassen und verfälschen. Als der geeignete Ort seiner Studien erscheint ihm die Hochschule und als geeigneter Gegenstand besonders die Rechtsgeschichte. Wir wissen, daß man sich hier und da bemüht, die Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung auf dem Wege über die Rechtswissenschaft und insbesondere der Rechtsgeschichte zu erschüttern. „Streng objektiv“ läßt man die Rechtsgeschichte vor sich abrollen, stellt Thesen auf, wird „Begründer“ neuer Theorien und glaubt dadurch der Rechtswissenschaft sogar noch einen Dienst erwiesen zu haben. Solche Menschen tun dann immer ganz erstaunt, wenn man ihnen klar zu machen versucht, daß Rechtsgeschichte treiben sich nicht in der Aufstellung irgendwelcher abstrakter, lebensfremder Thesen erschöpft. Eine blutleere, in sich selbst befriedigte, abstrakte wissenschaftliche Erkenntnis nützt niemandem, am wenigsten dem Volk. Wir treiben Rechtsgeschichte nicht, um bloße Rechtseinrichtungen oder von gewissen Gelehrten aufgestellte Theorien kennen zu lernen. Wir haben auch kein Interesse daran, die Schwächen des Rechtes unserer Vorfahren besonders scharf herauszustellen oder gar Erörterungen anzustellen, die die „geringe Höhe der Kultur wegen dieser Schwächen begreiflich erscheinen lassen“. Wir sind nämlich nicht Nachkommen eines vergangenen Volkes, sondern „wir sind eine Ewigkeitsvölk, das eine uralte Vergangenheit und eine grenzenlose Zukunft hat“ (Löffler), wir leben nicht nur im selben Raum und auf demselben Boden, sondern wir tragen das gleiche Blut unserer Ahnen in uns. Aus der Betrachtung der Rechtsgeschichte wollen wir Nutzen für unser Volk ziehen. Nicht um alte Rechtszustände um ihrer selbst willen wieder einzuführen, sondern um zurückzufinden zu einem uns artgemäßen Recht. Dieses Recht hat gelebt und lebt noch heute. Durch den

Einfluß artfremder Mächte ist dieses Recht verschüttet worden. Wer hier nicht eine Verpflichtung in seinem Blute fühlt, den Schutt fremder Geistesanschauungen wegräumen zu helfen, hat den Sinn deutscher Rechtsgeschichte noch nicht erfaßt. Die Rechtsgeschichte soll helfen, den Quell arteiligen Rechts wieder freizulegen, freizulegen zum Nutzen für das deutsche Volk. Wir leben heute, das scheinen gerade viele Rechtswissenschaftler vergessen zu haben, nicht in bloßen Generationen. Wir sind Glieder einer Kette; unser Leben ist ewig, solange das Blut in den Gliedern dieser Kette rinnt. Diesem Strom des deutschen Blutes können wir uns nicht entwinden. Rechtsgeschichte kann man nur aus einer inneren Verpflichtung seinem Volke gegenüber treiben. Wir lassen es deshalb nie und nimmer zu, daß man unsere Ahnen etwa um ihres Rechtes willen schmäht. Wir lassen es nicht zu, daß lebensfremde und volksfeindliche Theorien aufgestellt werden, die der gesunden Entwicklung unseres Volkes nur hinderlich sind. Wir werden aus Achtung vor unseren Vorfahren diejenigen als Barbaren bezeichnen, die da glauben, ihnen eine Kultur nur deshalb absprechen zu müssen, weil sie vielleicht keine geschriebenen Gesetze hatten. Und wir werden uns auch dagegen wehren, daß man aus der Tatsache, daß unsere Vorfahren das Christentum nicht kannten, etwa den Schluß zu ziehen geneigt ist, daß sie deshalb auch auf einer weniger hohen Stufe der Sittlichkeit gestanden hätten.

Recht ist die Vorstellung von dem, was richtig ist. Diese Vorstellung ist an das Blut gebunden. Was richtig ist, kann nur aus der Betrachtung des Zweckes des Rechtes heraus entschieden werden. Als Zweck des Rechtes erkennen wir einzig und allein die Erhaltung der Art, den Schutz und die Förderung der Volksgemeinschaft. Aus dieser Anschauung vom Recht heraus wissen wir, daß auch frühere Rechtsanschauungen und Rechtsverhältnisse sich nicht von irgendwoher auf die gerade lebende Menschheit herabgesenkt haben. Es ist daher sinnlos, einzelne Zeitabschnitte (nordische Zeit, germanische Zeit, Mittelalter, Neuzeit, usw.), herausgelöst aus der Gesamtschau, rechtsgeschichtlich zu betrachten. Vielmehr ist das ewige deutsche Volk Angelpunkt jeder rechtsgeschichtlichen Betrachtung und Darstellung. Daraus ergibt sich als Hauptforderung für die Rechtsgeschichte die Betrachtung des Rechts unter dem Gesichtspunkt der Volkserhaltung und Gemeinschaftssicherung. Ein erhabenes Ziel wird es dabei sein, das vielfältig geschwächte und verirrte Rechtsgefühl an der Kraft und Tiefe des nordisch-germanischen Rechtsgedankens wiederaufzurichten.

Es ist dabei nun einmal eine geschichtliche Tatsache, daß die Grundgedanken alten deutschen Rechts nordisch-germanischen Ursprungs sind. Das mag vielen wenig sympathisch erscheinen. Aber die Bedeutung der nordischen Rasse für die Geschichte unseres Volkes bis in unsere Tage ist ebenfalls eine Tatsache, die hinwegzuleugnen nicht gut möglich ist. „Die Geschichte der nordisch bestimmten Völker ist nur zu verstehen, wenn wir wissen, wie diese ihre Prägung durch die nordische Rasse erhalten haben. Der nordische Lebensstil und die Auffassung vom Leben zeigten sich im Recht dieser Völker, in ihrer Einstellung zu den Grundfragen menschlichen Lebens: Freiheit und Ehre, Heimat und Arbeit, Brauchtum und Gesittung, Volk und Familie. Alle großen Deutschen der Vergangenheit sind darum Vorkämpfer für diese Erkenntnisse geworden, die im Laufe der Geschichte immer wieder imstande waren, unser

Volk wachzurütteln! Nur aus dieser Weltanschauung heraus sind die Laten des Nationalsozialismus — mögen sie nun solche der Staatsführung, insbesondere der Gesetzgebung, der Verwaltung, der Rechtsprechung oder der Bewegung sein — zu verstehen.“ (Frid, Nordisches Gedankengut im Dritten Reich.)

Daraus ergibt sich für die Rechtsgeschichte aber eine Verpflichtung: das nordische Gedankengut im alten und neuen Recht zu erforschen, zu bewahren und dem deutschen Volke nutzbar zu machen. Gerade die Erforschung dieses nordischen Gedankengutes wird den Rechtsgeschichtler zwangsläufig auch zu der Untersuchung des Rechtes anderer Völker und Rassen führen. So wenig zweckdienlich es allerdings ist, z. B. das römische Recht nur darzustellen oder römische Rechtseinrichtungen nur zu preisen oder gar „nationalsozialistische Rechtseinrichtungen“ im römischen Recht zu suchen, so bedeutsam ist es andererseits, das römische Recht dahin zu erforschen, inwieweit nordisches oder gar nordisch-germanisches Gedankengut in ihm zu finden ist, d. h. inwieweit es unserer blutsgebundenen Haltung entspricht und inwieweit nicht. Denn nur das kann für uns an einem fremden Recht überhaupt von Bedeutung sein. Wir wollen nicht erfahren, daß das römische Recht ein anderes Recht ist, sondern wir wollen erkennen, w a r u m es uns artfremd oder artgemäß ist. Es ist das unvergängliche Verdienst Ruhlenbeds und Chamberlains, daß sie zu einer Zeit, als kaum jemand an diese Dinge dachte, den Versuch gemacht haben, die Geschichte des römischen Rechtes unter dem Gesichtspunkt der Rasse darzustellen.

Wenn man, wie es auf der diesjährigen Rechtshistoriker-Tagung in Tübingen der Fall war, in einem sonst ausgezeichneten Referat die Gemeinschaftselemente im römischen Recht darstellt, so muß ein solches Referat ein untauglicher Versuch in dem Augenblick bleiben, in dem die Gründe für das Vorfinden derartiger Elemente nicht erörtert werden. Hier wäre Gelegenheit gewesen, zu untersuchen und darzustellen, daß auch im römischen Recht urnordisches Gedankengut verwurzelt ist. Hier war weiter Gelegenheit, zu sagen, daß dieses Gedankengut durch syrisch-vorderasiatische Einflüsse verfälscht worden ist und in dieser verfälschten Form dem deutschen Volke als ein durchaus artfremdes Recht übermittelt wurde.

Römisches Recht und nordisches Recht ist bekanntlich nicht dasselbe. Auch Rom ist eine Gründung nordischer Menschen. Aus nordischer Kraft heraus ist das alte römische Recht, dessen Niederschlag wir zu einem Teil noch in dem Zwölf-Tafel-Gesetz finden, erwachsen. Dieses römische Recht war sicher ein wertvolles, auch uns in vieler Beziehung artgemäßes Recht. Daß in diesem römischen Recht auch „Gemeinschaftselemente“ zu finden sind, ist für uns daher nicht überraschend. Wir haben aber dennoch den unbändigen Stolz, uns ein eigenes Recht schaffen zu können, das auf Wurzeln zurückgeht, die auf deutschem Boden gewachsen sind. Wir sind der Meinung, daß das mit dem Wert des römischen Rechtes nichts zu tun hat. Es entsprach auch nicht dem Leitgedanken der Tagung: „Volkstum, Rasse und Recht“, daß ein ähnliches Referat aus dem Gebiete des deutschen Rechtes nicht auf der Tagesordnung stand.

Es ist — auch das muß gesagt werden — nicht der Zweck eines einleitenden Vortrages über: „Volkstum, Rasse und Recht“, lediglich eine Darstellung der

Menschheitsgeschichte zu geben, ohne auf die Zusammenhänge von Volkstum und Recht einzugehen. Wenn man dabei z. B. über die Heimat der Indogermanen neue Theorien glaubt aufstellen zu müssen, so hätte es „wissenschaftlichen Gepflogenheiten“ durchaus entsprochen, den Widerspruch mit der Auffassung der wohl in diesen Fragen maßgebendsten Männer (Güntber, Darre) zum Ausdruck zu bringen. Dazu hätte um so mehr Veranlassung bestanden, wenn man als Vortragender das Niveau des Zuhörerkreises (m. E. zu Unrecht) in diesen Fragen nicht sehr hoch einschätzt. Insbesondere aber hätte Veranlassung dazu bestanden, weil diese neue Theorie von Gesichtspunkten ausgeht, die wir heute im Begriff sind, zu überwinden. Der Vortragende führte nämlich etwa folgendes aus: Die Germanen seien aus zwei Wurzeln hervorgegangen. Aus dem Osten seien als Steppen- und Reitervolk indogermanische Stämme gekommen und hätten sich in Mitteleuropa mit hier ansässigen auchindogermanischen Bauernböckern vermischt. Aus dieser „glücklichen Mischung von Kriegerern und Bauern“ seien die Germanen hervorgegangen. Daraus erkläre sich auch, daß der Germane Bauer und Soldat zugleich gewesen sei.

Es war auch überflüssig zu betonen, daß erst das Christentum den Germanen die Sittlichkeit gebracht habe. Wenn weiter unter Berufung auf Tacitus gesagt wurde, die Germanen hätten die Arbeit den Frauen überlassen, „sie scheuten den Wald zu roden“, und diese Scheu vor der Arbeit des Rodens habe die großen Völkerwanderungen ausgelöst, so ist das ein Beweis für die Verständnislosigkeit, mit der man noch heute diese Fragen rechtsgeschichtlich beleuchten zu können glaubt.

Wenn hier diese Einzelheiten genannt werden, so deshalb, weil gerade der diesjährige Rechtshistoriker-Tag unter dem Leitwort „Volkstum, Rasse und Recht“ eine Tat hätte sein können. Denn es waren einige Referate vertreten, die erfreulicherweise in der Erforschung des deutschen Rechts neue Wege gingen und einer kämpfenden politischen Wissenschaft durchaus gerecht wurden (Thieme, Frölich). Sie zeigten, wie junge Rechtsgeschichtler durch ihre engere Heimat, durch die Grenzlande zogen und bei der Forschung nach Rechtsaltertümern Rechtsgeschichte erlebten. Wenn man an hervorragenden Stätten deutscher Geschichte und Rechtsgeschichte den Kampf eines Volkes erlebt, wenn man hineinsteigt in das Leben der Ahnen, dann ist von vornherein eine Gefahr gebannt, nämlich die, lebensfremde und volksfeindliche Theorien aufzustellen. Rechtsgeschichte treiben, heißt nicht nur, in Büchern wühlen. Wir lernen und lehren nicht nur aus Büchern. Nur wer z. B. selbst einmal den Kampf des deutschen Volkstums in den Grenzlanden erlebt hat, wird sich auch in der Rechtsgeschichte für immer davon frei machen, daß man als Wissenschaftler nur solche Ansichten vertreten könne, die mit einem genügend großen Berg von Zitaten zu begründen sind. Wir wollen durch die Rechtsgeschichte einen richtigen Einblick in das politische, kulturelle und wirtschaftliche Leben unseres Volkes erhalten. Wir wollen seine Höhe- und seine Tiefpunkte sehen, um eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu schaffen, auf der wir sicheren Blickes in die Zukunft gehen können. Es ist eine hohe Aufgabe der Rechtsgeschichte, die ewigen Grundgedanken deutschen Rechtes, geboren aus der Gemeinsamkeit des Blutes, herauszustellen, durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen und damit zugleich in vielen Fragen eine Klärung zu geben und Verständnis zu wecken für die gesetzgeberischen Maßnahmen unserer Zeit.

Die Hauptforderung, die wir an die Rechtsgeschichte stellen, ist bereits hervorgehoben: Betrachtung des Rechtes unter dem Gesichtspunkt der Volkserhaltung und Gemeinschaftssicherung. Herausgearbeitet werden muß der ethische Grundzug des alten deutschen Rechts, der sich vor allem in der starken Betonung von Ehre und Treue äußert. Als weitere Grundzüge sind hervorzuheben der innere Zusammenhang zwischen Recht und Pflicht, die Betonung der Gemeinschaft und die Hochschätzung der Arbeit. Eine recht stiefmütterliche Behandlung hat bisher die Geschichte des Bauernrechts erfahren. Dabei ist die Geschichte zum mindesten des deutschen Rechts die Geschichte eines Bauernrechts. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Geschichte der Kampf des deutschen Bauern um sein arbeitsrechtes Recht. Wo hat sich je die deutsche Rechtsgeschichte dieses Kampfes in gebührendem Maße angenommen?

Wenn die deutsche Rechtsgeschichte natürlich in erster Linie eine Darstellung der rechtlichen Gedanken und Einrichtungen des deutschen Volkes zum Gegenstand haben muß, so kann sie andererseits mit Rücksicht auf den nordisch-germanischen Ursprung auf eine Betrachtung der geschichtlichen Rechtsentwicklung der nordisch-germanischen Völker nicht verzichten. Eine Betrachtung der Rechtsgeschichte unter diesen Gesichtspunkten ergibt dann auch ohne weiteres den Rahmen und den Umfang für die Behandlung des römischen Rechts. Mehr denn je wird aber an der römischen Rechtsentwicklung die Bedeutung des Blutes im Leben eines Volkes gezeigt werden müssen. Wir verlangen dabei von der Rechtsgeschichte weiter, daß sie endlich einmal geschlossen und mit aller Klarheit die weltgeschichtliche Bedeutung des nordisch-germanischen Rechts hervorhebt und nicht nur immer von der Bedeutung des spätrömischen Rechts für die Welt spricht.

Es ist hier nicht der Platz, Einzelheiten für die Ausgestaltung einer nationalsozialistischen Rechtsgeschichte darzustellen. Es kommt uns nur darauf an, zu zeigen, daß auch die Rechtsgeschichte auszugehen hat von den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes. Der Kampf des deutschen Volkes erfordert in jeder Beziehung von der Rechtsgeschichte Bekennen zu seinen lebensgesetzlichen Notwendigkeiten. Das gilt für alle Rechtsgeschichtler, mögen sie nun Germanisten, Romanisten oder Vertreter des Kanonischen Rechts sein. Sie alle sind in diesem Sinne deutsche Rechtsgeschichtler, und sie sollen aus ihrer Arbeit Nutzen für das deutsche Recht und damit für das deutsche Volk ziehen. Der Nationalsozialismus hat den Streit „hie Germanisten — hie Romanisten“ nicht umsonst für immer beendet. Sie alle mögen durch die rechtsvergleichende Darstellung der indogermanischen Rechte mit dazu beitragen, daß das deutsche Volk zurückerfindet zu dem ihm angemessenen Recht. Das halten wir für Aufgabe, Sinn und Zweck der Rechtsgeschichte.

Heinz Wülker:

Abwanderung der „Begabung“ vom Dorfe?

Anderungen im Aufbau unseres Volkes

Etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog sich in Deutschland eine soziologische Umschichtung und eine Verschiebung des Anteils der einzelnen Stände, die zur Umbildung des deutschen Volkes vom Landvolk zum Stadtvolk, zur „Verstädterung“ führte. Unsere deutsche Reichsstatistik zeigt diese Verstädterung am deutlichsten bei einem Vergleich der Bevölkerungszahlen der Jahre 1871 und 1933. Während bei der Volkszählung 1871 noch rund $\frac{4}{5}$ (63,9 vH.) der Einwohner in Dorfgemeinden (Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern) lebten, waren 1933 nur noch 33 vH., also $\frac{1}{3}$ als bäuerlich anzusehen. So stand die Gründung des 2. Reiches noch im Zeichen der Vorherrschaft des Bauerntumes — auf 2 Bauern kam erst 1 Städter. 2 Generationen später hatte sich dann das Zahlenverhältnis zwischen Stadt und Land schon genau umgekehrt: die doppelte Zahl Städter traf auf einen Bauern oder Landarbeiter.

In zwei Menschenaltern vollzog sich damit die „Entwurzelung“ großer Teile unseres Volkes. Wir kennen die Folgen dieser Verstädterung: die Zusammenballung der Menschen unter unnatürlichen Lebensverhältnissen, gesteigerte soziale Gegensätze, Klassentampf, die Ausbreitung volksfremder Gedanken und die Entstehung einer städtischen „Masse“, in der sich Ideen, die an Bindungs- und Urteilslosigkeit appellierten, ausbreiten konnten. Biologisch gesehen brachte uns diese soziologische Umwandlung in weiten Kreisen den Verzicht auf die eigene Volkszukunft durch gewollte Geburtenarmut und Geburtenrückgang.

Die Folgeerscheinungen der für unser Volk neuen städtischen und großstädtischen Lebensform griffen zum Teil auch von der Stadt aufs Land über und führten in manchen heute „verstädterten“ Gebieten auch in bäuerlichen Kreisen zu einer „Zerstörung der geistigen Umwelt“ des alten Bauerntums. Doch handelt es sich bei solchen Einflüssen der Stadt und der Ausbreitung städtischer Lebensanschauungen um ein *Übergreifen* der Stadt und ihrer Verfallserscheinungen auf das Land, erst nachdem sich die soziologische Umschichtung in unserem Volk schon vollzogen hatte und die Vorherrschaft des Städters schon bestand. Wenn ihre Folgen hier nur kurz angedeutet sind und dafür ein anderer Fragenkreis näher untersucht wird, so sollen sie doch nicht als unwichtig abgetan sein. Solche Einflüsse von der Stadt her treffen aber vorwiegend nur die ländliche Umwelt und sind durch Erziehung und geistige Umstellung zu beseitigen. Sie treten deshalb gegenüber anderen Änderungen zurück, die durch eine Umschichtung des Erbgutes, eine *erbbiologische Auslese* während der „Verstädterung“ und der soziologischen Umschichtung stattgefunden haben.

Diese Erziehungs- und Umweltschäden, die wohl in einer Generation überwunden werden können, sind ja nur die auffälligsten Folgen und Einflüsse der Stadtherrschaft. Nicht so klar sichtbar, in ihrer Wirkung aber viel bedeutungsvoller haben sich während der Umschichtung tiefgreifende Auslesevorgänge im Dorf selbst abgespielt, die durch die Abwanderung eines Teiles von Bauernsöhnen und -töchtern vom Dorf zu einer Änderung im Anteil der verschieden gearteten bäuerlichen Erbstämme geführt haben. Wenn die Anschauungen der Rassenhygiene recht behalten und die wenigen vorliegenden Einzeluntersuchungen sich für größere Gebiete bestätigen würden, wäre mit der soziologischen und zugleich erbbiologischen Umschichtung in den letzten 2 Generationen tatsächlich ein Raubbau an der biologischen Substanz unserer tragenden Volksschicht getrieben worden.

Es soll hier unsere Aufgabe sein, einige Fragen, deren wissenschaftliche Untersuchung vordringlich nötig ist, zu stellen, und möglichst schon eine Antwort zu geben. Wir haben festzustellen, welche Erbstämme aus dem Bauerntum in die Stadt abgewandert sind, und ob dies besonders Angehörige bestimmter ausgezeichnete Leistungsgruppen waren. Dabei können wir uns nicht darauf beschränken, nur anzugeben, daß derartige Auslesevorgänge stattgefunden haben, sondern müssen versuchen, diese auch zahlenmäßig zu erfassen, um uns ein Bild von der Tragweite der Änderung zu machen. Gleichzeitig ist es nötig, neben den vorliegenden Ergebnissen auch auf Schwierigkeiten oder besondere Voraussetzungen für weitere Untersuchungen hinzuweisen.

Erbbiologische Auslese bei Wanderungen

Die Rassenbiologie zeigt uns die Verschiedenheit der Menschengruppen, Sippen und Familien. Sie zeigt Unterschiede der Charakterveranlagung, der geistigen und Begabungs-Erbanlagen ebenso wie der körperlichen.

Ein zahlreiches Untersuchungsmaterial hat die Beweise dafür geliefert, daß jede Leistung im Lebenskampf des einzelnen ihre erbliche Voraussetzung besitzt und daß jede einzelne Handlung eines Menschen aus Erb- und Umweltwirkungen zusammengesetzt ist. So hat auch die Abwanderung vom Dorfe in die Stadt ihre erbbiologischen Voraussetzungen, die neben dem harten Zwang der Umwelt, etwa durch den geringen Lebensraum im Dorfe, wirksam sind. Denn nicht jeder empfindet den Zwang des engen Raumes als so drückend, daß er abwandert, und auch nicht jeder bewährt sich wieder in der Stadt oder bringt es in der Stadt zu etwas.

Wer wandert also ab?

Denken wir uns ein konstruiertes Beispiel, das die erbbiologische Wirkung der Abwanderung in etwas anderem Zusammenhang verdeutlichen soll. Die Abwanderung soll dabei nicht zur Stadt hin erfolgen, sondern, um die entscheidenden Fragen besser hervorzuheben, ins Ausland.

Auf einer unserer Nordseeinseln mag die Bevölkerung in sich abgeschlossen leben und wenigstens während des Zeitraumes unserer Untersuchung nur untereinander heiraten. Es fände also kein Zuzug statt, dagegen soll aber die Abwanderung, d. h. hier Auswanderung, sehr stark sein. Die Familien, deren Schicksal uns hier beschäftigt, sind nicht einheitlich, sondern

erblich untereinander sehr verschieden. Die eine Gruppe fällt dadurch auf, daß ihre Männer besonderen Unternehmungsgeist zeigen, auch einen starken Willen und die Fähigkeit, sich gegenüber Schwierigkeiten und Hindernissen durchzusetzen; sie sind energische, kraftvolle Naturen, zu deren Art es gehört, große Ziele, auch solche in weiter Ferne zu sehen. Die andere Gruppe von Familien sieht nach ihrer erblichen Eigenart mehr naheliegende Ziele, sie ist fleißig, bedachtamer und vorsichtiger als die andere, zäh und ausdauernd, aber mehr auf ein Aushalten und Ertragen der schlechten Zeiten eingestellt, als fähig, ein Hindernis durch Anspannung aller Kräfte und kraftvollen Einsatz aus dem Wege zu schaffen. Diese beiden Gruppen verkörpern also starke Gegensätze. Sie vermeiden es, in einander einzubeiraten, so daß Erbgut von Erbgut geschieden bleibt.

Nun wandern in einer Zeit wirtschaftlicher Not junge Männer von der Insel aus. Sie müssen sich in ihrer neuen Heimat, etwa in den Vereinigten Staaten, kräftig „durchbeißen“, kommen aber zu einer sicheren Existenz, die besser ist als das Leben in ihrer Heimatinsel. Trotzdem herrscht weiter ein harter Lebenskampf und der Zwang, oft Energie und Kraft bis zum Äußersten einzusetzen. Briefe, die in ihre Heimatinsel kommen, fordern Angehörige auf, ebenfalls in das neue Siedlungsland auszuwandern. Die Bedingungen für die neuen Auswanderer würden die gleichen sein, sie müßten ebenfalls Kraft und Energie besitzen, um vorwärts zu kommen. Wer wandert nun aus? Vorwiegend nur die, die Aussicht haben, unter besonders schweren Verhältnissen vorwärts zu kommen.

Um unser schematisches Beispiel klar durchzuführen, soll dieser zweite Schub von Auswanderern auch wieder nur aus der ersten Gruppe der besonders tüchtigen Familien stammen. Die übrigen lassen ihre Söhne und Töchter im Lande, da ihnen die Unsicherheit der neuen Lebensbedingungen zu groß erscheint, und sich nur wenige von ihnen für den härteren Lebenskampf in dem neuen Lande eignen würden. Aus der ersten Gruppe aber, also den besonders tüchtigen und energischen Familien, werden, nachdem immer mehr Männer ausgewandert sind und es zu etwas gebracht haben, Bräute und Schwestern in das neue Land nachgeholt. Auch mancher Hof wird wohl aufgegeben, wenn der Erbe mit dem erlösten Kapital drüben besser vorwärts kommt. So wandern in 1 oder 2 Generationen alle besonders tüchtigen und unternehmungsfreudigen Kräfte ab. Ja die Auswanderung mag so weit gehen, daß durch Einheirat von Männern oder Ehemahl der Hofherben viele Angehörige der 2. Gruppe, also der weniger energischen und tüchtigen Familien, den Besitz der anderen Familien mit übernehmen müssen.

Es ist nicht nötig, das Bild weiter auszumalen¹⁾. Schon nach 2 Generationen wird nicht mehr die erste Gruppe der besonders energischen und unternehmungslustigen Familien den „Charakter“ des Inselvolkes bestimmen, sondern die andere Gruppe von Familien. Die wenigen Nachkommen der alten führenden Sippen werden sich vermischen oder abgefordert einen Fremdkörper im übrigen Inselvolk bilden. So führt die Auswanderung in kürzester Zeit zur Änderung des Anteiles der verschiedenen Erbstämme. Die Auslese hat die Vorherrschaft der

¹⁾ Ähnliche Beispiele in G. Frenssens „Förn Uhl“, der zwei erbbiologisch deutlich verschiedene Gruppen zeigt, und in Hans Grimms „Volk ohne Raum“ (Auswanderung besonders Tüchtiger).

alten Erbstämmen beseitigt und eine Erbmasse geschaffen, deren Erbanlagen sich anders und ungünstiger zusammensetzen.

Erbbiologische Auslese auch bei der Abwanderung zur Stadt

Wir übertragen die Vorstellung unseres vereinfachten Beispiels auf die Abwanderung des bäuerlichen Nachwuchses vom Lande in die Stadt. Auch die Abwanderung zur Stadt führt zu einer Auslese, die durch die Anforderungen eines neuen Berufes und des städtischen Lebens bestimmt ist. Auch die Stadt bildete in ihrer Aufblühzeit — im Großen gesehen — gegenüber dem Dorfe ein Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ wie das Auswandererland Nordamerika. (Daß nicht alle Voraussetzungen des angeführten Beispiels auch für das Land gelten, wird im vorletzten Abschnitt noch zu zeigen sein.)

Wer verläßt nun das Dorf, um in die Stadt abzuwandern? Wenn wir von der durch die Not erzwungenen Abwanderung absehen, so sind es vor allem die Menschen, die Aussicht haben, in der Stadt ihren Lebensunterhalt zu finden und vorwärts zu kommen. Welche Anforderungen stellt dann die Stadt, bzw. der Übergang in städtische Berufe? Nach Ansicht der Rassenbiologie sind es in erster Linie solche, die sich an den Verstand richten. Die Stadt erfordert also verstandesmäßige Begabung neben den selbstverständlichen charakterlichen Fähigkeiten und der Durchsetzungskraft, andererseits aber wohl auch organisatorische und oft kaufmännische. Die Abwanderung führt daher zu einer Auslese der Begabung, so daß die Gruppe der vom Dorf Abwandernden durchschnittlich in ihrer Begabung höher steht, als die Gruppe der im Dorf Zurückgebliebenen. (Daß neben stärker Begabten auch manche negativen Elemente mit abgewandert sind, ist selbstverständlich.) — Geht man also von den Anforderungen aus, die an den Bauern- und Landarbeitersohn gestellt wurden, wenn er sich in der Stadt eine neue, von seinem bisherigen Leben stark verschiedene Existenzmöglichkeit schaffen wollte, so kommt man zu der These von der „Abwanderung der Begabung vom Lande“. Hieraus ergab sich die weitere Annahme, daß die Verstädterung und die Abwanderung der begabteren Teile des Landvolkes zu einer „Auspowerung“ des Landes geführt hätten. Das Endergebnis des Umschichtungsprozesses würde also ein durch Raubbau an der biologischen Substanz in seiner Leistungsfähigkeit geschwächtes Dorf sein.

Statt vieler Einzelzitate aus dem Schrifttum wird hier nur auf Hartnack verwiesen, der in seinem Buch „Die Angeborenen“ (1936) hierzu einiges schreibt. Es heißt auf Seite 53, die Hoffnung auf einen Ersatz der geistigen Berufe aus den ländlichen Schichten sei „nur da berechtigt, wo diese Schichten nicht seit einigen Generationen durch Nähe der Städte, Eisenbahnen und Verkehrsaustausch ausgepowert worden sind. Das Bauerntum war früher ganz allgemein der Jungbrunnen für die Stadt. Wie weit es das noch heute und in Zukunft ist oder sein kann, ist nur nach sorgfältiger Befundprüfung und an Hand der Landschaftsgeschichte zu beurteilen und für manche Gegenden mindestens sehr fraglich geworden“.

Wenn wir noch auf eine ältere Arbeit zurückgreifen, die aus dem Jahre 1905 stammt und die Abwanderung der Jugend des Saalekreises untersucht, so wird

auch schon damals, also während der stärksten Landflucht, nach eigenen Beobachtungen festgestellt, „daß es die besten Elemente sind, die abwandern, dagegen die weniger Anstelligen, Schwerfälligen, welche daheim dem landwirtschaftlichen Beruf treu bleiben“. Aus den Altersstufen zwischen 16 und 20 Jahren, auf die sich diese Angabe bezieht, waren damals $\frac{1}{2}$ der Männer und Frauen in die Stadt abgewandert.

Die oben entwickelten allgemeinen Vorstellungen über eine Auslese bei der Auswanderung (besonders nach Übersee) gehören zu den Grunderkenntnissen unserer Rassenhygiene. Ähnliche Ansichten über die Abwanderung vom Dorfe sind von den meisten deutschen Rassenhygienikern vertreten worden, so von Hans F. R. Günther, Lenz u. a.

Beweise?

Es soll in unserem Aufsatz gezeigt werden, welche Beweise sich für diese Angaben anführen lassen, weiter, wie weit Einzelbeispiele uns zeigen, bis zu welchem Ausmaß die Auslese vor sich gegangen ist und wie stark also eine „Auspowerung“ stattgefunden haben kann.

Wir versuchen, einen Maßstab für den Grad der „Begabung“ in der Gruppe der Abgewanderten und der im Dorfe Verbliebenen zu finden. Hierfür kommen mehrere Wege in Frage. Der erste, bisher meist beschrittene, legte seinen Untersuchungen die Schulzeugnisse der beiden Gruppen zugrunde, der zweite, schwierigere, berücksichtigt die Lebensleistung des einzelnen in Verbindung mit den Schulleistungen, während die dritte Methode schließlich einen Maßstab in der Lebensleistung, der Bewährung und dem Ansehen der ganzen Familie oder aber der Eltern der Abgewanderten sieht.

Untersuchungen über Schulleistung und Abwanderung

Es muß bei der folgenden Darstellung von Schuluntersuchungen ein Einwand vorweggenommen werden, den die meisten Leser nach eigenen Erfahrungen in ihrer Schulzeit hier erheben werden, der bekannte Einwand, daß Schulzeugnisse doch sehr trügen können und die wirkliche Lebensleistung später sehr von der Schulleistung abweichen kann. Dagegen läßt sich anführen, daß solche Einwendungen vor allem auf Erfahrungen an höheren Schulen zurückgehen und daß hier im Gegensatz zur Volksschule das Schurteil auf Leistungen in Fremdsprachen oder abstrakten Gedankenleistungen (Mathematik) fußt. Der Einwand mag auch auf den höheren Schulen wohl mehr nur für den Einzelfall gelten, aber selbst da nicht für größere Gruppen, wenn man etwa die Gruppe der überdurchschnittlich guten mit den besonders schlechten Schülern vergleicht. (Über die Frage der Schulleistung und Lebensleistung gibt es eine weitgreifende Literatur; vgl. Hartnacke, „Die Ungeborenen“.) Es wird selbstverständlich nötig sein, auch für die Dorfschulen Kontrollen über Schulleistung und Lebensleistung vorzunehmen, aber auch hier dürfte für die große Gruppe der sehr guten und sehr schlechten Schüler keine so grundlegende Änderung eintreten, daß das ganze Ergebnis der folgenden Darstellung umgestoßen würde. — Weiter wird gegen die Beurteilung

nach den Schulleistungen gern auf die besondere Rolle eines „Schulinteresses“ hingewiesen. Dieser Einwand läßt sich weitgehend ausschalten, wenn Zeugnisse der Unterklassen berücksichtigt werden, da nach den Erfahrungen an höheren Schulen schlechte Leistungen wegen zu geringem Schulinteresse wohl vorwiegend nur von den Mittelklassen an in Frage kommen. Auf Schulzeugnisse der Unterklassen stützt sich besonders die Untersuchung von Friedrich Reiter (s. unten), andere Arbeiten verwenden die Zeugnisse aller Schuljahre zusammen. Auch Unterschiede der Früh- und Spätreife werden keine wesentlichen Verschiebungen für die Untersuchung ergeben. — Zum Teil werden von den Untersuchern die Abgangszeugnisse der Schüler zugrunde gelegt, bei denen natürlich die Möglichkeit besteht, daß durch ein frühes Hineinziehen der Schüler in die väterliche Wirtschaft und durch ihre Arbeit dort schlechte Leistungen nur vorgetäuscht werden. Dieser Einwand läßt sich umgehen, wenn die Zeugnisse der ganzen Schulzeit oder besonders die der Anfangsjahre berücksichtigt werden.

Von Arbeiten, die den Zusammenhang zwischen Begabung und Abwanderung untersucht haben, liegen bisher nur 3 Zusammenstellungen vor. Sie bringen inhaltlich kurz folgendes: Friedrich Reiter²⁾ stellt für 2 Ortschaften in Weststeiermark, die beide ziemlich weit von der nächsten größeren Stadt entfernt liegen ($\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Eisenbahnstunden) eine Vergleichstabelle der Abgewanderten und der Anässigen auf. Bei den abgewanderten Knaben des einen Ortes, die von 1900 bis 1926 in die Schule eintraten, betrug der Prozentsatz der guten Schulleistungen 38 vH., bei den ansässig gebliebenen aber nur 24 vH. Der Anteil der schlechten Schüler war bei ansässigen und abgewanderten Knaben etwa gleich (12 bzw. 12,3 vH.). Bei den abgewanderten Mädchen waren jedoch die Prozentsätze der guten Schulleistungen fast gleich (35 vH. der Abgewanderten gegenüber 33,6 vH.). Die schlechten Schülerinnen stellten 13,6 vH. der ansässigen und etwas mehr (15 vH.) der abgewanderten Mädchen. In dem zweiten von Reiter untersuchten Ort verhalten sich die Zahlen ähnlich. Auch hier ist der Prozentsatz der guten Schulleistungen bei den Abgewanderten höher als bei den Anässigen. (Knaben: 28,8 vH. der abgewanderten, 17 vH. der ansässigen sehr gute Leistungen; entsprechend 10,6 vH., bzw. 9,8 vH. sehr schlechte. 35 vH. der abgewanderten, 25,8 vH. der ansässigen Mädchen hatten sehr gute, 14,9 vH. und 11,9 vH. sehr schlechte Leistungen.) Wenn der Unterschied in der Begabung bei den Mädchen nicht so stark zum Ausdruck kommt, so läge das daran, daß diese meist in häusliche Dienste gehen, die ihrer Arbeit in der Heimat ähnlich sind und für die nicht so sehr eine in den Schulleistungen sichtbar werdende „abstrakte Intelligenz“ erforderlich ist. Bei den Burschen suchen dagegen die Schulbegabtesten viel eher zu einem Beruf zu gelangen, der ihren Fähigkeiten entspricht und hoffen, das in der Stadt zu erreichen.

In ähnlicher Form berichtet Dr. H. Koch³⁾ über Untersuchungen in einem mitteldeutschen Dorf (ohne Namensangabe). Er erfaßt die Schuljahrgänge, die von 1899 bis 1934 die Schule besuchten, insgesamt 207 Kinder, und teilte sie nach den Schulleistungen in die Gruppen mit guten (1 und 2), durchschnittlichen und besonders schlechten (4 und 5) Leistungen ein. Berücksichtigt man nur die Knaben und Mädchen, die 1934 älter als 15 Jahre waren, so gehen

²⁾ „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“, 1934 (Festband für E. Fischer).

³⁾ „Zeitschrift für Rassenkunde“, Januar 1936.

von den Mädchen mit guten Leistungen 36 vH., von denen mit schlechten aber nur 7 vH. dem Dorf durch Abwanderung verloren. Von den Knaben mit guten Leistungen sind es 8,7 vH., von denen mit schlechten 0 vH., die aus dem Dorfe abwandern. Das mitteldeutsche Dorf soll nach brieflicher Mitteilung ein ausgesprochenes Notstandsgebiet sein. Die abgewanderten Mädchen gingen mit nur zwei bis drei Ausnahmen in die Städte. Nur ein oder zwei heirateten wieder in ein Dorf, das reicher als das Heimatdorf war. Eine Heirat mit einem Förster kann ebenfalls als Abwanderung, die nicht in die Stadt ging, gewertet werden. Noch nicht veröffentlichte, gleichlaufende Untersuchungen sind für das ganze Notstandsgebiet eingeleitet worden.

Ein drittes Beispiel führt Hartmut Quehl¹⁾, der ein Dorf im Regierungsbezirk Hessen-Nassau untersuchte, an. In dem von Quehl bearbeiteten Dorfe herrscht ärmliches Kleinbauernrum vor, das sich besonders durch Pachtung erhält; daneben viel Landarbeiter. Die wirtschaftliche Sicherheit ist gering und dadurch häufig ein gewisser Zwang zur Abwanderung gegeben. Die nächsten größeren Städte sind schon 50 km, die kleineren rund 20 km entfernt. Von 300 Schülern der Geburtsjahrgänge 1875—1920 sind insgesamt 88 = 33 vH. in Groß- und Mittelstädte abgewandert. Von allen guten Schülern wanderten 68 vH., von allen mittleren Schülern aber nur 19 vH. und von den schlechten sogar nur 2 vH. ab. Auch dieses Beispiel zeigt, wieviel mehr Gutbegabte dem Dorf verloren gehen, als solche mit durchschnittlicher oder unterdurchschnittlicher Begabung.

Weitere Untersuchungen über Dörfer in der Nähe von Berlin und Hannover, ebenso über ein Allgäuer Dorf und eines in Unterfranken²⁾, in dem die Schulzeugnisse bis zum Jahre 1820 zurückzuforschen sind, sind im Gange, aber noch nicht abgeschlossen.

Die wenigen Beispiele scheinen, mindestens für bestimmte Gebiete, die Angaben über eine stärkere Abwanderung der Begabung vom Lande zu bestätigen. Bei weiteren Untersuchungen, die heute zu fordern wären, ist es nötig, die Abgewanderten noch stärker nach ihrer Herkunft zu gliedern. So ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Sohn eines dörflichen Handwerkers das Dorf verläßt, größer als bei einem Bauernsohn, weil er mit Hilfe seines Handwerks viel leichter eine Lebensmöglichkeit in der Stadt finden wird. Vor allem ist die Verbindung zwischen bäuerlichem Handwerkertum und städtischem Handwerk enger als zwischen Bauer und Städter allgemein.

Weiter ist es nötig, in den Gebieten, in denen der Hoferbe durch feste Erbrechtsformen vorher bestimmt war (Unerbenrecht), den Sohn, der den Hof übernimmt, besonders zu berücksichtigen, da für ihn die Abwanderungsmöglichkeit und damit Auslese nicht gegeben ist. Um festzustellen, wie hoch der Anteil der begabten Abwandernden ist, dürfen daher nur die Söhne und Töchter berücksichtigt werden, die sowohl die Möglichkeit zur Abwanderung wie zum Verbleiben am Orte haben. — Schließlich gelten auch für die Gruppe der Landarbeiter besondere Verhältnisse, da hier, verglichen mit den Bauern,

¹⁾ Zeitschrift „Volk und Rasse“, September 1936.

²⁾ Erscheint im Februar 1937 im „Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik“.

eine geringere Bindung an den dörflichen Besitz bestand und die Auslese bei der Abwanderung daher stärker sein konnte. Endlich ist zu berücksichtigen, daß gute Begabung oft schon ein Grund zur Abwanderung ist, weil durch Freistellen und Stipendien schon früh die Bestbegabten in eine Akademikerausbildung geführt werden (z. B. katholische Geistliche). Der intelligente Sohn eines Bauern lernt häufiger ein Handwerk, der örtlichen Abwanderung geht die berufliche voraus. Der Beruf wiederum erleichtert den Übergang in die Stadt. Zufall und Begabung fördern hier eine für die Landflucht besonders günstige Berufswahl.

Lebensleistung und Schulleistung

Bei den ersten Untersuchungen wurden nur die Schulleistungen allein berücksichtigt und als Maßstab der „Begabung“ angesehen. In allen hier erfaßten Fällen zeigen sich natürlich nur die im Unterricht sichtbaren Fähigkeiten der ehemaligen Schüler. Die Erbanlagen der verstandesmäßigen Begabung spielen ganz sicher bei der Abwanderung eine ausschlaggebende Rolle, sind aber nicht die einzigen Fähigkeiten, die im späteren Leben zu einem Erfolge führen. Neben der allgemeinen charakterlichen Eignung, wie Energie und Entschlußkraft, sind häufig das organisatorische oder kaufmännische Können oder andere in der Schule nie hervorgetretene Fähigkeiten entscheidend.

Diese Fähigkeiten sind aber nur aus der Lebensleistung des einzelnen zu erkennen. „Bäuerliche Tüchtigkeit“ kann im Unterricht einer Schule niemals zum Ausdruck kommen, ebensowenig die praktische Intelligenz, die einem mehr abstrakten Denken gegenübersteht. Diese Gaben lassen die Leistung eines Bauern, der aus einem schlechten Hof eine Musterwirtschaft macht, der mit modernsten Mitteln wirtschaftet und mit technischer Sachkenntnis seine Maschinen selbst in Ordnung hält, weit über der Lebensleistung seines Bruders liegen, dem vielleicht einige bessere Schulzeugnisse den Eintritt in eine untere oder mittlere Beamtenstellung verschafft haben. Der Dorfhandwerker, der selbständig ist und unter wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen vorwärtskommt, steht der allgemeinen Lebensleistung nach sicher auch über einem städtischen Handwerker, der als Angestellter in einer Fabrik arbeitet. Diese Unterschiede in der Lebensleistung sind von den meisten Beurteilern dörflicher Verhältnisse erkannt worden.

Die Beurteilung der verschiedenen Lebensleistungen ist für eine Untersuchung allerdings viel schwieriger als eine Verwertung der Schulleistungen, da der ganze Lebenslauf und die besonderen Umweltsverhältnisse jeder einzelnen Person bekannt sein müssen. Angangbar ist dieser Weg nicht, er setzt aber ein langes Zusammenleben und die Kenntnis vieler kleiner Einzelheiten, eine sichere Beurteilung der Bewährung, des Ansehens und vieler anderer Faktoren voraus. Daher ist eine solche Untersuchung wegen dieser persönlichen Einzelkenntnisse wohl vorwiegend auf die letzten zwei Generationen beschränkt.

Eine gewisse Vervollständigung der Untersuchungen über Schulleistungen wäre dann gegeben, wenn für jeden abgewanderten Schüler die erreichte Lebensstellung angegeben werden kann. Hierin ist dann auch die oben angedeutete Kontrolle für die Richtigkeit der Schulurteile gegeben.

Die Nachkommen von bäuerlichen Auslesegruppen

Erst der dritte Weg hat wieder mehr Aussicht auf Erfolg. Wir gehen hier nicht von der Schul- oder Lebensleistung der abgewanderten Kinder selbst aus, sondern berücksichtigen das Ansehen, Bewährung und Leistungen der Eltern. Wir gliedern hier eine Auslesegruppe innerhalb des Bauerntums heraus, die sich wie etwa die Gemeindevertreter (Gemeindevorsteher, Bürgermeister, Schulze usw.) besonders bewährt haben. Nachdem die Leistung der Eltern erwiesen ist, können auch die Kinder als eine besondere Auslesegruppe gegenüber dem Durchschnitt angesehen werden. Das Schicksal dieser Kinder, ihre Abwanderung oder Anfassigbleiben muß festgestellt werden.

Um den Kreis der untersuchten Personen möglichst eng zu fassen, empfiehlt sich zuerst nur die Berücksichtigung einer kleinen Auslesegruppe, wie sie etwa die bäuerlichen Kreis- oder Landtagsabgeordneten darstellen. Hierfür scheiden Gebiete mit stark konfessioneller Bindung allerdings aus, da hier der Einfluß nichtbäuerlicher kirchlicher Stellen bei der Wahl unter Umständen zu groß war (z. B. Bayern). Man darf annehmen, daß die wirklich bäuerlichen Landtagsabgeordneten, die nicht aus dem Großgrundbesitzerstand hervorgingen, Bauern waren, die in der Bewirtschaftung ihres eigenen Hofes eine mindestens durchschnittliche „bäuerliche Tätigkeit“ gezeigt hatten. Da sie in den meisten Fällen wieder aus der Gruppe der Gemeindevorsteher hervorgingen, stellten sie eine Auslese verstandesmäßiger Begabung, organisatorischer Fähigkeit und anderer sicher über dem Durchschnitt stehender Gaben dar. Ihre Kinder können daher ebenfalls als besonders „begabt“ angesehen werden. Andererseits waren aber gerade diese Familien durch ihre enge Verbindung mit der Stadt und städtischem Leben, auch oft durch die wirtschaftliche Möglichkeit, sich städtischer Lebensform anzupassen, stärker für die Abwanderung „gefährdet“.

Was wurde nun aus den Kindern dieser Auslesegruppe? Eine Antwort wird sich erst nach Untersuchung einer größeren Anzahl Familien geben lassen. Hier kann nur auf 3 Stichproben hingewiesen werden, zwei aus Thüringen und eine aus Hessen, die zeigen sollen, daß eine solche Bearbeitung durchführbar und erfolgversprechend sein wird. In Hessen ist seit 1815 rund $\frac{1}{3}$ des aus 30 bis 48 Mann bestehenden Landtages von Vertretern der Landkreise gestellt worden; unter diesen befanden sich eine große Anzahl Bauern. In Thüringen dürften ähnliche Verhältnisse geherrscht haben. Folgende 3 Beispiele zeigen, was man aus den Nachahrentafeln dieser Auslesegruppe entnehmen kann.

1. Fall (Hessen): Ein Bauer auf 350 Morgen, kurhessischer Landtagsabgeordneter (1838—48), hat vier Söhne, die alle wieder Bauern werden. Der eine übernimmt den väterlichen Hof, zwei bekommen einen neuen gekauften Hof und einer heiratet in einen größeren Hof ein. Von den Söhnen sind wieder zwei Landtagsabgeordnete. Die Nachkommen der vier Söhne sind wieder vorwiegend bäuerlich. Verlust des Hofes kommt nur vor, als ein Anerbe im Kriege fällt. Ein Teil der Kinder wird Pächter. An sonstigen Berufen sind vorhanden: Direktor einer Zuckersabrik, Bierbrauer, Mechaniker, Angehöriger der Wehrmacht u. a. Ein Teil der Söhne bekleidet Offiziersgrade der Reserve, z. B. Hauptmann d. R. Die Kinderzahlen liegen um 4 oder 5. Einige Frauen heiraten in städtische Familien ein. Im ganzen zeigt

jedoch die Nachkommenschaft keine besonders starke Abwanderung, sondern eher eine bessere Verwurzelung im Boden, da der Stammvater für zwei seiner Söhne neue Höfe erwerben kann.

2. Fall (Thüringen): Hier scheint ein besonders deutliches Beispiel der Verstädterung, bei allerdings geringen Kinderzahlen, vorzuliegen. Ein Bauer mit 180 Morgen, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter (verheiratet 1873) hat nur zwei überlebende Kinder. Eine Tochter heiratete einen Bauern, der sich aber später als Rentier in der Stadt niederläßt, die nächste Generation, die 2 Enkel leben in der Stadt (Drogist, Haustochter). Ein Sohn des Landtagsabgeordneten ist wiederum Bürgermeister, Leutnant der Landwehr. Er heiratet die Tochter eines Bauern und Bürgermeisters, die einziges überlebendes Kind von drei Geschwistern ist. Von den Kindern aus dieser Ehe sind drei jung gestorben, eins ist noch Schüler und ein Mädchen mit einem Landwirt verheiratet. Die geringen Kinderzahlen lassen diesen Fall nur beschränkt als Beispiel verwenden. Es zeigt allerdings etwas anderes sehr deutlich, nämlich die Heirat innerhalb unserer Auslesegruppe von besonders hervorgehobenen Bauern untereinander.

3. Fall (Thüringen): Der Stammvater ist Bauer bzw. Gutsbesitzer und Landtagsabgeordneter, 1836 geboren, 1864 verheiratet. Von seinen drei Kindern (Söhnen) wird einer Offizier, ein zweiter Domänenpächter, der dritte Sohn Bauer. Die vier Kinder des Offiziers leben unter vorwiegend städtischen Verhältnissen. Zwei Töchter unverheiratet und berufstätig, eine mit einem Apotheker in der Stadt verheiratet, ein Sohn Diplomlandwirt und Offizier, erst seit kurzer Zeit wieder mit einer Bauertochter verheiratet. Unter der Nachkommenschaft des Domänenpächters sind von acht Kindern drei jung gestorben, drei Mädchen heirateten Männer aus städtischen Berufen (Ingenieur in USA, Augenarzt, Kaufmann), ein Sohn wurde Diplomlandwirt, Leiter einer bäuerlichen Werkhule, ein zweiter praktischer Landwirt. In einigen Familien ist die Fortpflanzung sicher noch nicht abgeschlossen, so daß sich über Vermehrung unter bäuerlichen und städtischen Verhältnissen noch nichts aussagen läßt. Der dritte Sohn des Landtagsabgeordneten, der wiederum Bauer war und bäuerliche Ehrenämter bekleidet, hat drei Kinder, von denen zwei Mädchen 1915 bzw. 1919 geboren wurden, so daß über diese sich noch nichts aussagen läßt; ein Sohn wiederum Bauer.

Unter den Enkeln des Bauern und Landtagsabgeordneten sind also zwei praktische Landwirte und zwei Diplomlandwirte. Die Frauen sind dagegen vorwiegend städtisch verheiratet oder in städtischen Berufen tätig.

Selbstverständlich läßt sich auf Grund der drei angeführten Beispiele nichts aussagen; verwertbares Material würde erst die Bearbeitung einer größeren Anzahl von Fällen liefern. An größerem Zahlenmaterial lassen sich Vergleiche durchführen, ob aus unserer Auslesegruppe mehr Angehörige abgewandert sind als im Durchschnitt aus anderen Familien. Die Unterlagen für solche Untersuchungen können, wenigstens für die größere Gruppe der bäuerlichen Gemeindevertreter, in einigen Jahren wohl vorhanden sein, wenn vollständige Sammlungen von Sippschaftstafeln für einzelne Dörfer vorliegen.

Bei der Verarbeitung mehrerer Familiengeschichten bäuerlicher und städtischer Familien fällt auf, daß häufig nicht nur einzelne Mitglieder, sondern ganze Familien ihren bäuerlichen Besitz aufgeben und in besonders

günstigen Seiten in die Stadt abwanderten. Ein bezeichnendes Beispiel entnehme ich der Familiengeschichte eines bekannten westdeutschen Industriellen. Einer seiner Vettern, der 1828 geboren und Bauer auf der Schwäbischen Alb war, verkauft 1866 seinen Hof (und Gastwirtschaft) und läßt sich als Bankier in Stuttgart nieder. Es war ihm „bei seiner Begabung und Tüchtigkeit“ ein leichtes, sein Vermögen zu vermehren, das er allerdings später durch unglückliche geschäftliche Verbindung verliert. Trotzdem bringen es seine Kinder („wie der Vater geistig gut begabt“) doch zu hohen Stellungen. Ein Sohn Oberregierungsrat, ein zweiter kaufmännischer Direktor eines großen Verlages und Buchdruckereibetriebes; eine Tochter heiratet einen Industriellen, eine zweite einen Chemiker. Ein Sohn ist nach Nordamerika ausgewandert. Auffallend gering ist die Kinderzahl in der folgenden Generation. Nur in zwei Fällen ist die Verheiratung angegeben, heidemale keine Kinder. Diese Familie gehört ohne Zweifel zur geistigen Auslese, als Einzelfall zeigt sie Verstärkung mit ihren verschiedensten Folgen. Ähnliche Beispiele würden sich aus anderen schon gedruckten Familiengeschichten entnehmen lassen, wie sich dort überhaupt noch viel Material über den Übergang von Bauernstämmen in städtische Familien und Berufe finden wird.

Schärfe und Grad der Auslese

Nach den angeführten Beispielen hat wohl tatsächlich in vielen Gebieten eine stärkere Abwanderung der Begabung stattgefunden. Wir stehen hier aber noch ganz am Anfang einer genauen Forschung. Es konnte bisher nur festgestellt werden, daß eine Gegenauslese, ein Abziehen der besten, intelligentesten Kräfte stattfand. Wir versuchen nun, uns ein Bild von der Stärke und dem Ausmaß des Erbgutverlustes zu machen, hierbei möglichst Zahlen über den Hundertsatz der Abwanderung jeder Generation zu finden und auch eine Abschätzung der Gegenkräfte, die die Abwanderungsauslese abschwächten, vorzunehmen.

Es wurde auf die *A b s c h w ä c h u n g* der ungünstigen Auslese in manchen Gebieten hingewiesen.

Diese findet sich besonders in Gebieten geschlossener Besitzvererbung (Anerbenrecht), in denen Ältesten- oder Jüngstenrecht herrschte und also der Sohn, *u n a b h ä n g i g* von seiner Begabung, den Besitz übernahm. Nur Söhne mit charakterlichen oder Begabungsmängeln wurden meist ausgeschaltet, so daß eher ein begabter als ein unbegabter Sohn auf dem Lande gehalten wurde. Ebenso wird wohl immer ein Teil der Bauernsöhne durch Einheirat im Dorfe bleiben und auch dieser ist sicher begabungsmäßig nicht der schlechteste, da bei einem Menschenüberfluß sicher eher ein tüchtiger Jungbauer zur Übernahme eines fremden Hofes ausgewählt wird. Allerdings erfolgt diese Siebung erst in einem Alter, in dem besondere Begabungen beruflich schon ins Handwerk oder den Beamten- und Akademikerstand übergegangen sind.

Einen zahlenmäßigen Maßstab dafür, wie viele der Kinder auf diese Weise „unausgelesen“ oder nach der günstigen Seite hin ausgelesen, doch im Dorfe blieben, geben Arbeiten von Wilmanns, Brugger und Hartwig. Brugger¹⁾

¹⁾ Dr. Peter Brugger, „Der Anerbe und das Schicksal seiner Geschwister in mehreren Oberämtern des Württembergischen Oberlandes“, Berlin 1936.

untersucht das Schicksal der Kinder aus 2194 württembergischen Bauernfamilien, in denen der Hof nach dem Auerbenrecht vererbt wurde. Die Durchschnittskinderzahl betrug 4,76. $\frac{2}{3}$ der Kinder (= rund $\frac{1}{3}$ der Söhne!) blieben als Erben dem Land erhalten; bei Einrechnung der Ehepartner sogar $\frac{1}{3}$. Rund gerechnet würde also nur die Hälfte aller Kinder als weichende Erben abgewandert sein. Man kann wohl annehmen, daß mindestens die erbenden Söhne, in diesem Fall sind es meist die ältesten, wieder den Durchschnitt der elterlichen Begabung darstellen. — In einem von Wilmanns⁷⁾ untersuchten ostthüringischen Dorf blieben in der Generation der Großeltern der heutigen Besitzer 46 vH. der Söhne als Hoferben auf dem Hof, in der Generation der Eltern waren es 47 vH. — Hartwig⁸⁾, der 154 Hofübertragungen (Jüngstenrecht) in Dörfern aus dem Lübedischen Staatsgebiet bearbeitete, fand für die Jahre 1800 bis 1870 ebenfalls fast die Hälfte der Söhne (43 vH.) als Hoferben. In dem thüringischen Dorf war geschlossene Besitzvererbung üblich, meistens erbt der Älteste, „manchmal wird auch 1 Kind vom Vater nach der Eignung ausgesucht“ (also nur geringe Auslese).

Als ganz grobe Berechnung kann man für die Abwanderung aus dem Bauerntum in die Stadt im Durchschnitt vielleicht folgende Zahlen zugrundelegen: Bei einer angenommenen Durchschnittszahl von 4 Kindern, die im berufsfähigen Alter stehen, bleibt die Hälfte der Söhne als Hoferben und die gleiche Zahl der Töchter als Ehegatten durch den eigenen bäuerlichen Besitz gebunden. Von den übrigen 50 vH. findet ein weiterer Teil noch im Dorfe sein Auskommen. Der Anteil der Abwanderung in die Stadt mag daher in den letzten zwei Generationen im Durchschnitt um ein Drittel bis ein Viertel aller Kinder gelegen haben (vgl. Reiter, Quehl, ein unterfränkisches Dorf; s. S. Wilmanns). Die Kinderzahl von 4 ist in der vorigen Generation durchschnittlich meist überschritten worden.

Während bei den Bauern also durch die Erbfolge eine Abschwächung der Auslese stattfand, muß die Abwanderung der Begabten innerhalb der Landbevölkerung besonders stark bei den Landarbeitern vor sich gegangen sein, soweit diese keinen festen Besitz hatten. Untersuchungen hierüber, besonders aus Ostdeutschland, wären sehr nötig.

Wenn wir abschließend noch einmal die Parallele zu unserem oben angeführten Beispiele der Auswanderung von einer Insel ziehen, so ergeben sich hier Gleichheiten und Unterschiede. Gleich ist der Zwang zur Abwanderung, gleich ist weiter die Auslese, die durch die Anforderungen in der neuen Heimat erfolgte. Verschieden ist aber der Grad, wie weit die Auslese vor sich ging. Während in unserem Inselbeispiel ein fast vollständiges Verschwinden des einen Bevölkerungsteiles erfolgt war, und hier wirklich nur ein „Restbestand“ zurückblieb, wird diese Auslesewirkung unter bäuerlichen Verhältnissen s. S. abgeschwächt: einmal durch die Festlegung des Erben und auch durch die im Orte heiratenden Geschwister, andererseits aber auch dadurch, daß zwischen den einzelnen Familien keine derartig starken Gegensätze

⁷⁾ Dr. med. S. Wilmanns, „Drei Geschlechterfolgen von Bauernfamilien, ein Spiegelbild bevölkerungsdynamischer und sozialanthropologischer Vorgänge“. Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 28, 1934.

⁸⁾ J. Hartwig, „Das Schicksal der weichenden Erben“. Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkstunde) und Bevölkerungspolitik, 1936.

wie in unserem überspizten Beispiele vorkommen, und auch keine so streng durchgeführte Trennung zwischen zwei ganz verschiedenen Gruppen.

Aenderung der Auslese

Es sollte der Zweck dieses Aufsatzes sein, an Hand der untersuchten Beispiele und allgemein rassenhygienischer Überlegungen zu zeigen, daß im Verlaufe der soziologischen Umschichtung eine für das Bauerntum ungünstige Auslese stattfand. Ob sie sich gleichmäßig auf das ganze Reichsgebiet erstreckt und überall auch gleich ungünstig gewirkt hat, wissen wir nicht, doch wird sich die Allgemeingültigkeit dieser Entwicklung in späteren Untersuchungen wohl mit einigen Einschränkungen bestätigen.

Bisher stehen wir hier noch am Anfang der wissenschaftlichen Forschung. Die rassenbiologische Gefahr, die in dieser ungünstigen Ausleसरichtung liegt, zeigt sich heute aber schon zu deutlich: die Verarmung an geistig führenden Erbstämmen. Auch wenn das rassische und charakterliche Erbgut eines Volkes gleichbleibt und wir die Bedeutung dieser Eigenschaften klar sehen, muß eine solche Verarmung an führungsfähigen Erbstämmen für jeden Stand einen nicht wieder ersetzbaren Verlust bedeuten. In unserem Falle trifft er nicht nur den Nährstand, sondern weiter gesehen das ganze deutsche Volk, da die berufliche Abwanderung und die Abwanderung in die Stadt in jüngster Zeit zur Kleinhaltung der Familie und damit geringerer Vermehrung der besten Erbanlagen geführt haben.

Die Entwicklung der letzten ein oder zwei Generationen läßt sich nicht mehr ändern. Für die Gegenwart und nächste Zukunft müssen wir aber eine der wichtigsten Aufgaben darin sehen, gerade den wertvollsten bisher abgewanderten Erbstämmen bäuerliche und ländliche Lebensmöglichkeiten zu erhalten oder zu schaffen. Eine stärkere Bindung dieser Kräfte und ihre Erhaltung im Dorfe ist nicht nur nötig, um den wahrscheinlich schon vorhandenen Erbgutverlust auszugleichen, sie ist eine wichtige Voraussetzung für viele Aufgaben in den nächsten Jahren, die innerhalb des Nährstandes Führer und Unterführer mit geistigem und politischem Weitblick erfordern. Verlangt heute schon die intensivere Bewirtschaftung des Einzelbetriebes und die starke Verwendung von Maschinen eine ausgeprägtere geistige Leistung und schärfere Auslese als früher, so gilt das gleiche besonders für alle Formen planmäßiger Organisation und Gemeinschaftsarbeit.

Auf der anderen Seite verlangt aber auch Staat und Partei wieder ein stärker verwurzeltcs Führerkorps, möglichst mit Ergänzung aus ländlich-bäuerlichen Kreisen, und vielen wichtigen städtischen Berufen würde „ein Schuß Bauernblut“ auch heute noch durchaus nichts schaden. Die Erhaltung einer rein städtischen Kultur ohne Verbindung mit dem Bauerntum, die durch Zuwanderung erfolgen würde, erscheint uns nicht erwünscht.

So liegen in dieser doppelten Beziehung zwischen dem Bauerntum und dem Volk allgemein und dem Bauerntum als Gegenpol zur Stadt Aufgaben, die sich gegenseitig zu widersprechen scheinen. Genauer gesehen ist aber doch auf lange Sicht die erste und wichtigste Aufgabe klar, die Besonderhaltung und Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Bauernstandes selbst: zuerst die Erhaltung der Substanz und dann erst ein Abgeben freier Kräfte aus dem Überschuß.

Karl Kermann:

Vom Wert des Bauerntums

Als der Nationalsozialismus an den Wiederaufbau des deutschen Bauerntums heranging, schuf er hierfür als wichtige Voraussetzung das Reichserbhofgesetz. Durch Verwirklichung des Erbhofgedankens erhielt das Bauerntum nicht nur die Schollenverbundenheit und den gesicherten Besitz als materielle Voraussetzung für die Erfüllung seiner Aufgaben, sondern der Begriff des Bauerntums wurde nun auch mit Inhalt erfüllt.

Die liberale Agrarpolitik lebte in einer materialistischen Gedankenwelt. Sie wertete den Bauern denn auch nach liberalen Maßstäben. Gewiß erkannte man an — und das ist die „gesellschaftliche“ Wertung, die der Bauernstand erfuhr —, daß der Bauer den „Jungbrunnen der Nation“ darstellt, aus dem die Städte immer wieder neuen Nachwuchs schöpfen. Man wußte auch, daß der Bauer für die Erhaltung der Wehrfähigkeit von hervorragender Bedeutung ist, weil er viele gesunde und kräftige Soldaten stellt. Man war sich auch damals darüber klar — und das ist die wirtschaftliche Wertung, die der Bauernstand erfuhr —, daß der Bauer für die Nahrungsfreiheit der Nation ebenso wichtig ist wie als Käufer gewerblich-industrieller Erzeugnisse. Alles das wußte man auch in der hinter uns liegenden liberalen Zeit. Wie hoch man aber den Wert des Bauern jeweils einschätzte, das hing davon ab, ob und in welchem Ausmaße man die zahlenmäßige, körperliche und geistige Erstarkung der Nation, ob und in welchem Ausmaße man Wehrfähigkeit, Nahrungsfreiheit und wirtschaftliche Unabhängigkeit überhaupt wollte! Je nachdem, ob Erstarkung der Volkskraft, Erhaltung unseres Volkstums; Nahrungsfreiheit und wirtschaftliche Selbstversorgung hoch oder niedrig im Kurse standen, je nachdem stieg und sank auch der Wert, den man dem Bauerntum zuerkannte — bis diese Wertung in der Politik der Systemzeit so ziemlich auf dem Nullpunkt angelangt war. Wehrfähigkeit war verpönt; in der Ernährung war nahezu die Hälfte des Volkes auf Auslandsversorgung angewiesen; die städtisch-industrielle Erzeugung sah — wie bei der Finanzierung ihrer Unternehmungen, so auch beim Absatz ihrer Waren — das Heil vielfach im Auslande; Volkstum und bäuerliche Art waren, wenn sie sich erhalten wollten, auf die Kräfte angewiesen, die in den Reihen des Bauerntums noch schlummerten. Wo sie sich sammelten, z. B. in den aus nordischem Denken entstandenen Volkshochschulen, mußten sich diese Kräfte gegen die politische Verseuchung zur Wehr setzen, und das war oft vergeblich. Wahrlich, der Wert des Bauerntums stand niedrig im Kurse.

Fragt man danach, aus welcher Geisteshaltung heraus ehemals der Bauer gewertet wurde, so kann man das aus zwei Äußerungen damals führender Agrarpolitiker entnehmen: A. Buchenberger, dem man rühmend nachsagen kann, daß er als erster die damals üblichen agrarpolitischen Mittel und

Zielsetzungen systematisch zusammengefaßt und abgehandelt hat, spricht in „Agrarwesen und Agrarpolitik“, 1892, von den psychologischen, also seelischen Eigentümlichkeiten der Landbevölkerung, „die in der Eigenart ihres Gewerbes wurzeln“¹⁾. Und der als Agrarpolitiker wie als Betriebslehrer seiner Zeit gleich berühmte Th. Frhr. v. d. Solz meint, durch das Gebundensein an die — durch Natur, Eigenart und Lage des Landgutes — „gegebenen Verhältnisse“ erhalte die landwirtschaftliche Bevölkerung „ihren stetigen konservativen Charakter“²⁾. Danach werden also seelische Veranlagung und Charakter durch die Umwelt, die Sachwelt des Betriebes, bestimmt! Geistigkeiten werden durch Sachen beherrscht; der Geist sieht sich durch die Materie geregelt. Es ist dieselbe geistige Grundhaltung, aus der heraus der Marxismus als „historischer Materialismus“ folgert: „Es ist nicht das Bewußtsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“ (K. Marx.) Der Mensch ist demnach das Produkt seiner Umgebung und die Entwicklung seines Geistes sowie seiner Schöpfungen wurzelt in den materiellen Lebensbedingungen. Eine solche Auffassung pflegt man aber als materialistisch zu bezeichnen. Ihr steht die idealistische Auffassung gegenüber, wonach der Geist die Wirklichkeit gestaltet und die Ideen die bewegenden Kräfte des Geschehens sind. Nicht aus der Eigenart seines Berufs, nicht aus den „gegebenen Verhältnissen“ der landwirtschaftlichen Betriebe ergeben sich die seelischen und charakterlichen Eigenschaften des Bauern — dann müßte ja, weil jedes Landgut sein Eigenleben und seine Eigenheiten hat, weil jedes Landgut Individualität besitzt, jeder Bauer Individualist sein! Oder: Wenn die Beschäftigung mit und auf dem Boden der bäuerlichen Charakter bestimmen würde, dann müßte ja jeder Farmer von nordisch-bäuerlicher Geisteshaltung sein! So also liegen die Dinge nicht. Es ist vielmehr die ererbte und vererbte Veranlagung, die den Wert des Bauern ausmacht, und es sind die rassisch bedingten Werte, die seine seelischen, charakterlichen, geistigen Eigenschaften bestimmen. Nicht sind wir, was das Landgut aus uns „gemacht“ hat, sondern wir sind aus Veranlagung „gewachsen“. Nicht die wirtschaftliche Umwelt und die Sachwelt des Betriebes, sondern Rasse und Geblüt bestimmen Geist und Wert des Bauern. „Wir sind“, sagte Hermann Reischle kürzlich, „was wir durch unsere Ahnen sind!“³⁾

So ergibt sich für uns der Wert des Bauern aus seinem Blut und seine Wertung nach Veranlagung. Aus idealistischer Geisteshaltung heraus werten wir ihn nach Gesinnung und Charakter. Nirgends zeigt sich das besser, als bei der praktischen Handhabung des Reichserbhofgesetzes, wenn es sich um die Beurteilung der Bauernfähigkeit dreht. Schlechte Charaktere, die ehrenrührige Vergehen zeitigen, können abgemeiert, aus dem Bauernstande ausgesemert werden. Aus mangelndem Leistungswillen (das ist auch mangelnde Ehrbarkeit, also eine geistige Eigenschaft) folgende wirtschaftliche Unfähigkeit kann zum Entzug der Verwaltung des Erbhofes führen. Aus mangelndem ehrenhaften Denken folgende gemeinschädliche Schuldenwirtschaft, die sich

¹⁾ H. Buchenberger, „Agrarwesen und Agrarpolitik“, Leipzig 1892, Bd. 1, S. 50.

²⁾ Frhr. Th. v. d. Solz, „Handbuch der landwirtschaftl. Betriebslehre“, Berlin 1912, S. 20.

³⁾ H. Reischle, „Volkstum als Erbe“, Nationalsozialistische Monatshefte, München 1936, Heft 77, S. 684.

zum Beispiel in Nichterfüllung von Schuldverpflichtungen äußert, führt zur Abmeierung und damit zum Ausschluß aus der bäuerlichen Gemeinschaft. Mangelnder Gemeinschaftssinn, der sich als krasser Egoismus zum Nachteil der Volks- oder auch Betriebsgemeinschaft, zum Schaden der Gefolgsleute auswirkt, ist Grund, dem Bauern die Verwaltung und Nutznießung des Erbhofes zu entziehen oder ihn durch Abmeierung seines Eigentumsrechtes am Hofe für verlustig zu erklären.

Wir sehen: Immer sind es geistige Werte, die nach nationalsozialistischer Auffassung bei der Wertung des Bauernstandes zugrunde gelegt werden. Seine sichtbaren Leistungen für Bevölkerungspolitik, Wehrfähigkeit, Kultur- und Wirtschaftsleben sind keine Bewertungsgrundlagen, sondern als natürliche Folgen der bäuerlichen Veranlagung nichts als Selbstverständlichkeiten.

Indem die Agrarpolitik des liberalen Zeitalters aber die sichtbaren, meß- und wägbaren Erscheinungen des bäuerlichen Daseins zu Bewertungsgrundlagen machte, erklärte sie, die Erscheinungen seien Wirklichkeiten! Damit bekannte sie sich zu einer Auffassung, die von der Philosophie längst überwunden war; und so offenbarte die frühere Agrarpolitik zugleich, daß ihr jeglicher philosophische Sinn fehlte.

Die im Nationalsozialismus sich machtvoll äußernde idealistische Geisteshaltung aber besinnt sich bei der „gesellschaftlichen“, kulturellen und wirtschaftlichen Wertung des Bauerntums auf die Unwägbarkeiten, die geistig-seelischen Lebensbedingungen als die wahren Wirklichkeiten. Die schöpferische Kraft der rassistisch bedingten Werte des Blutes, der aus Bejahung des Lebens und des Lebenskampfes erwachsende Selbstbehauptungswille, der aus Ehrbarkeit erwachsende Leistungswille des nordisch-germanischen Menschen — sie machen den Wert des Bauern aus und sind die Grundlagen für die Wertung des Bauerntums. Sie bestimmen auch die Agrarpolitik des Dritten Reiches.

Die Umschau

Grüne Woche 1937

Die „Grünen Wochen“, die alljährlich Ende Januar in Berlin stattfinden, wenden sich im Gegensatz zu den Reichsnährstandsausstellungen in erster Linie an die Städter, die die überwiegende Mehrzahl der Besucher stellen. Diese verschiedene Blickrichtung bedeutet in der sachlichen Aufgabenstellung wohl eine gewisse Verschiebung, aber, im Grunde genommen, keine Änderung; denn beide großen Ausstellungen im Jahr dienen vor allem dem einen Ziel, die Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen in Stadt und Land und die sich daraus ergebenden Aufgaben und Pflichten den Besucherscharen immer wieder vor Augen zu führen. Erst der Nationalsozialismus hat dieses auch früher so oft gebrauchte oder vielmehr mißbrauchte

Wort „Schicksalsgemeinschaft“ mit Inhalt erfüllt, indem er es zum Ausdruck des entschlossenen Tatwillens der befreiten Nation machte; und so sind auch jene beiden Ausstellungen in erster Linie auf die Tat ausgerichtet, und zwar auch da, wo sie sich der Vergangenheit unseres Volkes zuwenden; denn in der Geschichte unseres Volkes wollen sie die große Lehrmeisterin für die Gestaltung deutscher Zukunft sprechen lassen.

Dieses Ausgerichtetsein auf die Tat, welches stets zur praktischen Nutzenanwendung drängt, aber ist es, welches jeder der beiden Ausstellungen ein anderes Gesicht gibt. Die Reichsnährstandsausstellungen, die sich in erster Linie an den Bauern wenden, werden beispielsweise nicht versäumen dürfen, diese Landwirtschaftstechnik

und betriebswirtschaftlich eingehend durch praktische Beispiele zu beraten und anzuregen. Die Grünen Wochen, die sich in erster Linie an den Städter wenden, können auf Einzelheiten dieser Art verzichten. In dem sie sich darauf beschränken, das Verständnis lediglich für die großen Linien der nationalsozialistischen Agrarpolitik zu fördern, ist es ihre praktische Hauptaufgabe, zu zeigen, wie die Volksgenossen in der Stadt selbst mithelfen können, die Ziele der nationalsozialistischen Agrarpolitik zu unterstützen. Deutschlands Kampf um seine Nahrungsfreiheit beispielsweise stellt ja auch dem Städter eine Fülle praktischer Aufgaben, die, im einzelnen genommen, manchmal sehr unscheinbar aussehen, die aber doch durch ihr Zusammenwirken entscheidend zum Gelingen der Erzeugungsschlacht mit beitragen.

Wie immer, so steht auch in der Grünen Woche 1937 als das alles beherrschende Leitmotiv der Gedanke von Blut und Boden im Mittelpunkt aller Lehrschau. Trotzdem bedeutet diese Tatsache keine ermüdende Wiederholung schon oft gezeigter Dinge; denn die schöpferische Kraft dieses Kerngedankens des Nationalsozialismus zeigt sich ja gerade darin, daß er das ganze Leben unseres Volkes und seiner einzelnen Glieder mit allen seinen Aufregungen durchdringt und gestaltet. Und so eröffnet auch die Grüne Woche 1937 eine Fülle neuer Einblicke.

Sie zeigt uns in ihrem ersten Teil die Frau und Mutter als Trägerin des Blutserbes, Hüterin der Art, als Wahrerin und Quell der deutschen Kultur. In einer Fülle von Beispielen wird die Leistung der deutschen Frau und Mutter in der Vergangenheit lebendig. Dennoch bleibt die Darstellung keinen Augenblick in romantischer Rückschau stehen, überall wird die Verknüpfung mit der Gegenwart sichtbar und zeigt die Aufgaben, die jeder deutschen Mutter gestellt sind.

Eine zweite Lehrschau zeigt den Zusammenhang zwischen gesunder Grundbesitzverteilung und gesunder Volksentwicklung: Das deutsche Volk war so lange gesund, als es sich auf breiter bäuerlicher Grundlage aufbaute. Auch diese Schau läßt sich zunächst die geschichtlichen Tatsachen sprechen. Sie sprechen eine so deutliche Sprache, daß sich jedem die zwingende Notwendigkeit der nationalsozialistischen Agrarmaßnahmen, sei es des Reichserbhofgesetzes, der Neubildung deutschen Bauerntums, der Landeskultur usw., geradezu von selbst auf-

drängt. Besonders eindrucksvoll ist der Nachweis, daß das deutsche Bauerntum infolge seiner intensiven Wirtschaftsleistung wesentlich stärker an der Nahrungsversorgung des deutschen Volkes beteiligt ist, als es seinem Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche entspricht. Stärkung des Bauerntums bedeutet daher nicht nur Stärkung des Blutserbes des deutschen Volkes, sondern auch Förderung seiner Selbstversorgung.

Diese Tatsache aber ist für den deutschen Bauern nur Ansporn zu verstärkter Leistung. Es ist daher nur folgerichtig, daß eine dritte Lehrschau Aufgaben und Bedeutung der Erzeugungsschlacht zeigt. Gerade sie aber ist gleichzeitig ein eindringlicher Appell an die Volksgenossen in der Stadt, insbesondere die städtischen Hausfrauen zu tätiger Mithilfe. So berichtet sie nicht nur von den Leistungen des deutschen Bauern, sondern zeigt auch, wie die deutsche Hausfrau helfen kann, die Saisonschwankungen in der Nahrungsversorgung des deutschen Volkes auszugleichen und durch Anpassung des Verbrauchs an die deutschen Produktionsmöglichkeiten die Selbstversorgung zu fördern. Eine in diesem Zusammenhang besonders wichtige Aufgabe wird in einer vierten Lehrschau „Kampf dem Verderb“ gesondert behandelt. Es ist ein Kampf, der um die Erhaltung von Werten in der Höhe von 1½ Milliarden Reichsmark geht. Diese Tatsache gibt jeder der geforderten Schutzmaßnahmen, deren praktische Durchführungsmöglichkeit die Lehrschau zeigt, besonderes Gewicht.

So ist die Grüne Woche 1937 in allen ihren Teilen ein erneuter Beweis dafür, daß durch den Nationalsozialismus die deutsche Agrarpolitik zur Volkssache geworden ist, in deren Dienst alle Kräfte in Dorf und Stadt zusammenwirken müssen, um die Grundlage deutscher Wiedergebundenheit zu sichern.

G. Pachyna

Gesunde Grundbesitzverteilung — gesunde Volksentwicklung

Zum 50. Todestage Theodor von Bernhardt's.

Am 12. Februar 1937 jährt sich zum 50. Male der Todestag Theodor von Bernhardt's. Als er starb, war sein grundlegendes volkswirtschaftliches Werk „Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Grundeigentum angeführt werden“, das er bereits 1846 vollendet hatte, so gut wie vergessen. Erst im Jahre

1924 erlebte es eine zweite Auflage; und doch zeigt gerade dieses Werk, wie sehr die uns alle ansprechende Mahnung des Sterbenden an seinen Sohn, „niemals zu vergessen, daß alles Streben und Erringen im Leben des einzelnen eine wirkliche und wahre Bedeutung nur dann gewinnt, wenn es in bewußter Beziehung steht zum Allgemeinen“, Bernhardis ganzes Denken beherrschte. Es kann daher nur begrüßt werden, daß Dr. Hans Harras dieses Werk in seiner Abhandlung über „Theodor von Bernhardt und die politische Ökonomie“ (Schmollers Jahrbuch, Jahrgang 60, Heft 2) eingehend gewürdigt hat.

Der von Bernhardt für sein Werk gewählte Titel läßt zunächst, besonders wenn man sich den Brauch der Zeit vergegenwärtigt, eine ausgesprochene Spezialschrift vermuten. Indem aber Bernhardt sich dem wichtigsten Problem der Agrarpolitik, nämlich der Frage: Mobilmachung oder Gebundenheit des Grundbesitzes, zuwendete, stieß er zu einem Kernpunkte vor, der sich ohne Aufrollung der Frage nach dem Verhältnis von Staat zu Wirtschaft nicht befriedigend behandeln ließ. So wettet sich Bernhardtis Werk, von der Bodenfrage ausgehend, zu einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mit dem Wirtschaftsliberalismus, die Bernhardt in unmittelbare geistige Nachbarschaft zu Gustav Ruhland und Karl Preßer rückt. Mit Recht betont Harras, daß der Primat des Staates und der den Staat tragenden Nation — genau so wie für Friedrich List ist auch für Bernhardt grundsätzlich jeder vollkommene Staat Nationalstaat — für Bernhardt der Ausgangspunkt sowohl seiner Kritik wie seiner positiven Theorie ist.

Diese Vorherrschaft des Staats- und Volksinteresses setzt vor allem der vom Liberalismus gewissermaßen heilig gesprochenen Freiheit des Eigentums eine natürliche Grenze, deren Wahrung gegebenenfalls durch unmittelbaren Eingriff nicht nur Recht, sondern auch Pflicht des Staates ist; denn mit Nachdruck weist Bernhardt darauf hin, daß auch der formal-rechtlich zulässige Gebrauch des Eigentums zu Schädigungen der nationalen Gemeinschaft und der Gesamtwirtschaft führen kann. Dementsprechend hat auch das Grundeigentum, das für Bernhardt die älteste Eigentumsform darstellt, „am allerwenigsten Anspruch darauf, zu einer unbedingten Bedeutung erhoben und der Kontrolle des Staates ganz entzogen zu werden“. Damit ist auch die Frage nach der gesündesten Grundbesitzverteilung gegeben.

Die Antwort, die Bernhardt gibt, macht ihn zu einem entschiedenen Vorkämpfer für die Erhaltung des Bauerntums. Eine Zersplitterung des Grund und Bodens in Zwergwirtschaften und Parzellenbetriebe hält Bernhardt für ebenso schädlich wie das Vorherrschende landwirtschaftlicher Großbetriebe. Beherrscht der Großgrundbesitz die agrarische Struktur eines Landes, so ist dieses nach seiner Ansicht entweder auf die Ausfuhr seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse angewiesen oder es muß eine zahlreiche Industriebevölkerung besitzen, die ihrerseits auf die Ausfuhr ihrer Industrieerzeugnisse angewiesen ist. Beide Fälle aber bedeuten drückende Abhängigkeit vom Auslande. Die oft zum Lobe der Großbetriebe ins Feld geführte Behauptung der größeren Kapitalintensität und daher der höheren Leistungsfähigkeit widerlegt Bernhardt mit dem Hinweis auf die größere Arbeitsintensität der Klein- und Mittelbetriebe.

Deren Hauptbedeutung aber sieht Bernhardt, wie Harras mit Recht hervorhebt, darin, daß die landwirtschaftlichen Mittel- und Kleinbetriebe die Existenz einer großen bäuerlichen Bevölkerung gewährleisten, „die vermöge des Charakters, den ihr der Besitz eines unbeweglichen Eigentums ausdrückt, eine feste und breite Grundlage für die gesellschaftliche Pyramide bildet“. Bei zu großer Zerstübelung des Grundeigentums aber gehen diese Vorteile wieder verloren. Daher fordert Bernhardt, daß der Staat eine allzugroße Bodenzerstückelung ebenso wie eine Laifundienbildung durch geeignete Gesetze verhindere; denn der Staat hat die Pflicht dafür zu sorgen, daß die „Verhältnisse des Besitzes und Gebrauches des Bodens sich so gestalten, wie es das Heil und Gedeihen des Ganzen erheischt“. Dabei muß vor allem aber beachtet werden, daß das Schwergewicht der agrarischen Gesamtproduktion immer auf der Zahl und Kraft der bäuerlichen Betriebe beruhen wird. Diese Erkenntnis ist der Angelpunkt der Agrarlehre Bernhardis. Sein Werk ist ein neuer Beweis dafür, daß deutsches volksgebundenes Wirtschaftsd Denken naturnotwendig vom Boden und vom Bauerntum ausgehen muß.

G. Pachna

Gründung der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Am 10. Dezember 1936 fand unter dem Vorsitz des Landesbauernführers Hesse, ES-Standartenführer Dr. Richard Wagner, in den Räumen des Stabsamtes des Reichsbauern-

führers die 1. Beiratsbesprechung der neugegründeten Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik statt. Schon seit vielen Jahren leitete Dr. Wagner im Auftrage von Richard Walther Darré eine lose Arbeitsgemeinschaft. Nicht nur aus organisatorischen, sondern auch aus sachlichen Gründen erwies es sich aber längst als notwendig, den festen Rahmen eines Vereins mit ordentlichen Satzungen zu schaffen. So wurde nunmehr die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik als eingetragener Verein gegründet. Es wird also künftig der Träger aller geopolitischen Arbeit die AfG sein. Sie steht unter der bewährten Leitung des Landesbauernführers Dr. Richard Wagner. Ihm ist ein Beirat zur Seite, in den eine ganze Anzahl von Partei- und Reichsstellen ihre zuständigen Vertreter entsenden. Es sind u. a. beteiligt: SS., Reichsnährstand, HJ., Arbeitsdienst, Wehrmacht, Reichsstelle für Raumordnung. Vertreter der Reichsführung SS. (Rassenamt) ist Wilhelm Staudinger, des Stabsamtes Dr. Wilhelm Kinkel, der Reichsstelle für Raumordnung Prof. Dr. Konrad Meyer. Dem Beirat gehört insbesondere der Schöpfer und Altmeister der deutschen Geopolitik an, General Haus- hof er, als Vertreter des Stabes G e h.

Haushofer tritt in einem kurzen Vortrag die Aufgaben der deutschen Geopolitik: Erziehung des deutschen Binnenvolkes zum Verständnis der weltweiten außenpolitischen Gegebenheiten, Kräfte und Gestaltungen. Damit läge der Schwerpunkt des geopolitischen Blickfeldes außerhalb der Reichsgrenzen. An der Losung „Blut und Boden“ sei das Wörtchen „und“ eigentlich das wichtigste. Den lebenserfüllten Beziehungen zwischen den gestaltenden Kräften des Blutes und den Gegebenheiten des Raumes nachzugehen, sei die oberste Aufgabe der Geopolitik. Haushofers Vortrag fand ungeteilten Beifall.

Im Anschluß an ihn wurden die neuen Satzungen angenommen, von denen Ziffer 2 hier angeführt sei: „Zweck der AfG ist Forschung, Lehre und Werbung auf dem Gebiet der Geopolitik als der Lehre von den raum- und rassebestimmten Zügen in der Entwicklung der Völker und Staaten. Die AfG verpflichtet ihre Mitglieder auf die Weltanschauung des Nationalsozialismus.“

Es ist nunmehr durch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft eine klare Grundlage ge-

schaffen. Durch die Anerkennung der Losung „Blut und Boden“ findet die nationalsozialistische Lehre vom Blute stärkste Berücksichtigung, wodurch den Raummagiern Schach geboten wird, die den Menschen als rassegebundenes Wesen im Spiel der Weltkräfte nichts, den Raum alles gelten lassen, d. h. die den Menschen als ein Ergebnis dieses göhigen Raum hinstellen. Wir sehen demnach auch außerhalb der deutschen und europäischen Grenzen künftighin nicht nur abstrakte Räume unter sich und auf uns wirksam, sondern wir sehen in ihnen vor allem die rassegebundenen Kräfte lebensstarker Weltvölker in ihrem rassistischen Willen am Werk. Weltweit sind nicht nur die Räume, sondern weltweit ist vor allem der Wille blutsgebundener Völker und ihrer Führer.

Was ist unter dem Schlagwort „Geopolitik“ bis in die jüngste Vergangenheit an Unsinn nicht alles behauptet worden! Die Feinde der nationalsozialistischen Rassenlehre und damit des Nationalsozialismus, in „wissenschaftlicher“ Maske getarnt unter dem Schlagwort „der Raum macht die Politik“ (Geo-Politik!), oder diejenigen, welche die Geopolitik zu einer nationalsozialistischen Staatslehre erheben wollen — das Ziel nationalsozialistischer Gestaltung ist nicht der Staat, sondern das Volk! — haben künftighin in der AfG kein Glück mehr. Es war in der Tat eine straffe Zusammenfassung der aufbauenden nationalsozialistischen Kräfte in dem seitherigen geopolitischen Durcheinander und Meinungswirrwarr dringend notwendig. Es standen sich seither unveröhnlich gegenüber die Lehre von der reinen Erdräum- (Geo-) Politik und die neue nationalsozialistische Lehre vom Blut als Rassenpolitik. Nunmehr hat aber neben der Anerkennung der unbestreitbaren Raumkräfte der Gedanke vom Blut als der völker- und geschichtsgestaltenden Grundkraft, also ein nationalsozialistischer Grundbegriff, gesiegt. Nun erst kann man die seither viel umstrittene Geopolitik in den Dienst unseres Volkes stellen. Es wird unsere Aufgabe sein, die erdräumlichen Unterlagen zu ergründen, auf denen die schöpferischen rassistischen Kräfte von Völkern Geschichte machen. Damit hat auch die rein bäuerliche Schau in diesen Dingen die ihr gebührende Betrachtung in der Geopolitik gefunden.

Wilhelm Kinkel

**Ernst Moritz Arndt über den Reichsritter
Freiherrn vom und zum Stein**

In seinem wunderbaren, im neunundachtzigsten Lebensjahre niedergeschriebenen Rückblick „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“ erzählt Arndt u. a. von dem Aufenthalt des Freiherrn vom Stein auf dessen Gute Rappenberg in Westfalen und knüpft daran Betrachtungen über die Beziehungen dieses freien Reichsritters zum Blut und Boden, wofür die Zeit von Arndts Tode bis zum Erstehen des Dritten Reiches gar kein oder nur wenig Verständnis gezeigt hat, die heute aber wie eine Bestätigung dessen gelten können, was der Nationalsozialismus im gesunden deutsch-germanischen Gefühl wiederauferweckt hat. Arndt schreibt über den Aufenthalt des alternden Stein in Westfalen:

... „Für dieses Land Westfalens hatte Stein eine ganz besondere Zärtlichkeit, er hatte dort die rüstigsten, kräftigsten Jahre seiner Jugend verlebt. Aber sein deutsches Gemüt fand in dem Lande und in den Menschen d desselben, den echten Enkeln des gewaltigen Sachsenstammes, so vieles übrig, was in den meisten Landen des Vaterlandes ausgelöscht oder verlegt war, so vieles von echten, ältesten deutschen Sitten und Gebräuchen und Rechten in der Gemeinde wie im Hauswesen, in der Tagelöhnerhütte wie in den Schlössern und Palästen der Reichen und Abhigen, was ihn anheimelte. Er war mit diesem Lande der roten Erde in innigster Liebe verwachsen; vor allem lobte er das westfälische Bauernwesen mit den festgeschlossenen Höfen, eine Art eigentümlichen Majorats, wodurch des ältesten Urgroßvaters Hof immer sicher auf einen seiner Urentel hinabkam.“

... „Man verlese sich in das Gefühl eines adligen, ritterlichen Geschlechts, welches unter den Geistern seiner Ahnen in den alten Schlössern wohnt, im Schatten hundertjähriger Eichen sitzt und mit stiller, liebender Zärtlichkeit träumt, wie die Urentel in denselben Sälen ihre Feste begehen, unter denselben Bäumen das Gedächtnis des Urgroßvaters mit einer frommen Andacht der Ehre und des Glücks feiern werden, man bedenke, daß ihn ein gewisser Schauer ergreifen muß nicht bloß bei den demokratischen Verkündigungen und Ausrufungen von glückseliger Schleifung aller Burgen und Schlösser und Vernichtung eines privilegierten

ten Erbrechts, welches die Geister der Ahnen immer über denselben Gräbern wie über geweihten Stätten schweben lassen wolle. Stein liebte und pries den altbehaupteten Familienstift nicht allein als eine Befestigung des Glücks, sondern noch mehr als eine Befestigung der Tugend, er jammerte, daß mit der allgemeinen Wandelbarkeit des Grundbesitzes auch eine Wandelbarkeit und Verflüchtigung der Gemüter, eine Ausfoderung der Sitten verbunden sein werde. Er schloß die Augen halb zu gegen das, was er in der Zeit und in ihren Entwicklungen als eine unvermeidliche und fast unbefieglische Gewalt hereinbrechen sah, wodurch auch viel Gutes und Schönes der Sitten und Weisen der alten Zeit werde mit wie ausgelöscht und weggeblasen werden.

Aber dieser Ritter war kein Junker, der nur um sich greifen und auf Kosten der Bauern und Kleinen das Gebiet seiner Schlösser und Forsten schließen und abrunden wollte. — Nein! Das war sein Sinn und seine Liebe des festen Landbauers, das war sein Wunsch, daß die Familien der Kleinen und großen Bauern ebenso im Besitz der Häuser und Felder ihrer Väter geschickt und befestigt würden als die Söhne und Enkel der Grafen und Freiherrn. Weil solches in den Gebräuchen und Gebräuchen Westfalens noch bestanden hatte, deswegen hatte er dieses Land der roten Erde so lieb und fühlte sich auf diesem wie auf einem recht heimischen, altdeutschen Boden besonders glücklich. Er war hier wirklich der treue, freundliche Freund und Nachbar der freien Bauern, die zum Teil nur eine Viertelstunde von seinem Schlosse wohnten, und zwar für seine Wirtschaft gar nicht bequem mitten in oder an seinen Wäldern und Feldern. Wie unausstehlich würden solche Nachbarn einem medienburgischen Junker gewöhnlichen Schlages oder dort gewöhnlicher Ansicht gewesen sein! Wie würde er darüber hin und her gesonnen haben, ein solches Bauernfreigut durch alle möglichen Mittel und Künste in sein großes Gut mit hinein zu verschlingen! Wie gar anders Stein, dieser Ritter Stein, den einige deutsche Schriftsteller sich doch nicht gescheut haben, in seinen Ansichten und Strebungen einen Ultraradikalen, einen Baron und nichts weiter zu schelten!

Ich bin ein lebendiger Zeuge, wie traulich und freundlich dieser allerdings große Baron mit seinen Bauernnachbarn gelebt und verkehrt hat.

Wie oft bin ich mit ihm auf unseren Spaziergängen in die Häuser dieser guten Bauern gegangen, wo wir uns nach Landesfittte haben bewirten lassen. Dies geschah öfter beim Schulzen Wechmar nicht weit von Rappenberg. Da hatte er mir, als wir das erstemal hingingen, denn gesagt: „Da werden Sie wohl dem guten Nachbar zu Ehren einen oder zwei Schnaps trinken müssen“ — „O, das werd ich schon vollbringen“, hab' ich ihm geantwortet, „ich habe noch einige schwedische Übung in meiner Kehle, aber wie Eure Ergellenz es gut machen werden, soll mich wundern“. Und wir sind hereingetreten, Schulze Wechmar hat Butter, Brot, Käse und Schinken auftragen lassen, jedem von uns ein Glas Brantwein eingeschenkt und uns das Willkommen zugetrunken — und der Wirtler, der sonst den Brantwein verabscheute, hat doch sein Glas halb geleert, ich meines ganz. — So war er, war und fühlte sich glücklich, solche freie, reiche Bauern um sich zu haben, wie er denn von Natur und aus Christengefühl der Freund und Beschützer aller Kleineren und der stille, verschwiegene Wohltäter der Armen war...

... „Es war eine wahre Lust zu sehen und zu hören, wie der alte Ritter diese Jünglinge (seine Schwiegersöhne), in seine edlen, freien Grundsätze einzuweihen suchte, immer von dem Satz als von dem Hauptsatz ausgehend, daß der Schloßherr nichts Besseres sein solle als der erste, freie, germanische Bauer, der an altem ritterlichen Rechte festhalten, der Verteidiger, Führer und Beschützer der Geringeren sein und durch Barmherzigkeit und Treue allen und besonders den Armen sich immer bereit und hilfreich zeigen müsse. Der Schlußsatz der Lehre war immer: Ein

Edelmann sei nicht geboren, auf seinen Schlössern und Gütern bloß wie ein blanker Herr mit den Rittersporen zu prunken und zu prassen und mit Jägern und Stallknechten sein Leben abzuspülen, sondern sein Beruf sei, in Arbeit und Sorge für alles Volk, im Kriege und im Frieden, in Tat und in Tat der Vorderste zu sein. Das war er gewesen. . . .“

... „Bei diesen Vermahnungen und Lehren geborner Ritterschaft und ritterlicher Pflichten ward ich denn oft unvermeidlich mit hineingezogen, und wie ich des edlen Ritters Befehlen einen vollen Beifall zollen mußte, machte ich auch meine Notizen zu seinem Text aus der Zeit und aus den Erfahrungen meines Lebens heraus, wobei er mir denn gelegentlich einen kleinen Stieb gab, daß ich im Grunde auch ein geschworener Adelsfeind sei, wogegen ich denn wieder antworten mußte: ich hätte die Edelleute nur beschrieben, wie ich sie in meiner Heimat gekannt habe. Da hieß er denn wieder ein: „Ja, Sie meinen die in Mecklenburg und Hinterpommern und in den brandenburgischen Sanddünen, die nichts als hinterliche und hinderliche Gedanken und Ansichten haben können; da weht schon zu viele polnische und russische Luft herüber. Das ist aber kein ritterlicher Reichsadel, kaum ein halbdeutscher Adel zu nennen, es ist ein genus hybridum, in welchem noch ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen, vorhistorischen Tier steckt. Ich verbitte mir die Anwendung für uns andere, die man Edelleute aus dem Reiche zu nennen pflegt (bei solchen Worten pflegte er hell aufzulachen); bei uns am Rhein und in Westfalen haben die Bauern solches Geschlecht nicht aufkommen lassen.“ Dr. W. Krebs

Neues Schrifttum

Zeitschriftenchau

Rationalsozialistische Monatshefte

Die Dezemberausgabe wird mit einem Abdruck der Rede über „Weltanschauung und Wissenschaft“ eingeleitet, die Alfred Rosenberg anlässlich der dritten Reichstagung der Reichsstelle zur Förderung deutschen Schrifttums vorigen Monat in Berlin

gehalten hat, und deren Inhalt allgemein durch die Tageszeitungen bekannt geworden sein dürfte.

Dr. Hans Strobel, auf dessen neues Buch „Bauernbrauch im Jahreslauf“ wir in unserem Novemberheft ausführlich hingewiesen haben, gibt hier einen umfangreichen Beitrag

über das „Weihnachtsbrauchtum“. Er weist nach, daß das Weihnachtsfest als Sonnenwendfest bereits in den ältesten vorchristlichen Zeiten gefeiert worden ist. Das hat die Kirche veranlaßt, den Tag der Geburt Christi willkürlich auf den 25. Dezember zu verlegen. Das viel höhere Alter des Julfestes beweist Strobel an Hand vielfältigen Brauchtums, dessen Hauptsinnezeichen das Kind, die Mutter, das Menschenpaar, der Lebensbaum, das Feuer usw. gewesen sind, die sich bis heute in zahlreichen Gebrauchsgegenständen (z. B. Kuchenformen) und Bräuchen erhalten haben.

„Der Jesuitenorden“, ein Aufsatz, dessen erster Teil bereits im April veröffentlicht worden ist, erzählt in diesem Hefte seine Fortsetzung. Georg Albert geht hier besonders auf „Die Geisteshaltung des Jesuitenordens“ ein. Ihr Hauptmerkmal ist, „daß hier ein paar große Ideen bis in die letzten Konsequenzen hinein planmäßig durchgeführt sind“. Ihre Durchführung erfolgt rein willensmäßig mit Hilfe starker Einbildungen (Imaginationen), die durch Anspannung aller Willenskräfte (Konzentration) herbeigeführt werden.

Diesen Übungen (Exerzitien) liegt die Überzeugung zugrunde, daß die göttliche Gnade nicht nur ein Geschenk ist, sondern daß sie auch erzwungen, wenn nicht erzwungen werden kann, das heißt, „daß man auch mit natürlichen menschlichen Fähigkeiten solche mystischen Erlebnisse anstreben könne“.

Hierin spricht sich eine unbedingte Anerkennung der Willensfreiheit des Menschen aus, die von dem Jesuiten Molina im 16. Jahrhundert systematisch vertreten wurde und den Orden in Gegensatz zum Thomismus und der Prädestinationstheorie brachte.

So gemäß uns Deutschen diese Auffassung der Willensfreiheit auch ist, so sehr wird sie durch die Jesuitenmoral in ihr Gegenteil verfaßt. Der Jesuitismus will nämlich gar nicht die Willensfreiheit des Menschen, er will vielmehr die Willensunterwerfung des freien Menschen unter die Ziele des Ordens, die im „Kadavergehorsam“ ihr Schlagwort gefunden hat. „Was meinen Augen weiß erscheint, halte ich für schwarz, wenn die hierarchische Kirche so entscheidet.“

Hier zeigt sich die Teufelsklaue böllig unverbüllt. Wer für schwarz halten muß, was weiß

ist, bzw. umgekehrt, der muß auf jede sittliche Wertung verzichten, das heißt aber, er muß den menschlichen Wesenskern vergewaltigen. Und hierin liegt der krasse Gegensatz zum Rationalsozialismus, der ebenso die menschliche Willensfreiheit bejaht, wie er Gehorsam fordert, dabei jedoch die sittliche Handlung und Haltung in den Vordergrund stellt. Wo der Jesuit Verschlagenheit fordert, fordert er die Ehre, d. h. Wahrhaftigkeit, wie er der jesuitischen Verlogenheit die persönliche Tapferkeit entgegensetzt. Tapferkeit und Wahrhaftigkeit aber sind die Wurzeln, aus denen die persönliche Willensfreiheit, die selbstverantwortlich auch da handelt, wo sie Befehlen folgt, überhaupt erst wirksam werden kann.

Mit zahlreichen weiteren Einzelheiten und Beispielen verdeutlicht der Verfasser seine Ausführungen, in denen er auch einen Seitenblick auf die Freimaurerei wirft. Diese strebt zwar die gleichen Ziele für sich an wie der Jesuitismus, verheimlicht ihren niederen Mittelweg aber Weg und Ziel, die der Jesuitismus bereits dem Anwärter einbringlich vor Augen stellt.

Unseres Erachtens müßte noch auf den Zusammenhang des Jesuitismus mit dem Bolschewismus hingewiesen werden. Beide wollen daselbe, sogar mit gleichem Vorzeichen; nämlich Minus. Nur die Ebenen, auf denen sie vorgehen, sind verschieden. Was der Jesuit im Seelischen zu erzwingen sucht, das beschränkt der Bolschewist auf das rein Materielle. Beide enden in der Zerstörung der Persönlichkeit, der Sittlichkeit und der Freiheit. Der Jesuit läßt die Massen seelisch ebenso verkümmern, wie der Bolschewist sie körperlich verhungern läßt.

„Germanien“ (12/36)

erscheint als Weihnachtsnummer. Ihr Inhalt befaßt sich nahezu ausschließlich mit der weltanschaulichen und brauchtmäßigen Seite des Festes, wie aus dem nachstehend wiedergegebenen Inhaltsverzeichnis hervorgeht: Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Julzeit — heilige Zeit. — Herkunft und Sinn des Lichterbaums. Von Otto Huth. — Die Springerte, eine alte Badwerkstätte in Süddeutschland. Von Lore Bidingmaier. — Die volkstümlichen Gestalten der deutschen Weihnachtszeit. Von Werner Köhler. — Neues vom alten Wodan. Von J. O. Naßmann. — Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln. — Die Bücherwaage.

„Wille und Macht“ (24/36)

Obergebietsführer Helmut Stiehlrecht schreibt zum „Gesetz über die Hitler-Jugend“, das kein Gesetz, sondern den Abschluß einer langen Entwicklung bedeutet. Der Verfasser läßt die politische Geschichte der deutschen Jugend mit den Freiwilligen beginnen, die gegen Napoleon I. ins Feld gezogen sind, und bezeichnet „Lange-marsch“ als die Erfüllung jener ersten Jugendbestrebungen.

Heute ist die Hitler-Jugend die Trägerin des Vermächtnisses geworden. Sie gibt jedem den Weg „zur klaren, in sich ruhenden Persönlichkeit“. Als Nationalsozialisten wollen die jungen Menschen das vollenden, was die Älteren angebahnt haben.

Die Unterscheidung zwischen Nationalsozialisten und Nationalsozialisten ist für die Jugend gefallen. Ihr gilt nicht mehr die politische Gesinnung, sondern die besondere Leistung. Und hierin sieht der Verfasser den Sinn des Gesetzes, daß es der Jugend nicht die Sicherheit für ihre Organisation gibt, sondern die äußerste Möglichkeit, sich durchzusetzen. In diesem Zusammenhange kommt der Verfasser zu einer außerordentlich bedeutungsvollen Unterscheidung, die wörtlich wiedergegeben sei: „Wer von der Idee der Jugendbewegung erfaßt ist, der ordnet sich aus eigener Verpflichtung ein, und die Treue ist ihm eine Selbstverständlichkeit, weil er sich selbst nicht untreu werden kann. Als Nationalsozialisten sprechen wir nicht von der Pflicht, sondern von der Ehre des Dienstes. Und Nationalsozialismus und Freiwilligkeit sind nicht zu trennen. Wenn das Reichsgesetz die Pflicht zu einer Dienstleistung ausdrückt, so ist das nur die reichsgesetzliche Formulierung des Willens der Nation und des Willens ihrer einzelnen Glieder.“

Hierdurch hat der Pflichtbegriff einen völlig neuen Inhalt bekommen. Pflicht ist nicht mehr das, was irgendein Gebot oder Gesetz vorschreibt, sondern nur das, was eigenem Willen entspringt. Darum steht die Jugend immer wieder vor der Frage: „Was hält uns noch zusammen? Das äußere Gesetz des Staates oder das eigene Gesetz der Gemeinschaft? Wenn man das äußere Gesetz negatimmt, müssen die Einheiten aus der tragenden Idee heraus bestehen bleiben.“ Die tragende Idee aber schafft die einheitliche Grundlage des gemeinschaftlichen Wollens, das als Dienst an der Idee mit Recht

die einzige Pflicht bleibt, die von der Jugend noch anerkannt wird.

In dem Aufsatz „Arbeiterjugend — im Banne des Marxismus“ gibt Karl Niedbrodt einen Rückblick auf die Jahrhundertwende. Er zeigt, wie die ersten Ziele sozialistischer Jugend von Parteibonzen erfüllt und verfälscht worden sind. Der Verfasser bestreitet, daß in der Oberflächlichkeit der damaligen Zeit Arbeiter und Bürger eine Weltanschauung gehabt hätten, sofern man nicht den Magen als eine solche ansehen will. Aber der Jude hätte eine und konnte durch sie alles erfassen, was man ihm aus Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit überließ. Für den Juden aber gab es nichts Höheres als „das Ausschachten der natürlichen Reichtümer des Landes um der Dividende willen“. Erst der Weltkrieg öffnete den jungen Menschen die Augen und zeigte ihnen, „daß es nicht die junge Arbeiter, und die junge Bürger waren, sondern daß sie gemeinsam junge Deutsche wären“.

„HJ musiziert“ umfaßt einige sehr gute Bilder. Mit ihnen ist der „Kleine Beitrag“ von Wolfgang Stürme in Verbindung zu bringen: „Musikertische aus der HJ.“ Die HJ läßt sich die treueste Pflege des deutschen Volksliedes und auch des jungen nationalsozialistischen Liedes angelegen sein. Ihr geht der Weg zur Kunst über die Gemeinschaft. Nicht irgendein einzelner kann sie gestalten, sondern nur solche „Persönlichkeiten, die in der Gemeinschaft stehen, in sie hineingewachsen sind und aus diesem Erlebnis die Gabe höherer Formen empfangen haben. Und der Kunsthalt ist nicht das Arbeitige, Einmalige und Exotische, sondern ist das Wesensgemäße“, das durch Erziehung und Schulung dem einzelnen immer stärker zum Bewußtsein gebracht werden soll.

Zum Erlaß von Dr. Goebbels nimmt Friedr. W. Symmen Stellung und überschreibt sie „Die Kritik an den 23jährigen“.

„Die Tat“ (12/36)

Giselher Birsing faßt die Kämpfe, Machenschaften und Intrigen um Spanien in seinem Aufsatz „Die katalanische Mine“ zusammen. Er legt eindeutig klar, wie die Sowjetunion sich in Barcelona einen Brückenkopf geschaffen hat, von dem aus sie nicht nur starken Einfluß auf Spanien nimmt, sondern auch gleichzeitig nach Frankreich hinein wirkt. Die Folgerungen, die hieraus für Italien entstehen,

werden gestreift, das neue Abkommen zwischen Deutschland und Japan beleuchtet. Anschließend hieran wird die Stellung Englands in ihrer ganzen Zwiespältigkeit, aber auch Verantwortung geschildert.

Eugen Diederichs erfährt als Persönlichkeit und als Charakter dadurch eine aufschlußreiche Würdigung, daß eine Reihe von „Briefen aus deutscher Notzeit“ veröffentlicht wird, die er in den ersten drei Nachkriegsjahren geschrieben hat.

H. Zimmer erzählt „Die Geschichte von dem König und dem Leichnam“, die aus Indien stammt und in ihrem tieferen Sinne den Menschen dazu veranlassen will, sich auf die Frucht zu besinnen, die in ihrem Inneren einen Edelstein birgt: also auf sich selbst.

Karl Korn gibt eine Rückschau über das Schrifttum des ablaufenden Jahres.

Adolf Berg schreibt über „Die Neugestaltung des Ehescheidungsrechts“, dessen Entwurf außerordentlich vielversprechend und vernünftig ist. Die bürgerliche Ehescheidungsgesetzgebung, die sich in keiner Weise um das Leben selbst kümmert, sondern rein schematisch verfährt, würde durch eine Verschärfung des versprochenen Entwurfs weitgehend überwunden werden.

H. Ullmann zeichnet die gegenwärtige Lage Brasiliens in einer Betrachtung über Rio de Janeiro.

Von den „Glossen zur Zeit“ ist vor allem der Hinweis auf „Pacelli und Amerika“ beachtlich. Man sieht, wie stark die Kirche Roms dabei ist, ihre politische Wirksamkeit auch auf die Vereinigten Staaten auszudehnen.

„Weltanschauung und Schule“

Eine neue Zeitschrift, die im November 1936 ihr erstes Heft herausgebracht hat. Die kurze Einleitung „Was wir wollen“ stellt die Ziele klar.

Reichserziehungsminister Bernhard Rust eröffnet die Reihe der Beiträge mit dem Aufsatz „Völkische Auslese und Aufbauschule“.

Hierin erhält die Schule als Bildungsmittel für arm und reich, d. h. für die gesamte Volksgemeinschaft ihren rechten Platz. Insbesondere wird über die Frage der Internatserziehung ausführlich abgehandelt.

Alfred Baumeier stellt die angeschlagenen Gedanken auf eine breite Grundlage und schreibt über „Die deutsche Gemeinschaftsschule“

und ihre geschichtlichen Voraussetzungen“. Er nennt die deutsche Gemeinschaftsschule das natürliche Ziel, dem das deutsche Volk seit Jahrhunderten entgegenstrebt. Anfänglich war diese Schule Kirchenschule, die in der neuen Zeit Staatsschule wurde und heute im Begriff ist, Volksschule zu werden.

Solange die Schule Kirchenschule gewesen ist, dauerte das Mittelalter an, das in der Reformation nicht sein Ende, sondern erst seinen Wendepunkt erreicht hat. „Die Oberhoheit der Geistlichkeit über die Erziehung ist das entscheidende Merkmal des Mittelalters“, in dem die Schule als ein „Anhängsel der Religion“ betrachtet worden ist.

Friedrich der Große begründete die Entwicklung des zweiten Reiches, in dem die Schule Staatsschule wurde. Diese Schule „ist niemals zu völliger Entfaltung gelangt, weil die Zeit, in der sie sich entwickeln sollte, zusammenfiel mit einer Epoche der Wiederbelebung der Konfessionen. Während des ganzen 19. Jahrhunderts liegen die Konfessionen im Angriff, der Staat ist in der Defensiv“. Dies führt zur Erneuerung der Konfessionsschule, im Vergleich zu der die alte Konfessionsschule harmlos gewesen ist. „Aus der neuen konfessionellen Bewegung, dem Ultramontanismus, geht die Zentrumspartei hervor. Die konservative Partei in Preußen ist protestantisch. Das ergibt den neuen, raffinierten, parteipolitischen Konfessionalismus, der nirgends schlimmer gewütet hat als im Bereich der Schule.“

„So bedeutet das 19. Jahrhundert einen Rückschlag ins Mittelalter.“ Leo XIII. setzte als Merkmal für die katholischen Schulen: 1. Einstellung nur katholischer Lehrer, 2. Billigung der Lehr- und Lesebücher durch die Bischöfe, 3. Übereinstimmung des gesamten Unterrichts mit dem katholischen Bekenntnis.

Der Erfolg der Konfessionsschulen hätte nie so groß sein können, „wenn nicht im Prinzip des modernen Staates eine Schwäche enthalten gewesen wäre“. Sie wurden nicht von einer einheitlichen Weltanschauung getragen und vermittelten eine nur formale Bildung. „Der Unterricht wird dadurch der Überzeugungskraft und des tieferen Sinnes beraubt. Es gibt keine Wahrheit, es gibt nur Ansichten.“

Baumeier kommt hier eingehend auf die Bedeutung der Weltanschauung zu sprechen, die sich „unmittelbar nicht in Vorstellungen und Gedanken, sondern im Sein und Tun des ganzen Menschen“ darstellt. Er fährt fort:

„Jedes Volk bedeutet eine Weltanschauung. Niemand vermag der Staat aus sich heraus eine Weltanschauung herborzubringen. Eine reine Staatschule mit verordneten Weltanschauungen wäre ein fürchtbares Gebilde.“

Der weltanschauungslose Staat kam zu der Simultanschule, die „leer, negativ und polemisch“ ist und keine Beziehung zu Aufbau und Gestaltung hat.

„Früher betrachtete man das Problem der Gemeinschaftschule unter dem Gesichtspunkt eines juristischen Vertragschlusses zwischen zwei Mächten. Die eine war der Staat, die andere war die Kirche. In der Ferne irgendwo dämmerte das Volk.“

Im Dritten Reich ist dies anders geworden. Es ist „weder katholisch noch protestantisch, es ist deutsch“. Das Reich ist nur da, „wo das Volk zu seiner Blüte kommt“. Es kann nicht mehr zulassen, „daß das Lebensprinzip des Schulunterrichts in konfessionellen Dogmen liegt, statt in der völkischen Weltanschauung“. Nur aus dieser Weltanschauung, „die sich von selbst zur Religion vertieft, kann die Volksschule wachsen“. In ihr ist der Lehrer fortan nicht mehr nur irgendein Angestellter, er muß vielmehr als ganzer Mensch in seiner Aufgabe leben, d. h., „er muß als Lehrer stehen mitten im Reich“. **W i l l V e d e r** spricht anschließend über den „Reichsarbeitsdienst im Raume der völkischen Gesamterziehung“.

Ein Bericht über die „Herbstübung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten“ folgt.

Dann bringt das Fest eine „Ansprache zum 9. November“, in der **H a n s K a r l L e i f r i t z** echte und tiefe Gedanken über den Tod gestaltet.

Im Gedenken an die Gefallenen der Bewegung findet er die Worte: „So spricht nicht der Tod das letzte Wort über diese Deutschen aus dem Volke. Der Tod hat seine Macht verloren. Er vernichtet nicht das ganze Sein des Menschen. Er gibt nur andere, wirkliche Gestalt. Er vertieft es in unauslöschlicher Weise zum Volk. — Das Sterben vertieft seine Schwere. Wenn es sein muß, dann wird es genommen. Wenn es bitter ist, dann wird es ertragen. Aber daß es einmal ist, das wird ohne Scheu und ohne Schrecken gewußt. Und der Leib hält sich bereit, wenn er dort sein muß, wo nur das letzte Standhalten entscheidet. — Das ist nicht die Todesvorstellung derer, die bedrückt von der Zahl ihrer Tage und Jahre meinen, mit jedem Morgen einem Nichts um einen Fußbreit näher zu sein, die meinen, daß

die Aufgabe des Menschen sei, das Leben nur unter dem Gesichtspunkt des sicheren Todes zu betrachten und damit dem Leben seinen eigentlichen Sinn zu nehmen. —

Es ist die Haltung der Gefunden und Starlen, denen nicht das lange Leben wichtig ist, sondern das rechte Leben. — Sie sehen aus der Art, aus der sie sind, Berufung und Schicksal und reden nicht laut und vordringlich von dem, was sie nur als einzelne angeht. Ihre Rede gilt anderem: sie gilt dem, was sie in der Zeit, die ihnen gegeben, zu leisten haben. Sie predigen nicht vom Tode. Sie predigen vom Leben und seinen Aufgaben.“

An uns Lebende aber sind die Worte gerichtet: „Die Toten der Bewegung leben nicht dadurch im Volke weiter, daß gelegentlich ihrer gedacht wird. Wer ihnen einen Tag im Jahre widmet und sich ihnen die anderen Tage des Jahres nicht verpflichtet fühlt, der setzt an einem Tage eine Maske auf, um sein wahres Gesicht der übrigen Tage aus irgendwelchen Gründen zu verbergen. — Die Toten sind nicht dafür gestorben, daß das deutsche Leben so weiterging, wie es war. Sie setzten sich ein, damit es sich wandle, damit es anders werde, damit es deutscher werde und dadurch wahrer und echter.“ Er schließt mit der Mahnung: „Trage den Ernst der Lebensform in das Alltägliche und mache es dir nicht bequem mit den billigen Reden, daß die Politik der Führer mache und Gefolgschaft darin bestehe, im Trotte einer allgemeinen Meinungslosigkeit zu schwimmen und im übrigen Geschäft Geschäft und Weltanschauung Weltanschauung sein zu lassen. Auch Weltanschauung lebt nur durch den Einklang des tätigen Handelns von Führung und Gefolgschaft. Sie geht jeden an und ist kein Privileg.“

Ein Ausfluß dieser Gesinnung ist das Winterhilfswerk, über dessen geschichtliche Bedeutung **Reinhold Grosch** berichtet.

Einen Blick in die Welt tut **Walter Fritsch** mit seinem Aufsatz „Spanien geht uns an“.

Das Fest schließt mit einem kurzen Bericht über die 13. Tagung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, auf der über „Seele und Geist“ gesprochen worden ist. Bei der allgemeinen Unklarheit und Verwirrung, die bezüglich dieser beiden Begriffe herrscht, ist es nicht verwunderlich, wenn der Berichterstatter zu dem abschließenden Urteil gelangt: „Die angekündigte ‚philosophische Grenzregulierung‘ fand

also nicht statt. Der Versuch, die philosophische Bedeutung des Rassenbegriffes aufzuweisen, mußte an dem Festhalten der Begriffe Seele und Geist, die die Bemühungen der Tagung in traditionellen Bahnen hielten, scheitern."

Beim Lesen dieses Festes hat man den starken Eindruck, daß seine Mitarbeiter auch in Zukunft sehr Wesentliches zu sagen haben werden. Wir möchten daher auch die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf richten.

„Rhythmus“ (12/36)

Im Spiele den Ernst und im Kampfe den Scherz des Lebens begreifen, das etwa ist der Sinn, den Hermann Moldenhauer seinem Aufsatz „Kampf und Spiel“ gibt. Kampf ist nicht Streit, Spiel nicht leerer Zeitvertreib. Beide sind Tätigkeiten des Menschen, natürliche Spannungen auszugleichen und dadurch fruchtbar zu machen. Darin liegen auch die schöpferischen Wirkungen von Kampf und Spiel, die in den zerstörenden Folgen jeglichen Stretzes oder bloßer Spielerei ihr Zerrbild erfahren.

Reinhold Zimmermanns Aufsatz „Rasse und Rhythmus“ ist den Lesern der „Sonne“ bereits bekannt. Wir verweisen in unserem Novemberheft auf ihn.

In seinen Ausführungen „Über Entstehung und Zerfall des völkertümlichen Weltbildes“ kommt Reinhold Drüner zu der Voraussetzung, daß die Kunst älter als die Wissenschaft sei. Es ist dies wohl ein Trugschluß, denn eine wissenschaftslose Kunst hat es nie gegeben. Unsere heutige unkünstlerische Wissenschaft scheint allerdings dagegen zu sprechen. Doch ist sie nicht erst durch den Zerfall entstanden? — Kunst, Religion und Wissenschaft waren ursprünglich eine Einheit. Der „Kundige“ beherrschte sie. Erst das Spezialtutium des Intellektuellen riß sie auseinander. Auch sonst wäre gegen diesen Aufsatz vieles einzuwenden, der u. a. folgende Behauptung enthält: „Das künstlerische Abbilden der Welt ist nur dann echte Spiegelung, wenn es gleich dem Wasser Verwandtes, nicht etwa Beliebiges spiegelt, Heimat, Hausgenossenschaft, nicht Fremde.“

Otto Guth stellt in „Der Auszug der Unterirdischen“ den Verlust bestimmter Seelenkräfte dar und bringt diesen mit dem Vordringen des Christentums in Verbindung.

„Raumforschung und Raumordnung“

Im Oktober trat die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung mit dieser ihrer Zeitschrift an die Öffentlichkeit. Die inhaltlich sehr umfangreichen Monatshefte sollen „widerspiegeln, was in Deutschland zum Besten von Volk und Staat in der Ausgestaltung der räumlichen Gegebenheiten und Grundlagen unserer Volksgemeinschaft geleistet wird, und was wir von den Arbeiten des Auslandes als vorbildlich und nachahmenswert anerkennen haben“.

Dieser allgemeinen Zielsetzung tragen die einzelnen Aufsätze des Festes auf besonderen Gebieten Rechnung. Konrad Meyer zeigt in seiner Arbeit „Raumforschung“ wie Volks- und Raumordnung sich gegenseitig ergänzen und bedingen und wie die Reichsarbeitsgemeinschaft als Selbstverwaltungskörperschaft den Aufgaben gerecht zu werden sucht, die sich daraus für die Gegenwart ergeben.

Der inzwischen verstorbene stellvertretende Leiter der Reichsstelle für Raumordnung, Walter Blöcker, gibt in seinem Beitrag „Raumordnung“ eine Darstellung der Folgen, die aus der Verstandnislosigkeit gegenüber den gestaltenden Kräften des Bodens erwachsen, der der Nationalsozialismus durch das Gesetz vom 29. März 1935 ein Ende machte. Sein Leitgedanke ist: „Grund und Boden sind die Grundlagen von Volk und Reich“. Der Verfasser gibt fernerhin Aufschluß über Aufbau und Gliederung der dem Reichsminister Kerrl unterstellten Reichsstelle, deren Ziel es ist, „alle Kräfte in den deutschen Landschaften auf ein gemeinsames Ziel und die Gesamtleistung der einzelnen deutschen Räume zum höchstmöglichen Einsatz für das Gesamtwohl von Volk und Staat“ zu bringen.

Die Leser unserer Zeitschrift wird besonders der Aufsatz von Hans Merkel angehen: „Reichsnährstand und Raumordnung“. Merkel hebt die zahlreichen Beziehungen hervor, die sich aus einer Raumordnung für den Reichsnährstand ergeben, wie: Siedlungsordnung, Wald- und Wildbege, Wasserhaushalt, Landgewinnung u. dergl. Sein Hinweis, „daß das bisherige Recht noch nicht die einheitliche Zusammenschau über alle diese Lebensgebiete gefunden hatte“, deutet nicht nur eine der vielen Weltfremdheiten der Juristerei an, sondern begründet auch zugleich die Notwendigkeit der neu errichteten Reichsstelle. Die

weiteren Folgerungen, die der Verfasser zieht, sind gleichfalls wesentlich und bedeutungsvoll.

Der übrige Inhalt des Heftes umfaßt die Aufsätze von Ernst Farmer, Politische Zielsetzung und weltanschauliche Abgrenzung der Raumordnung, Wilhelm Stubenrauch, „Raumordnung und Wehrmacht“, ferner Beiträge über Organisation und Arbeitseinsatz der Reichsarbeitsgemeinschaft, über Schrifttum und Raumordnung, Verfahrensweisen usw.

„Deutschlands Erneuerung“ (12/36)

„Die Landwirtschaft unter der sowjetrussischen Praxis“ wird als einleitender Aufsatz in dankenswerter Eindeutigkeit angeprangert. In unserem vorigen Heft verwohlen wir auf das Buch von Ammebe, „Muß Rußland hungern?“. Hier wird auf „Die Agrarpolitik der Sowjetunion und deren Ergebnisse von R. Michael (Nibelungen-Verlag, Berlin/Leipzig) Bezug genommen. Auch dieses Buch beweist, daß es den Sowjetjuden darauf ankommt, den russischen Bauern planmäßig auszurotten. Die Mittel dazu sind Mord, Hunger, Verbannung u. dergl. Scheußlichkeiten mehr. Man kann sich diese Verbrechen gar nicht scharf genug bewußt machen, denn sie sind nicht nur Verbrechen an russischen Völkern, sondern an allen Völkern überhaupt. Und welches Volk sie stillschweigend duldet, wie England, oder gar durch Bündnisse unterstützt, wie Frankreich, das macht sich mitschuldig.

H. D. S. Schulz setzt seinen Aufsatz aus dem Novemberheft „Die geschichtliche Stufenfolge des bolschewistischen Weltimperialismus“ fort, indem er die Pläne und Praktiken der Sowjetjuden aufdeckt.

Auch der Aufsatz „Deutschland und Böhmen“ von Georg Widenbauer ist eine Fortsetzung.

Walter von Reiser behandelt „Die politische und militärische Bedeutung des Dreibundes Frankreich — Rußland — Tschechoslowakei“ und dessen deutschfeindliche Auswirkung.

Kurt Reiß gibt einen statistischen Überblick über die „Sudetendeutsche Bevölkerungspolitik“, aus der hervorgeht, „daß mehr Särge als Wiegen gezimmert werden mußten“.

Über „Das Verhältnis zwischen dem Staat und der römischen Kirche, römisch-katholisch, gesellschaftlich und nationalsozialistisch gesehen“ schreibt Alfred Richter einen sehr beachtlichen Aufsatz.

„Der zweite Akt des Weltkampfes um die Währung“ veranlaßt Rudolf Ott zu Darstellungen, die sich mit der Frage befassen, was aus der Reichsmark werden würde, wenn deren Kurs „nach englischem Muster“ freigegeben werden würde. Die „Devisenzwangswirtschaft, die ihr eigener Vater als scheußlich bezeichnet hat“, ist dem Verfasser ein Stein des Anstoßes. Er glaubt, daß das gegenwärtige Währungschaos vermieden worden wäre, wenn bereits 1931 alle Staaten dem Beispiele Englands gefolgt wären. Dann hätten sich nämlich „unter Führung einer soliden Termindenspekulation allerseits bald unverlässige Kurse für Termindewisen entwickelt, bei denen die ein- und ausführenden Kaufleute die Unsicherheit über die Entwicklung der Devisenkurse mit einer geringen Risikoprämie im voraus ablösen konnten“. Der Verfasser wird mit dieser Ansicht wenig Verständnis finden; es sei denn bei gestrigen Nationalökonomien und Kapitalisten.

„Heinrich v. Kleists dramatische Sendung“ von Carlhans Wähinger und „Justus Möser, ein deutscher Staatsmann, Kulturpolitiker und Journalist“ von Dr. A. Riemeyer beschließen mit dem „Bild der Sage“ den Hauptinhalt des Heftes.

„Volk und Rasse“ (12/36)

Die in Heft 10 bereits von Dr. Valentiner behandelte Frage „Der Wille zum Rinde“ wird in diesem Heft erneut angeschnitten und findet in den Ausführungen von Dr. med. E. Kaltenpoth, Dresden, der seine Untersuchungen zu diesem Thema an Bewerbern von Ehestandsbarlehen angestellt hat, eine wesentliche Ergänzung.

Es folgen Aufsätze von Friedrich Reiter, „Rasse und Rassenpflege beim deutschen Wild“ und von Staatsminister a. D. Hartmann, „Akademische Berufsnot und Volkszukunft“. (Zugleich ein Wort zur Grundschuldauer.) Die Abteilung „Kleine Beiträge“ bringt: „Zur Frage der unterschiedlichen Fortpflanzung“, „Ist Rasse wirklich ein Geheimnis?“, „Die schwindende Familie — eine Bedrohung der Zukunft“.

Buchbesprechungen

Dr. Paul Rische: „Mensch und Scholle“. Kartenwerk zur Geschichte und Geologie des Kulturbodens, 289 Karten. Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1936, Kart. 26,50 RM.

Der Buchtitel „Mensch und Scholle“ ist unverkennbar unter dem überwältigenden Eindruck der neuen Lösung des Reichsbauernführers „Blut und Boden“ gewählt worden. Von dem, was unter dieser Lösung verstanden ist, ist in dem vorliegenden Buche allerdings kaum ein Hauch zu spüren, auch wenn ein Abschnitt F irreführend überschrieben ist mit „Der Bauer als Lebensquell der Völker“ — auch des jüdischen Volkes und der Bushneger? — Als mißverständene Vorlage dazu diente hier unverkennbar Darreß geschichtliches Wort „Bauerntum als Lebensquell der nördlichen Rasse“. Der Titel ist auch insofern irreführend, als in dem großen Werke „vom Menschen“ als Träger rassistischer Kraft nur ganz wenig geschrieben wird. Als Rechtfertigung für die erste Hälfte des Buchtitels kommt u. a. auch eine verhältnismäßig ausführliche Inhaltsangabe über die uns wohl bekannte Arbeit des Herrn v. Rohr über den Familienbesitz des deutschen Adels, die wir bekanntlich wegen ihrer irreführenden Absicht ablehnen. Dazu kommt eine Übersicht einer Arbeit über bäuerlichen Aitbesitz in Bayern und „aus dämonischer Urzeit“ (!), eine Abhandlung über die Verbreitung der „Korndämonen“ in Deutschland. Dies ist aber doch zu wenig, um den obigen Buchtitel zu rechtfertigen! Vom Begriff Rasse ist natürlich überhaupt nirgends die Rede. Man kann über solche Dinge, wie sie der Titel verkündigt, heute aber nicht mehr reden, ohne den Blutsbegriff heranzuziehen, will man nicht rückständig (reaktionär) bleiben. Von dem, was seit 1933 auf dem landwirtschaftlichen Gebiet vorgeht, scheint sich bis zum Herausgeber noch nichts herumgesprochen zu haben. Ja, der Herausgeber bringt es fertig, in seinem im 4. Jahre nach der Machtergreifung erscheinenden Werke über Landgewinnung (S. 86 ff.) zu schreiben, ohne den Nationalsozialismus oder den Arbeitsdienst auch nur mit einem Wort zu erwähnen! „Im September 1933 wurde das Werk (die Eiderabbändmung, d. B.) feierlich in Angriff genommen“, heißt es da verschämt und unbekümmert.

Vielleicht ist die Kennung des Nationalsozialismus nicht „wissenschaftlich“, ihr Herren?

Seinem inneren Geist nach muß das Buch von uns abgelehnt werden. Gerechterweise sei nicht verschwiegen, daß das reiche Kartenmaterial für eine Reihe von Bodenfragen wertvolle Unterlagen bietet, wie denn zur Rechtfertigung des zweiten Teiles „Scholle“ das rein Fachliche ein besseres Bild bietet. Die nationalsozialistischen Gedanken dazu müssen wir uns aber selber machen.

Wilhelm Rinkeln

Paul Groß: „Das Buch vom deutschen Volkstum“. Wesen, Lebensraum, Schicksal. Ein Text-, Bilder- und Kartenwerk vom Deutschtum in aller Welt. 25,5/32 cm, 436 S., 136 bunte Karten und 1066 Bilder. Ganj. 20,— RM. F. A. Brockhaus Verlag.

Der stattliche Band ist ein Sammelwerk aus Beiträgen einer großen Zahl von Mitarbeitern. Der Verlag hat ihn mit Bildern und Karten reich ausgestattet, wodurch der Wert des Buches erhöht wird. Es ist gegliedert in drei Teile: Einen ersten Teil: „Wesen und Lebensraum der Deutschen“, einen zweiten Teil „Deutsche Landschaft und Volksgruppen“ und in einen dritten Teil „Deutsche Geschichte“.

Endlich lernen wir Vinnendeutsche den Blick über die Reichsgrenzen hinaus zu lenken und zu erkennen, daß Deutschland überall dort auf der ganzen Welt ist, wo Deutsche in geschlossenen Siedlungen zusammenwohnen, sei es im unmittelbaren Anschluß an das Reichsgebiet, sei es in den draußen zerstreuten größeren und kleineren Inseln deutscher Ansiedlung in aller Welt. Endlich lernen wir uns begreifen als ein Volk von 100 Millionen. Dafür leistet dieses Buch wichtige Vorkarbeit. Wenn auch wahr ist, daß darin die nationalsozialistische Schau der Frage deutschen Volk noch keineswegs ihren endgültigen Niederschlag gefunden hat, was schon durch das Vielerlei der Mitarbeiter erschwert ist, so begrüßen wir den Band doch als einen Anfang. Er bringt einem unendlich viel Anregungen. In einer Neuherausgabe müßte manche Unebenheit eben gestellt werden, so, um nur einige Beispiele herauszugreifen, wenn auf S. 251

Rechtenstein und Reufen als „Zeugenberg“ hingestellt werden, während doch beide fest verbunden sind mit dem Rasthof der Schwäbischen Alb; es gibt dort auch keine Rechtensteiner Höhle, sondern die aus Hauffs Erzählung bekannte Höhle heißt Rebellloch oder Rebellkogle. Ober S. 252 wird die alte Reichsabel Reichenau „als die erste Pflanzstätte mittelalterlicher Kultur“ in Schwaben hingestellt. Damit wird unausgesprochen behauptet, daß rund um dieses christliche Stift eitel Wildnis, Wüstenei und Barbarei herrschte. Diese „fromme Legende“ glaubt heute aber im Ernst niemand mehr! Unsere bäuerlichen Vorfahren lebten um jene Zeit in der Überlieferung einer uralten Gestirnung und herkömmlichen Lebensordnung und waren der pirminischen Kultur nicht bedürftig.

S. 376 beginnt für Prof. Keyser die deutsche Geschichte einmal wieder erst mit den Franken. War vorher nichts bei uns selbst da, was in dieser Betrachtung des Erinnerns wert wäre? Viele haben zwar der Irrlehre „das Richt kommt aus dem Osten“ abgeschworen, nichts desto weniger aber beziehen sie nach wie vor alle „Kultur“ in Deutschland aus dem allerchristlichsten Frankenreiche. Unser Volk aber stammt ebenso gestirnungsmäßig wie blutlich aus dem Norden und nicht aus dem Westen.

S. 415 gibt Hans Steinacher eine sehr flüchtige Auslegung des Begriffes Volk, von dem er sagt, es sei eine „Gemeinschaft, die vor allem auf dem gefühlsmäßigen Zusammengehörigkeitsbewußtsein beruht“. Unter dem Zeichen des Hakenkreuzes ist bekanntlich Volk vor allem eine Blutgemeinschaft, aus der zwingend eine ganze Reihe anderer Gemeinschaftsordnungen folgern, ehe die rein gefühlsmäßige Gemeinschaft kommt.

Ungeachtet solcher zu verbessernder Mängel sei das Buch allen Freunden des Auslandsdeutschentums bestens empfohlen. Wenn man es so einen Abend lang durchblättert, kann man geschwind bei allen Deutschen auf der Erde im Geiste einen kleinen Besuch machen. Ein wirklich lohnender und dabei billiger Ausflug! Auch dem deutschen Bauern gibt es zur Frage der auslandsdeutschen Siedlungs- und Wirtschaftsweise manch wertvollen Hinweis.

W i l h e l m R i n k e l l e n

Dr. Friedrich W i c h t l: „Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik“. Vollständige Neubearbeitung und Neuherausgabe von Rechtsanwält Robert Schneider. 12. Aufl. (57. bis

63. Tausend) J. F. Lehmanns Verlag, München 1896. 286 S. Geb. 6.— RM.

Es wäre ein Irrtum zu meinen, wir Deutschen hätten uns nach der Machtübernahme mit der zweiten der aus dem Feldgeschrei der Kampfzeit uns allen geläufigen drei überstaatlichen Mächte, nämlich mit der Freimaurerei, nicht mehr zu beschäftigen. Im Gegenteil! Nicht nur ist ein eifriges Fortschreiten in dem vergangenen Geschehen notwendig, um erst recht die Gegenwart zu verstehen und für die Zukunft gewappnet zu sein, sondern das Eindringen in die geheimen Zusammenhänge der Freimaurerei erklärt uns auch, wie und warum heute der Krieg gegen das nationalsozialistische Deutschland draußen in der Welt, wenn auch nicht mit Kanonen, fortgesetzt wird. Wer seine Feinde kennt, dem ist schon der halbe Sieg. Die andere Hälfte ist dann Sache des Mutes und der Stärke.

Das vorliegende Buch vermittelt diese Kenntnisse über die Freimaurerei in umfassender Weise. In seiner 12. Auflage braucht „Der W i c h t l“ nicht mehr besonders empfohlen zu werden. Er hat seinen Weg längst in das deutsche Volk gefunden. Die Neubearbeitung unter Berücksichtigung der jüngsten Vergangenheit macht ihn besonders wertvoll. Das Buch kann auch im Bauerntum nicht genug verbreitet sein. Das Erwachen des Bauerntums zu eigener Führung und Haltung erfordert gerade von ihm, daß es seine alten Feinde und angemaßten Herren erkennt, um sie desto besser zu überwinden: in einem freien Bauernstand ist für diese fremden anmaßenden Mächte kein Raum mehr, will er anders nicht wieder ebenso in gesellschaftlich-wirtschaftliche, wie in geistige Knechtschaft verfallen.

Es sei hier ergänzend folgender Gedanke geäußert: Es ist kein Zweifel, daß im maurerischen Brauchtum einerseits vieles, als einer uns völlig fremden Seelenhaltung entsprungen, uns mit Grauen und Widerwillen erfüllt, daß aber andererseits vieles darin nicht ursprünglich maurerische im heutigen Sinne ist, sondern aus einer älteren Welt „übernommen“ wurde, wobei „die Gleichhaltung“ darin besteht, daß äußerlich vieles unangetastet übernommen wird, durch innere Änderungen, andere Sinn- oder Kamengebungen aber völlig in echt jüdischer Kunst verdreht und umgedreht wird, bis die ganze seither edle Vorstellungskraft nunmehr ihrem neuen maurerischen Zweck dient, ja sich als Waffe gegen seinen eigenen Ursprung ver-

wenden läßt; denn die eigene geistige Armut ist viel zu groß, um etwas völlig Neues, Selbstgeschaffenes zu bringen. Wir kennen diese Kunst des Umbiegens alter Werte zum eigenen Nutzen und als Mißbrauch einer fremden vorgefundenen inneren Kraft ja auch aus der Übung anderer internationaler Großbünde: Alles Wasser wird auf die jüdische Mühle geleitet und alles wird auf Judentum umgebogen und mit diesem durchseht, um zum Schluß als eigene geistige Leistung des Judentums ausgegeben oder mindestens in seine Dienste genommen zu werden. Ich sehe eine Aufgabe darin, das maurerische Brauchtum einmal nach dieser Richtung zu untersuchen und hier eigenes altes und wertvolles Gut herauszufinden, geradezubiegen und uns wieder anzueignen. So ist ja, um nur ein Beispiel statt vieler zu nennen, der Sechsstern ein uraltes arisches Heilzeichen. Hier und bei vielem anderen werden wir wieder unser geistiges Urheberrecht anmelden. Der maurerischen Allmenschheitslehre selbst aber sehen wir die Rassenlehre und die Lehre von der Volksgenossenschaft entgegen, die nationalsozialistischen Grundfesten, an denen alle zwischenstaatlichen Mächte zerbrechen. Wilhelm Rinkel

Wilhelm Friedrich Böhens: „Untergegangene Bauernhöfe auf ostdeutschem Boden“. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1936. 107 S. Kart. 4.— RM.

Wenn man heute von Ostdeutschland, das Anlaß zu dem politischen Schlagwort „Ostelbien“ gegeben hat, spricht, so glaubt man gemeinhin, die durch dieses Schlagwort gekennzeichneten Zustände hätten dort immer schon geherrscht. Böhens Buch belehrt diese geschichtlich Einfältigen eines anderen und eines besseren. Dieses Buch kann unter den gegenwärtigen Umständen, da allerhand Fragen in der Luft liegen, die gerade den Bauernstand angehen, nicht genug begrüßt werden. Das Buch ist ein einziger Beleg für die Wahrheit des Satzes: Die Latifundie ist der Feind des Bauernhofes. Abgesehen davon, daß Ostdeutschland uraltes Germanenland ist — die Bayern, Schwaben, Burgunder, Langobarden, Goten usw. haben dort ihre Urstbe oder haben doch dort lange gesiedelt! —, daß es damals also Bauernland war, in Höfen und Gemeinden geordnet, ist es nach der slawischen Einsiedlung durch die Taten des Welfen Heinrich wiederum germanisches

Siedlungsland, d. h. Bauernland geworden. Das aus einer germanenfremden Geisteshaltung stammende spätromische Recht zusamt dem Feudalwesen, dessen Trägerin auch die Kirche war, gab aber den Anlaß dazu, dieses Bauernland zu Herrenland zu machen, also aus freien Höfen und freibäuerlichen Gemeinden Latifundien zu bilden, kurz das Bild zu verschleiben von der Ordnung des gewachsenen Mutterlandes zur Ordnung des Koloniallandes, also von der germanischen freien Selbstverwaltung zur herrenmäßig aufgezogenen zentralisierten „Kolonialverwaltung“.

Das Buch Böhens ist auch ein Beleg dafür, daß zwar die Feudalgewalten des Mittelalters Neuland gewonnen, aber dennoch nicht gesiedelt haben. Wir Nationalsozialisten verstehen aber unter Siedeln das Ansetzen neuer, dauerhafter, freier Bauernschaften in Höfen und Gemeinden unter weitgehendster Eigenverwaltung. Es ist aber unbestritten, daß die kirchlichen und weltlichen Herren den Osten nicht mit freien, sondern mit hörigen Bauernschaften ausgefüllt haben. Ihnen ging es nicht um Bildung eines deutschen freien Bauerntums, sondern um Vermehrung ihres Besitzes, ihrer Hörigen, ihrer Einkünfte, ihrer Macht schlechthin. Insofern haben sie nicht gesiedelt und kultiviert, sondern eigensüchtige Seute- und Bodenpolitik getrieben. Nur aus dieser Geisteshaltung ist es zu verstehen, daß die Latifundien die Kennzeichen des deutschen Ostens werden konnten und nicht der Bauernhof oder das Bauerndorf, im Gegensatz zu dem alten deutschen Mutterland im Westen oder Süden des Reiches, wo Landnahme durch Bauernschaften, nicht durch Gefolgschaften einzelner Herren geübt wurde, wo also auch der Boden sozial nach herkömmlichem Recht unter Gleichen geordnet und verteilt wurde und wo es zur Bildung von Latifundien als Besitztyp bis heute gar nicht kommen konnte. Alle diese Gedanken gewinnen reiche Nahrung aus Böhens Buch, das gerade für den Bauernführer des deutschen Ostens, aber ebenso für den des übrigen Reiches nicht warm genug empfohlen werden kann. Es enthält die ganze Tragik des mittelalterlichen Bauerntums und zeigt, wie es hätte nicht gemacht werden dürfen.

Wilhelm Rinkel

Heinar Schilling: *Haitabu. Ein germanisches Troja*. Leipzig 1936. Gr. = 8°. 253 S. und 49 Bilder. Verlag Koehler & Amelang. Ganzleinen 4,80 RM.

Mit diesem seinem neuesten Werke schließt Schilling eine üble Lücke, die wir in dem humanistisch-christlichen Geschichtsbild unserer Schulzeit immer noch mit uns herumschleppen. Wie kannten wir Babylon, wie Jerusalem und Rom! Was wußten wir aber etwa von Haitabu und was von den heidnischen Helden jener Zeit? Nichts, nicht einmal den Namen! Es ist aber Zeit, daß diese Unwissenheit aufgehört und daß wir dafür lieber anderen wertlosen geschichtlichen Ballast abstoßen. Schilling will nach seinen eigenen Worten hier eine geschichtliche Schau tun in jene germanische Schicksalszeit. Gestützt auf Urkunden und Bodensfunde entwirft er, um Haitabu gebrängt, ein großartiges, ergreifendes Bild, das an Dahn'sche Gestaltung erinnert. Selbst wenn hier und dort bei den ganz Gelehrten auf einen Sachirrtum hingewiesen werden sollte, so begründen wir doch grundsätzlich, wenn einer der unseren in seiner dichterischen Begabung uns die Vorzeitgeschichte zum Erlebnis werden läßt, weil eine solche Schau mehr als nur die trockenen Fundberichte des reinen Scherben-sammlers oder die dünnen Urkundenbände des reinen Altensforschers zur geschichtlichen Urteils- und Willensbildung unseres Volkes beiträgt. Eine solche ergreifende Gestaltung ist hier Schilling wahrhaft gelungen. Wer einmal auf den toten Wällen Haitabus (in heutigem Deutsch „Haldebeuren“) gestanden hat, der ist dankbar für das Leben, das Schillings Werk in diesen Weitraum des deutschen Nordens bringt. Wir lernen Größe und Schwung jener harten Junglingszeit kennen. Vor unseren Augen spielt sich der Niesenkampf ab zwischen einem heidnisch-germanischen Nordreich und dem christlichen Süd- oder Westreich unter karolingischer Führung, wie er sich ähnlich im Laufe der Auseinandersetzung der morgenländischen Welt mit dem Germanentum tausendfach abgespielt hat, ohne daß uns ein Lied oder eine Sage davon kündete.

Zu einigen Einzelheiten: Caesar (Kaiser) Karl „wollte und mußte“ kein „einiges Deutschland schaffen“ (S. 133). Bekanntlich tat er dies auch nicht, und Deutschland steht in diesem letzten Cäsaren nicht seinen Schöpfer. Das karolingische Frankenreich und Deutschland sind nicht nur geistlich zwei ganz verschiedene Gebilde!

Vielmehr löste sich das vorfränkische heimliche Deutschland, mit Gewalt in dieses Frankenreich gezwungen, sofort wieder aus diesem Zwangsstaat spätromischer Prägung, als nach Karls I. Tode seine äußere Macht und Gewalt zerfiel, was, wenn auch noch mit einem üblen Erbe behaftet, die Wiedergeburt bzw. Befreiung des germanisch gebliebenen Deutschlands bedeutet, nicht erst seine Gründung. Die geschlossene Loslösung Deutschlands aus dem zerfallenden Frankenreiche kann ja auch nur so erklärt werden, daß die innere Verbundenheit der deutschen Stämme schon vorher bestanden haben muß und daß gerade durch diesen Umstand bedingt die deutschen Stämme sich als eine geschlossene Einheit gegenüber der romanisch-fränkischen Welt gefühlt haben müssen.

Diese S. 133 enthält auch die nicht ganz ungefährliche Feststellung, daß „das aus Karls Reich hervorgegangene Ostfrankenreich nur dadurch zu Deutschland wurde, daß der Zutritt der Sachsen es germanisch bestimmte“. Dies ist, mit Verlaub, einseitig gesehen. Demnach gäbe es im deutschen Reiche neben den Sachsen als Germanen erster Ordnung notwendigerweise Germanen zweiter Ordnung, worunter „die übrigen deutschen Hilfsvölker“ verstanden werden müssen. Wegen diese Einordnung aber werden sich die übrigen deutschen Stämme mit Recht zur Wehr setzen. Schwaben, Hessen, Mosel- und Rheinfranken, um nur die deutschen Stämme an der welschen Westfront zu nennen, blieben in ihrem Wesen und Kern nicht minder deutsch als die Sachsen, obwohl bei den ersteren die Versuchung und die Versuche zur Verwelschung viel länger gedauert haben, als bei den letzteren, den Sachsen. Bekanntlich wurden z. B. die Schwaben als das den Sachsen entsprechende südliche Bollwerk gegen Frankenreich und Italien nicht romanisch, wie es mit den Westfranken selbst, den Burgundern, Langobarden, Goten usw. geschehen ist, und sie sind bis ins 8. Jahrhundert germanisch-heidnisch und frei geblieben. Seit wann diese Weststämme übrigens in ihrer Gesamtheit christlich sind, ist von kirchlicher Seite oft genug, von germanischer Seite fast noch nie gründlich dargestellt worden. Daß wir uns hier aber, um zu einem eigenen Urteil zu gelangen, nicht den Schriftstellern der Gegenseite überlassen dürfen, ist klar. Die Verchristlichung der Weststämme, germanisch gesehen, wird, auch zeitlich gesehen, ein völlig anderes Bild ergeben, als das uns bisher von römisch-kirchlicher Schau aus ver-

traute. Die Schwaben jedenfalls sind in ihrem Kern erst wenige Jahrzehnte vor den Sachsen zu Christen gemacht worden und haben der alleinseligmachenden Kirche wahrlich Sorge genug bereitet. Und man sehe nur zu dem Helden hinein, wieviel Heldentum und germanisches Blut sich bei ihnen bis heute erhalten hat! Es ist also der Satz „das kleine Volk (der Sachsen, d. B.), das bisher noch den von allen anderen deutschen Stämmen längst verlassenen Bäterglauben treu bewahrt hatte . . .“, gründlich zu überholen.

In der Gesamtbetrachtung der Geschichte unseres Volkes müssen wir uns daran gewöhnen, den Gang unserer Geschichte als ein Schicksal im Rahmen einer weisen Weltordnung anzusehen — denken wir nur an die Zeit von 1914—1933! —, ein Schicksal, das seines Sinnes nicht entbehrt und auch gar nicht entbehren kann. Eine nur rückwärtshinende Klage hätte wenig Sinn, sinnvoll wird nur, wenn vermeintliche Fehler der Vergangenheit den Entschluß mit aller Kraft reifen lassen, die fernere Geschichte so zu führen, daß sie vor Ihnen und Enkeln verantwortet werden kann. Und man soll auch nicht in den Fehler

verfallen, in der Geschichte eines Volkes immer nur Hoch-Zeiten zu wollen, sondern: aus Sieg und Niederlage, aus Licht und Schatten, aus Erhebung und Verfall usw. setzt sich alle Zeit das Schicksal eines ewigen Volkes zusammen. So auch das unsere. Viele Kraft eines Volkes wird, mit unserem beschränkten Verstand gemessen, immer als sinnlos vertan beurteilt werden. Je reicher Völker an innerem Vermögen, desto größer wird dieses „verschwenderrische“ Verluftkonto sein, desto größer aber auch seine weltgeschichtliche Sendung. Ein Volk, das sich nicht teilweise zu verschwenden bereit ist, wird nie in die Geschichte eingehen. Betrachten wir ruhig Zeiten der Schwachheit und eines neidischen Geschehens als Episoden in unserer Geschichte mit Gelassenheit und Zuversicht in dem unbegrenzten Glauben an die Ewigkeit unseres Volkes. Wir haben Zeit, auch in geschichtlich trüben Stunden auf die Wendung zu warten, denn solche geschichtlichen Episoden sind zeitlich begrenzt, unser Volk aber ist ewig!

Wer um ein solches Bild ringt, der findet reichen Stoff in Schillings Werk, das wärmstens an Jung und Alt empfohlen wird.



Sie finden zweckmäßigen Versicherungsschutz

bei der

Deutscher Bauerndienst

Allgemeine Versicherungs-A. G.

Feuer
Haftpflicht
Einbruchdiebstahl
Unfall

Kraftfahrzeug
Transport
Veranlagung
Hagel

Lebensversicherungs-Ges. a. G.

Strohleben
Ackerleben
Erbverträge
Erbregelung
Kinderversorgung
Alterversorgung
Hinterbliebenenvers.
Pension

Tierversicherungs-Gesellschaft a. G.

Tierleben
Zuchtstier
Weide
Schlachttier
Transport
Ausstellung

Kostenlose Auskunft und Beratung durch die Landesstellen, die örtlichen Vertrauensleute sowie durch die Direktion Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 1a



**Der frei geschlossene Bund
gegen Unglück und Sorge
gibt jedem Einzelnen vielfache Kraft.
25 Millionen Volksgenossen
leben in unserem Schutz.**

**DIE PRIVATEN
VERSICHERUNGSUNTERNEHMUNGEN
IN DEUTSCHLAND**

Prächtige Bilder und Karten vermehren die Anschauung, die besonders für ein Geschichtsbuch notwendig sind. Das Buch schließt mit dem Bild eines Denksteines für einen Helden jener großen Zeit mit einer der ergreifendsten, edelsten Grabinschriften, die ich kenne: „König Edwin setzte diesen Stein Ekart, seinem Heimgenossen, der westwärts gefahren war. Nun aber fiel er vor Halthabu.“

Wilhelm Rinkelin

Anton Bischof, „Wissenschaft bricht Monopole“. Bern, Leipzig, Wien, Wilhelm Goldmann Verlag. Kartoniert 5,50 RM.

In einem weiten Überblick behandelt Bischof die Entwicklung der gesamten Technik, um eine Grundlage für seine Ausführungen zu den neuesten Erfindungen auf diesem Gebiete zu legen. Er geht dabei nicht nur auf Adam und Eva zurück, sondern noch in jene Zeiten, in denen „unsere in Höhlen lebenden Ahnen Blitz und Donner, Mond, Finsternis und das wilde Tier fürchteten und in ewiger Angst vor dem Hunger lebten“.

Wenn man von dieser und ähnlichen etwas lähnen Phantasien abstieht, wird man dieses

Buch mit viel Freude lesen. Bischof weiß außerordentlich geschickt und lebendig zu schildern und durch viele wissenswerte Einzelheiten zu fesseln. Die meisten der von ihm geschilderten Erfindungen dürften der Allgemeinheit wenig bekannt sein. Es sei nur das Verfahren erwähnt, frische Schaffelle in chemische Nährlösungen zu bringen, woraufhin die Schaffwolle weit besser gedeiht als auf dem lebenden Tier. „Die Haare wuchsen schneller. In einer nach zahllosen Versuchen gewonnenen optimalen Nährlösung gab das Fell eines toten sechsmal soviel Wolle als ein lebendes Schaf.“

Seit drei Jahren läuft nun in Nottingham eine Apparatur, ein endloses Filzband, auf dem Stücke von Schaffell befestigt sind, das durch ein Bassin mit Nährlösung gleitet, die jedem Felle alle sechs Stunden frische chemische Nahrung zuführt. Durch Veränderung des Nährbodens ist es gelungen, Wolle zu züchten, die Schweinsborsten gleicht, andere, die so fein wie Seide ist.

Dieses kurze Beispiel mag genügen, um den gesamten Inhalt des Buches zu kennzeichnen, das sich, wie gesagt, sehr gut liest, wenngleich der Verfasser des öfteren in kapitalistische Begriffe verfällt. Salbe

Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatschrift „Odal“ Februar-Heft 1937

- Studentrat Heinrich M ö r t e l, Goslar, Bauernhochschule
 Dr. Hans M e r k e l, Berlin W 35, Tiergartenstr. 1/2
 Prof. Dr. Joto K i t a y a m a, Berlin-Schöneberg, Frhr.-v.-Stein-Str. 16
 Dr. Fritz W e r n e r, Ludwigsburg (Württ.), Hindenburgstr. 37
 Dr. S c h m i d t - L e v e n o w, Berlin-Schmargendorf, Norderneyer Str. 10
 Dr. Heinz W ü l k e r, Berlin W 35, Tiergartenstr. 1/2
 Dr. phil. Dr. habil. Karl K e r m a n n, Weimar, Böhlaustr. 5

Für unverlangt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

Hauptschriftleitung und verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Dr. Hermann Reischle, Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Strasse 18 III. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz de Groussillers, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. D.R. 4066 IV. Bj. 36. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin SW 19, Grünstraße 4.



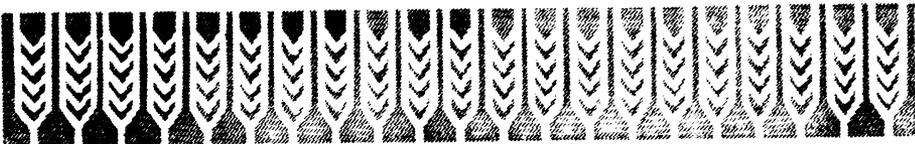
Die Nahrungssicherheit

unseres Volkes ist in hohem Maße abhängig von dem Ausfall der Ernte. Ein höherer Ertrag setzt gute Bestellung, bestes Saatgut, zweckmäßige Pflegearbeiten voraus und

erfordert

neben planvoller Humuswirtschaft und ausreichender sonstiger Nährstoffversorgung den

**vollen Einsatz
der Kalisalze**



LANZ

Fast 8000 Mann, etwa 3500 Werkzeugmaschinen, ein Fabrikgelände von rund 175 Morgen mit gewaltigen Hallen, deren größte eine Fläche von 60 000 qm überdeckt, 18 km eigenes normalspuriges Bahngeleise, eine Kraftzentrale von 8000 PS — das ist das LANZ-Werk in Mannheim

Deutschlands und Europas größte Landmaschinenfabrik

LANZ-Maschinen haben Weltruf erlangt, der begründet ist auf der Verwendung bester Werkstoffe, sorgfältigster konstruktiver Durchbildung und der Herstellung durch tüchtige, bestens geschulte Facharbeiter, für deren Nachwuchs in einer eigenen Lehrwerkstätte mit über 300 Lehrlingen Sorge getragen wird.

Was der schöpferische Geist unserer Ingenieure ersonnen hat, stützt sich auf einen reichen Erfahrungsschatz, wissenschaftliche Forschungen und die ständige Zusammenarbeit mit dem praktischen Landwirt und Bauern. Weil LANZ-Maschinen nicht am grünen Tisch entwickelt, sondern aus der Praxis für die Praxis geschaffen werden, erfüllen sie alle Anforderungen und werden allen Bedürfnissen gerecht.

Deshalb ist es wichtig zu wissen:

Was baut LANZ?

Dreschmaschinen und Strohpressen
für alle Betriebsgrößen

Erntemaschinen

Kartoffelroder, Grasmäher, Heuwender, Heurechen, Getreidemäher, Leichtbinder, Gespannbinder, Schlepperbinder

Bulldog-Schlepper

in 3 Größen für Acker und Verkehr und Raupenschlepper

HEINRICH **LANZ** MANNHEIM
AKTIENGESELLSCHAFT

38.105
D

Ag

THE LIBRARY OF THE
APR 13 1937
UNIVERSITY OF ILLINOIS

H

Odal

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber K. Walther Darré

März 1937

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorpruch	689
R. Walther Darré / Der Schweinemord.	690
Johann von Leers / Die Ehe im frühesten Recht der Völker Nordischer Rasse	698
Karl Mog / Auslese und Entwicklungslinien des sowjet- russischen Nachwuchses	704
Karl Theodor Weigel / Sinnbilder = Kulturerbe	720
Arthur R. Herrmann / Konjunktur?	727
Hellmut Körner / Betrachtung zur Statistik „Allgemeine Hygiene auf dem Lande“	736
Georg Halbe / „Sämund's Edda des Weisen“	740
Umschau	746
Neues Schrifttum	751

Das Titelbild des Heftes „Bauer aus Mittelberg im Kleinen Walsertal (Vorarlberg)“ ist eine Aufnahme von Hans Rehlaff, Berlin - Charlottenburg. — Die Lichtbilder zum Aufsatz „Sinnbilder = Kulturerbe“ stellte der Verfasser zur Verfügung.

Diesem Heft liegt ein eigener Prospekt des Verlages bei.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zugänglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Post-
anstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Viertel-
jahresende. Postvertrieb ab Berlin.

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden

Verlag G. m. b. H.



Hermann Reischle

Reichsbauernstadt

Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 9

5. Jahrgang

März 1937

Vorspruch

Italiener:

Liebt das Brot,
Das Herz des Hauses,
Die Würze des Tisches,
Die Freude des Herdes.

Achtet das Brot,
Den Schweiß der Stirn,
Den Stolz der Arbeit,
Das Lob des Opfers.

Ehrt das Brot,
Den Ruhm der Felder,
Den Geruch des Bodens,
Das Fest des Lebens.

Bergeudet das Brot nicht,
Den Reichtum des Vaterlandes,
Das herrlichste Geschenk Gottes,
Die schönste Belohnung
Der Arbeit des Menschen.

Mussolini

Botschaft Mussolinis vom 23. März 1928

R. Walther Darré:

Der Schweinemord

Soeben erschien im Eber-Verlag ein Buch des Reichs- und Preussischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft R. Walther Darré unter dem Titel „Der Schweinemord“. In dem Buch wird erstmals die große Massenabchlachtung von 9 Millionen Schweinen, die im Jahre 1915 in einem Zeitraum von 8 Monaten erfolgte, politisch beleuchtet und nicht nur wirtschaftlich dargestellt, wie es die bisherigen Verfasser immer taten. Der Schweinemord war bekanntlich eine der Ursachen für das ganze Versagen der Ernährungswirtschaft während des Weltkrieges. Noch interessanter und aufschlussreicher wird das Buch durch die Aufdeckung der politischen Einflüsse überwiegend jüdischer Kreise auf dem Gebiete der gesamten Ernährungswirtschaft im Kriege selbst. Als bedeutendste Tatsache ist vom Verfasser festgestellt worden, daß beispielsweise die verantwortlichen jüdischen Drahtzieher damals schon erklärten, daß der Krieg nicht nur kurze Zeit, sondern sehr lange dauere. Wir bringen im nachfolgenden ein Kapitel zum Abdruck, das den Abschnitt „Die Schuldigen am Schweinemord“ behandelt und vor allem den Hauptpropagandisten des Schweinemordes, den jüdischen Rektor der Handelshochschule Berlin, Professor Dr. Elsbacher, in das entsprechende Licht setzt. Die Schriftleitung.

Juden schleichen sich ein

In diesem Zustand der allgemeinen Unübersichtlichkeit, Planlosigkeit und Verwirrung gelang es nun einigen abstrakt denkenden Köpfen, einen sehr starken Einfluß auf Regierung, Presse und Parlament zu nehmen. Die Kunstfertigkeit ihrer statistischen Spielereien bluffte die Öffentlichkeit um so mehr, als sich sonst niemand an verantwortlicher Stelle um ernährungspolitische Fragen kümmerte. Weite Kreise von Wissenschaftlern und Politikern gleicher Art stellten sich hinter sie und hoben so ihre Autorität. So beispielsweise der damalige Bodenreformer und Demokrat Damaschke, Berlin, Universitätsprofessor Dr. Schumacher, Bonn, Geheimer Regierungsrat Herzfeld, Berlin, Professor Dr. med. Hirschfeld (1) und der Zentrumsbeigeordnete und spätere Oberbürgermeister Dr. Adenauer, Köln. Zu diesem Personenkreis gehörten Professoren und Politiker, auf die anschließend näher eingegangen wird. — Wesentlich zur Beurteilung erscheint vor allem, daß bei allen Hauptbeteiligten der damaligen Auseinandersetzung auf ernährungswirtschaftlichem Gebiete das jüdische Element absolut überwog, weil der jüdischen Rasse eine derartige abstrakte und theoretische Denkungsweise eigen ist.

Die Denkschrift Elsbacher und ihre Verfasser

Nachdem in einzelnen Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln bereits eine Einleitungspropaganda für den Schweinemord gemacht wurde, erstand die eigentliche Großpropaganda dafür in erster Linie in der Denkschrift des damaligen Rektors der Berliner Handelshochschule und Juden Professor Dr. jur. Paul Elsbacher „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan“, die Anfang 1915 erschien.

Friedrich Naumann sagte in einer Besprechung des Elsbacher-Buches im freisinnigen „Berliner Tageblatt“:

„Das Buch ist schon vielfach empfohlen worden, aber in diesem Fall genügt es nicht, wenn nur der eine oder der andere das Buch bestellt. Es gehört in die Hand jedes Lesers, der sich vor Volkswirtschaft, Ernährungslehre und vielen Ziffern nicht fürchtet, denn es ist die Grundlage unserer praktischen Volksarbeit von jetzt an bis zum Kriegsschluß. Es ist das einzige und Beste, was wir auf diesem Gebiete haben.“

Von weiteren Besprechungen, die die Denkschrift Elsbachers in der Presse erfährt, ist hier vor allem noch eine solche des Zentrumsabgeordneten Erzberger (1) im deutschnationalen „Tag“ zu nennen, der u. a. sagt:

„Eine hochbedeutsame Denkschrift, deren allseitiges Studium nur dringend empfohlen werden kann. Wer unbeachtet an dem mit gewohnter deutscher Gründlichkeit verfaßten Sammelwerk, das doch einen einheitlichen Geist verrät, vorübergeht, versündigt sich am Vaterlande.“

Ausgerechnet Herr Erzberger fehlte also noch in der Reihe der Befürworter Elsbachers. Kein Wunder, daß auch die nationalliberale „Kölnische Zeitung“ sich warm mit folgenden Worten für das Buch einsetzte:

„Wir empfehlen dringend jedermann, ob Mann oder Frau, das gründliche Studium des Büchleins. Alles, was darin gesagt ist, muß während des Krieges Gemeingut unseres Volkes werden. Es ist ein Mittel zum Siege, so wichtig und wesentlich wie der Mut und die Ausdauer des deutschen Soldaten.“

Der freisinnige „Berliner Börsenkurier“ nannte das Buch „eine wissenschaftliche Tat“. Die Demokratin Helene Lange wieder sagte in der Zeitschrift „Die Frau“:

„Das Buch ist in seiner Gründlichkeit und Sorgfalt ein glänzendes Stück wissenschaftlicher Mobilmachung.“

Ihre Verfasser sind:

Aereboe, Friedrich, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat, Direktor des Instituts für Wirtschaftslehre des Landbaues der Universität Breslau.

Ballod, Karl, Dr., Mitglied des Preussischen Statistischen Landesamtes, ordentlicher Honorarprofessor an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin.

Beyßschlag, Franz, Prof. Dr., Geheimer Oberbergrat, Direktor der Geologischen Landesanstalt Berlin.

Caspari, Wilhelm, Prof. Dr., Privatdozent an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin.

Heyl, Hedwig, Berlin.

Krusch, Paul, Prof. Dr., Abteilungsdirigent an der Geologischen Landesanstalt, Berlin.

Kuczynski, Robert, Dr., Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin-Schöneberg, Jude.

Lehmann, Curt, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat, Direktor des Zootechnischen Instituts der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin.

Lemmermann, Otto, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Agrikulturchemie und Bakteriologie, Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin.

Oppenheimer, Carl, Prof. Dr., Berlin-Grünwald, Jude.

Rubner, Max, Prof. Dr., Geheimer Medizinalrat, Direktor des Physiologischen Instituts der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

v. Kümker, Kurt, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat, Vorsteher des Instituts für Pflanzenproduktionslehre der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin.

Lade, Bruno, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat, Direktor der Moorversuchstation in Bremen.

Warmbold, Hermann, Dr., Ökonomierat, Leiter der Abteilung für Wirtschaftsberatung bei der Hauptritterschaftsdirektion in Berlin.

Sunz, Nathan, Prof. Dr., Geheimer Regierungsrat, Direktor des Tierphysiologischen Instituts der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, Jude.

Broschüre Elsbacher

Als weiteres Propagandamittel erschien ein Auszug aus dem Elsbacherschen Buch unter dem Titel: „Ernährung in der Kriegszeit“, ein Ratgeber für Behörden, Geistliche, Ärzte, Lehrer und Lehrerinnen, Gewerkschaftsbeamte und Hausfrauen. Dieser Ratgeber wurde von den schon genannten Elsbacher, Oppenheimer, Rubner, Sunz und Frau Heyl herausgegeben und erreichte allein eine Auflage von 200 000 Exemplaren. Auch hier wird, wie in der Denkschrift Elsbachers, ausdrücklich gefordert:

„Unser Tierbestand wird in der nächsten Zeit unzweifelhaft stark vermindert werden. Namentlich wird man einen großen Teil der Schweine schlachten müssen.“

Wichtig übrigens, daß sich auch hier der Satz findet:

„Mag der Krieg auch noch so lange dauern...“

Reden des Rednerkurses

Ein großer Teil der angeführten Namen begegnet uns dann wieder im dritten Werbemittel für den Schweinemord, dem Buch „Volksernährung im Kriege“. Dieses Buch, das 1915 erschien, gab die Reden wieder, die bei einem Lehrkurs für Redner (3.—6. Februar 1915) gehalten worden waren, auf den schon oben eingegangen wurde. Auf dem Lehrkurs sprachen u. a.:

Geheimrat Professor Dr. Sering,
Geheimrat Professor Dr. Rubner,
Dr. Rucynski,
Professor Dr. Elsbacher,
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Sunz,
Professor Dr. Carl Oppenheimer,
Ökonomierat Dr. Warmbold,
Professor Dr. Lemmermann,
D. Friedrich Naumann,
Frau Hedwig Heyl,
Dr. Gertrud Bäumer,

also fast alles Persönlichkeiten, die auch aus der Elsbacherschen Denkschrift bekannt sind.

Geheime Denkschrift Sering

Einen vierten Hinweis gab schließlich die bis heute noch nicht veröffentlichte Denkschrift, die Sering am 13. März 1915 an den Reichstag einreichte. Sie enthält die Unterschriften von Sering, Ballod, Zunk, Rubner, Lemmermann, Lehmann, v. Rümker. Es war anscheinend auch schon früher Spezialität des Halbjuden Sering, nur in geheimen Denkschriften zu machen. Denn die „Geheime Denkschrift“ Serings über die „Auswirkungen des Erbhofgesetzes“ vom Jahre 1934 ist noch in Erinnerung.

In der Nachkriegszeit vielfach bekannte Namen tauchten damals schon an führender Stelle auf. Der größte Teil der am „Schweinemord“ Schuldigen konnte somit durch diese vier Großpropagandamittel erfasst werden. Im nachfolgenden wird im einzelnen noch auf sie eingegangen werden.

Hauptverantwortlich war der Jude Elsbacher. Seine Abstammung

Die Hauptverantwortung für den Schweinemord trug ganz zweifelsohne Professor Dr. Paul Elsbacher, der aus einer jüdischen Familie stammte. Seine Eltern waren der jüdische Arzt Dr. Salomon Elsbacher, der als Alter Herr zeitlich dem Bonner Korps Sagonia (Röfener Senioren-Konvent) angehört hat, und die Jüdin Anna Herz. Elsbacher selbst war mit einer gewissen Emma Grimmenstein verheiratet. Aus seiner jüdischen Abstammung hat er übrigens selbst kein Hehl gemacht. In seinem 1928 erschienenen Buch „Aus der Geschichte meiner Familie“ schreibt er:

„Alle meine Vorfahren sind Juden gewesen. Ich habe mich früh vom Judentum losgelöst, dem schon meine Eltern, meine mütterlichen Großeltern und alle anderen Verwandten, die ich erlebt habe, nur noch ganz äußerlich angehört hatten, aber niemals ist mir der Gedanke gekommen, meine Abstammung zu verleugnen. Die Mißachtung, unter der die Juden zu leiden haben, beruht zu einem nicht geringen Teil darauf, daß sie sich selbst nicht achten. Wie traurig ist es, daß die Angehörigen eines Volkes (!), das auf eine so wunderbare Geschichte zurückblicken kann und das in dem schwereren Ringen um die materiellen Güter immer den Funken des Ideals (!) lebendig erhalten hat, sich so oft ihrer Abstammung schämen, ja wohl gar durch Namensänderung eine andere Herkunft vorzutäuschen suchen!“

Interessant ist es, dazu den Lebensweg des jüngeren Bruders zu vergleichen, der an anderer Stelle gebracht wird. An das Lächerliche grenzend, aber bezeichnend für die jüdische Milieuthorie ist eine weitere Stelle des genannten Buches, in dem Elsbacher schreibt:

„Fast alle meine Vorfahren aber, soweit ich von ihnen weiß, waren im niedersächsischen Gebiet zu Hause . . . Diese gleichmäßige geographische Grundlage hat sicher auf das Wesen meiner Familie eingewirkt, denn wenn auch Juden keine Niedersachsen sind (!), so haben meine Vorfahren doch jahrhundertlang unter dem Einfluß einer niedersächsischen Umgebung gestanden. Mein Vater war stolz auf seinen westfälischen Eisenkopf.“

Elsbachers Schweinemordtheorie

In vielfachen Tagesartikeln ist Elsbacher neben seiner erwähnten Denkschrift ganz offen für die Verminderung des Schweinebestandes eingetreten.

So in einem Artikel der „Deutschen Tageszeitung“ des Bundes der Landwirte vom 18. Februar 1915, in dem er unter anderem sagte:

„Die Schweine sind jetzt unsere gefährlichen Feinde . . . Bei dieser Sachlage war es die wichtigste Aufgabe der Volksernährung, alsbald nach Ausbruch des Krieges unseren Schweinebestand erheblich zu vermindern. Die Sachverständigen wiesen rechtzeitig auf diese Notwendigkeit hin. Leider ohne Erfolg.“

Als der Preussische Landwirtschaftsminister in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 15. Februar erklärte, es seien bereits vom 1. Dezember 1914 bis 1. Februar 1915 in Preußen schätzungsweise etwa 4½ Millionen Schweine geschlachtet worden, erklärte Elsbacher:

„Aus den Darlegungen des Herrn Landwirtschaftsministers geht für uns und für das Ausland (!?) die Tatsache hervor, daß am 1. Dezember 1914, nach fünfmonatiger Kriegsdauer, noch nichts zur Verminderung unseres Schweinebestandes geschehen war . . . Selbst eine erhebliche Verminderung unseres Schweinebestandes ist unbedenklich.“

Es ist in diesem Artikel kennzeichnend, daß der Jude Elsbacher weiter schreibt:

„Wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß der Krieg lange dauert und daß in diesem Fall die Haltung der Schweine den englischen Ausbungerungsplan fördert (??).“

Obwohl man inzwischen festgestellt hatte, daß Kartoffelüberfluß herrschte und bis zum 15. April 1915 weitere 9 Millionen Schweine abgeschlachtet worden waren, brachte es Elsbacher fertig, im freisinnigen „Berliner Tageblatt“ vom 20. Juli 1915 zwar zuzugeben,

„daß viele unreife Schweine geschlachtet worden sind und daß hierdurch die an sich sehr hohen Schweinepreise noch eine Steigerung erfahren haben“, trotzdem aber hatte er die Stirn zu behaupten:

„Es sind nicht zuviel Schweine geschlachtet worden.“

Daß es Elsbacher offensichtlich darauf ankam, die Ernährung des deutschen Volkes zu gefährden, kann man auch daraus schließen, daß er in der freisinnigen „Vossischen Zeitung“ vom 20. Februar 1915 die Forderung erhob, den Buttergenuß einzuschränken, um schon am nächsten Tage (21. Februar 1915) in der „Deutschen Tageszeitung“, dem Organ des Bundes der Landwirte, zu schreiben:

„Sehr verschiedene Nahrungsmittel tragen zu unserer Ernährung bei. Außer dem Brot besonders Kartoffeln, Gemüse, Obst, Zucker, Fleisch, Fische und Milch. Keines dieser Nahrungsmittel ist unentbehrlich. Das gilt auch für das Brot. Brot essen ist keine unbedingte Notwendigkeit, sondern eine Gewohnheit.“

Bei einer anderen Gelegenheit schürte und heizte er gegen die Bauern und verstieg sich zu dem Satz:

„Wenn jetzt in vielen Fällen Unterernährung mit ihren schädlichen Folgen eintritt, so beruht diese nicht auf einem Mangel an Nahrungsmitteln, sondern auf deren ungleichmäßiger Verteilung zwischen Stadt und Land.“

Nicht genug damit, daß Elsbacher hauptverantwortlich für den Schweinemord von 1915 zeichnete, machte er in der freisinnigen „Vossischen Zeitung“,

Nr. 648, vom Januar 1917 einen erneuten Versuch zu einer Wiederholung des Schweinemordes. Er stellte in diesem Artikel die Behauptung auf:

„Wir haben wieder zuviel Schweine!“

Weiter richtete er einen scharfen Tadel gegen alle diejenigen, die es, unter Vorantritt des Preussischen Landwirtschaftsministers, als eine höchst wichtige Aufgabe bezeichnet hätten, die im Frühjahr so stark zusammengeschmolzene Zahl der Schweine wieder möglichst dem Friedensbestand zu nähern. Da aber dieser „Fehler“ nun einmal begangen sei, dürfte er wenigstens nicht noch dadurch vergrößert werden, daß wir aus Rumänien Schweinefutter und Mais zur Ausmästung der „zu großen“ Schweinebestände einführten. Lieber sollte man diese Tiere in halbgemästetem Zustande dem Schlachtmesser opfern. Schließlich unternahm Elsbacher sogar einen Angriff auf den Rindviehbestand.

Der „Völkerrechtler“ Elsbacher

Es kann zur Charakteristik von Elsbacher dienen, daß er 1916 unter dem Titel „Totes und lebendes Völkerrecht“ eine kleine Schrift erscheinen ließ, in der er u. a. ausführte, es zeige sich ein Umschwung der allgemeinen Rechtsüberzeugung darin, daß auch die Zivilbevölkerung direkt in den Krieg einbezogen werde. Der berechtigte Zweck des Krieges sei es geworden,

„die feindliche Volkskraft als die letzte Grundlage des kriegerischen Widerstandes zu brechen“.

Zu diesem Zweck sei jedes Mittel erlaubt, auch „die Lähmung der seelischen Kräfte“.

Daher dürfe man über Fliegerangriffe gegen offene Städte, wie etwa den Überfall auf die Stadt Karlsruhe, nicht in dem Sinne sprechen, als läge das außerhalb des Kriegsrechtes, weil davon die harmlose Bevölkerung, speziell Frauen und Kinder, betroffen würden.

„Darin läge eben der Fortschritt (!!) der völkerrechtlichen Anschauungen, daß jetzt nicht bloß Heer gegen Heer, sondern auch Volk gegen Volk kämpfe.“ Mit Recht schrieb damals (1916) eine deutsche Zeitung, man dürfe sich nicht mehr wundern, wenn die Deutschen auf Grund solcher Ansichten mit immer größerem Erfolg als rücksichtslose Gewaltmenschen, als Barbaren und Hunnen verschrien würden. Einen Artikel in der „Post“ vom 25. Mai 1917 schloß Elsbacher mit dem vielsagenden Satz:

„Seit selbst die Frauen in die Heimarmee eingegliedert sind, müssen wir uns mit der Tatsache vertraut machen, daß man in künftigen Kriegen versuchen wird, auch die Frauen in ihrer Art (!?) kampfunfähig zu machen.“ Und in dem gleichen Artikel heißt es:

„Von den einmal erkannten Möglichkeiten der Kriegsführung wird im Notfall jeder Staat Gebrauch machen, mag es sich nun darum handeln, sein Dasein zu verteidigen oder auch nur seinem Machtwillen Geltung zu verschaffen.“

Die genannte Schrift und der Artikel sind also nichts anderes als eine Aktivlegitimation für das rücksichtslose Vorgehen unserer Feinde im Krieg, da ja Deutschland niemals solche Mittel angewandt hatte, sie also nicht zu verteidigen brauchte. Unter diesen Gesichtspunkten wird es vielleicht verständlich, daß bei einer scharfen Abrechnung des Preussischen Landwirtschafts-

ministers Freiherrn von Schorlemer (3. März 1917) mit Elsbacher der Sitzungsbericht hierzu bemerkt, es sei dabei ausgerechnet „Unruhe links“ festzustellen gewesen, ebenso bezeichnend wie Elsbacher einmal den sozialdemokratischen Abgeordneten Scheidemann im deutschnationalen „Tag“ vom 12. Juni 1917 einen Mann mit „vortrefflichen Eigenschaften“ genannt hat. In einem Artikel schließlich in den nationalliberalen „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 5. August 1917 erzählte Elsbacher eine Fabel von Hunden und Katzen, nach der die Hunde mit den Katzen Krieg geführt hätten, wobei er den Deutschen die Ehrenrolle der Hunde zuerkannte. Auch ein anderer Jude, und zwar Bamberg, sagte bekanntlich einmal:

„Hunde find wir ja doch.“

Von den Deutschnationalen zu den Kommunisten

Während sich nach dem Krieg Elsbacher zuerst der Deutschnationalen Partei (!!) anschloß, enthüllte er endlich 1919 sein wahres Gesicht. Er veröffentlichte ein Buch „Der Bolschewismus und die deutsche Zukunft“, in dem er ebenso wie in mehreren Artikeln im deutschnationalen „Tag“ verlangte, Deutschland müsse sich

„ganz ehrlich auf den Boden des Bolschewismus stellen, das Räteystem einführen und ohne Entschädigung sozialisieren“.

Den gleichen Gedanken drückte er in einem Brief an den Bürgermeister von Berlin-Grünwald aus, in dem er sagte:

„Die Deutschnationale Volkspartei hat mich, weil ich in der gegenwärtigen verzweifelten Lage des Reiches den Kommunismus für das einzige Mittel der Rettung halte, und weil ich dies vor allem in meiner Schrift „Der Bolschewismus und die deutsche Zukunft“ offen ausgesprochen habe, der Parteizugehörigkeit für verlustig erklärt. Damit sind die Hoffnungen, die ich vom nationalen Standpunkt auf die Deutschnationale Volkspartei gesetzt habe (?!), endgültig zerschanden geworden.“

In diesem Sinne hat sich dann Elsbacher weiter betätigt und hat dadurch gezeigt, daß letzten Endes seine ganze unverantwortliche Kriegsernährungspolitik wohl schon aus dem gleichen Bestreben erfolgte, Deutschland dem internationalen Judentum auszuliefern. Mit seinem genannten Buch hat Elsbacher allem Unsinn, der von geschäftigen Vielschreibern seit 1914 zusammengetragen wurde, die Krone aufgesetzt. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, daß dieser Bolschewistenfreund bereits 1900 ein Buch „Der Anarchismus“ schrieb, das 1906 in russischer Sprache herauskam und 1922 (!), also nach der Aufrichtung der Bolschewistenherrschaft in Rußland, in einer neuen russischen Auflage herauskommen konnte. Dieses Buch ist natürlich ganz „objektiv“ gehalten, und so findet sich nicht eine einzige Stellungnahme gegen die anarchifistischen Wühlereien, so daß die Veröffentlichung nur zu einer Weiterverbreitung dieser Ideen beitrug. Der spätere Schritt Elsbachers zu der Propagierung der Räteherrschaft in Deutschland vom Jahre 1919 ist danach nicht mehr gar so seltsam. Man vergleiche nur einmal die Schlusssätze dieses Werkes, um zu wissen, was man von seiner „objektiven“ Darstellung zu halten hat:

„Eines müssen wir jedenfalls gegenüber dem Anarchismus tun, nämlich seine Lehren mit Mut, Ruhe und Unbefangenheit prüfen . . . Ob es außerdem geboten ist, dem Anarchismus oder doch der einen oder anderen seiner Arten mit besonderen Nachtmitteln entgegenzutreten, ob namentlich das zur Verwirklichung anarchistischer Lehren begangene Verbrechen schwereres Unrecht ist als irgendein politisches oder gar gemeines Verbrechen, darüber haben die Gesetzgeber eines jeden Landes im Hinblick auf die in ihm gegebenen besonderen Bedingungen zu befinden.“

Der „Fachgelehrte“ Elzbacher

Es ist hier besonders erwähnenswert, daß Elzbacher Rechtswissenschaft studierte, später Professor der Rechte an der Handelshochschule Berlin gewesen ist und sich bis zu Kriegsbeginn mit Fragen der Landwirtschaft und der Ernährung überhaupt nicht befaßt hatte, also als völliger Dilettant in diese lebenswichtigen Fragen unseres Volkes eingriff. Kein Wunder, denn er war Jude und als solcher mit einem Konjunkturininstinkt ausgestattet, der ihm jede Anpassungsfähigkeit an die „gegebene Sachlage“ ermöglichte. Und die maßgebenden Regierungskreise fielen darauf herein.

Der leibliche Bruder Elzbachers, der „Engländer“ J. Ellis Barker

Daß auch Elzbacher, der im Oktober 1928 starb, nur ein Glied in der Kette des internationalen Judentums ist, das sich in Deutschland deutsch, in England englisch gebärdet, geht aus dem Fall Elzbacher-Ellis Barker hervor. Wir erleben hier nämlich, genau wie an den bekannten Beispielen der Gebrüder Warburg oder Rothschild, daß zwei jüdische Brüder für verschiedene Völker tätig zu sein vorgeben, in Wahrheit jedoch nur den Kampf für das Judentum führen. Schon im zentrümlichen „Bayrischen Kurier“ vom 28. August 1916 wurde unter der Überschrift „Die beiden Herren Elzbacher“ darauf hingewiesen, daß zu gleicher Zeit zwei Träger desselben Namens am Werke waren. Eine eingehende Nachprüfung ergab nun die erstaunliche Feststellung, daß der englische Kriegsbeßer und Todfeind Deutschlands, J. Ellis Barker, der 2 Jahre jüngere leibliche Bruder des Juden Paul Elzbacher war. Aber noch wesentlich interessanter ist, daß die schon erwähnte Denkschrift des Professors Paul Elzbacher „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan“, die bekanntlich 1915 in Deutschland erschien, im gleichen Jahr unter dem Titel: „Germany's food can it last?“ ins Englische übersetzt wurde. Inwieweit bei der Herausgabe dieser Denkschrift in England ein Hand-in-Hand-Arbeiten der Brüder Elzbacher-Ellis Barker zur Untergrabung der Ernährungssicherheit Deutschlands erfolgte, läßt sich zwar nicht beweisen, dürfte aber bei der ganzen Einstellung der beiden Brüder nicht ganz von der Hand zu weisen sein. Denn zur gleichen Zeit, als Paul Elzbacher sein für Deutschland so außerordentlich gefährliches Buch über „Totes und lebendiges Völkerecht“ erscheinen und mit Deutschlands Schweinebestand aufräumen ließ, schrieb seine brüderliche Liebe, J. Ellis Barker, wüste Hehartikel gegen sein Geburtsland, vergiftete die englische Presse und strafte alle jene Lügen, die von einem Aufgehen der Juden im fremden Volke wissen wollten. Die Kenntnis dieser Tatsache wird uns auch der Person Paul Elzbachers gegenüber eine andere Stellung gewinnen lassen.

Bis zum heutigen Tage hat übrigens keiner der beiden Brüder das Geheimnis gelüftet, das über ihrer Verwandtschaft schwebte. Selbst in Elsbachers „Familiengeschichte“ ist dieser Fall peinlich vertuscht. Auch die sonst so tiefgründige „Wissenschaft“ hat den Schleier nicht beseite gezogen. Betrachtet man unter dem Blickpunkt der geschilderten Tatsachen die Rolle, die Elsbacher mit seiner Denkschrift und auch sonst in der Geschichte der deutschen Kriegsernährung gespielt hat, dann wird man wohl den Schweinemord mit etwas anderen Augen ansehen müssen, als es zumeist früher geschah.

Johann von Leers:

Die Ehe im frühesten Recht der Völker Nordischer Rasse

Wie die vergleichende Sprachwissenschaft durch die Arbeit von Franz Bopp und Friedrich Pott die wurzelhafte Verwandtschaft der Völker nordischer Rassen Grundlage in ihrer Sprache erschlossen hat, so ist es ein unbestrittenes Verdienst von B. W. L e i s t, in seinen Darstellungen („Altarisches Jus Civile“, Jena, 1892, und „Altarisches Jus gentium“, Jena, 1889), den ersten, in den Einzelheiten überholten, in großen Zügen noch heute imponierenden Versuch gemacht zu haben, aus der Vergleichung der Rechtsordnung bei den verschiedenen Völkern nordischer Rasse die Grundlagen ihres Rechtes, die Grundfassungen vom Recht, zu entwickeln.

Erst seitdem wir mit an der Rassenkunde geschulten Augen die Rechtsgeschichte betrachten, vermögen wir jener Streitfrage, was eigentlich „Recht“ ist, eine befriedigende Antwort zu geben. Bis dahin vermochten auch die größten Rechtsgelehrten nicht klar zu definieren, was wirklich „Recht“ ist. Daß Recht mehr ist als „Gesetz und Gewohnheitsrecht“, war mindestens in unserem Kulturbereich immer klar. Worin aber seine Wurzeln zu finden seien, was das richtige Recht, an dem alle Rechtsordnung zu messen ist, wäre — eben gerade dies war umstritten!

Wir können heute mindestens hier eine Antwort geben: Genau, wie jede Rasse eine von den anderen Rassen verschiedene Auffassung von der Beziehung zum Göttlichen hat, so hat sie auch eine verschiedene Auffassung vom Recht. Es gibt keinen allgemein gültigen Rechtsbegriff, sondern der Rechtsbegriff ist in jeder Weise rassistisch bedingt. Jede Rasse hat eine Beziehung zu Gott, — Menschengruppen, denen jede religiöse Anlage fehlt, gibt es nicht. Die menschliche Seele ist in allen Rassen zwar nicht, wie Augustin sagt, „naturaliter christiana“, aber von Natur zu Gott angelegt. Wie sie aber diese Anlage auslebt und gestaltet, ist von ihrer Rasseigentümlichkeit bedingt. Rechtlose Menschengruppen, denen jeder Begriff für das Recht fehlt, gibt es ebenfalls nicht. Die Anlage zum Recht mag umfänglich größer oder geringer sein, —

vorhanden ist sie überall. Wie aber das Recht im einzelnen gestaltet wird, hängt von der rassischen Zusammensetzung ab. Gewisse Rechtseinrichtungen (rechtliches Haben einer Sache, Vertrag, Schuld und Strafe) finden sich bei allen Völkern und allen Rassen, — wie sie aber im einzelnen gestaltet werden, hängt von der Rasse ab.

Von ihr hängt auch ab, worauf sich das Recht gründet. Unter Beiseite-lassung der oft sehr interessanten Beispiele anderer Rassen sei hier der Unterschied von der Begründung des Rechtes bei der wüstenländischen und bei der nordischen Rasse gewählt.

Der Beduine, der Wüstenländer, in seiner nur von wenigen Dafen des Lebens unterbrochenen lebensarmen Landschaft, in der Wüste mit ihrer täglichen Nähe des Dursttodes, des Sandsturmes, des Verhungerns von Mensch und Tier, mit seiner rassemäßigen Anlage des „Hinhorchens auf die Offenbarung Gottes“, erlebt den Menschen als ein „Sandkorn in der Hand des Ewigen“. Er selber hält sich für unfähig, zu erkennen, was gut und böse ist. „Die mohammedanischen Rechtsgelehrten bekennen, daß es keine andere erkennbare Grundlage für die Gesetzgebung gibt, als die Lösung der philosophischen Frage, was mit Gewißheit gut und böse sei... was moralisch gut ist; was moralisch böse ist, darf nicht getan werden. Das ist das Gesetz, und sonst kann nichts Gesetz sein. Wer aber kann sie beantworten? Rein Mensch. Menschliche Auffassungen sind immer und überall der Schwankung unterworfen. Ein Maßstab für absolute Gewißheit ist für menschlichen Verstand unerreichbar... Aber darüber besteht die unendliche Weisheit Gottes, — und, da Gott nicht nur unendlich weise, sondern auch unendlich barmherzig ist, offenbart er dem Menschen in seiner Barmherzigkeit die notwendige Grundlage des Gesetzes, das Wissen von Gut und Böse, das die Menschen aus eigener Vernunft erreichen zu können nicht erhoffen dürfen“ (Count Leon Ostorog „The Angora Reform“ — London, 1927).

Was hier einer der bekanntesten Orientalisten Englands über die mohammedanische Auffassung vom Recht sagt, gilt von allen orientalischen Rechtslehren. Der Mensch gilt als ein „Staubkorn in der Hand des Ewigen“, als ein „Knecht des Barmherzigen“ („Abd-er-Rahman“), als ein „Knecht Gottes“ („Abd-Allah“). Er kann nicht „wissen“, was gut und böse ist. Dieses Wissen ist Gottes! Die erste Sünde des Menschengeschlechtes für den Orientalen ist, daß er frevelhaft die Hände ausstreckte nach dem „Apfel der Erkenntnis“, daß er wissen wollte, was nur Gott weiß! Aus Barmherzigkeit aber, durch den Mund seiner Propheten, gibt Gott den Menschen jenen Teil vom Wissen über Gut und Böse, der ihnen zuträglich ist. Er gibt ihnen seine Gebote. Diese Gebote werden nun ausgelegt und wieder ausgelegt, — sie sind die einzige Grundlage des Rechtes. Darum sind alle orientalischen Rechtslehren aufs allerengste und unlöslich mit einem heiligen, offenbarten Buch verbunden, ob nun der Engel Gabriel Mohammed die Gebote Allahs gegeben hat, oder ob sonst irgendwo ein Prophet einen „Anruf Gottes“ bekam. Eine andere Rechtsgrundlage kennt der Orientale nicht.

Ganz anders aber ist die Grundlage des Rechtes bei den Völkern Nordischer Rasse. Schon Leist hatte hier gefunden: „Den Ariern ist der Begriff einer bindenden, unabänderlichen Ordnung, aus ihrer eigentümlichen (von der semitischen und ägyptischen verschiedener) Betrachtung der Himmelskörper und

deren Bewegungen erwachsen. Diese Ordnung ist, wie die Inder sagen, „*ṛta*“, wie die Lateiner sagen, „*ratio*“ (Leist: Altarisches Jus Civile, II, 8).

Dieser Wortstamm „*rt*“ findet sich in einer ganzen Kette innerlich zusammenhängender Begriffe in den indogermanischen Sprachen, im deutschen „*art*“, im polnischen „*ród*“ (= Geschlecht), im lateinischen „*ratio*“ (= Verstand) und „*ritus*“ (= richtiger Ablauf einer Kulthandlung), im iranischen „*artam*“ und „*aspa*“ (= Ordnung der Welt), im sanskritindischen „*ṛta*“ (= Ordnung der Welt).

Ein „artgemäßes“, dem Geschlecht, und zwar dem guten, edlen Geschlecht, entsprechendes Handeln, hat also als das verständige, in der Ordnung der Welt liegende Handeln gegolten. Unser Wort „Recht“ und „rechts“ (entsprechend slawisch „*prawo*“ und „*prawy*“), tragen ebenfalls diese Grundbedeutung. Recht ist, was „*rechten*, richtigen Gang der Welt geht“ — letzten Endes hergeleitet vom Sonnenlauf. Hier ist das Recht nicht etwas von außerhalb durch Gebote eines Gottes gegebenes, sondern es ist der Welt immanent. Die Welt trägt ihre Rechtsordnung in sich selbst. Diese Rechtsordnung kann man „wissen“; gerade das, was bei den Orientalen die erste Sünde ist, die Sünde Adams und Evas, daß sie wissen wollten, was gut und böse ist, ist bei den Völkern Nordischer Rasse höchste Vollendung hochgezüchteter Persönlichkeit. Der Stamm „*w . . t*“, mit der Grundbedeutung „wissen“, findet sich darum auch in allen indogermanischen Sprachen zur Kennzeichnung dessen, der das Recht „weiß“ und „weisen“ kann. Hierher gehört der von unseren Schulbüchern ganz falsch mit „*Seher*“ übersetzte lateinische „*vates*“, hierher gehören weiter die „*wisande män*“, wie die Richter Schwedens noch im Mittelalter bezeichnet wurden, hierher der „*wjestac*“ (Herenmeister) bei den Südslawen, die „*wjesterica*“ (heilkundige Frau, später *Here*) bei den Bulgaren, die „*withasi*“ (bei den Wenden), die „*witan*“ (bei den Angelsachsen), — und man könnte diese Linie noch sehr vergrößern. Wenn in der Feme die Feme Richter sich als „*Wissende der Feme*“ bezeichneten, so lief dieses in der gleichen Richtung.

Die Ordnung der Welt beruht für die altarisches Vorstellung auf dem Grundgedanken, wie er im Jahreslauf, im Pflanzenwuchs sich ausdrückt, daß „*alles wiedergeboren wird*“. In der Winter Sonnenwende wird das Jahr neu geboren und kommt das Licht der Lande wieder. Der Lebensbaum steht bei den Germanen als die Weltesche *Yggdrasil* im Mittelpunkt der Welt, ihr entspricht der „*heilige Feigenbaum der Unsterblichkeit*“, den die Sanskritinder hoch im Norden auf dem Berge *Meru* annahmen, die Eiche des Zeus zu *Dodona*, die Gerichtszeichen und Gerichtslinden — sie sind alles nur Symbolisierungen der ewigen Wiederkehr, des neuen Lebens, das über den Tod siegt.

Es ist nichts verloren, sondern alles kehrt wieder. Wenn irgendeine Rasse fest an die persönliche Unsterblichkeit geglaubt hat, so die nordische Rasse. Wir vermögen noch heute das System zu erkennen, in das sie diese Lebensordnung gebracht hatte. Alle ihre Völker haben offenbar unterschieden die noch persönlich verehrten Ahnen und die nicht mehr persönlich verehrten. Vater, Großvater und Urgroßvater sind normalerweise diejenigen, die noch als mit ihrem Grabe und ihrem Hause persönlich verbunden gedacht werden. Ihr Geist hat sich noch nicht völlig getrennt, als „*anima*“ bei den Römern, als „*Psyche*“ bei den Griechen, lebt dieser Geist und verlangt persönliches Ge-

denken. Ihn verehrte der fromme Römer als „Lar“ oder „Penat“ in der ältesten Zeit, ihm wurden Opfer gespendet, auf seinem Grab in der Herbst-Tag- und Nachtgleiche (aus der später Allerseelen wurde) Lichter angezündet, ja, der Geist kann sogar nach alter Auffassung „teilnehmen“ am Fest der Familie. Bis heute hin halten serbische Bauernschaften „Totenessen“ auf den Gräbern ab, feiern polnische Bauernschaften ihre „dziady“, ihre „Totenmahl“ an den festlich erleuchteten Gräbern im Herbst.

Einmal aber ist dies zu Ende, — der Tote ist in der Kette der Generationen zu weit fortgerückt, als daß noch persönliche Erinnerung an ihn vorhanden wäre. Dann zieht er hinein in den Berg, wo im Runenkalender die Bergrune steht, geht ein in das Grabhaus, dessen Rune „ing“ tiefinnig zugleich „Grabhaus und Nachkommenschaft“ bedeutet. Hier wartet er auf seine Wiederkehr. Die toten Helden im Berge, die in allen Sagen der Völker nordischer Rasse vorkommen, ob Kaiser Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser liegt, oder der Waräger-Held Ilya Muromez der altrussischen Sage im Berge Wawilon bei Jaroslawel (der Stadt des „hellen Glanzes“, offenbar ein altes Lichtheiligtum*), ob „Holger Danske“ in Dänemark oder die vielen unbekanntenen Könige, manchmal auf Kaiser Karl umgedichtet, in den deutschen Wodens- und Odensbergen liegen, — immer wieder ist es der gleiche Mythos von dem Toten, der auf seine Wiederkehr wartet.

Die Alten haben gewußt, daß die Seelen der Toten wiedergeboren werden. Diese Überzeugung ist einhellig im ganzen Raum der indogermanischen Sprachenfamilie. „Warum sollen wir den Tod beweinen? Die, welche geboren sind, sind des Sterbens sicher, und die, welche gestorben sind, sind sicher, wiedergeboren zu werden“ (Vishnu, 20, 28—32, zitiert bei Leist: „Altarisches Jus gentium“, Seite 198), sagt der noch reinrassige Sanskritfunder der alten Zeit. „Das war Glaube in der alten Zeit, daß Menschen wiedergeboren werden“, pflichtet die germanische Hyndlinga-Saga bei. Selbst Plato spricht (Gesehe 10, 12) noch von der Wiedergeburt als von etwas Selbstverständlichem: „Alles, was eine Seele hat, verändert sich, indem es die Ursache der Veränderung in sich trägt. Auf Grund dieser Veränderung wird es geführt, nach Ordnung und Gesez. Wer seine Sittlichkeit nur wenig ändert, bleibt noch über dem Boden der Erde. Wer aber mehr oder nach der ungerechten Seite sich ändert, der fällt in die Tiefe und die unteren Orte, die man als den „Hades“ oder mit anderen gleichnamigen Orten bezeichnet. . . .“

Diese Wiedergeburtstheorie ist verschieden entwickelt worden, — vorhanden ist sie bei allen Völkern dieser Rassegruppe. Sie ist ihre Unsterblichkeitslehre.

Der Vorfahr aber wird im Nachfahren wiedergeboren. Daher stammt der durchgehend zu bemerkende Gebrauch, daß bestimmte Namen in der Familie durchgehend sind. Es sind die Namen der verstorbenen Vorfahren, soweit diese nicht mehr persönliche Verehrung genießen. Selbst „Olaf der Heilige“ in Norwegen mußte sich dagegen wehren, daß man behauptete, er sei ein wiedergeborener Rede der Vorzeit aus seinem Geschlecht.

Die Seele des Vorfahren kehrt aber nicht in schlechtere und minderwertige Körper ein. Wer Kinder mit schlechtem Blute erzeugt, versperrt den Seelen

*) Wer denkt hier nicht daran, daß auch das heutige, junge Polen seinen „Weisen“ Wilsudst im „Wawel“ zu Krakau beigesetzt hat. Die Schriftleitung.

der Vorfahren die Wiederverkörperung. Edles will zu Edlem, „nie das Geschlecht der Väter, der allerbesten, zu beschämen“, dieser Homerische Grundsatz ist auch hier grundlegend. Nicht nur im Sinne einer rein körperlichen Fortpflanzung des Geschlechtes, sondern in diesem tiefen metaphysischen Sinne hängt das Wort „Ehe“ mit „ewa“ („recht“) und mit „ewig“ zusammen. Hier soll nicht nur einfach ein Blutstrom weitergeführt werden, von dem man sich schließlich auch losmachen kann, hierin erlebt man nicht nur die Unsterblichkeit des eigenen Wesens lediglich in den eigenen Kindern, — sondern die „Ordnung der Zeugungen“, die „Ehe“, gibt einem selbst die Gewißheit, im gleichen Geschlecht, im gleichen Hause, in der alten Heimat wiedergeboren zu werden. So bäuerlich ist diese Welt des „frommen Rechtes“ („fas“ der ältesten Römer, „themis“ der ältesten Hellenen), daß selbst die Toten wieder zu Hof, Heimat und Geschlecht zurückwollen, daß sie gar nicht lassen können von dem heimischen Herde, und, nachdem ihre persönliche Erinnerung langsam verblaßt ist, die Wiederverkörperung suchen. Hiermit mag auch zusammenhängen, daß vielfach die alten Völker glaubten, der Mensch lebe in Viertel auf Erden, Dreiviertel in der großen Verwandlung, um sich dann wieder zu verkörpern. Dieses würde der von Leibniz nachgewiesenen Ordnung entsprechen.

In diesem tiefen Sinne muß man die Ehe der alten Zeit verstehen. Hieraus ergibt sich ganz von selber, daß es sich hier niemals um das „Eigentum“ des Mannes an der Frau gehandelt hat. Diese Ehe war nicht „patriarchalisch“ im Sinne orientalischer Wüstenpatriarchen. Sie wurde begründet am Herd, dem Abbild des Sonnenfeuers, Hausherr und Hausfrau (despotes und despoina bei den Griechen, pati und patni bei den Sanskritindern, froh und frohwa bei den Germanen), sind nicht im Verhältnis des „Sachenrechtes“ zueinander, sondern stehen in der frommen Lebensordnung einer wirklichen „Ehe“, deren Ziel die Erzeugung von ebenbürtigen, reinrassigen Kindern ist.

Der Brautkranz ist noch der alte Sonnenkranz und erinnert an die Ordnung des Himmels. Das Führen der Braut in das Haus, das gemeinsame Essen von Früchten des Aders (confarreatio bei den Lateinern), die Übergabe von Waffen an die Braut, — alles das ist durchaus Zeichen einer nicht auf moderner „Gleichberechtigung“, aber auf der „Gleichwertigkeit“ des gemeinsamen Dienstes an Ahnen und Nachkommen beruhenden Ehrechtes.

Die Ehe der Menschen auf Erden findet ihre Entsprechung in der Ehe der Götter. Wie aus der heiligen Hochzeit von Himmel und Erde das neue Licht des Jahres geboren wird, wie nach alten deutschen Sagen ein „ungetauftes Kind“ noch in der Johannismacht die goldene Wiege mit dem goldenen Kinde im Berge verborgen liegen sehen kann, so führen auch die Götter eine Ehe mit rechter Nachkommenschaft, wie Midgard ein großes Bauerndorf ist, so führt auch Odin bei allen schon unbäuerlichen, späteren Zügen durchaus eine den alten Formen entsprechende Ehe mit Freia, Jupiter mit Juno, Zeus mit Hera, — die Eheordnung auf Erden beim altarischen Bauern wiederholt sich in der Eheordnung des Himmels. Es gehörte schon viel Unverständnis für wirkliche Lebensfrömmigkeit dazu, wenn man das Göttliche persönlich gestaltete, es als unverheiratet sich vorzustellen, so die große ewige Ordnung der Welt, wie sie der Art unserer Rasse entspricht, zu verleugnen. Erst als man in der homerischen Zeit unfrohm wurde, dichtete man dem Himmelsgott,

dem Vater Zeus, der einst wie ein bäuerlicher Hausvater gesehen war, jene Seitensprünge an, die bereits über den Rahmen einer denkbaren gewollten Verbreitung guten Blutes hinaus ins Salonmäßige verzerrt erschienen.

Ein wunderbares Beispiel von der Erhaltung ältesten Eherechtes bietet merkwürdigerweise das frühe römische Recht. Wir sollten uns überhaupt durch die Ablehnung des spätrömischen, orientalisierten Verkehrsrechtes des „Corpus juris“ nicht dazu verleiten lassen, jene altnordischen Bestandteile frühesten römischen Rechtes zu übersehen. Hier finden wir etwa den „flamen Dialis“, noch auf der Höhe der römischen Macht, als einen der letzten „rechtwissenden“ Urgoden des Nordens erhalten. Schon der Name ist interessant. „Dialis“ hängt zusammen mit dem alten Stamm „dji“, den wir als „strahlend“, „glänzend“ bestimmen können und der sich in den ältesten Götternamen der indogermanischen Sprachfamilie, in „Tiu“ der Germanen, „Zeus“ (gen. Dios) der Griechen, „Djauš“ der Sanskritinder als Bezeichnung des alten Himmelsgottes findet. „Flamen“ hängt sprachlich zusammen mit dem noch heute gemeint slawischen Wort „plamja“ = Sippe, Stamm. Der „flamen Dialis“ ist also der alte Licht- und Sippengode. Und so lebt er in der Tat. Er muß verheiratet sein, und zwar in der alten feierlichen Confratrationsehe; verliert er seine Frau, so muß er sein Amt aufgeben. Auch die Knaben und Mädchen, die ihm dienen, müssen noch Vater und Mutter besitzen. Außerhalb darf er nicht über drei Nächte schlafen, denn die „heilige Ehe“ darf nicht unterbrochen werden. Er und sie, der „flamen“ und die „flaminica“, bringen die Opfer für das Volk dar, und zwar an Jupiter, den alten Himmels Herrn. Wo sie erscheinen, ist Friede, d. h. verwirklicht sich der Sinn aller Rechtsordnung. Keine äußere Gewalt darf in seiner Gegenwart geschehen, niemand getötet und gefesselt werden, heiliges Schweigen herrscht bei seinen Opfern, das Pferd reitet er noch nicht, — stammt also offenbar aus der Zeit, als dies noch nicht als Reittier, sondern mehr als Zugtier verwendet wurde — er schwört nicht, da jeder Eid eine Verfluchung enthält, er darf keinen ganz geschlossenen Ring tragen. Es ist hier übrigens nicht uninteressant, daß sich ein solcher kunstvoller, nicht geschlossener Ring aus Gold jetzt auch auf deutschem Boden bei Gahlsdorf im Kreise Verden gefunden hat (vgl. Ernst Grohne: Der goldene Eidring von der Niederweser, Germanenerbe, Heft 4, 1936). Hier spielt offenbar neben der Ablehnung aller Fesselung der Gedanke mit, daß der „flamen“ mit seiner eigenen Person den Ring schließt. Auch eine Berührung mit den sogenannten germanischen Eidringen, bei denen der Handgriff der Schwörenden den Ring schloß, scheint hier vorzuliegen.

Der „flamen Dialis“ ist ein ins Priesterliche gehobener Hausvater der frommen Urzeit — es wäre nötig, auch sonst in den Rechtüberlieferungen, und vor allem in den Sakralrechten, nachzuforschen, wo sich ähnliche älteste Eheformen gehalten haben.

Karl Moß:

Auslese und Entwicklungslinien des sowjetrussischen Nachwuchses

Dieses Thema wirft ein ganz besonders wichtiges und interessantes Problem auf. Wenn man die Frage nach Führerauslese und Erziehung für die Sowjet-Union stellt, dann muß man sich allerdings von vornherein über eines klar sein: ihre Behandlung in einem auch nur annähernd gleich geschlossenen Sinn, wie etwa die Auseinandersetzung mit den entsprechenden Fragen der katholischen Kirche oder des englischen Volkes, ist vorläufig noch unmöglich. Das liegt nicht nur daran, daß wir im Reich etwa zu weit vom Schuß sind bzw. daß das Gelände zu unzugänglich wäre. Vielmehr laufen diese Dinge in Sowjet-Rußland noch außerordentlich durcheinander und von einer fest entwickelten Linie kann bei einem solchen 17 Jahre alten System aus zeitlichen und anderen Gründen nicht die Rede sein. Die Wege der Jugend-erziehung sind genau so wenig gefestigt, wie etwa diejenigen der späteren Sonderausbildung in Richtung auf ein bestimmtes Führungsamt. Gerade auf dem Gebiete der Erziehung hat es allerdings an den tollsten Versuchen der Bolschewisten nicht gefehlt.

Entsprechend der Weltanschauung des Materialismus geht man bei diesen Versuchen ganz nüchtern von der Feststellung naturnotwendig eintretender geistigen und seelischen Reaktionen bei ganz bestimmten Maßnahmen aus. Man untersucht mit ganz besonderer wissenschaftlicher Sorgfalt z. B. die Einwirkung der Angst vor körperlicher Züchtigung, des Hungers und ähnlicher natürlicher Triebkräfte auf die innere Haltung, Wesensart und Handlungsweise des Opfers. Man untersucht diese Dinge in wissenschaftlichen Instituten am Tier und zieht politisch die Parallele beim Menschen. Das alles ist gewiß Wissenschaft, aber eine Wissenschaft, die von den jüdischen Machthabern mit derselben lauernenden Aufmerksamkeit verfolgt wird, die etwa ein Dompteur irgendwelchen neuartigen Möglichkeiten der Beherrschung seiner Raubtiere widmet.

So bezeichnend diese Tatsache an sich für den Geist des jüdischen Bolschewismus ist, so müssen wir doch andererseits bei allen derartigen Versuchen feststellen, daß das Ausmaß der tatsächlichen Auswirkung solcher Versuche für die uns heute beschäftigende Frage vorläufig nicht beurteilt werden kann. Immerhin erscheint es durchaus verständlich, daß ein Mensch, der in frühester Jugend planmäßig durch die tiefsten Tiefen des menschlichen Lebens hindurch getrieben wurde, in seiner furchtbaren Angst vor der Möglichkeit, in die alten Verhältnisse zurückgestoßen zu werden, zum willenlosen Werkzeug werden kann. In der Erzeugung und Ausnutzung der Angst liegt ja auch das Rezept, nach dem der Bolschewismus überall in die Breite wirkt, wo er die Macht dazu hat.

Wichtiger aber sind für unsere heutige Überlegung diejenigen Erkenntnisse, die sich uns bei Beobachtung der großen Entwicklungslinien in Sowjet-Rußland erschließen.

Wenn wir uns mit der Frage der Erziehung und Auslese in Sowjet-Rußland hier in allgemeiner Form beschäftigen, dann wollen wir dabei grundsätzlich voraussetzen und im einzelnen nicht weiter behandeln das Wissen von der Verjudung aller entscheidenden Staats- und Parteistellen Sowjet-Rußlands. Zu dieser Frage braucht nur auf die Reden der beiden letzten Parteitage unserer Bewegung und den Reichsbauerntag Goslar 1936 verwiesen zu werden.

In der Tatsache der völligen Verjudung liegt natürlich bereits der entscheidende Richtungspunkt der bolschewistischen Führerauslese enthalten; denn von je hat ein Jude den anderen hinter sich hergezogen. Die Hörigkeit gegenüber dem Juden bzw. den von ihm verkündeten bolschewistischen Gedankengängen ist somit als die allgemeine Voraussetzung ohne weiteres klar.

Trotz aller Verjudung läßt sich andererseits aber die Tatsache nicht verkennen, daß neben den Söhnen Israels auch eine ganze Anzahl Nichtjuden an Führer- bzw. Unterführerstellen stehen, eine notwendige Folge der verhältnismäßig geringen Zahl der Juden. Juden und Nichtjuden zusammen bilden ein Führer- und Unterführerkorps, das sich als Werkzeug der jüdischen Weltpolitik fühlt und dem jüdischen Weltherrschaftsgedanken durchaus nicht nur schlechte Dienste leistet. Denn, wenn auch das weltanschauliche Vorzeichen dieser „Leistung“ negativ ist, so kann andererseits doch eine gewisse Meisterschaft bestimmter Aufgaben durch die bolschewistische Führerschicht nicht geleugnet werden. Naturgemäß kann es sich dabei nur um solche Fragen handeln, die im Sinne der jüdischen Politik des Kommunismus liegen. So hat beispielsweise die bolschewistische Propaganda lange Zeit hindurch unbestritten als die beste Propaganda gegolten. Weiterhin darf auch z. B. die erfolgreiche Arbeit, die man etwa auf den Aufbau der Roten Armee verwendet, um sie zu einem Kampfinstrument gegen alle menschliche Kultur zu machen, nicht verkannt werden. Wir werden später sehen, daß heute auch das Führerkorps der Roten Armee im wesentlichen als bolschewistisch gelten muß, obwohl das in den ersten Jahren der Räteregierung noch nicht der Fall gewesen ist und deshalb die Einrichtung der roten Kommissare geschaffen und neben die eigentliche Kommandogewalt gestellt werden mußte. Es ließen sich noch viele weitere Beispiele anführen. Gerade in der Tatsache, daß auch das bolschewistische Rußland bestimmte Dinge in seinem Sinne durchaus meistert, liegt erst die wahre Größe der bolschewistischen Gefahr für die ganze Welt enthalten.

Bei unseren Überlegungen kann nicht im einzelnen die Tatsache behandelt werden, daß der Bolschewismus in seiner Einstellung zum Leben die Weltanschauung der Auflösung und Zerstörung ist. Das gilt nicht nur, was die planmäßige Vernichtung aller überkommenen inneren und äußeren Werte anlangt. Der Materialismus in seiner höchsten bolschewistischen Übersteigerung stellt auch grundsätzlich den äußersten Gegensatz dar zum Gesetz allen Lebens, zum Gesetz des Blutes, zum göttlichen Ordnungsgesetz der Natur. Das Ganze stellt sich dar als ein jüdisch-intellektueller Versuch, die Natur selbst in ein System materialistischer Weltgestaltung einzufügen und sie notfalls z. B. im Hungertode vieler Millionen Menschen lieber zu zerbrechen,

als vor ihr zu kapitulieren. Dabei bleibt die Frage vorläufig noch unberührt, wie lange die unterdrückte Natur sich das gefallen läßt, wie lange, um mit Dvinger zu reden, „Gott schweigt“.

Unter solchen Umständen wird die Gefahr des Bolschewismus natürlich um so größer, je richtigere und erfolgreichere Methoden er zur Durchführung seiner Gedanken anwendet. Die erste Voraussetzung für jede Arbeit ist aber auch hier die Führerauslese und Erziehung. Besonders wichtig sind uns deshalb diejenigen Gesichtspunkte der Auslese, die einen gewissen Ausleseerfolg ermöglichen. Wir sind uns bei ihrer Betrachtung ja ohnehin darüber klar, daß wir Nationalsozialisten der einzige bis zum letzten folgerichtig denkende Feind des Bolschewismus sind. Und deshalb geht uns all das ganz unmittelbar an, so wie es einen Soldaten angeht, zu wissen, mit welchen technischen Waffen und was für Kalibern der Feind ausgerüstet ist. Welchem militärischen Führer und Unterführer könnte eine solche Frage gleichgültig sein?

Werdegang bolschewistischer Führer

Zunächst einmal wollen wir beispielsmäßig herausgreifen den Werdegang einer Anzahl führender Bolschewisten Sowjet-Rußlands. Wir werden an diesen Beispielen, die sich beliebig vermehren ließen, sehen, daß die bolschewistischen Führer in einem bemerkenswerten Maße zur Härte, ja zur Brutalität und zur Abtötung jeglichen Mitleidgefühls erzogen worden sind. Wenn einer unter dem zaristischen Rußland sein ganzes Leben lang als Revolutionär verfolgt wurde, bis zu 6 oder 7 mal verurteilt worden und wieder zu neuem Kampfe gestochen ist, dann ist die selbst für asiatische Begriffe außergewöhnliche Brutalität eher verständlich, als deren Vollstrecker diese nicht etwa ausschließlich jüdischen Bolschewisten die Arbeit des Weltjudentums besorgen. Blutliche Voraussetzung und erzieherische Einwirkungen des Schicksals wirken hier eben zusammen, und beide sind von entscheidender Bedeutung.

Prof. Dr. Ludwig Berg schreibt in seinem Buch: „Was sagt Sowjet-Rußland von sich selbst?“ (Volksvereins-Verlag Gladbach 1930):

„Wladimir Iljitsch Ulanoff (Lenin), ein echter Russe, geboren am 23. April 1870 in Simbirsk an der Wolga als Sohn eines Gymnasialprofessors und späteren Inspektors der Volksschulen, nahm Anfang dieses Jahrhunderts den Namen Lenin an. Im Jahre 1887 wurde sein älterer Bruder wegen eines geplanten Attentates gegen Alexander III. zum Tode verurteilt. Dieses Todesurteil wirkte bestimmend auf das Leben des jungen Wladimir Iljitsch, der damals an der Hochschule von Kasan Rechtswissenschaft studierte. Von der Polizei überwacht, wurde er schließlich im Januar 1897 auf drei Jahre nach Minussinsk, am oberen Jenisej, an der Grenze der Mongolei, verbannt. Nach Abkürzung der Strafe wurde ihm gestattet, Rußland zu verlassen. Er wohnte meist in der Schweiz, besuchte ab und zu Paris, war während der Unruhen des Jahres 1905 vorübergehend heimlich nach Rußland zurückgekehrt und weilte dann wieder als politischer Gefangener in der Schweiz. Da England die Pässe verweigerte, wurde er von der deutschen Heeresleitung zu Beginn der Revolution mit anderen bolschewistischen Führern auf die bekannte Weise über Dänemark nach Petersburg abgeschoben. Hier sollte er an der Spitze der Bolschewiken gegen

die gemäßigten Parteien unter Kerenski arbeiten. Bereits am 17. April 1917 behandelte er dort in der Konferenz der sozialistischen Parteien die These „Die ganze Staatsgewalt den Sowjets“. Nach fünfjähriger Herrschaft brach er körperlich und geistig zusammen.“

„J. E. Dscherchinski, geb. 1877. Besuchte das Gymnasium in Wilna. Im Jahre 1895 Beitritt zur Litauischen Sozialdemokratischen Partei. 1897 verhaftet und auf drei Jahre nach Sibirien verbannt. Flucht. Rückkehr zur revolutionären Tätigkeit. 1900 verhaftet. Im Gefängnis bis 1902, Verbannung nach Sibirien auf fünf Jahre. Flucht während des Transportes. Aufenthalt in Berlin und Krakau. Parteitätigkeit in Polen. 1906 verhaftet. Unter Kaution freigelassen. 1908 verhaftet und 1909 nach Sibirien verbannt. Flucht ins Ausland. 1912 Rückkehr nach Warschau, Verhaftung und Verurteilung zu drei Jahren Zuchthaus. 1916 nochmaliger Prozeß wegen der Parteitätigkeit in den Jahren 1910/12 und Verurteilung zu weiteren sechs Jahren Zuchthaus. 1917 aus dem Moskauer Gefängnis befreit. Auf dem VI. Parteitage der Bolschewiki ins Zentralkomitee der Partei gewählt. Mitglied des Militär-Revolutionären Komitees, Organisator und Vorsitzender der We-Tsche-Ra. 1919 Volkskommisfar des Innern. 1921 Volkskommisfar für das Transportwesen. 1923 Vorsitzender des Obersten Wirtschaftsrates. Gestorben am 20. Juli 1926.“

N. S. Bucharin. Geboren 1888. Studierte nach Absolvierung des Gymnasiums an der Moskauer und Wiener Universität. Beitritt zur Partei im Jahre 1906. 1908 Mitglied des Moskauer Komitees der Partei. 1910 verhaftet. Nach einem Jahr Gefängnis Verbannung nach Sibirien. Flucht ins Ausland. Bis 1917 in der Emigration. Nimmt aktiven Anteil an der internationalen Arbeiterbewegung, insbesondere an der Bewegung in Deutschland, Oesterreich und Amerika. Parteilchriftsteller und Theoretiker des Marxismus. 1917 Rückkehr nach Rußland. Auf dem VI. Parteitage der Bolschewiki gewählt ins Zentralkomitee der Partei. Redakteur des Zentralorgans der Partei, „Prawda“.“

J. W. Stalin, ein Georgier namens Dsjugaschwili, geboren im Jahre 1879. Besuchte das Lehrerseminar. 1898 Ausschluß aus dem Seminar wegen revolutionärer Tätigkeit. 1898 Beitritt zur Partei. 1902 verhaftet. 1903 auf drei Jahre nach Sibirien verbannt. Flucht. Parteitätigkeit. 1908 verhaftet. Auf drei Jahre nach Sibirien verbannt. 1909 Flucht nach Baku. Verhaftung und sechs Jahre Verbannung. Nach einem Jahre Flucht und Parteitätigkeit in Petersburg. Bald darauf verhaftet und wiederum auf drei Jahre verbannt. Flucht im Jahre 1911. Verhaftung und Verbannung im Jahre 1912. Flucht nach Petersburg. 1913 verhaftet und verbannt nach dem Dörschen Kurejka im Polarkreis. Rückkehr nach der Februar-Revolution. Redakteur an Parteiblättern. 1919/20 Volkskommisfar der Arbeiter- und Bauerninspektion. 1920/23 Mitglied des Militär-Revolutionären Sowjets der Republik. Sekretär des Zentralkomitees der Partei.“

Er war also sechsmal verhaftet und verbannt.

L. D. Trozki, früher Bronstein genannt. Geboren 1879. Besuchte die Realschule. Nimmt teil an der revolutionären Jugendbewegung. 1898 verhaftet. Verbannung auf zwei Jahre nach Sibirien. 1902 Flucht ins Ausland. Aufenthalt in Wien und London. Literarische Tätigkeit an der marxistischen Zeitschrift „Iskra“ („Der Funke“). 1905 Mitglied des Vollzugsausschusses des Petersburger Sowjets. Verhaftung. Verbannung nach Sibirien. 1907 Flucht ins Ausland. Aufenthalt in Wien. Gibt während des Krieges in Paris die Zeitung „Nasche Slowo“ („Unser Wort“) heraus. Kampf gegen den Sozialpatriotismus. Teilnahme an den Zimmerwalder und Kienthaler Konferenzen. 1916 ausgewiesen aus Frankreich nach Spanien. In Spanien verhaftet und ausgewiesen, geht nach Amerika. 1917 Rückkehr nach Rußland (englische Behörden verhaften ihn unterwegs, internieren ihn in Kanada und erlauben erst die Weiterreise unter dem Druce des Petrograder Sowjets). Nach den Julitagen 1917 durch die Kerenski-Regierung verhaftet. Auf dem VI. Parteitage ins Zentralkomitee der Partei gewählt. Im September 1917 Vorsitzender des Petrograder Sowjets. Im Oktober Vorsitzender des Petrograder Revolutionären Komitees, dann Volkskommissar des Auswärtigen. In den Jahren des Bürgerkrieges Volkskommissar für Armee- und Flottenangelegenheiten und Vorsitzender des Revolutionären Krieg-Sowjets der Republik. Im Jahre 1925 Vorsitzender des Konzessionskomitees, Mitglied des Präsidiums des Obersten Volkswirtschaftsrates. Mußte der rücksichtslosen Politik Stalins weichen.“

Die weitere Wanderung dieses ewigen Juden beschäftigt heute noch die Weltpresse. Ob er im Augenblick eine führende Rolle spielt oder nicht, ist hier weniger wichtig. Immerhin hat er sehr maßgeblich an der Errichtung Sowjetrußlands gearbeitet, bevor der jüdische Familienzwist mit den Drahtziehern Stalins offenkundig wurde. Und wer kennt schließlich die letzten Hintergründe der Entwicklung? Ein Element der Ruhe ist Trozki-Bronstein bekanntlich auch heute nicht. In ähnlicher Form ist das Leben auch der meisten anderen führenden Bolschewisten zwischen Gefängnis, Verbannung und Flucht abgelaufen. Daß durch einen derartigen Lebenslauf bei blutlich Minderwertigen die niedrigsten Instinkte der Vernichtung hemmungslos zu brutalster Härte entwickelt werden, erscheint nicht schwer verständlich, ganz abgesehen davon, daß überdies hinter den Nichtjuden, wie Stalin, die jüdische Teufelsfrage seines Schwiegervaters Raganowitsch sichtbar wird.

Der politische Nachwuchs Sowjet-Rußlands

Wir Deutsche sind ein Volk von 70 Millionen, 100 Millionen unter Einrechnung des Auslandsdeutschtums. Als die Machtübernahme durch die NSDAP. erfolgte, hatten wir über 1 Million Parteigenossen, die wir in diesem Zusammenhang einmal unter Vernachlässigung aller ferneren Altersunterschiede als die alten Kämpfer bezeichnen wollen. Rußland enthält insgesamt 197 Völker mit einer Menschenzahl von 170 Millionen, ein Gebiet, das $\frac{1}{6}$ der Erde umfaßt. Als der Bolschewismus die Macht übernahm, gab es nicht mehr als 40 000 eingeschriebene Mitglieder der Kommunistischen Partei in Rußland. Der Stamm der alten Kampfzeit-Bolschewiken, wenn

man einmal so sagen darf, ist also ganz außerordentlich gering. Eine entsprechend schwerere und bedeutungsvollere Rolle spielt bei ihm somit von der Machtübernahme an die Nachwuchserziehung, zumal der Termin der bolschewistischen Machtübernahme in Rußland immerhin heute bereits bald 18 Jahre zurückliegt.

Zur Lösung dieser Nachwuchsfrage dienen der Sowjet-Union ihre verschiedenen Organisationen, deren wichtigste wir in diesem Falle kurz behandeln müssen, um überhaupt einen Einblick in das System der Führererziehung und Führerauslese zu gewinnen, die in Sowjet-Rußland festgestellt werden muß.

1. ist vor allen Dingen zu nennen die Kommunistische Partei selbst mit ihren Nebengliederungen, der Einrichtung der Kandidaten der Partei, den von ihr völlig beherrschten Gewerkschaften, dem Kommunistischen Jugendverband (BKRSM) (16.—24. Lebensjahr), mit seinen Untergliederungen, den Pionieren (10.—16. Lebensjahr) und den Oktober-Kindern (7.—11. Lebensjahr).

Die Zusammensetzung und innere Kompromißlosigkeit der Partei ergibt sich schon aus folgenden wenigen Angaben, die wir dem Buch von A. de Bries: „Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins“, Kurt Vowinkel-Verlag, Berlin-Grünwald 1925, entnehmen:

S. 35/36:

„Was den allgemeinen Aufbau und den Zugang in die Kommunistische Partei betrifft, so ergibt sich folgendes Bild. Es sind in die Kommunistische Partei eingetreten:

im Jahre 1905	2 517	Personen
vor 1917	7 914	„
vor 1918	35 154	„
1918	63 643	„
1919	167 840	„
1920	121 784	„
1921	40 419	„
ohne Angabe des Eintrittsjahres	7 037	„

Aus anderen Parteien sind in die Kommunistische Partei etwa 25 000 Personen übergegangen. Eine Zahl dürfte noch von Interesse sein: Im April 1917 zählte die Kommunistische Partei zirka 40 000 Mitglieder. In den Jahren 1921—22 wurde die sogenannte Generalreinigung der Partei vorgenommen, wobei nach offiziellen Daten etwa 200 000 Mitglieder aus der Partei ausgeschlossen wurden. (Von insgesamt nicht einmal 500 000 Mitgliedern!)

Eben (1925) verflut die Partei über die Zahl von etwa 230 000 Kandidaten. Im vorigen Jahre ist die Zahl der Parteimitglieder wieder wesentlich erhöht worden, da die Partei die sogenannte Lenin-Anwerbung in Szene setzte . . .“

und weiterhin in demselben Werk:

S. 75/76:

„Dieser Kongreß war der erste nach dem „Lenin-Schub“, der die Partei von 200 000 Mitgliedern auf etwa 550 000

Man n brachte, und dieser „Lenin-Schub“ hat die Zahl der Arbeiter in der Partei von 46 Prozent auf 65 Prozent erhöht, mit der Aussicht, daß es einst 90 Prozent sein werden.“

Der „Komsomol“, der kommunistische Jugendverband, umfaßt übrigens Ende 1936 etwa 4 Millionen Mitglieder, die für den Führungsnachwuchs dann gewissermaßen in die erste Wahl kommen. Die Entwicklung, die wir allgemein feststellen können, ist die: dauernde schärfste weltanschauliche Auslese innerhalb der Partei selbst und vor allem eine Prüfung der Kandidaten auf Herz und Nieren. Die Aufnahme in die Partei selbst geht so vor sich, daß der Kandidat vor versammelter „Ortsgruppe“ auf seine weltanschaulich-bolschewistische Einstellung geprüft und im gleichen Sinne sein Lebenswandel genau untersucht wird.

Die weitere Tatsache, die sich aus den Verhältniszahlen der verschiedenen Bevölkerungskreise innerhalb der Partei ergibt, wird uns später noch beschäftigen müssen.

In das politisch-weltanschauliche Schulungswesen der Kommunistischen Partei und die Bedeutung, die dieser Arbeit zugemessen wird, vermitteln wir den besten Einblick, indem wir einige Stellen aus dem Wert

„15 Jahre Sowjetschulwesen“ von Sergius Hessen und Nikolaus Hans (Verlag von Julius Bels in Langensalza-Berlin-Leipzig 1933)

anführen:

„Die Parteischulen bilden heutzutage ein vollständig ausgebautes System der kommunistischen Parteibildung. Der unterste Typus dieser Schulen, die Schulen des politischen ABC, sind bestimmt für die Mitglieder der Partei, des Komsomols und für die Kandidaten der Partei. Es wird vorausgesetzt, daß alle Mitglieder der Partei wenigstens durch diese Schule durchgehen sollen. Im Jahre 1927 gehörten nur 15 Prozent der Besucher dieser Schulen nicht zur Partei. Es waren Arbeiter, die in diese Schulen von den Gewerkschaften abgefannt wurden. Der Lehrkurs dieser Schulen dauert von drei Monaten bis zu zwei Jahren mit 4 bis 8 Stunden wöchentlichen Unterrichts. Das Unterrichtsprogramm besteht aus einigen kurzen Einzelkursen, wie: Industrie und Landwirtschaft in kapitalistischen Ländern und in der Sowjetunion. Der Zusammenschluß der Arbeiterschaft mit der Bauernschaft und die Sowjetgewalt, Das Wesen der neuen ökonomischen Politik, Die Sowjetkonsumgenossenschaften und der Weg zum Sozialismus auf dem Lande usw. Nach 1928—1929 wird der Unterricht hauptsächlich dem Fünfjahresplan, der Kollektivisierung der Landwirtschaft, der Außenpolitik der Sowjetunion, der Erweiterung der Saatzfläche und ähnlichen Themen gewidmet . . .“

„ . . . Den zweiten Typus von kommunistischen Schulen bilden die sogenannten Sowjet-Parteischulen. Diese Anstalten sind nicht für die Durchschnittsmitglieder bestimmt, sondern haben die Aufgabe, „die Agitatoren und Propagandisten wie auch die Arbeiter der politischen Aufklärung heranzubilden“. Als Hörer werden in diese Schulen nur Mitglieder der Partei und des Komsomols aufgenommen, die von den verschiedenen Parteiorгани-

sationen ausersehen worden sind. Alle Hörer der Sowjet-Parteischulen sind Stipendiaten des Staates und genießen vollen Lebensunterhalt. Das Unterrichtsprogramm dieser Lehranstalten ist ebenfalls rein politisch, es enthält aber eine Anzahl von Fächern allgemeinen Inhalts, wie Allgemeine Wirtschaftslehre, Geschichte des Klassenkampfes, Geschichte der Internationale und der Kommunistischen Partei, Marxismus und Leninismus u. ä. m. An diesen politischen Lehrgang schließt sich ein besonderer militärischer Kurs an, der aus solchen Fächern wie die Organisation der Roten Armee und ihr Statut, die militärische Topographie, das militärische Ingenieurwesen, die chemische Kriegsführung, militärisches Sanitätswesen u. ä. m. besteht. Zur theoretischen militärischen Ausbildung kommen außerdem noch militärische Übungen, einschließlich Schießübungen, hinzu. Die der militärischen Ausbildung gewidmete Zeit beträgt 160—180 Stunden pro Jahr. Die Sowjet-Parteischulen nehmen auch Frauen auf, die einen bedeutenden Prozentsatz der Hörer ausmachen. Die Frauen nehmen ebenfalls an der militärischen Ausbildung teil. Es waren vor dem Jahre 1925 zwei Arten dieser Lehranstalten vorhanden: die Sowjet-Parteischulen der ersten und die der zweiten Stufe, die sich durch das allgemeinbildende Niveau der Hörer und des Unterrichts voneinander unterschieden. Seit der Umbildung des Parteischulwesens im Jahre 1926 ließ man diesen Unterschied fallen, und alle Sowjet-Parteischulen haben nun noch einen einheitlichen zweijährigen Lehrgang. Im Jahre 1923—1924 waren 299 Sowjet-Parteischulen mit etwa 25 000 Hörern in ihnen vorhanden. Im Jahre 1927 bis 1928 zählte man schon 593 Lehranstalten dieser Art mit 45 000 Hörern, im Jahre 1928—1929 587 Anstalten mit 43 400 Hörern.

Die Hochschulen dieses eigenartigen Parteischulwesens tragen den Namen „Kommunistische Universitäten“. In diese Lehranstalten werden ausschließlich Mitglieder der Partei und des Komsomols aufgenommen, und zwar auf Grund einer „Delegation“ oder „Abkommandierens“ seitens einer Parteiorganisation, wobei außer der höheren Allgemeinbildung auch noch eine mehrjährige Parteitätigkeit vorausgesetzt zu werden pflegt. Von den Parteilosen werden ausnahmsweise nur die Vertreter der örtlichen Nationalitäten (Chinesen, Koreaner, Japaner, Inder u. a.) aufgenommen, die offenbar alle als potentielle Kommunisten gelten. Der Zweck dieser Lehranstalten ist die Ausbildung von höheren Partei- und Sowjetbeamten und des Lehrpersonals für das kommunistische Parteischulwesen. Im Jahre 1923/24 waren in der ganzen Sowjetunion 13 Kommunistische Universitäten mit 6450 Studierenden vorhanden, im Jahre 1927/28 zählte man schon 27 solcher Lehranstalten mit 8850 Studierenden. Im Jahre 1930/31 dürfte die Zahl der Studierenden 10 000 erreicht haben (obwohl die Zahl der Anstalten im Jahre 1928/29 auf 20 verringert worden ist). Alle Studierenden der Kommunistischen Universitäten sind Stipendiaten des Staates und genießen vollen Lebensunterhalt. Im Jahre 1927/28 betragen die Unterhaltungs- und Unterrichtskosten eines Hörers der Sowjet-Parteischulen 545,4 Tschernonez-Rubel pro Jahr, eines Studenten der Arbeiterfakultät 484,9 Rubel pro Jahr, eines gewöhnlichen Hochschulfstudenten 664,8 Rubel pro Jahr und eines Studenten der Kommunistischen Universitäten 1101,5 Rubel. Jeder Student an einer kommunistischen Hochschule

kostet also dem russischen Staate beinahe doppelt so viel als ein künftiger Arzt, Lehrer oder Ingenieur.“

„... Der Lehrkurs aller dieser Anstalten dauert vier Jahre und außer einem genauen Studium des Marxismus, des dialektischen Materialismus, der Wirtschaftstheorie, der Geschichte und ähnlichen Fächern, schließt er westliche oder östliche Sprachen und eine Anzahl militärischer Fächer mit Übungen ein. Die Kommunistischen Universitäten erziehen eine Art neuer Aristokratie, welcher in der Sowjetunion eine glänzende Beamtenlaufbahn gesichert ist. In mancher Hinsicht erinnern sie an die aristokratischen Alumnatschulen des alten Regimes, deren Häuser sie auch vielfach geerbt haben. Die bevorrechtigte Stellung dieser Anstalten wird klar, wenn man ihren Haushalt mit dem Durchschnittshaushalt einer gewöhnlichen Hochschule vergleicht. Betrug im Jahre 1924/25 die Unterrichtskosten (ausschließlich der Unterhaltskosten) in einer gewöhnlichen Hochschule 10 Rubel für je einen Studierenden, so waren sie in den Kommunistischen Universitäten im selben Jahre auf 55 Rubel berechnet. Seitdem dürfte dieses Verhältnis sich nur noch mehr zugunsten der Kommunistischen Lehranstalten geändert haben. Die Lehrergehälter sind in allen Parteischulen beinahe doppelt so hoch als in gewöhnlichen Lehranstalten, die Professoren der Kommunistischen Universitäten sind sogar im Durchschnitt dreimal höher bezahlt als die aller anderen Hochschulen. Die Parteischulen sind auch gewöhnlich besser untergebracht und weit reicher mit Lebensmitteln versehen als alle übrigen Lehranstalten. In noch größerem Maße gilt dies von den höchsten wissenschaftlichen Anstalten, die das ganze System des Parteischulwesens der Sowjetunion krönen. Dazu gehören: die Kommunistische Akademie, das Marx-Engels-Institut, das Leninsche Institut (alle drei in Moskau), das Institut für marxistische Pädagogik, das Institut für Marxismus in Charkow u. a. m. Die Mehrzahl dieser Anstalten ist unmittelbar der Bundesregierung der Sowjetunion unterstellt und wird auch aus dem Bundeshaushalt unterhalten.

Es wird vorausgesetzt, daß alle Mitglieder der Partei irgendeine Parteischule besucht haben. Während der Zeit des Bürgerkrieges sah man von dieser kommunistischen Bildungspflicht oft ab. Seit dem Jahre 1924 ist aber diese Verpflichtung verschärft worden, und von diesem Jahre ab bis zum Jahre 1927 sind etwa 400 000 Parteimitglieder durch die Schulen des politischen ABC gegangen. Über 65 000 Parteimitglieder haben die Sowjet-Parteischulen absolviert und etwa 7000 Mitglieder der Partei erhielten ihre kommunistische Ausbildung in den Kommunistischen Universitäten.

Die dem Clavpolitprosvet untergeordnete Erwachsenenbildung ist nun das Arbeitsfeld jener Agitatoren, Propagandisten und „Arbeiter der politischen Aufklärung“, die das Sowjet-Parteischulwesen absolviert haben. Außer den sog. „Lispunkten“, wo die Bekämpfung des Analphabetentums

mit der „politischen Aufklärung“ Hand in Hand geht, gehören dazu noch: Bibliotheken, Bauernlesehütten, Arbeiterklubs, Volks- und Bauernhäuser. Werden die Kommunistischen Universitäten und Parteischulen aus dem Staatshaushalte erhalten, so fallen diese „Massenanstalten der politischen Aufklärung“ den Budgets der örtlichen Sowjets, der Gewerkschaften und der Konsumgenossenschaften zur Last. Im Jahre 1927/28 betrug die Ausgaben des Moskauer Narkomproses für die Kommunistischen Universtitäten 5,5 Millionen Rubel (ausschließlich der ebenso großen Summe, die diese Anstalten aus dem Haushalte der Unionsregierung erhielten) und für die Sowjet-Parteischulen 7 Millionen gegenüber 1 076 000, die für die Bekämpfung des Analphabetentums, und 6 662 000, die für das Elementarschulwesen aus dem Staatshaushalte aufgewendet wurden. Aus den örtlichen Budgets wurden im selben Jahre für alle „Massenanstalten der politischen Aufklärung“ 38 500 000 Rubel aufgewendet, davon 4 670 000 zur Bekämpfung des Analphabetentums.“

Bekannt ist, daß auch die Aufnahme an Hochschulen teils von unmittelbaren Empfehlungen von Parteistellen, im übrigen aber von der erfolgreichen Ablegung politisch-weltanschaulicher Prüfungen abhängig gemacht wird. Auch hierin liegt selbstverständlich eine ungeheure Auslesemöglichkeit für das herrschende System. Als die Prüfung eingeführt wurde, 1924, wurden so 23 000, im Jahre 1925 40 000 Studenten aus der Hochschule ausgeschlossen.

2. ist zu nennen die Armee, deren erzieherischer Einfluß offenbar stark im Wachsen ist.

Die Entwicklung innerhalb der Roten Armee stellt sich etwa folgendermaßen dar:

Zunächst einmal wurde erkannt, daß eine Armee nur dann zu Leistungen befähigt ist, wenn sie von militärischen Fachleuten befehligt wird. So übernahm man eine ganze Anzahl von ehemaligen zaristischen Offizieren und stellte neben sie die roten Kommissare, die für die politische Haltung und Erziehung der Truppe — vor allem natürlich der Offiziere — verantwortlich waren.

Wir hören hierzu Artur W. Ju st in seinem Buch „Militärmacht Sowjetunion“ (Wilh. Gottlieb Korn Verlag, Breslau 1935), S. 22/23:

„ . . . Es ergab sich von selbst die Notwendigkeit, neben den Truppenführern eine politische Überwachung zu setzen, den roten Kommissar zu stellen, da das lediglich destruktiv wirkende Regiment der Soldatenräte für ernste militärische Operationen unbrauchbar war. Schon F r u n s e, Trozkis Nachfolger im Kriegskommissariat, erkannte, daß dieser Dualismus in der Befehlsgewalt keine Entwicklungsmöglichkeit bot. Der Grundsatz der „jedinonatschalie“ der einheitlichen Befehlsgewalt und persönlichen Verantwortung, die viel später auch im Staats- und Wirtschaftsapparat Geltung erlangt hat, wurde zuerst für die Truppe verwirklicht. Nur hier schuf man Möglichkeiten des erleichterten Eintritts in die Partei auch für solche Elemente, deren klassenmäßige Herkunft sonst verdächtig war. Heute ist es nichts Außergewöhnliches, wenn zugegeben wird, daß der kürzlich als Mitglied des Politbüros verstorbene K u i b y s h e w Sohn eines zaristischen Oberstleutnants und Absolvent

des Kadettenkorps gewesen war. Man kann einem Hocharistokraten, einem „Grafen“ Scheremetjew als treuen Kameraden und glänzenden militärischen Organisator volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und der Witwe des zaristischen Generals Lebedjew eine hohe Staatspension aussetzen, wenn die Verstorbenen die Uniform der Roten Armee in Ehren getragen haben. Lediglich darauf hielt man, daß der Offiziersnachwuchs wenigstens zur Hälfte aus der Arbeiterklasse kam. . . .“

Just fährt weiterhin fort:

„. . . Auch heute besteht noch neben dem Truppenkommando ein politischer Apparat (PWR. = Politische Verwaltung), dessen Leiter der stellvertretende Volkskommissar für Landesverteidigung G a m a r n i k ist und dessen Organe sich bei jeder Kommandostelle finden. Eine taktische Bedeutung aber haben diese „Aufklärungsoffiziere“ nicht. Gamarnik ist parteimäßig nicht mehr als sein Amtskollege Luchatschewski. Beide sind Mitglieder des Zentralkomitees der Partei, und nur Woroschilow gehört dem Politbüro an. Der politische Kommandobestand steht mit dem Parteiapparat der Garnison in keinem direkten Verhältnis, sondern hält sich an die Gliederung der Truppe. Eine Überwachung des Truppenkommandeurs durch seinen politischen Kommissar kommt nicht in Frage oder geht jedenfalls nicht über das Maß hinaus, das von einem gesunden Geist der Kameradschaft geboten ist. In der Regel ist der Truppenkommandeur kein schlechterer Kommunist als der Kommissar. Da das Wesen der Parteidisziplin sich von dem der militärischen in nichts unterscheidet, gibt es somit kaum Möglichkeiten von politischen Konflikten innerhalb der Truppe.“

Was hier vor sich gegangen ist, ist also eine planvolle politisch-weltanschauliche Durchsetzung der Armee, die wir zahlenmäßig im folgenden weiterverfolgen können.

„In allen sowjetischen Äußerungen über das Rote Heer spielen Angaben über seine soziale Zusammensetzung und über die Bedeutung der Parteizugehörigkeit der Soldaten eine besondere Rolle. Systematisch hat man darauf hingearbeitet, daß sich der Prozentsatz der Parteimitglieder im Bestand der Armee fortwährend erhöht. An diesem Barometer mißt die Sowjetunion die politische Zuverlässigkeit ihrer Truppe. Berücksichtigt man, daß die Anzahl der Kommunisten und Jungkommunisten auch heute nur etwa auf drei Millionen zu beziffern ist, so dürfte man sich in dieser Beziehung bereits an einer optimalen Grenze befinden, wenn gegenwärtig 49,3 Proz. der Heeresangehörigen als Parteizugehörige bezeichnet werden. Bei einem Bestand von etwa einer Million, der amtlich neuerdings (1935)¹⁾ zugegeben wird, handelt es sich um 500 000 Menschen, Männern oder um mehr als ein Fünftel der vorhandenen wehrfähigen Kommunisten überhaupt. Tatsächlich ist es so, daß die Partei ihren Nachwuchs aus der Armee erhält. Im Regelfalle entscheidet es sich während der Dienstzeit, ob ein Jungkommunist Parteikandidat und schließlich Parteimitglied wird.

¹⁾ Heute natürlich weit überholt! Die Schriftleitung.

Die Offiziere

Etwas anders liegt der Vorgang bei den Offizieren. Dort gehören gegenwärtig 68,3 Prozent der Partei an. Bei den Regimentskommandeuren erhöht sich der Anteil auf 72 von 100, bei den Divisionskommandeuren auf 90 und bei den Korpskommandeuren auf 100 Prozent. 1930 gab es nur 51 Prozent Kommunisten unter den Offizieren, und noch 10,6 Prozent von ihnen stammten aus dem Offiziersbestand der Zarenarmee. 1927 waren 64 Prozent der Soldaten Bauernsöhne, 1931 nur noch 58 Prozent. Heute ist diese Unterscheidung beinahe unwesentlich geworden, nachdem die große Masse der Bauern Landproletarier im Dienste der Kollektivwirtschaften geworden sind. Nach jüngsten Angaben von Molotow kommen neun Zehntel der Rekruten vom Lande bereits aus den Kollektiven. Die von ihm gegebene soziale Gliederung der Bevölkerung des Sowjetstaates beziffert die noch vorhandenen Einzelbauern auf insgesamt 38 Millionen und die Reste der „Bourgeoisie“ (ehemalige Gutsbesitzer, städtisches Bürgertum, Händler und ehemalige Großbauernkulaken) auf nur 174 000 Personen. Die Söhne von Einzelbauern dürften in der Gesamtzahl der Heeresangehörigen nicht mehr als 5 Prozent ausmachen. Auch die soziale Zusammensetzung des Heeres nähert sich so dem angestrebten Idealbild einer klassenmäßig einheitlichen Struktur, die ein Höchstmaß politischer Zuverlässigkeit gewährleistet.“

Diese weltanschauliche Aktivierung der Roten Armee selbst und die in ihren Reihen durchgeführte weltanschauliche Auslese hat nicht nur innerpolitische Bedeutung. Auf ihr beruht ja auch die militärisch-taktische Einstellung des Bolschewismus, wie u. a. von dem ehemaligen Moskauer Universitäts-Professor Dr. Iwan Ilijin in seinem äußerst lehrreichen Sammelwerk „Welt vor dem Abgrund“ (Edart-Verlag, Berlin 1931) festgestellt wird:

„Die ganze Erziehung der Roten Armee ist durchaus international. Den Rotarmisten wird in den sogenannten „politischen Stunden“ beigebracht, daß sie berufen sind, mit ihren Bajonetten die Weltrevolution durchzuführen, daß die Reserven der Roten Armee hinter der Front ihrer Feinde stehen und daß die bourgoisen Armeen im Laufe des Krieges „ihre Waffen gegen die Könige, die Bankiers, die Fabrikbesitzer und die Generäle richten werden.“)

Das Sowjet-Feldreglement stellt der operierenden Armee zur Aufgabe, „die Arbeiter und Bauern des feindlichen Heeres wie auch die werftätige Bevölkerung des Kriegsschauplatzes für die proletarische Revolution zu gewinnen.“)

Eine solche Einstellung setzt natürlich die politisch-weltanschauliche Sicherheit der eigenen Truppe schon vom rein militärischen Standpunkt aus voraus.

Aus den, wie wir gesehen haben, weltanschaulich im Sinne des Bolschewismus unerhörte kompromißlosen Erziehungs- und Auslesemethoden dieser Orga-

) „Krasnaja Swesda“, 1926, I. 31.

) Feldreglement R.R.A., 1929, Paragraph 4 (russisch).

nisationen geht im wesentlichen das breite Führerkorps von Staat, Partei und Armee, sowie für die internationale bolschewistische Arbeit hervor. Die für die maßgebliche bolschewistische Arbeit in Betracht kommenden organisierten Volksteile werden also rücksichtslos innerlich nicht nur gleichgeschaltet, sondern gleichgerichtet, so daß es trotz der verhältnismäßig geringen Zahl von „Rampfzeit-Kommunisten“ bei der ständig wiederholten Sichtung des Menschenmaterials möglich ist, immer wieder eine beträchtliche Anzahl von jüngeren Kräften herauszustellen, die im Sinne des Bolschewismus als leistungsfähig und geeignet angesehen werden können. Erst aus der breiten weltanschaulichen Arbeit innerhalb der Armee, die mit allen uns bekannten Mitteln vorgetrieben wird, ergibt sich die besonders wichtige Möglichkeit, aus der Armee selbst den Führungsnachwuchs für Partei und Staat in weitestem Maße herauszuholen.

Für uns besonders interessant ist diese Tatsache der völligen schulungsmäßigen Verschmelzung von Partei und Roter Armee. So ist bereits festzustellen, daß im allgemeinen an führenden Stellen in Partei und Staat am liebsten bzw. bevorzugt Männer eingesetzt werden, die Reserveoffiziere der Roten Armee sind. Bei den oben angeführten Zahlen über die kommunistische Durchsetzung und Eroberung der Roten Armee liegt die Zweckmäßigkeit einer solchen Entwicklung für den bolschewistischen Staat ohne weiteres zutage.

So lesen wir im Kapitel „Krieg und Außenpolitik“ des Buches „Militärmacht Sowjetunion“ hierzu:

„. . . Hat aber einmal der zum Kommunisten gewordene Soldat die Armee verlassen, so rückt er im Zivilleben natürlich in die ordentliche Parteiorganisation ein. Dort draußen ist die Partei im allgemeinen eine Organisation der Beamtenbürokratie. Jedes Parteimitglied nimmt gewöhnlich eine gehobene Stellung als Staatsfunktionär ein. So entwickelt sich der für den Begriff des Militarismus charakteristische Zug, daß der Mann in gehobener Stellung im Staats- oder Wirtschaftsapparat seiner Wehrpflicht Genüge getan haben muß. Man verlangt sozusagen von einem höheren Angestellten, daß er Reserveoffizier ist.“

Militarisierung des ganzen Lebens

Aber auch für die Erziehung des ganzen Volkes spielt die Militarisierung des gesamten öffentlichen Lebens eine besondere Rolle. Es wird ein jeder Einzelne für das Gesamtgebiet des Lebens zu einer durchaus kämpferischen Einstellung erzogen. Wie sehr das der Fall ist, kommt in der Übernahme rein militärischer Begriffe und Organisationsformen in das allgemeine wirtschaftliche Leben Sowjet-Rußlands und auf allen anderen Gebieten zum Ausdruck. Man bildet z. B. Stoßtrupps für die Kollektivierung, der Vorarbeiter ist der „Brigadir“, der Volkskommissar läßt sich gern Kommandant (Armeeeoberbefehlshaber) nennen. Mit „Stoßtrupps“ „stürmt“ man die „Fronten“ der Wirtschaft und was der Beispiele sonst noch mehr sind.

Just meint hierzu:

„Die Unterordnung des gesamten Staatsaufbaues einschließlich des Zieles der Umgestaltung des Menschen unter die eine Idee des kommenden Krieges hat sicher etwas Geniales. Die propagandistische Ge-

schädlichkeit, die konsequent das, was militärisch ist, als sozialistisch bezeichnet und daraus eine angeblich neue Weltidee zimmert, verdient besondere Bewunderung."

Weiterhin kommt die erzieherisch so bedeutungsvolle Militarifizierung des gesamten Lebens in den allgemein bekannnten Tatsachen zum Ausdruck, daß auf jedem Jahrmarttsrummel z. B. nicht nur Kanonen und Maschinengewehre stehen, an denen öffentlich Unterricht erteilt wird, sondern daß auch z. B. das Gebiet des Fliegens allgemein propagandistisch herausgestellt wird. So soll heute fast auf jedem derartigen Jahrmartt mindestens ein Springturm für Fallschirmabsprünge stehen und die gesamte propagandistische Arbeit in dieser Beziehung geht so weit, daß an die letzte Großmutter der Appell gerichtet wird, mindestens einmal einen solchen Fallschirmabsprung durchzuführen.

Wieviel Prozent des Gesamtvolkes mit dieser Praxis tatsächlich bereits erfaßt sind, spielt bei unserer Überlegung keine entscheidende Rolle. Daß es verhältnismäßig sehr große Zahlen sind, ergibt sich aus allen vorliegenden Berichten.

Zu all diesem kommt eine breite organisatorische Tätigkeit hinzu, die sich vor allem auf das Gebiet der körperlichen Erziehung und Auslese erstreckt.

Über die erzieherisch so unerhört bedeutungsvolle Jugendarbeit und besonders die Einbeziehung der Leibesübungen berichtet I u f t folgendes:

„Der Volkswehrverband Osoawiachim (Verband der Vereine der Freunde der Verteidigung, des Flugwesens und der Chemie) hat satzungsgemäß die Aufgabe der Militarifizierung der Massen. Er steht in enger Verbindung mit der Heeresleitung. Seine 13 Millionen Mitglieder schließen den größten Teil der Jungkommunisten mit ein. Auch die Angehörigen der Sportverbände sind wohl in der Mehrheit zugleich auch Mitglieder beim Osoawiachim. Das Sportabzeichen mit dem charakteristischen Namen „Bereit zur Arbeit und Verteidigung“, ferner das Abzeichen für gute Schießleistung der „Woroschilow-Schützen“ (der Verteidigungskommissar ist selbst ein hervorragender Gewehr- und Pistolenschütze. Er liebt seine Fertigkeit hierbei zu demonstrieren und reitet dies Stedenpferd bei jeder Truppenbefichtigung!) und das Abzeichen „Bereit zur Sanitätsabwehr“ wird von diesem Wehrverband verliehen. Gepädmarsch und Handgranatenwerfen sind für das Sportabzeichen obligatorische Prüfungsgegenstände. Das Sanitätsabzeichen setzt eine Prüfung in Gasabwehr und Verwundetenhilfe voraus und ist in erster Linie für die Mädchen gedacht. Nichts verdeutlicht vielleicht den militärischen Geist im Rätebund besser als die Tatsache, daß bei großen gesellschaftlichen Anlässen, wo die Damen der führenden Kreise im Ballkleid erscheinen, das Schießabzeichen als stolzer Abend schmuck kokett zur Schau gestellt wird.“

. . . und weiter

„Der sportliche Ehrgeiz wird durch Auszeichnungen und Anfeuerung bei der Jugend zu einer Rekordsucht gesteigert, die keinerlei Rücksicht auf Vernunft und Maß zeigt. Wenn fünf Offiziersfrauen auf Schneeschuhen in 40 Tagen einen Weg von über 2000 Kilometer zurücklegen und vom Verteidigungskommissar Woroschilow für diese sportlich ziemlich sinnlose Leistung in einem Privatempfang mit Urkunden und goldenen Uhren aus-

gezeichnet werden, so liegt das auf derselben Linie, wie die Fallschirmabsprünge ohne Sauerstoffgerät aus Höhen von über 8000 Meter oder Verzögerungsabsprünge, bei denen es darauf ankommt, erst möglichst spät den Schirm zur Öffnung zu bringen. Der Rekord des Fallschirmmeisters Jewdokimow, der 142 Sekunden im freien Fall zurücklegte und erst 200 Meter über der Erde am Löfungsring zog, ist in der Räteöffentlichkeit als gewaltiger Sieg gefeiert worden."

Eine gewisse erzieherische Auswirkung einer derartigen Arbeit sowie eine bestimmte zusätzliche Auslesemöglichkeit auf solcher Grundlage läßt sich jedenfalls nicht bestreiten und es erscheint, bei welcher Feststellung nochmals ausdrücklich auf die einleitenden Worte hingewiesen sei, durchaus als denkbar, daß auch durch die erzieherische Einwirkung derartiger Dinge und die dadurch bedingte zusätzliche Auslesemöglichkeit eine ganze Anzahl verhältnismäßig besonders entschlossener und einsatzfähiger Menschen entdeckt und dem System dienstbar gemacht werden.

So meint die Zeitschrift „Kommunistische Erziehung“ im Jahrgang 1931, Zentralverlag Charkow, hierzu:

„Die Physkultur (körperliche Erziehung) muß im Schüler vor allem Diszipliniertheit, Standhaftigkeit, Furchtlosigkeit, Gewandtheit und andere in Kampfsumgebung erforderliche Eigenschaften erziehen und entwickeln. Wir dürfen uns nicht länger auf die einfachen Übungen in der Physkultur begnügen, sondern müssen, beginnend schon bei den Kindern der jüngsten Gruppen, die militärischen Übungen einführen (diese Übungen natürlich dem Alter der Kinder anpassend). Die Militärübungen werden die Kinder außerdem zur Organisiertheit erziehen.“

Brutalste Bevorrechtung einzelner Schichten als Auslesemaßnahme

All das, was bisher an Tatsachen festgestellt wurde, sind Maßnahmen, die sich im wesentlichen wenden an diejenigen Bevölkerungsschichten, die in erster Linie entsprechend der marxistischen Lehre als Mutterboden der gewünschten politischen Initiative angesehen werden. Es handelt sich vor allem um den Industriearbeiter. Gerade in der Aufgliederung des ganzen Volkes nach Klassen entsprechend ihrem „proletarischen“ Charakter ist wiederum ein sehr wesentliches Hilfsmittel zu sehen, dessen erzieherische Wirksamkeit ebenfalls nicht geleugnet werden kann. Es ist der Einsatz des Terrors, die rücksichtslose Ausnutzung der Angst, um die Menschen zunächst äußerlich, dann aber natürlich zum Teil auch innerlich in die gewünschte weltanschauliche Entwicklung hineinzuzwingen. Die Gliederung dieser Klassen findet ihren deutlichsten Ausdruck in der Organisation der Lebensmittelverteilung, die in groben Zügen im Hinblick auf das behandelte Thema noch darzustellen ist.

Demnach gibt es mehrere Klassen für die Zuteilung von Lebensmitteln, nämlich

- die Kreml-Verpflegung,
- für die Rote Armee in der Großstadt,
- für die Rote Armee in den Provinzen,
- für die Industriearbeiter der Städte,
- für die Industriearbeiter der Provinz,
- für die Kollektiven auf dem Lande.

Obwohl außer den beiden ersten Gruppen die Verpflegung keineswegs glänzend ist, in den unteren Klassen sogar in Ausnahmefällen die dürftigste Fristung des Lebens mit Brot und Hirse sicherstellt, gibt es praktisch noch eine weitere Klasse, nämlich die der Ausgestoßenen. Um diese zahlenmäßig bei weitem größte Gruppe kümmert sich überhaupt niemand. Sie sterben, wie uns viele Bücher, u. a. z. B. Dwingers „Und Gott schweigt?“ zeigen, zu Millionen draußen auf dem flachen Lande Hungers.

Wer nun etwa weltanschaulich im Sinne des jüdisch-bolschewistischen Systems nicht spurt, der wird nicht etwa, oder nur in Ausnahmefällen, vor ein Gericht gestellt und als Schädling verurteilt. Ein solches Verfahren wäre bei derartigen Zahlen undurchführbar. Viel einfacher ist ja die Möglichkeit, derartige Elemente einfach mit einem Federstrich ohne jegliche Berufungsmöglichkeit aus der Lebensmittelversorgung auszuschließen und damit dem Hungertode preiszugeben. Aus den verschiedensten Gründen ist man bekanntlich dazu gekommen, diesen Unglücklichen auch noch das Verweilen innerhalb der Städte und ihrer Umgebung unmöglich zu machen. Sie werden damit in geradezu teuflischer Weise nicht nur von vornherein von jeder führenden Rolle ohne weiteres ausgeschlossen — das ist also auch eine Art klassenmäßiger Führerauslese —, sondern sie werden darüber hinaus dem rettungslosen Untergang preisgegeben, und kein Mensch kümmert sich um sie, soweit man nicht vorzieht, sie bis zu ihrer Vernichtung noch in Zwangsarbeitslager zu stecken und dadurch noch zufälliges Kapital aus diesen Bedauernswerten zu schlagen.

Das Ergebnis

Wir haben uns auf wenige große skizzenmäßige Striche beschränken müssen. Sicher ist das eine, daß neben dem Nachwuchs an jüdischem und sonstigem ähnlich zu bewertenden Menschenmaterial durch eine Anzahl der angeführten Methoden durchaus auch ein gewisser Teil blutlich besserer Menschen aus der Masse heraus gefunden und eingefeset werden kann, soweit nämlich überhaupt solche Blutsreste das bolschewistische Nordens überlebten. Dieser geringe blutlich bessere Teil spielt die tragische Rolle, die auch der zahlenmäßig zwar geringe, aber immerhin vorhandene blutlich hochwertige Teil der ehemaligen KPD oder des Rotfrontkämpferbundes in unseren deutschen Großstädten spielte, verblendet von dem Rausch einer gedanklichen Konstruktion, deren wirkliches Wesen zu erkennen er gar nicht oder vielleicht erst spät in der Lage war. Wir wollen nicht vergessen, daß wir Nationalsozialisten in der Kampfzeit diese Tatsache durchaus selbst erlebt haben und daß ein guter Teil tüchtiger alter nationalsozialistischer Kämpfer auch aus diesem Lager für unsere Bewegung gewonnen wurde.

Wie nun aber, wenn einer zeitlebens nichts anderes hört als nur die kommunistischen Gedankengänge, wenn ihm nie ein anderes Wort zu Gehör, ein anderes Buch oder Bild zu Gesicht kommt als das durch die bolschewistische Zensur gegangene? Wie, wenn er mit Stacheldraht, Graben und maschinengewehrbesetzten Grenzrainen gegen alle anderen Erkenntnisse und Ideen abgeschlossen ist, zeitlebens gar, wie das bei der Sowjet-Union bekanntlich der Fall ist? Sollte da nicht auch ein gewisser Bruchteil blutlich verhältnismäßig hochwertiger Menschen zum getreuen Diener eines Staatssystems gewonnen werden können, dessen innerste Gefahr zu erkennen er ja keinerlei wissenschaftliche Voraussetzungen hat?

Wer sich diese Dinge nicht einmal ernstlich durch den Kopf gehen läßt, der wird vielleicht manchmal manche Tatsache auch der großen Politik der Gegenwart und Zukunft voll zu verstehen nicht in der Lage sein. Er wird vielleicht den Gegner nicht richtig beurteilen können und seine Stärke und Gefahr vielleicht auch nicht in der entsprechende Klarheit einzuschätzen in der Lage sein. Wer in unseren eigenen Reihen diesen Fehler machen würde, würde genau so falsch handeln, wie die ganze bürgerlich-liberale Welt, die die gewaltige Bedrohung aller menschlichen Werte durch das jüdisch-bolschewistische Machtssystem nicht sehen und erkennen will.

Die Gefahr als solche richtig einzuschätzen, heißt ja für uns alle nur den um so härteren Willen zu ihrer Überwindung entwickeln. Und an eines glauben wir, weil wir ohne dies den Sinn des Lebens zu verstehen nicht in der Lage wären: Letztlich wird all diesen Gefahren gegenüber in der höchsten Druckprobe die größte blutliche Leistungskraft siegen. Die Voraussetzung zum Siege ist aber nicht nur auf dem militärischen Gebiet die Erkenntnis sowohl der Schwäche wie auch der Stärke des Gegners. An einer Überschätzung der Gefahr ist noch kein Starke zugrunde gegangen, wohl aber an der Unterschätzung seines Gegners.

Karl Theodor Weigel:

Sinnbilder-Kulturerbe

Bereits im Jahre 1910 hat in der Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft August S c h m a r s o w einen Satz aufgestellt, der bei der heute noch vielen Fachleuten unklaren Stellung zur symbolhaften Ornamentik eigentlich Beachtung finden müßte. Er schrieb damals in klarer Erkenntnis der grundlegenden Unterschiede: „Gar manche Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde oder der Prähistorie hat es versäumt, sich klar zu machen, daß Ornamentik doch nicht ohne weiteres identisch ist mit darstellender Kunst, d. h. mit noch so primitiven Versuchen abbildender Wiedergabe von Naturdingen als solchen. Daß diese beiden Gebiete künstlerischer Betätigung zwei ganz verschiedenen Hausgesetzen unterliegen, zwei psychologisch keineswegs miteinander vertauschbare Erscheinungen liefern, das sollte man sich bei jeder Verarbeitung gesammelten Materials scharf und konsequent ins Bewußtsein rufen.“ Durch diese Stellungnahme ist ausgesprochen, daß wir nicht etwa die Sinnbildfrage als ein Anhängel der Volkskunst oder der Kunstgeschichte ganz allgemein betrachten dürfen, sondern als ein Gebiet, das sich vollkommen selbständig aus vorgeschichtlichen Zeiten entwickelt hat. Daß diese symbolischen Ornamente auch nichts Eigentliches mit der Urzeit eines Volkes zu schaffen haben, hat S c h m a r s o w in der gleichen Arbeit betont: „Wo also nachweislich symbolische Ornamentik auftritt, da befinden wir uns nicht mehr in der Urzeit eines Volkes, sondern bereits in einem sehr fortgeschrittenen Stadium seiner Entwicklung. Und umgekehrt dürfen wir nicht von der Urzeit



Bild 1. Älteste Sinnbilddarstellung an einem Gerät der mittleren Steinzeit. Der Lebensbaum steht auf einem unbedingt betonten Bogen, wie heute noch vielfach die Dorfllinde auf einem Hügel. Alter 10 000 Jahre

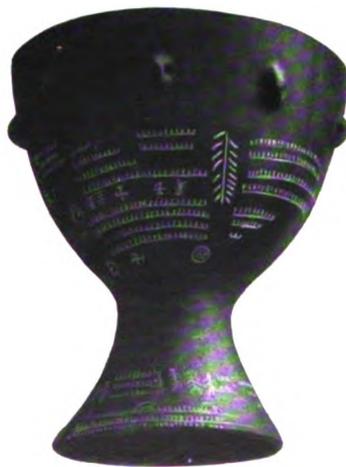


Bild 2. Tontrommel von Hornförmern in der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle, frühe Bernburger Stufe (Jungsteinzeit). Alter 3500 Jahre

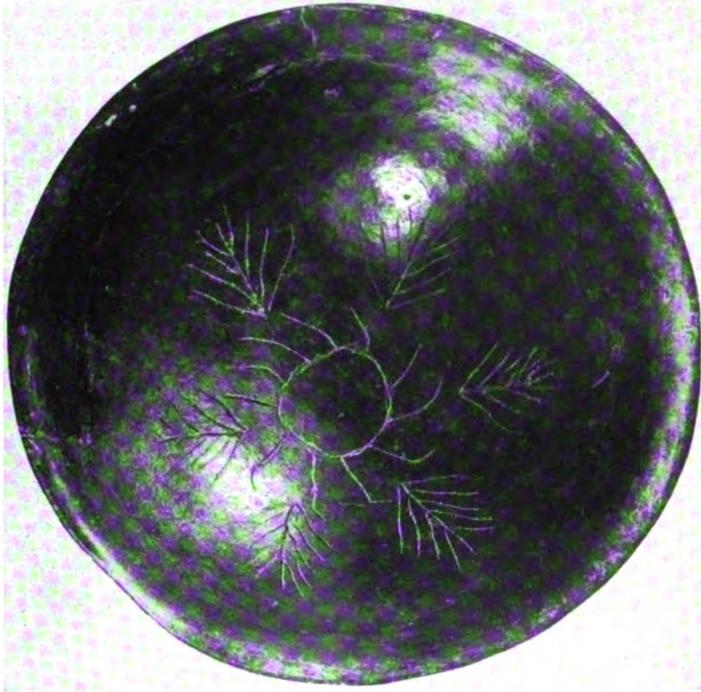


Bild 3. Gefäßdedel der Eisenzeit. Die Hagal-Rune als Sechsstern ist gebildet von der kreisenden Sonne und Lebensbaumzweigen als Strahlen. Alter ungefähr 2500 Jahre. (Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin.)



Bild 4. Quedlinburg. Germanisch-kultische Darstellung im Schiffe der Stiftskirche, in deren Krypta König Heinrich I., dessen tausendsten Todestag man im Vorjahre festlich beging, beigesetzt wurde



Bild 5. Quedlinburg. Deutliches Beispiel für Eck-Rune im Giebel. Hier handelt es sich nicht um ein „konstruktives“ Giebelkreuz, sondern die Linienführung des Zeichens ist bewußt durchgeführt. 16. Jahrhundert



Bild 6. Goslar. In dem leider recht verwahrlosten Hause des 16. Jahrhunderts hat sich zweifellos eine altertümliche Form der Sinnbilder erhalten. Die Form des Lebensbaumes, die Sonnensbögen und Sechsstern sprechen dafür



Bild 7. Goslar. Eines der wenigen noch erhaltenen Ackerbürgerhäuser der Reichsbauernstadt zeigt Rauten, Brezel und Doppelspirale. 1646



Bild 8. Idensen. An der Ecke des berühmten Kirchleins des 12. Jahrhunderts kann man sehen, daß dort nach altem Volksbrauche der Steinstaub abgeschabt worden ist. Daneben wurde ein Fünfstern in das Mauerwerk geritzt



Bild 9. Osterwiech. Auch aufgemalt erscheinen solche Knotungen, die als „Zaubernoten“ bezeichnet werden, obgleich sie mit Zauber nichts zu tun haben. 17. Jahrhundert

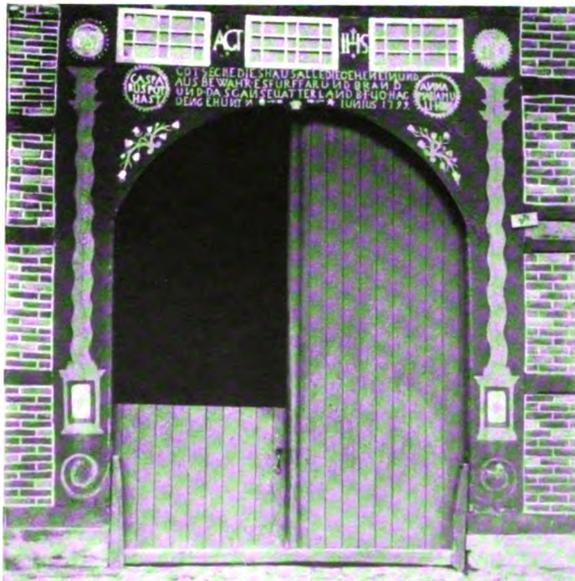


Bild 10. Löwendorf Str. Högter. Um 1800 brachte der niedersächsisch Bauer hier noch sichtlich bewußt Spirale, Kante und Lebensbaum an seinem Hause an, während christ-katholische Zeichen in den Sonnenscheiben oben am Tore erscheinen. Um 1830 findet man in der gleichen Gegend fast nur noch katholische Embleme an den Häusern



Bild 11. Alten - Busch b. Gießen. Vor 80 Jahren entstanden diese Sinnbilder auf dem schlichten Lehnputz, aber auch heute noch werden — wie vor Jahrhunderten — die gleichen Muster verwendet, wenn auch der tiefere Sinn verloren ging



Bild 12. Treisbach Nr. Wiesbaden. Hier erscheinen die Muster im Kratzputz von der Kunstgewerbeschule beeinflusst. Bemerkenswert ist die Sonnenlaufspirale an der Hausdecke



Bild 13. Mühlhausen, Thür. Wie die gleichen Zeichen auch im Schieferbelag der Heimat auftreten, zeigt das Thüringer Beispiel. Die Odal-Rune in beiden Schreibformen und das Malkreuz sind vertreten

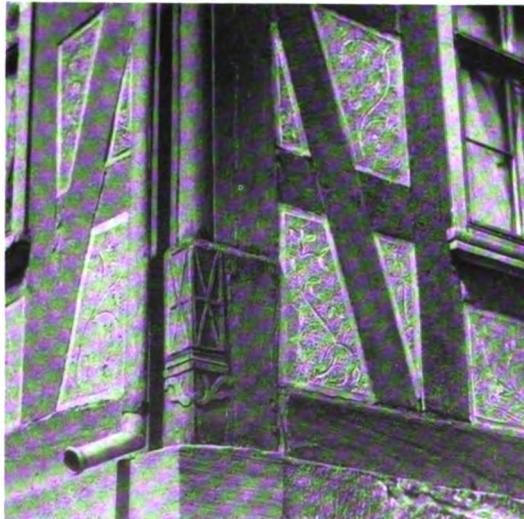


Bild 14. Die Hagal-Rune mit einem Blatte, das den Lebensbaum mehr andeutet als darstellt, ist diese Ecke eines hessischen Hauses geschmückt



Bild 15. Artländer Brautstuhl aus dem Vaterländischen Museum in Hannover. Zwischen den paarigen Vögeln steht — auch hier wieder auf einem Hügel — der Lebensbaum, der an seiner Spitze die Odal-Rune trägt. Zwischen dem Namen ist als weiteres Lebensbaumbild die Krante eingefügt

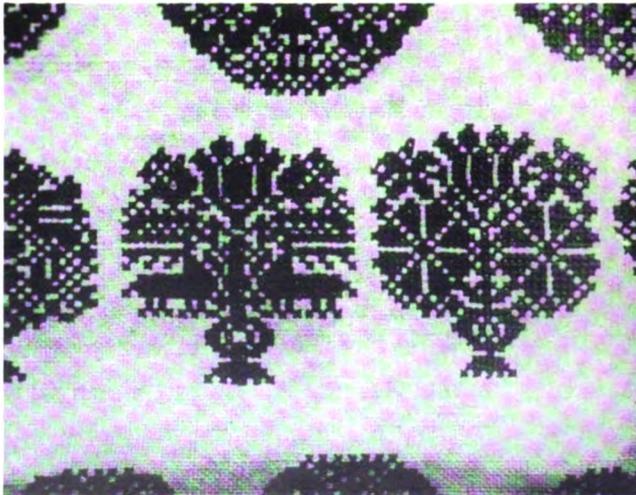


Bild 16. In niedersächsischer Stickerei findet sich das Lebensbaumzeichen immer wieder, die daran häufig befindlichen Hirsche treten schon in den Sprüchen der jüngeren Edda auf

z. B. der Germanen aussagen, sie sei eine Periode symbolischer Kunst oder gar symbolischer Ornamentik gewesen, wenn wir nicht etwa mit dem Namen „Urzeit“ statt des wirklichen Anfangsstadiums einen willkürlichen oder konventionellen Begriff verbinden, der mit dem Wortsinne nicht übereintrifft.“

Mit diesen Gedanken stellt sich S c h m a r s o w mitten in unsere Zeit hinein und kämpft mit uns um Dinge, die uns seit seiner Zeit noch kaum näher gekommen sind. Jetzt erst haben wir eine Hauptstelle für Sinnbildforschung bekommen, die in ihrer Aufbauarbeit noch vollkommen im Anfang steht; bis heute waren es nur wenige Menschen, die auf den verschiedensten Wegen zum Sinnbilde kamen und klar erkannt haben, daß ein kostbares Erbgut aus ihm spricht, das wir nicht entbehren können, wenn wir in die Frühzeit unseres Volkes hineinschauen wollen. Und auch heute noch haben diese Forscher auf dem Gebiete der Sinnbildforschung nach allen möglichen Seiten hin mit Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders aber auch wieder mit Vertretern der verschiedensten Fachgebiete, die irgendwo bei sich die Sinnbildforschung angliedern wollen. Heute aber sind wir so weit, daß wir einigermaßen zeigen können, wo die Grenzen dieses Gebietes sind, so daß wir wohl auch die Forderung aufstellen können dafür, daß man der Sinnbildforschung ihre selbständige Stellung zwischen den Disziplinen der Wissenschaft endlich anerkennt. Erst dann wird sie sich weiter entwickeln können, wenn wir nicht mehr gezwungen sind, erst alle ihre Belange über kunsthistorische Umwege sehen zu müssen — selbst wenn diese als „Volkskunst“ frisiert sind.

Vielfach wird immer wieder die Frage aufgeworfen, was eigentlich unter Sinnbildern verstanden wird. Ich glaube, daß die Frage am deutlichsten beantwortet wird, wenn ich meinen eigenen „Weg zu den Sinnbildern“ darlege. Im Jahre 1912 erschien von Ph. S t a u f f ein Buch „Runenhäuser“. Ich stand damals in den Reihen der völkischen Jugendbewegung; daß wir uns mit Begeisterung auf dieses Buch stürzten, dürfte leicht erklärlich sein. Es war ja auch schön, wenn man in dieser Arbeit, die übrigens stark von Guido v o n L i s t beeinflusst ist, lesen konnte, welche Weisheiten unsere Vorfahren im Balkenwerke der Fachwerkhäuser auf uns hatten kommen lassen. Da S t a u f f jeden einzelnen Balken der Fachwerkgiebel als Rune las, war es ihm möglich, Sprüche herunter zu lesen wie: „Hilf, Sonne, die armanische Feuerzeugung führen, treu der Mehrung der Säftigkeit; durch dein Sinken und Steigen gib Sonnenfeuer!“ Da lag aber auch der Grund, daß ich ihm nicht folgen konnte. Ich stand damals im Baujahr und kam zu der Erkenntnis, daß es unmöglich sei, daß konstruktiv notwendige Hölzer als Runen gemeint sein könnten. In den Herbstferien 1912 nahm ich mein Skizzenbuch und wanderte in eine der fachwerkreichsten Gegenden unserer Heimat, in das Grabfeld. Von den reichen Giebeln, die ich dort zeichnete, zog ich das konstruktiv Notwendige ab und fand dabei immer noch genug Dinge, die besonderer Aufmerksamkeit wert schienen. Immer wieder waren es bestimmte Balkenfügungen, die auftraten, die sich aber auch überall wiederholten in der Weite unserer Heimat. Daß diese gleichen Figuren, die sich in Balken gesetzt mir so enthüllten, aber auch vorkamen in das Holz eingeschnitten, fiel mir dabei auf. Und bei wachsender Aufmerksamkeit fand ich, daß sie sich auch an Möbeln und Geräten wiederholten, eingelegt, eingeschnitten oder aufgemalt. Sie begegneten mir weiter in Backsteinmustern, in Putz gekraßt, schließlich auch

gestickt, gewebt von Frauenhänden, kurz in jedem nur möglichen Stoff und in jeder Technik fand ich die gleichen Zeichen, und es wurde mir klar, daß sie eine besondere Bedeutung haben mußten, daß ihnen eine höhere Bedeutung zukommen müsse als nur die, Schmuck der Geräte oder der Bauwerke darzustellen. Und als ich ganz genau die gleichen Motive in unseren vorgeschichtlichen Sammlungen wiederfand, hatte ich auch die Kontinuität dieser Zeichen — zunächst wenigstens für mich — entdeckt. Als ich nach dem Kriege mein Interesse wieder in der Harzlandschaft den Dingen des Volkstumes zuwendete, fand ich reiche Anregungen an einem Forscher, der als erster in einem deutschen Museum den Sinnbildern den ihnen gebührenden Platz einräumte: Professor Hans H a h n e, den Schöpfer der Landesanstalt für Volkheilkunde in Halle. Selbstverständlich fand ich in den Werken Professor Herman W i r t h s, die mir später bekannt wurden, nicht nur viele Bestätigungen, sondern ebenfalls weitere Anregungen für mein eigenes Schaffen. Auf den verschiedensten Wegen sind wir zur Sammlung dieses wertvollen Stoffes gekommen, um heute beide vor der Tatsache zu stehen, daß nämlich endlich in unserer Zeit dieser bisher so vernachlässigte Stoff als kostbares deutsches Ahnenerbe die Anerkennung findet, die ihm bislang einfach dadurch versagt wurde, daß jede einzelne Disziplin nur ihren eigenen Fachauschnitt sehen konnte oder wollte, daß aber eine Zusammenschau über die Gebiete hinweg einfach fehlte, wie auch der germanische Norden keineswegs für voll genommen wurde und der Gedanke der „klassischen“ Länder noch die Geister vernebelte. Mögen daher die teilweise recht wertvollen Einzelbeiträge, die sich zerstreut auf den verschiedensten Gebieten finden lassen, mit einbezogen werden in das Aufgabengebiet einer vollkommen verselbständigten Sinnbildforschung. Ein weiterer Vorkämpfer der Sinnbildfrage, der besonders auch den völkischen Zusammenhängen schon sehr früh gerecht wurde, darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist Professor Erich J u n g, der in seinem Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“ auf die verschiedensten „Gleichschaltungen“ hinwies, durch die bei der Christianisierung germanische Gestalten als Heilige einfach übernommen wurden, und der dabei auf die Niederschläge dieser Anpassungsversuche, die sich „kunsthistorisch“ zumeist in keiner Weise einordnen lassen, in deutlicher Weise hinwies. (Es ist bedauerlich, daß der J. F. Lehmann Verlag, München, das 1922 erschienene und längst vergriffene Buch nicht in einer neuen, entsprechend abgeänderten Auflage herausgebracht hat.)

Der Historiker will auf jeden Fall wissen, wann irgendeine Sache sich zum ersten Male urkundlich feststellen läßt. Auch der Sinnbilder wird sehr früh schon Erwähnung getan. Ob die Stelle des Tacitus über den Hausbau der Germanen schon als Hinweis auf Sinnbilder oder ähnliche Zeichen am Hause gedeutet werden kann, wird vielfach bestritten. Es mag mit an der Vieldeutigkeit der Übersetzungen liegen, daß hier noch keine Klarheit geschaffen wurde. Unbedingt deutlich ist aber die Nachricht im Indiculus des Frankenkaisers Karl, die besagt, daß es den Sachsen bei Todesstrafe verboten sei, in die Balken ihrer Häuser Zeichen einzuschnitzen, durch die Dämonen abgehalten werden sollten. Was es mit „Dämonen“ auf sich hat, wissen wir heute ja nun endlich. In erster Linie wurden die Kräfte der germanischen Heimat, die den Sendlingen der Romkirche fremd waren, zu Dämonen und finsternen Gewalten gemacht. Der Begriff der Dämonen ist ebenso wie der Teufel und die Sünde erst durch das Christentum aus dem mittelmeerisch-syrischen

Kulturkreis eingeführt worden, um die Neubefehrten auch ordentlich in der „Furcht des Herrn“ halten zu können. Der größte „Einbruch an Dämonen“ dürfte aber in der Nach-Grimm'schen Zeit erfolgt sein, als die deutsche Wissenschaft daran ging, für alle Erscheinungen des deutschen Volkstumes Vergleichsmaterial aus der Südsee, von Buschmännern und anderen niederen Kulturen heranzuholen. Es rächt sich heute, daß man die Griechen als Kulturvolk hinstellte, um so recht den Zustand der germanischen „Barbaren“ unterstreichen zu können. Es ist für die Kreise, die jahrzehntelang diese These vertreten haben, heute schon schwer, zugeben zu sollen, daß schließlich die Wurzel nicht nur der griechischen Kultur im germanischen Norden zu suchen ist! Und gerade bei all diesen Untersuchungen wird die Sinnbildforschung berufen sein, ein Wort mitzusprechen, wenn sie erst über ihre ersten Anfänge hinweggekommen sein wird.

Bezeichnend ist es, daß nicht nur der erste Hinweis auf deutschem Boden, der sich mit Sinnbildern befaßt, ein kirchliches Verbot ist, sondern daß auch sofort nach dem Vortrag über „Sinnbilder am germanischen Haus“, den ich auf dem wissenschaftlichen Kongreß „Haus und Hof“ im letzten Jahre in Lübeck hielt, der zum ersten Male die Sinnbildfrage auf einem wissenschaftlichen Kongresse anschnitt, ein Vertreter der konfessionell gebundenen Wissenschaft Einspruch dagegen erhob, daß man die Sinnbildforschung als Geisteswissenschaft anerkennen wolle. Sehen wir uns alte Kirchenbauten an, so finden wir, daß schon rund hundert Jahre nach dem Verbote an den Kirchen selber die Sinnbilder Verwendung gefunden haben. Viel bemerkenswertes Material ist da erhalten geblieben, das auch endlich planmäßig gesammelt und gesichtet werden muß. Die Frage tritt dabei natürlich an uns heran, wie es denn kommt, daß an den rein kirchlichen Bauten diese Dinge so zahlreich zu finden sind, die doch teilweise recht unchristlich sind. Auf alle Fälle hat die Kirche sichtlich damit bewiesen, daß sie es nicht vermochte, an den Häusern der germanischen Länder die alten Zeichen zum Verschwinden zu bringen, sonst hätte sie nicht selber dazu gegriffen und sie über Jahrhunderte verwendet. Durch die ganze frühdeutsche (romanische) Bauzeit hindurch können wir die Sinnbilder verfolgen, die in der Frühgotik langsam verklingen, um dann nur noch im Maßwerk weiterzuleben — sichtlich aber da schon mehr als Form und Maß in der Überlieferung der Bauhütten. Wir erfahren aber aus einem päpstlichen Schreiben, daß man die Bauleute gewähren lassen sollte. Wollte man die große Zahl von Kirchen errichten, war man ja wohl auf sie angewiesen. So mag man in Kauf genommen haben, daß sie an Kirchenwänden, in Bogensteinen, an Säulentäufen usw. ihre Gedankenwelt zum Ausdruck brachten — vielleicht lieb man diese Zeichen sogar gerne stehen, waren sie doch den Germanen vertraut. Vielleicht wurden sie dadurch gelegentlich sogar leichter in die Kirchen gebracht.

Vielerlei Hinweise auf Sinnbilder und sinnbildhafte Begriffe finden sich in unseren deutschen Volksbüchern. Besonders gibt Sebastian Brants Narrenschiff reiche Ausbeute. Auch hier ist noch nach keiner Seite hin planmäßig gearbeitet worden. Viel Material werden auch die Sprachbegriffe der deutschen Gaue bieten, in denen sich viel Sinnbildgut erhalten hat. Nicht etwa die Farben- oder Zahlensymbolik ist hierbei gemeint, die selbstverständlich auch noch durchaus lebendig ist, sondern gerade reine Zeichnungen von

Sinnbildern. So heißt z. B. in der Gegend von Lübeck häufig eine Balkenfügung über dem großen Deelentore „Bauerntanz“. Diese Balkenfügung hat immer die Form bekannter Sinnbilder, mit Tanz aber hat sie ebensowenig etwas zu tun wie beispielsweise die vorgegeschichtliche Steinsetzung, die den Namen „Steintanz“ trägt. Vermittelnd steht zwischen beiden Begriffen das verlorengegangene Wissen, daß eben auch der Tanz etwas durchaus Sinnbildhaftes gewesen ist. Wir finden in alten Bauerntänzen (so in dem schönen schwedischen Bauerntanz „Sünros“) in den Figuren unsere Sinnbilder genau wieder, die bis in die Formen der in der Nachkriegszeit vergessenen Quadrille hineinreichten. So gibt es natürlich noch weit mehr ähnliches Wissen im Volke, besonders stark noch beim Auslandsdeutschtum. Wenn wir auch nach der Seite hin erst mehr Stoff zusammengetragen haben, werden sich viele Begriffe noch beträchtlich weiten lassen. Vor allen Dingen kommt dabei die hohe Bedeutung gerade der bäuerlichen Überlieferung ganz erheblich zur Geltung! Da sind es wirklich nicht nur solche Dinge wie das Hufeisen usw. Noch viel klarere Blicke in die Tiefen der Seele unseres Volkes werden uns erstehen. Und hier muß etwas festgestellt werden! Ein ganzer Teil dieser Überlieferungen ist tatsächlich aufgezeichnet worden! Aber wo: in einem Werke, das „Handbuch des deutschen Aberglaubens“ genannt worden ist! Das Werk ist ein Kind der Systemzeit, wir wissen genau, wer bei diesem Namen Pate stand und fragen, wann nun endlich die Umtausche vorgenommen wird. Nur einen Titel kann es geben: „Handbuch des deutschen Volksglaubens“, und gleichzeitig wird es nötig sein, die „Dämonen“, Fruchtbarkeits- und Vegetationsgeister und ähnliches Gelichter aus dieser Sammlung auszutreiben, die durch volksfremde Stubengelehrtheit, die an der Völkertunde geschult hat, aus Verständnislosigkeit hineingeschleppt worden ist.

Daß die Sinnbilder, die wir bis in unsere Tage hinein noch verwendet finden, nicht mehr bewußt gebraucht werden, ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Es ist bezeugt, daß vielfach noch an Neubauten die alten Zeichen auf ausdrücklichen Wunsch von Bauern der verschiedensten Landschaften angebracht worden sind, einfach aus dem Grunde, weil die Vorväter das Zeichen an ihrem Hause hatten. Treue zum überlieferten Erbgute hat so manchen Schatz bis in unsere Zeit erhalten. Bis wann die Sinnbilder aber durchweg bewußt in Verwendung waren, ist eine Frage, die sich keinesfalls einheitlich beantworten läßt. Für die alte Stadt Braunschweig, die einen köstlichen Schatz an Fachwerkbauten birgt, habe ich versucht, einen Nachweis zu führen. Dort zeigt es sich, daß ungefähr um 1622, also in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges, die Zahl der Sinnbilder außerordentlich stark zunimmt, daß sie hingegen am Ende des 17. Jahrhunderts wieder sehr zurückgeht. Es sieht also so aus, als wenn man sich in der Not der Zeit der alten völkischen Zeichen wieder entsonnen hätte, daß man sie aber wieder vergaß, als Beruhigung und neuer Aufstieg ins Land kamen. Das ist freilich ein städtisches Beispiel. Das deutsche Bauerntum hat viel länger klares Sinnbildwissen bewiesen, und da, wo ein gesundes Bauerntum zu finden ist, zeigt auch Haus und Gerät reichen Schmud sinnbildlicher Art.

Was die Sinnbilder ursprünglich zu besagen haben, vermögen wir mehr und mehr zu verstehen. Die ersten Bearbeitungen der vorgegeschichtlichen Sinnbilder, die an den zahlreichen Felszeichnungen besonders Südschwedens

erhalten sind, wurden von verschiedenen Seiten vorgenommen und haben zum gleichen Ergebnis geführt, das besagt, daß diese Darstellungen ausgesprochen kultischen Charakter haben. Die noch lebenden Volksfeste und -bräuche bilden dazu wichtiges Vergleichsmaterial, und der Versuch, der kürzlich durch Professor Gaerte-Königsberg gemacht wurde, der in all den ehrwürdigen Bräuchen wiederum nur Dämonenabwehr usw. erkennen will, wirkt merkwürdig genug. Bezeichnet er doch sogar die klangvollen Luren als Geräte, mit denen man mißtönigen Lärm veranstaltete, um die bösen Geister zu verjagen. Wir verdanken aber Forschern wie Herman Wirth, Ulgreen und Schneider die Erkenntnis, daß diese Sinnbilder der Umwelt entlehnt sind, und zwar gewissenhaften Beobachtungen des Jahresgeschehens, wie sie nur durch festhafte Bauern und nie durch streifende Nomaden möglich sein können. Der Gedanke des ewigen Kreislaufes spricht aus ihnen, sei es nun in Form von Sonnenzeichen oder des Baumes, die sichtbarlich den Menschen des Nordens gerade das mythische ewige Stirb und Werde vor Augen brachten. Und wir lernen noch eins erkennen: daß nämlich diese Sinnbilder nur aus dem Norden heraus zu verstehen sind und nur im Norden entstanden sein können. Damit erweisen sie sich klar als Kulturerbe des nordisch-germanischen Menschen. Und wir erkennen, daß diese schlichten Zeichen letzten Endes die ältesten geistesgeschichtlichen Urkunden unseres Volkes, unserer Rasse überhaupt sind. Da sei wieder an das Wort Schmarjow erinnert, der klar feststellte, daß man nicht mehr von Urzeit eines Volkes sprechen dürfe, wenn solche Zeichen bewußte Verwendung finden. Daraus ergibt sich für uns die nächste Frage nach dem Alter der ersten sinnbildhaften Zeichen im Raume unseres Volkes überhaupt. Hierzu sei gesagt, daß eine planmäßige Übersicht auch hier vollkommen fehlt. Heute noch stehen in deutschen Museen Gefäße, die für unsere Forschung überaus wichtige Sinnzeichen tragen, in den Kellern und Magazinen. Es wird höchste Zeit, daß Raum geschaffen wird für diese Urkunden aus der Frühzeit unseres Volkes, die wir gerade jetzt dringend nötig brauchen! Nehmen wir an, daß bisher wirklich nur Raummangel die Aufstellung dieser Dinge verhindert hat! Was heute in den Sammlungen unserer Heimat zu beobachten ist, beweist, daß in der jüngeren Steinzeit die Sinnbilder bereits weit verbreitet sind — zweifellos bei solchen Gruppen aber, die eine bestimmte Verwandtschaft zeigen. Darüber hinaus aber zeigen sich bereits aus der mittleren Steinzeit Geräte mit ganz ausgesprochenen Sinnbildern. Wären diese kartonmäßig festgelegt, so würde man feststellen können, daß die Heimat gerade dieser Geräte der Norden ist, und es ist sicher kein Zufall, daß das älteste bekannte Gerät mit einem Lebensbaumzeichen aus den Baggerfunden der Trave stammt. Durch Pollenuntersuchung ist es der Maglemosezeit zugerechnet, hat also immerhin das Alter von rund 10 000 Jahren. Wenn sogar Professor Kühn, der vielfach in seinen Anschauungen in ganz anderem Lager steht, schreibt, daß das sinnbildhafte Denken im Mesolithikum, also in der mittleren Steinzeit beginnt, so hat er bestimmt klare Beweise dafür und dürften auch Zweifler ihm etwas Glauben schenken. Durch bewußtes Zusammentragen der Sinnbilder werden wir bald feststellen können, daß sie allen Völkern gemeinsam sind, die der nordischen Gruppe zuzurechnen sind, und wo sich die Sinnbilder finden, werden wir auch ein Ausstrahlungs- oder Angriffsgebiet dieser Rasse annehmen können. Wir werden lernen, daß bereits in der Jungsteinzeit ganze Völker landsuchend sogar über

das alte Europa hinausgezogen sind, daß sie Kulturen über Kulturen draußen in der Welt aufgebaut haben, nicht nur am Mittelmeer. Wie ein Treppentritt der Weltgeschichte mutet es uns an, daß Jahrtausende später diese an südlicher Sonne rascher gereiften, aber auch dem Untergange schneller geweihten Kulturen wieder auf uns zurückstrahlten, wodurch der Ursprung noch stärker verdunkelt wurde, so daß wir bis in unsere Zeit hinein lernen mußten, daß von überallher Kultur kommen konnte, nur nicht aus dem Norden. Aber gerade die Sinnbildforschung wird einmal berufen sein, zusammen mit der Vorgeschichtsforschung und der Rassenkunde Licht in die frühen Wanderwege und Landnahmen nordisch-germanischer Menschen zu bringen. Einander sich ergänzend werden diese drei Wissenschaften, so jung sie auch heute noch sind, einmal eine ganz besondere Aufgabe zu erfüllen haben. Sehen wir doch aus den heutigen Ergebnissen der jungen Wissenschaften bereits klar, welche Rolle einmal der Norden gespielt hat, so wird überall gerade durch das Sinnbild ergänzend bewiesen werden können, wo nordische Menschen Kulturbringer und Kulturgründer gewesen sind, wie auch auf der deutschen Heimat Erde noch die ganzen, im vorstehenden umrissenen Aufgaben der Erledigung oder richtiger der endlichen Inangriffnahme harren.

Die Tiefe des Sinnbildgedankens hat zweifellos gezeigt, daß die Bearbeitung der Sinnbildfrage nicht in das Gebiet der bisher nur kunsthistorisch ausgerichteten Volkskunsthistorie gehören kann. Wir sehen es an der bis heute vorliegenden Literatur. Es beweisen uns die heutigen Museen, worüber selbst die kleine und lediglich andeutende Schau „Sinnbild — Bildsinn“ im Deutschen Volkskundemuseum Schloß Bellevue in Berlin nicht hinwegtäuschen kann. Es haben uns die volkstundlichen Tagungen der letzten Jahre bewiesen, die für das Sinnbild keinen Raum hatten, es sei denn für einen gelegentlichen Vortrag auf der Tagung der Niederdeutschen Volkskunde in Emden, in dem Professor Lauffer-Hamburg zu beweisen versuchte, daß es einen „Lebensbaum“ überhaupt nicht gibt. Schließen wir also die Kreise zusammen, die fest daran glauben, daß die Sinnbildforschung für die zukünftige Wissenschaft etwas zu bedeuten hat. Mag der junge Wissenschaftler mit dem Laien zusammen arbeiten — trotz aller Vorurteile, die gegen die Laienforscher immer wieder laut werden —, es wird schon ein Material zusammengetragen werden, das zeigen wird, wie verbunden unser deutsches Volk zum Sinnbild steht. Bannen wir zuerst alle abergläubischen Hemmungen jeglicher Art und widmen wir uns einer Aufgabe, die man getrost als eine der hervorragendsten völkischen Aufgaben unserer deutschen Wissenschaft überhaupt bezeichnen darf.

Arthur R. Herrmann:

Konjunktur?

Aktive Konjunkturpolitik — oder: sozialistische Wirtschaftsgestaltung?

Nach der klassischen Theorie sollte das liberalistische Wirtschaftssystem auf zwei „Ordnungsprinzipien“ beruhen:

der privaten Initiative, und
dem freien Wettbewerb.

Die „freie Konkurrenzwirtschaft“ hat jedoch schon mit ihrer Geburt nicht jene Harmonie, von der die Theorie sprach, verwirklicht. Dies lag vor allem daran, weil der freie Wettbewerb sehr bald in starkem Maße Einschränkungen erfuhr.

Im krassen Gegensatz zur Lehre des „Systems“ taucht als Widerspruch in sich die Idee des „ungefunden“ und „ruinösen Wettbewerbs“ auf. Hatte noch in den 50er und 60er Jahren die Gewerbefreiheit fast uneingeschränkte Geltung, so war noch nicht knapp ein halbes Jahrhundert vergangen, als ein Ereignis eintrat, das als Wendepunkt der Entwicklung anzusehen ist. Dies ist die Gründung des Rheinisch-westfälischen Kohlenyndikats am 9. Februar 1893. An diesem Tage wurde „das Brot der Industrie“, die Kohle, aus dem System der freien Konkurrenzwirtschaft ausgegliedert. Es taucht in Widerspruch zur Theorie der Ordnungsgedanke auf, den man — widernatürlicherweise — versucht, in den Dienst des Kapitalismus zu zwingen. Als Mißbrauch des Ordnungsgedankens entstand so ein Kartell nach dem anderen.

Man hatte erkannt, daß sich bei günstiger Konjunktur die Preise erhöhen ließen, wenn nur alle das gleiche taten, während man bei ungünstiger Konjunktur die Preise nicht oder nicht sehr zu senken brauchte. Das Ordnungsprinzip des freien Wettbewerbs wurde außer Kraft gesetzt, der Preis als Regulator der Produktion blockiert. An Stelle des Kampfes um den Verbraucher trat nun der Kampf mit dem Verbraucher.

Mit Hilfe der Kartelle erzwangen die Unternehmer die Herrschaft des Produzenten über den Verbraucher. Nicht der Volksbedarf, sondern die Rücksichtnahme auf die Rentabilität der Kartellmitglieder bestimmte das Ausmaß der Produktion.

Während man ferner auf der einen Seite entrüstet jeden Versuch der Einmischung des Staates in die „freie“ Wirtschaft als Versuch, die Selbständigkeit des Unternehmers einzuschränken, ansieht und zurückweist, untermirft man sich im Kartell stillschweigend stärksten Beschränkungen der persönlichen Freiheit.

*

*

*

Während die spätere liberale Theorie in den sogenannten „Konjunkturen“ noch den Ausdruck eines gesetzmäßigen Ablaufs des Wirtschaftsprozesses und in der Konjunktur geradezu den Ersatz für einen fehlenden volkswirtschaftlichen Gesamtwillen erblickt, während ferner die Theorie die Krisen als Mittel der natürlichen Auslese mit allen ihren Folgeerscheinungen, d. h. den Zusammenbrüchen einzelner Unternehmungen ansieht, geht die Praxis darauf aus, dem Schicksal der Konjunktur zu entrinnen. Man glaubt, in den Kartellen das Mittel gefunden zu haben, um sich einerseits dem Risiko und dem Ausleseprinzip der kapitalistischen Wirtschaft, d. h. dem Einzelbankrott, zu entziehen, andererseits aber sich die Vorteile der kapitalistischen Wirtschaft, nämlich übernormale Gewinnmöglichkeiten, offen zu halten.

Hierbei wird aber übersehen, daß es nur ein Entweder-Oder gibt. Entweder: freie ungeordnete kapitalistische Wirtschaft oder: geordnete sozialistische Wirtschaft. Private Zusammenschlüsse von Unternehmern zwecks Verabredung von gemeinsamen Maßnahmen (Kartelle) sind jedoch immer als Einbrüche in eine über den Einzelbetrieben stehende höhere volkswirtschaftliche Ebene anzusprechen, also in eine Ebene, die der rein privatwirtschaftlichen Betätigung nicht mehr überlassen werden darf. Adam Smith sprach in diesem Zusammenhange von „Verschwörungen gegen den Verbraucher“. Entweder regelt nach der Theorie die freie Konkurrenz den Preis mit sinkender Tendenz, dann ist die Einschaltung des Staates unnötig; wird aber die freie Konkurrenz auch nur teilweise ausgeschaltet, dann bedeutet das stets den Wegfall der „natürlichen“ Schranke des hemmungslosen Eigenmutes. Sogar nach der „klassischen“ Theorie hätte dann der Staat das Recht einzugreifen und die Preisbildung zu steuern.

Eine weitere Organisationsform, die ebenfalls auf Sprengung der Ordnungsprinzipien der freien Wirtschaft mit hingewirkt hat, ist in der Konzernbildung zu erblicken, durch die ebenfalls der freie Wettbewerb weitgehend mehr oder weniger gemildert wird. Die schöpferische Einzelpersönlichkeit verliert allmählich den Wirkungsraum in dem Maße, wie die kollektivistische Kapitalorganisationsform vordringt und die Einzelpersönlichkeit weitgehend an die Zustimmung bzw. an die Richtlinien eines Kollektivs gebunden ist, es sei denn, daß sie selbst zu der verhältnismäßig kleinen Gruppe der Kartell- und Konzernbeherrscher gehört.

*

*

*

.

Daß in der Industrie noch ein Zustand herrsche, in dem die freie private Initiative des Unternehmers bestimmend sei für den wirtschaftlichen Erfolg des Einzelunternehmens, kann nicht mehr als typisch für die Wirtschaft behauptet werden. Der freie Unternehmer und der sogenannte Wirtschaftsführer wurde mehr und mehr eine Figur der Theorie. Man hat nicht zu Unrecht gesagt, daß die meisten Unternehmer nur noch als „Lohnwerker der Kartelle oder Konzerne“ angesehen werden können.

Die wirtschaftliche und soziale Harmonie, an die die Klassiker glaubten, hat sich nicht verwirklicht. Die Entwicklung der Wirtschaft vollzog sich in einem

wechselnden Über- und Unterschreiten eines Normalstandes der Produktion. Die spekulative Gesetzmäßigkeit der Börse — die Konjunktur — wurde zum Lebensrhythmus der gesamten kapitalistischen Wirtschaft. Nebenbei sei bemerkt:

Das Wort „Konjunktur“ ist eine neulateinische Wortbildung der mittelalterlichen Astrologie. Während es seit Ende des 17. Jahrhunderts in kaufmännischen Kreisen als Ausdruck für das „Auf und Ab der Geschäfte“ verwendet wurde, fand es im Jahre 1864 den Eingang in die deutsche Wirtschaftswissenschaft durch den jüdischen Schriftsteller und Politiker Lassalle.

Das Charakteristikum der Konjunkturwirtschaft ist nun, daß die Volkswirtschaft unter ihrer Herrschaft unökonomisch wirtschaftet. Der einzelne Betrieb zwar ist scharf auf das ökonomische Prinzip abgestellt, der einzelne Wirtschaftszweig und schließlich die gesamte Volkswirtschaft aber jedoch sind in des Wortes vollster Bedeutung „anarchisch“; es fehlt ein planender, ordnender Gesamtwille und damit die Voraussetzung jeglicher vernünftigen, d. h. ökonomischen Wirtschaftsgestaltung.

* * *

Die geordnete Wirtschaft muß eine sozialistische Wirtschaft sein. Die Ordnung ist ihr Stilgesetz. Es kann keine geordnete kapitalistische Wirtschaft geben. Die Unordnung ist ihr Stilgesetz. Die Konjunktur ist wesenhafter Ausdruck der Unordnung. Konjunktur und Ordnung schließen einander gegenseitig aus. Die ausschließliche Zielsetzung der kapitalistischen Wirtschaft ist die Rentabilität der Unternehmungen. Die ausschließliche Zielsetzung der sozialistischen Wirtschaft ist Deckung des Volksbedarfs. Ordnung lediglich zum Zwecke der Sicherung der Rentabilität bedeutet Mißbrauch volkswirtschaftlicher Organisationsmaßnahmen und -formen. Der Begriff „Marktordnung“ wird heute leider schon auf dem industriell-gewerblichen Sektor mißbräuchlich weitgehend verwandt. Dabei ist doch das Ziel der nationalsozialistischen Marktordnung des Reichsnährstandes ein durchaus von dem der industriellen „Marktordnungen“ ganz eindeutig verschiedenes. Die Marktordnung des Reichsnährstandes erstrebt neben dem Schutz des Erzeugers auch den Schutz des Verbrauchers. Die Organisationen der industriellen „Marktordnung“ sind die Kartelle. Die Kartelle sind ihrem Wesen nach jedoch nichts anderes als einseitige privatkapitalistische Produzentenorganisationen mit dem Ziel, den ungünstigen Wirkungen der Konjunktur auf Kosten des Verbrauchers zu entkommen. Sie sind meistens nichts anderes als „Zwingburgen gegen Preissenkungen“. Daher hat auch die sogenannte „Marktordnung“, die diese Kartelle herbeiführen, mit dem Sozialismus nichts zu tun. Sie sind nichts anderes, als reine private Machtpositionen der zusammengeschlossenen Unternehmungen. Die Marktverbände des Reichsnährstandes dagegen sind über den Interessen stehende, in den volkswirtschaftlichen Hoheitsbereich hineinragende Organe, die eine geordnete Warenverteilung durchzuführen mit dem Ziele einer möglichst

vollkommenen Marktversorgung und einer möglichst reiflosen Deckung des Volksbedarfs. Wirtschaftliche Ordnung kann nur zum Ziel haben die Deckung des Volksbedarfs zu möglichst billigen Preisen und in möglichst großem Umfange. Diese Ordnung wird zwangsläufig zum Ziel haben müssen in erster Linie die Stetigkeit des Wirtschaftsgeschehens, d. h. die Herrschaft über die Konjunktur als schicksalsmäßig bestimmter Ablauf des Wirtschaftsgeschehens.

Während noch die klassische Theorie eine gleichmäßig fortschreitende Wirtschaft voraussetzte, gelangte eine von der späteren Wirklichkeit des Wirtschaftslebens abgeleitete Theorie zu der Auffassung, daß die Konjunkturen, also jene Folge von Wechsellagen, bestehend aus Tiefstand, Aufschwung, Hochspannung und Krisis, für den zeitlichen Ablauf der freien Marktwirtschaft typisch und wesentlich seien. Wagemann bezeichnet die Konjunktur als den „Inbegriff wirtschaftlicher Reaktionserscheinungen“, weil „jede Konjunkturbewegung von einer andern ausgelöst werde“. Die Konjunktur ist also gewissermaßen das selbsttätige Ordnungsmittel der freien Marktwirtschaft, sie verteilt die Güter und Kräfte, regelt also die Investitionen, nimmt die Auslese innerhalb der Unternehmerschaft vor usw. Man spricht zwar heute häufig irrtümlich von einer „aktiven Konjunkturpolitik“ und leugnet damit immerhin die unbedingte schicksalsmäßige Abhängigkeit, wohl aber nicht, daß die Konjunktur den Lebensrhythmus der kapitalistischen Marktwirtschaft darstellt, den man zwar beeinflussen, aber nicht als solchem enttrinnen kann. Die nationalsozialistische Wirtschaft jedoch anerkennt keine anderen Gesetze und Gesetzmäßigkeiten in der Wirtschaft als solche, die der politische Mensch ihr vorschreibt.

Oberstes Gesetz einer nationalsozialistischen Wirtschaft soll sein das der Stetigkeit, Konjunktur aber heißt soviel wie Unstetigkeit. Stetigkeit setzt eine Planung voraus. Diese Wirtschaftsplanung hat sich aufzubauen auf dem Volksbedarf. Die Volksbedürfnisse werden der Wichtigkeit nach zu ordnen sein.

Die geordnete Wirtschaft hat davon auszugehen, daß die Volkswirtschaft ein wirtschaftliches Ganzes ist, für die das ökonomische Prinzip (größter Nuzeffekt bei relativ geringstem Kräfteinsatz) genau so zu gelten hat wie für den einzelnen Wirtschaftsbetrieb.

Die Durchführung jedes Plans hat aber zur Voraussetzung das Vorhandensein einer disziplinierten autoritären Organisation. Daher müßte die Gesamtheit aller Werke eines Industriezweiges einschließlich des zugehörigen Handels zu einer Produktions- und Absatzgemeinschaft zusammengeschlossen werden. An der Spitze dieser Industriezweige hätte ein volkswirtschaftliches Führungsorgan zu treten, dem die Aufgabe obliegt, den gesamten betreffenden Industriezweig mit dem Ziele der geordneten volkswirtschaftlichen Bedarfsdeckung autoritär zu führen, d. h. ausschließlich mit dem Ziel, eine Höchstleistung zu erreichen in bezug auf die Menge, die Qualität und die Billigkeit der betreffenden Ware.

Über den einzelnen Führungsorganen der einzelnen Industriezweige wiederum hätte ein zentraler Führungstab der gesamten

Industriewirtschaft zu stehen, der nun seinerseits wiederum die Aufgabe hat, aus sämtlichen Industriezweigen den größten gesamtwirtschaftlichen Nuheseffekt herauszuholen.

* * *

Wie würde sich nun die Preisbildung innerhalb einer derart geordneten, autoritär geführten Industriewirtschaft vollziehen?

Hier ist von dem Grundsatz auszugehen, daß das Ziel der ganzen Produktion sein muß, daß Arbeit und Kapital zunächst in diejenigen Industriezweige gelenkt werden müssen, die der Befriedigung der elementaren Volksbedürfnisse dienen, also z. B. Wohnung und Kleidung.

Die Preise wird das Führungsorgan eines Industriezweiges nicht willkürlich festsetzen können, wie etwa in der russischen Planwirtschaft, sondern es werden für die Preisbildung in der geordneten Wirtschaft entscheidend sein

1. die Höhe der Produktionskosten zuzüglich eines angemessenen Gewinnzuschlages und der landesüblichen Kapitalverzinsung,
2. die Entwicklung des Verbrauchs,
3. die Menge der vorhandenen Rohstoffe.

Wird ein solcher Preis festgesetzt, so ist nicht entscheidend, ob bei diesem Preise ein hoher Gewinn erzielt wird, sondern lediglich

- a) ob die Versorgung der Bevölkerung mit der betreffenden Ware ungenügend, oder
- b) ob die Versorgung etwa zu reichlich ist.

Bei einer Umstellung der Industriewirtschaft auf diese Grundsätze wird sich wahrscheinlich zeigen, daß in den meisten Fällen eine ungenügende Bedarfsbefriedigung vorliegt. Hier werden also Preissenkungen zu erfolgen haben. Solche Preissenkungen werden aber in einer planvoll geordneten Wirtschaft leichter möglich sein, und zwar aus dem Grunde, weil das bisherige Wirtschaftssystem — als Ganzes gesehen — mit seinen Kartellen, Konzernen usw. durchaus unökonomisch, d. h. zu teuer gearbeitet hat.

* * *

Bei der Führung eines Wirtschaftszweiges innerhalb der geordneten Wirtschaft wird die Rationalisierung, d. h. technische und betriebswirtschaftliche Maßnahmen zur Senkung der Herstellungskosten, eine entscheidende Rolle spielen. Die geordnete sozialistische Wirtschaft wird rationaler, d. h. billiger zu arbeiten haben als die jetzige ungeordnete kapitalistische Wirtschaft. Die sowjetische Planwirtschaft würde sich von der deutschen planvollen Wirtschaft ganz wesentlich unterscheiden, insofern bei der sowjetischen eine strenge Selbstkostenrechnung und Preiskalkulation fehlen und die Preise mehr oder weniger willkürlich niedrig oder hoch festgesetzt werden, während bei der deutschen Form genaue Selbstkalkulation geradezu eine unerläßliche Voraussetzung wäre.

Die Preise, die das industrielle Führungsorgan festsetzt, wären so zu berechnen, daß sie

a) die Herstellungskosten derjenigen Werke gedeckt werden, die jeweils die höchsten Herstellungskosten haben, aber zur Befriedigung des Bedarfs noch herangezogen werden müssen, und

b) eine Abschreibung des Anlagekapitals und Bildung von Rücklagen ermöglichen, deren maximale Höhe und Art für jedes angeschlossene Unternehmen und für jedes Geschäftsjahr vom Führungsorgan zu genehmigen ist;

c) einen Gewinnzuschlag ermöglichen, der auch dem Werk mit den höchsten Herstellungskosten einen Gewinn gewährleistet.

Die Folge dieser Preisfestsetzung wird sein, daß für alle günstiger als das schlechteste Werk arbeitenden Unternehmungen eine zusätzliche Gewinnspanne vorhanden ist. Hierauf baut sich auf ein Anreiz zur weiteren privaten Rationalisierung der Werke.

Das Führungsorgan wird es sich nun aber — und das ist das eigentlich Entscheidende — angelegen sein lassen, für die jeweils am schlechtesten produzierenden Werke die Rationalisierung anzuordnen und gegebenenfalls selbst durchzuführen. Hierdurch werden die Differentialgewinne unter Druck gestellt und können die Preise gesenkt werden, ohne daß jedoch die Differentialgewinne ganz verschwinden. Unter diesen Umständen wird die Rationalisierung nicht wie früher als ein Übel angesehen werden müssen, sondern geradezu als das einzige Mittel, das eine Hebung des Lebensstandards in Zukunft noch ermöglichen kann. Die Rationalisierung in der Systemzeit war von einer mehr oder weniger gleichmäßigen Aufrechterhaltung der Preise begleitet. In der geordneten Wirtschaft aber wird jede erfolgreiche Rationalisierungsmaßnahme unmittelbar in eine Preissenkung ausmünden. Die Rationalisierung wird damit zum Instrument der erhöhten volkswirtschaftlichen Bedarfsbefriedigung.

* * *

In der kapitalistischen Wirtschaft war der volkswirtschaftliche Auftraggeber und Auftragsverteiler der Wirtschaft die Konjunktur. So tritt jetzt an die Stelle der Konjunktur das neue Ordnungsprinzip der nationalsozialistischen Wirtschaft: die „Planfügung“, wie wir sie im folgenden einmal nennen wollen, ohne an diesem Begriff irgendwie dogmatisch zu kleben. Die „wirtschaftliche Planfügung“ als Ordnungsprinzip der nationalsozialistischen Wirtschaft verbürgt die Stetigkeit des Wirtschaftsprozesses, sie sichert den vollen Arbeitseinsatz der vorhandenen Arbeitskräfte, sie ist Träger des technischen Fortschritts, sie ist das allumfassende Gestaltungsmittel der Wirtschaft. Die Planfügung ist der Inbegriff des sich aus einer totalen Ordnung der Wirtschaft entwickelnden Wirtschaftsablaufs. Ihre Instrumente sind die Organe der Marktordnung.

Selbstverständlich schließt die Planfügung Schwankungen nicht aus (Saisonschwankungen bleiben natürlich ebenso bestehen wie Schwankungen,

die beispielsweise durch technische Umwälzungen hervorgerufen werden). Die wirtschaftliche Planfügung ist nicht wie die Konjunktur das Ergebnis wirtschaftlicher Reaktionserscheinungen, sondern Ausdruck eines vernunftmäßig gestaltenden menschlichen Willens. Sie ist die Gesamttaktion einer volkswirtschaftlichen zentralen Führung.

Die Rentabilität kann nicht mehr eine unüberwindliche Grenze für die Bedarfsdeckung des Volkes bilden; d. h. nun nicht, daß der einzelne Betrieb künftig nicht mehr rechnen solle, keine saubere Selbstkostenrechnung und keine Erfolgskostenrechnung aufstellen solle. Die nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung lehnt die Rentabilität nicht ab; sie fordert nur, daß dieses Streben nach höchster Wirtschaftlichkeit verbunden ist mit höchster Produktivität im volkswirtschaftlichen Sinne. Dies aber ist keineswegs immer der Fall. Die gegenwärtige Rentabilität einzelner Betriebe kann nicht verewigt werden und vor allem nicht einen Hinderungsgrund für eine gründliche Umgestaltung unserer Wirtschaft zu einer Bedarfsdeckungswirtschaft bilden. Dieser Umgestaltungsprozeß wird bedeuten: die Ausrichtung aller Betriebe auf volkswirtschaftliche Produktivität oder — mit anderen Worten — auf die Deckung des Volksbedarfs. Der von liberalistischer Seite immer vorgebrachten These, daß ein im volkswirtschaftlichen Sinne produktiver Betrieb auch rentabel sein müsse, setzen wir entgegen die These, daß vielmehr jeder rentable Betrieb auch zuerst einmal volkswirtschaftlich produktiv sein müsse.

Unter der Herrschaft der Konjunktur in der freien Marktwirtschaft ist lediglich unter dem Gesichtspunkt der Rentabilität Auslese getrieben, sind Betriebe gegründet und Betriebe geschlossen worden. Anders wird es unter dem Ordnungsprinzip der nationalsozialistischen Wirtschaft: der Planfügung, sein. Die entscheidende Frage hinsichtlich der Beurteilung eines Unternehmens in der nationalsozialistischen Wirtschaft wird die sein, wie ist die volkswirtschaftliche Produktivität dieses Betriebes?

- a) Ist dieser Betrieb in der Lage, seine Erzeugnisse billig genug zu liefern, und
- b) welche Stellung nehmen seine Erzeugnisse in der Bedürfnisskala des Volksbedarfs ein?

Ist diese Frage geklärt, dann erst kommt in zweiter Linie die Frage der Rentabilität heran. Der einzelne Unternehmer hat keinen anderen Maßstab für den Erfolg seiner Tätigkeit, als den der Rentabilität. Die Rentabilität aber sagt nichts darüber aus, ob der volkswirtschaftliche Nuheseffekt ein großer oder geringer ist. Dies können nur Stellen höherer volkswirtschaftlicher Ordnung beurteilen, die aber erst zu schaffen sind.

* * *

Der Haupteinwand, der stets gegen eine geordnete sozialistische Wirtschaftsregelung erhoben wird, geht dahin, daß die Privatinitiative, also der wirtschaftliche Betätigungsdrang des Unternehmers, zu sehr eingeengt würde. Nun ist es wohl richtig, daß in einer nationalsozialistisch geordneten

Wirtschaft dem Gewinnstreben Grenzen gesetzt würden. Gewinnstreben und Privatinitiative sind jedoch zweierlei. Wenn persönliche Initiative mehr bedeutet als bloßes Gewinnstreben, wenn es Geltungsdrang, Machtsstreben, Pflichtgefühl bedeutet, dann wird in der planvollen Wirtschaft diese persönliche Initiative eher noch mehr zur Geltung kommen können als in der kapitalistischen Wirtschaft, wo gerade das Gewinnstreben diese edleren Antriebe überschattet.

Wirtschaftliche Höchstleistungen waren auch bisher in der deutschen Unternehmerschaft durchaus nicht immer gebunden an hohe Gewinne. Es wird also durchaus nicht schwer sein, auch bei Außerachtlassung der Gewinnmöglichkeiten dennoch wirtschaftliche Höchstleistungen zu erzielen. Im übrigen sollte der Unternehmer, der eine wirkliche Wirtschaftsführernatur zeigt, die Möglichkeit erhalten, über seinen Betrieb hinauszuwachsen, um, losgelöst vom Einzelbetrieb, innerhalb der Führung eines ganzen Industriezweiges seine Fähigkeiten erst voll zu entfalten.

Unsere Auffassung unterstreicht ein Wort Dr. Schachts, das er anlässlich einer Feier zum 50jährigen Bestehen der Boschwerke gesprochen hat. Dr. Schacht sagte hier zu Robert Bosch:

„Sie haben niemals des bloßen persönlichen Gewinns wegen gearbeitet. Sie haben gearbeitet aus Freude am Werk, aus Freude am Schaffen, aus Freude am Aufbau. Sie haben aus sich heraus die Kraft des Schöpferischen entwickelt und in das Werk umzusetzen versucht und verstanden, weil sie als Mensch in sich die innere Pflicht und die Verantwortung vor Gott empfanden, Ihre Gaben nicht brachliegen zu lassen, sondern den ewigen Funken, den Sie in sich trugen, zur leuchtenden Flamme werden zu lassen.“

* * *

Der Aufbau der gewerblichen Wirtschaft ist vorläufig geregelt worden durch das „Gesetz zur Vorbereitung des organischen Aufbaus der deutschen Wirtschaft“ vom 27. Februar 1934. Die gewerbliche Wirtschaft wird in den Reichsgruppen Industrie, Handwerk, Handel, Banken, Versicherungen und Energiewirtschaft zusammengefaßt.

Die Wirtschaftsgruppen und ihre Untergruppen dürfen jedoch keine marktregelnden Maßnahmen treffen. Ihre Aufgabe ist im wesentlichen eine politisch-erzieherische und nicht eine kaufmännisch-wirtschaftliche. Die Kartelle sind neben dieser Organisation der gewerblichen Wirtschaft bestehen geblieben, aber unter eine besondere Staatsaufsicht gestellt. Eine Mitgliedschaft der Kartelle bei den Gruppen kommt nicht in Frage; die Gruppen sollen grundsätzlich in Marktregelungsfragen lediglich beobachtend und beratend mitwirken.

Durch Erlass vom 12. 11. 1936 hat der Reichswirtschaftsminister nun die Mitwirkung der Organisation der gewerblichen Wirtschaft bei der von ihm ausgeübten Aufsicht über die „marktregelnden Verbände“ — sprich Kartelle — vorgeesehen.

Die Gruppen und Kammern sind verpflichtet, „darüber zu wachen, daß eine Verfolgung eigennütziger Bestrebungen unter allen Umständen verhindert wird“ und daß „die wirtschaftspolitische Linie“ der Reichsregierung inne-

gehalten wird. So hofft man, „ein optimales Zusammenwirken“ von Gruppen und Kartell zu erreichen. Auch die Voraussetzungen für die Anlegung eines für jede wirksame Ueberwachung unerläßlichen Kartellerzeugnisses sind durch den genannten Erlaß geschaffen worden.

Das Recht zur Durchführung marktregelnder Maßnahmen bleibt den Gruppen aber nach wie vor grundsätzlich untersagt.

Damit fehlt aber im allgemeinen der Gruppe, die ja eigentlich auf der höheren volkswirtschaftlichen Ebene stehend die Dekonomisierung und Rationalisierung der betreffenden „Branche“ als Ganzes durchzuführen hätte, immer noch das Machtinstrument, das a l l e i n geeignet sein dürfte, jene geistige und wirkliche Ausrichtung aller Betriebe der „Branche“ auf das sozialistische Ziel der Marktordnung und damit wahren Bedarfsdeckung zu erreichen.

Daß daher dieser Dualismus im Aufbau der gewerblichen Wirtschaft kein endgültiges Entwicklungsstadium darstellt, steht nun außer Zweifel.

* * *

Eine ganz klare Entscheidung wird hier noch getroffen werden müssen. Entweder man erkennt die freie Konkurrenz als selbsttätig marktregelndes Ordnungsprinzip an, dann muß die Konkurrenz unbeschränkt sein; nur wenn sie unbeschränkt ist, ist sie „gesund“. Eine Konkurrenz im Sinne der klassischen Theorie ist aber „ruinös“ und muß es sein. Der Wettbewerb muß der Theorie nach „unfair“ sein, wenn er wirklich seinen Zweck erfüllen soll.

Oder aber man anerkennt, daß die Verwirklichung der freien Konkurrenz unmöglich ist, daß es eine selbsttätige Ordnung also nicht gibt. Es muß dann eine einheitliche autoritäre und totale Wirtschaftsorganisation in Erscheinung treten, die die Aufgabe hat, den Volksbedarf zu befriedigen. Daher enthält unserer Auffassung nach die nationalsozialistische These „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ die zwingende Entscheidung für die Verwirklichung der sozialistischen Marktordnung auch auf dem Gebiete der industriellen und gewerblichen Wirtschaft.

Unsere Wirtschaft wird nach dem Willen des Führers unter das Gesetz der stetigen Entwicklung gezwungen werden, d. h. „Konjunkturen“ im alten Sinne kann und darf es nicht mehr geben. Der Preis hat seine beherrschende Stellung verloren. Es kann den Organisationen der privaten Wirtschaft nicht mehr überlassen bleiben, die Preise beliebig festzusetzen. In diesem Zusammenhange gewinnen besondere Bedeutung die Worte des Führers, die er anlässlich des Erntedanktages auf dem Bückeberg sprach:

„Ich halte es nicht für ein Glück, weder für den einzelnen noch für die Gesamtheit — die Wirtschaft in eine spekulative Finanzauffassung ausmünden zu lassen, sondern ich glaube, daß es nur eine produktive Arbeitsleistung gibt, von der wir leben und die die Grundlage der Existenz aller Volksgenossen ist. Ich werde nicht dulden, daß irgendeiner kommt und sagt: „Den Preis für meine Ware oder den Lohn für meine Arbeit bestimme ich mir selbst. Dann zerbricht jede Ordnung und jede Voraussetzung für die innere Stetigkeit und damit für die gemeinsame Existenz aller.“

Hellmut Körner:

Betrachtung zur Statistik **„Allgemeine Hygiene auf dem Lande“**

Die Erkenntnis, daß zur Erhaltung des naturgegebenen Wertes Blut die Leibeserziehung eine Selbstverständlichkeit ist, stellt das gesamte deutsche Volk vor große Aufgaben. Das Landvolk aber, als Quelle des Blutes, trägt erhöhte Verantwortung, um schwere Schädigungen der vergangenen Zeit zu überwinden. Der Körper, seine Pflege und Gesunderhaltung war durch die falsche Einstellung des Menschen zum Körper an eine nachgeordnete Stelle getreten. Die schädigenden Erziehungseinflüsse, welche sich durch übersteigerte Anwendung der Begriffe „Scham und Keuschheit“ und die Darstellung des „sündhaften Fleisches“ ergaben, sind genügend bekannt.

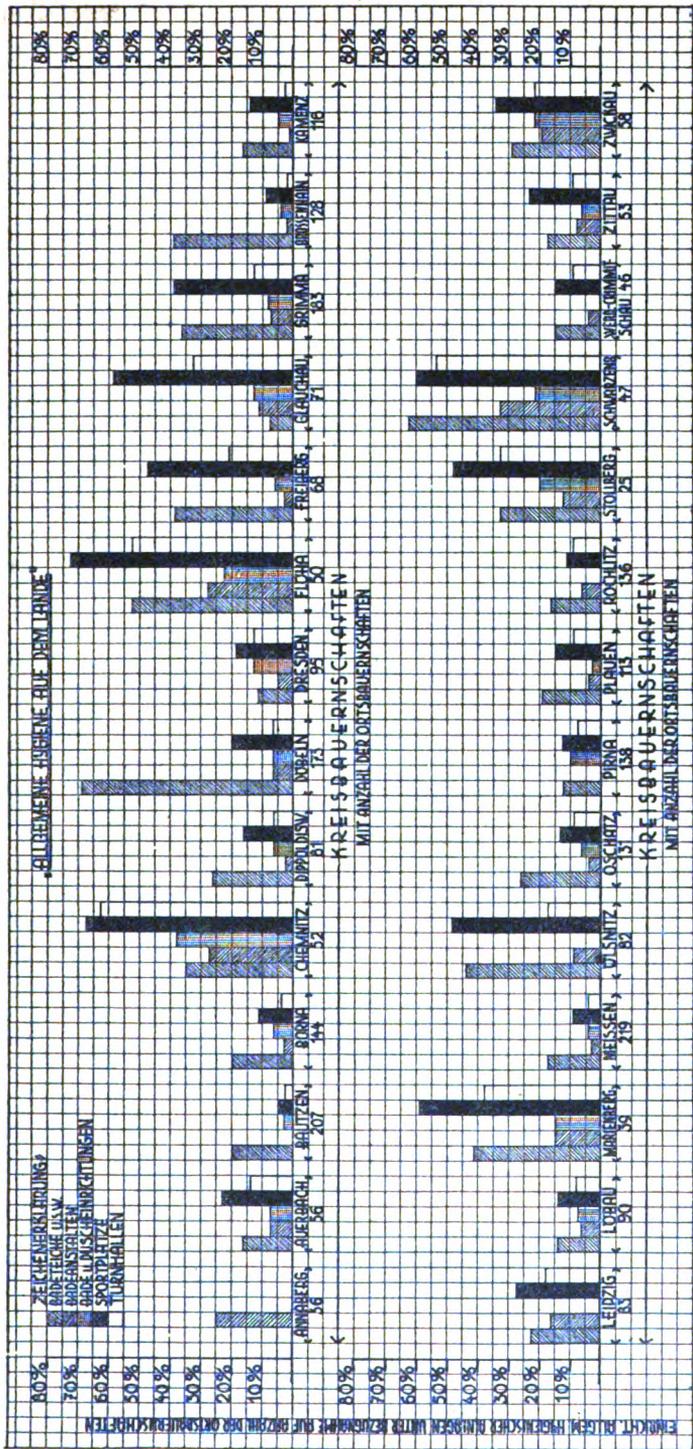
Außerdem besteht die Tatsache, daß sich die meisten der bisher eingeleiteten hygienischen Maßnahmen auf die Stadt beziehen, in der Annahme, der Großstadt, den Industriebetrieben das Ersehen zu müssen, was das Land an gesundheitsfördernden Werten besitzt, nämlich Luft und Sonne.

Es sind genügend Beweise vorhanden, daß diese einseitigen Maßnahmen auf einem Irrtum beruhen, daß das Landvolk ebenso dringend der Förderung in hygienischen Fragen bedarf.

Um eine Grundlage für die Inangriffnahme solcher Maßnahmen zu haben, ist es zunächst notwendig, sich einen genauen Überblick über das Vorhandene zu schaffen. Deshalb nahm die Landesbauernschaft Sachsen den Aufruf zur Werbewelle „Deutsche Jugend schwimmt“ zum Anlaß, die vorhandenen Anlagen von Badeteichen, Badeanstalten, Bade- und Duscheinrichtungen, Sportplätzen und Sporthallen listenmäßig zu erfassen. Die Kreisbauernführer meldeten über die bestehenden Einrichtungen, und es ergab sich folgendes Bild, welches durch graphische Darstellungen übersichtlich gestaltet, beigelegt ist.

Die allgemeine Betrachtung der einzelnen Säulengruppen zeigt deutlich, wie dringend nötig die Inangriffnahme des großen Aufgabengebietes „Besserung der hygienischen Maßnahmen auf dem Lande“ ist. Die Zahlen unter den Namen der Kreisbauernschaften geben die Anzahl der Ortsbauernschaften an. Beispiel: Die Kreisbauernschaft Grimma umfaßt 183 Ortsbauernschaften, davon besitzen 36 vH. Badeteiche, 7 vH. Badeanstalten, 8 vH. Bade- und Duscheinrichtungen. Außerdem sind 39 vH. aller Ortsbauernschaften mit Sportplätzen und 13 vH. mit Turnhallen ausgestattet.

Vergleicht man die einzelnen Säulengruppen (Kreisbauernschaften) untereinander, so zeigt sich, daß diejenigen Kreise, welche in Industriebezirken liegen, z. B. Chemnitz und Flöha, einen höheren Prozentsatz hygienischer Einrichtungen haben. Nach Berichten dieser Kreisbauernschaften sind in der Systemzeit auf Grund der Forderungen der Industriearbeiter eine große Anzahl von



Freibadanlagen, Bade- und Duschseinrichtungen geschaffen worden, allerdings ohne Rücksicht auf die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden. Das hat einerseits ergeben, daß bis zur heutigen Zeit teilweise erhebliche Schuldrückstände geblieben sind; andererseits sind teilweise die Benutzungsgebühren der Anstalten zu hoch.

Daß in den vorwiegend landwirtschaftlichen Kreisen (siehe Kreisbauernschaft Meißen, Oschatz oder Löbau) die Zahl der vorhandenen Einrichtungen meist unter 20 vH. liegt, erhärtet die Notwendigkeit, alle Hebel in Bewegung zu setzen und Abhilfe zu schaffen. Das besonders negative Bild der Kreisbauernschaft Annaberg ist verständlich, weil für das obere Erzgebirge mit seinen Kleinbetrieben derartige Einrichtungen finanziell schwerer durchführbar sind.

Auf Grund vorliegender Feststellungen wurde im Laufe des Sommerhalbjahres 1936 damit begonnen, die Fühlung mit den Stellen aufzunehmen, die bei der Schaffung von Freibadeeinrichtungen usw. maßgebend eingreifen können. Die Kreisbauernschaften werden durch Parteidiensstellen, Amtshauptmannschaften, Standartenführer der SA. und SS., durch den Reichsbund für Leibesübungen unterstützt, um Teiche und Bachläufe ausbauen zu können. Die Abteilung Landeskultur beachtet bei der Durchführung von Meliorationsarbeiten ebenfalls die vorhandenen Möglichkeiten. Es sind in einzelnen Fällen schon Neueinrichtungen geschaffen worden, teilweise liegen auch Pläne für das kommende Jahr vor.

Ergänzend hierzu muß nun aber die Erziehung der Landjugend zur Freude am Wasser einsetzen. Die Kreis- und Gauauscheidung im Mannschaftsstümpf der Landwirtschaftsschulen, der in der Landesbauernschaft in diesem Jahre erstmalig durchgeführt wurde, zeigte deutlich, daß die sonst gute Leistung der meisten Mannschaften durch mangelnde Schwimmfähigkeit herabgedrückt wurde. Es ist also dafür zu sorgen, daß die vorhandenen Badeteiche usw. auch wirklich der Tummelplatz für unsere Landjugend werden. Gelingt es, das Schwimmen in den Unterricht der Landwirtschaftsschule einzubeziehen und im Abgangszeugnis das Freischwimmzeugnis zu verlangen, dann sind wir schon einen großen Schritt weiter. Der Einfluß durch die Arbeit des Reichsbundes für Leibesübungen und vor allem die Erziehung zur Leibesübung durch die HJ. werden ebenfalls die Lust zum Baden und Schwimmen fördern helfen.

Ganz besonders unbefriedigt läßt uns bei Betrachtung der Statistik die Tatsache, daß kaum 10 vH. aller Ortsbauernschaften Einzelbade- und Duschseinrichtungen aufweisen. Während im vorangegangenen die Mitarbeit öffentlicher Körperchaften möglich ist, muß sich hier nun jeder einzelne Betriebsführer für die Förderung hygienischer Einrichtungen im Bauernhofe einsetzen. Die starke Überlastung der Bauernfamilie, hervorgerufen durch mangelnde Arbeitskräfte, läßt die öffentlichen Badeanstalten aus Zeitmangel nicht besuchen. Bequeme Wasch- und Badeeinrichtungen auf dem Hofe bringen mehr hygienische Vorteile, weil sie schneller und häufiger benutzt werden können. So wie die Leibesübungen Mittel zur Krankheitsverhütung für Kinder, vor allem auch für die Mütter sein können, müssen bessere hygienische Einrichtungen im Bauernhof dafür sorgen, daß durch freie, gepflegte Körperkraft und Schwung zur Bewältigung der Arbeit gegeben werden. Außer der Raumfrage, die auf dem Lande verhältnismäßig leicht zu lösen ist, sind für Duschen und Bäder folgende Notwendigkeiten zu schaffen:

1. Die ausreichende Wasserversorgung, möglichst aus Leitung, damit der notwendige Druck vorhanden ist.
2. Die Erwärmungsmöglichkeiten des Wassers.

Die Anregung zur Schaffung solcher Einrichtungen muß Hand in Hand gehen mit einer guten Beratung für die zweckmäßigsten und besten Möglichkeiten. Hier stehen der Landesbauernschaft die hauswirtschaftlichen Beispielswirtschaften, die unter besonderer Berücksichtigung der arbeitserleichternden Maßnahmen für die Hausfrau in Küche, Hof und Garten entstanden sind, zur Verfügung. Dort kann erprobt werden, welche Einrichtungen für die verschiedenartig gelagerten Betriebe Beispiel sein können. Wo der Einbau von neuen Dampfanlagen, Küchenherden mit Warmwasserspeicher usw. geplant ist, wird angestrebt, Duschen oder Bäder anzuschließen. Wenn uns Firmen bei dieser Arbeit durch kostenlose Bereitstellung verschiedener Apparate unterstützen, so ist das sehr zu begrüßen. Es muß aber grundsätzlich festgehalten werden, daß die Beratung in der Hand der Landesbauernschaft bleibt, weil von hier aus am besten beurteilt werden kann, welche verschiedenen Möglichkeiten als Beispiel für die betreffende Gegend und die gegebenen Verhältnisse in Frage kommen.

Aus den Bildern der neu geschaffenen hygienischen Einrichtungen wird eine Lichtbildreihe zusammengestellt, die in Versammlungen und Schulen gezeigt wird.

Es wird die verschiedensten Wege geben, um mit diesem Gedanken an einen großen Kreis ländlicher Menschen heranzukommen, und es wird auch mit starkem Nachdruck, teilweise sogar Zwang gearbeitet werden müssen. Nicht von heute auf morgen ist eine vollkommene Änderung der augenblicklichen Verhältnisse in bezug auf hygienische Einrichtungen auf dem Lande zu erwarten. Wesentlich aber ist, daß regelmäßige Aufzeichnungen uns auch weiterhin die Übersicht ermöglichen, so daß die notwendigen Schlüsse für die Weiterarbeit gezogen werden können.

Das deutsche Bauernvolk ist stolz darauf, daß es berufen ist, in geistiger und gesundheitlicher Hinsicht der Jungborn des deutschen Volkes zu sein. Jeder einzelne kann und muß deshalb aber auch die Pflicht erkennen, für die Erhaltung und Förderung der Gesundheit unserer Bauernfamilien und deren Gefolgschaft das Bestmögliche zu tun. Der Reichsbauernführer ruft es uns zu: „Ein Nachlassen gibt es nicht. Immer und immer wieder muß man die Lauen und die Trägen wachrütteln und ihnen die Aufforderung entgegenhalten: Das deutsche Volk erwartet von Dir, daß Du Dich körperlich ertüchtigst!“ — — —

Georg Halbe:

„Sämund's Edda des Weisen“

Es gibt Bücher, die sind wie edler Wein. Sie müssen mit der gleichen Sammlung gelesen werden, die der Kenner dem köstlichen Tropfen entgegenbringt. Ohne Hast und Bier wollen sie Satz für Satz aufgenommen werden. Dann aber lassen sie des Lesers Seele mit jedem Worte beschwingter werden und zu den Höhen emporsteigen, aus denen dem Verfasser die Begeisterung aufströmte.

Es ist schon etwas an der Sage, daß Odhin, der Gott des Wortes und der Sprache, den Riesen einst den Trank der Begeisterung geraubt und als Adler nach Asgard gebracht hat. In solchen Büchern ist der Schwingenschlag des Sonnenvogels noch zu spüren. — Leider gibt es ihrer nur wenige; — dem lauten Alltage unzuträglich, werden sie in die Vergessenheit gedrängt, in „des Reihers“ Bereich. Dort schlummern sie in „Sunnlands Gaden“, bis eine günstigere Zeit angebrochen ist und sie Verständnis bei den Menschen finden läßt. — — —

Vor über hundert Jahren überfeste J. L. Studach diesen Teil der Edda aus dem Isländischen und brachte sie 1829 bei Johann Schrag in Nürnberg heraus. „Die ältesten norränischen Lieder als reine Quellen über Glauben und Wissen des germanogothischen vorchristlichen Norden“ fügte er als Untertitel hinzu.

Es sind seither viele Übertragungen der Edda erschienen, aber kaum eine ist in ihrem „Gefüge“ — mit welchem Worte Studach das Fremdwort „Strophe“ überflüssig macht — der Urform so nahe geblieben wie diese. Und noch mehr: in keiner einzigen finden sich so tiefe Gedanken und ein so großes Verständnis für die Eddalieder wie hier. „Mit Anmerkungen begleitet“, sagt der Verfasser zurückhaltend als Hinweis auf seine tiefgründigen Erläuterungen. Das ist mehr als „mit Kommentar versehen“; — kommentieren kann auch noch der heutige Gelehrte.

Es ist etwas eigenes um die damalige Zeit der Romantik. Der tödliche Eispanzer des Materialismus hatte sich noch nicht so stark über die Seelenkräfte des Menschen gelegt wie in den späteren Jahrzehnten. Auch der Gelehrte — man denke nur an die Brüder Grimm — hatte noch ein lebendiges Seelenvermögen, das ihm mehr offenbarte als später das selbst „erakteste“ Wissen. Sprache war damals noch mehr als nur eine Angelegenheit der Grammatik. Das Gesagte wurde nicht nur gesprochen, sondern zugleich auch erlebt.

So konnte Studach seine Anmerkungen noch mit einer dichterischen Gestaltungskraft schreiben, die ihresgleichen sucht, sowie aus einem umfassenden, lebendigen Wissen und tiefen Verbundenheit mit der Eddischen

Welt. Vieles, was seinen Zeitgenossen als überspannt und phantastisch vorgekommen sein mag, ist heute durch Herman Wirth, Sigfrid Reuter, Wilhelm Leudt bereits allgemeines und anerkanntes Wissensgut geworden. Das gibt den — auch heute noch weniger geläufigen — Ansichten Studachs einen höheren Grad der Wahrscheinlichkeit und läßt sie ernstester Beachtung wert werden.

Studach macht sich seine Arbeit nicht bequem, indem er Aberglauben nennt, was er nicht ohne weiteres versteht, wie es der „aufgeklärte“ Wissenschaftler sonst so gern getan hat. Der Urgrund der Lieder ist für ihn das Geheimnis, das Mysterium, und deren tiefsten Sinn kennt nur der Eingeweihte. Die Kirche hat keinen Teil an ihnen, nur daß „das müßige und stockdummelnde Mönchsalter“ durch seine Abschriften für die Erhaltung der Gesänge gesorgt hat. Sámund, der die Lieder sammelte, entstammte „einem berühmten heidnischen Priestergeschlecht“ und lebte zu einer Zeit, „wo die Herrschaft des Heidentums vorüber, aber noch im Erlöschen war“. Trotzdem, „von einer Verschmelzung des Christentumes mit dem Heidentum ist aber keine Spur in den Mythenliedern“, die zwar nicht „das reine Wort Gottes oder das älteste Buch der Welt“ seien, aber doch „in ein dunkles Alter hinauf und über den Norden in ein anderes, urmütterliches Heim hinausreichen und eine weit verzweigte Verwandtschaft unter den heidnischen Hauptreligionen dartun, vorzüglich der indischen und persischen mit der nordischen“.

Entgegen der Ansicht, daß die alte Gottschau nur eine „Personifikation von Naturgewalten“ sei, sagt Studach von den Liedern, daß sie der Natursymbolik zwar folgen, ihren Inhalt darin aber nicht erschöpfen, „weil das Natursymbol nur eine Saite an der mächtigen Harfe des Sehers der Umwelt, welcher das Epos der Menschheit singt, ist. — Denn die Religion in ihrem Urgrunde liegt überhaupt über der Mythe und allem System und geht von einer Tat als ihrer Wurzel aus, deren Geschichte eben die Menschheit ist, und ohne welche weder das Christentum noch das Heidentum erfaßt werden können. Jene Tat ist zwar das X, aber es ist gegeben.“

Hiermit hat Studach das Wesen wahrer Religion unübertrefflich klar gekennzeichnet. Es kommt nie und nirgend auf die Lehre an, sondern immer nur allein auf das Tun. Darum haben wahre Religionen „ihre Dogmata nie außer der Geschichte, d. h. im Ideal, sondern in der Geschichte, d. h. in den Folgen der Tat.“ — Kaum ein Satz ist so sehr für die Gegenwart gesprochen wie dieser. Würde seine Bedeutung richtig durchschaut, es gäbe keinen Konfessionsstreit mehr. Nur die Tat scheidet von Gott, nicht der Glaube; aber auch nur sie verbindet mit Gott.

Studach verweist dann zurück auf eine Zeit, „wo kein Judentum war; jene Urzeit ist die Mutter alles Heidentums und die Quelle seiner Wahrheit wie seiner Lüge. Man horche nur unbefangen dem ältesten Liede des Norden, dem *Volagésicht*, als einem Nachklang der heidnischen Mythen, ohne sich täuschen zu lassen vom Streben des Reflektionsalters, in welchem die Mythe der Schatten der Wahrheit wurde; wie zertrümmert und durcheinander-

geworfen es auch auf uns gekommen, wie zeugt es nicht für die germanogothischen Glaubenslehren der Freiheit der Tat und der Blutsühne.“

Um Form und Geist der Mythenlieder zu kennzeichnen, setzt Studach sie in Gegensatz zu den späteren Staldenliedern: „Jene strömen tief und voll aus der Harfe, sinnreich und rauschen begeistert, daß ihr Leib von der Wärme wie verzehrt oder beseelt, ja der Stabreim oft wie die profetische Mystik seines Gedankens erscheint, aber so einfach und lose, so dünn, daß man (durch) ihn hindurch wie in stille See blickt, in deren Tiefe Sterne wandeln und der Elfen Reigen schwirrt im Widerschein. — Est deus in nobis (Gott ist in uns). — Diese hingegen verwirken jeden höheren Aufschwung, jede tiefere Mystik am Leibe, sind dick und bauchig, daß im Lied der Geist wie ein Schemen im Burgturm wandelt; wenige Ausnahmen, alles wird Form, geisttod, nur für das Ohr gesungen, in mehr als hundert Weisen das alte Maß gebrochen; ein und derselbe Gedanke auf dem Ambos unter den Hammer genommen, gedehnt, gepreßt, geplättet, gepißt.“ Es ist der gleiche Verfall, der die strenge, klare Gotik zum Barock entarten ließ, könnte man heute rückschauend hinzusetzen.

Noch eine Bemerkung zu den Religionen des Heidentumes scheint uns wie für die Gegenwart gesprochen: „Was ist ihnen nicht alles abgewonnen worden? — Naturgeschichtliche, astronomische, philosophische, symbolische, rein geschichtliche Systeme gingen aus ihnen hervor, daß der Gedanke unwillkürlich sich aufdrängt, sie müssen alle zu früh entstanden sein, daß eines das rechte, oder alle müssen gelten, aber keines für sich allein.“ Dies wird aus der Beschäftigung mit den heiligen Urschriften ebenso klar wie das Wissen, „daß kein Volk, so wie geschichtlich, so auch in seinem Glauben und Wissen nicht einzeln stehe, sondern Band an Band sich knüpfe, bis der Reigen um die Erde vollendet. — Es kommt mir vor, wie wenn ein kühner Meister mit dem Bau eines Doms der Wissenschaft schwanger ginge, in welchem die Völkerhieroglyphen in die Runde gemalt werden, das Licht von oben herab, nicht durch Seitenfenster einströmen sollte, den gigantischen Raum zu verflären.“ — Man könnte diese Worte unmittelbar auf das Wirken Herman Wirths beziehen, das kaum treffender und sicherlich nicht poetischer gekennzeichnet werden könnte.

Diese allgemeine Einleitung ergänzt Studach durch Vorbemerkungen zu den einzelnen Liedern, unter denen er das „Wolageficht“ — heute allgemeiner als „der Seherin Weissagung“ bekannt — als das Lied des Nordens bezeichnet. „Aus der Mitternacht ruft es wie Geisterruf, wie die unbekanntenen Stimmen des Grauns, die zuweilen vernommen werden, ohne Spur, von wannen sie kommen. — Auf der Vergangenheit ebernem Schemel betritt die Wola die nackte Klippe der Gegenwart und erfieht am morgengrauernden Bogen des Himmels die ersten Strahlen von Surturs flammendem Schwert, steht — und harret der Ankunft. — Es trägt das Zeugnis hoher Vorzeit in sich und ist uralte Überlieferung, das längst erlernte Lied der Helden, wie in einem Brennpunkt der Alter Wort und Lehre, die Geschichte sammelnd, im Glanz ihrer Lohen ein Schicksal zu verkünden, das unausweichbar über Himmel und Erde schwebt. — Immer nach Lesung dieses Liedes ergriff mich Empfindung der Wehmut, der Bewunderung auch ob der hohen Einfalt und

Würde, der profetischen Kürze, der Drakelstimme, welche mehr zu verschweigen scheint, als auszusprechen. — Es ist die Hauptquelle der gotischen Vorwelt Glauben und Wissen, das zuverlässigste Zeugnis, und bis hinauf in die gotho-germanische Sagenwelt reicht sie. — Wahrscheinlich, daß eine der hehren Frauen es sang, welche das Altertum Göttingen gleich hielt. — Über die Bestimmung des Liedes ist zu vermuten, es sei an einem Opferfeste, in Begleitung vielleicht der siebenstimmigen Harfe oder des Mimenspieles, vortragen worden.“

Gewohnt, mehr als abergläubische Phantastereien in den Liedern zu suchen, wird ihm auch das „Havamal, des Hohen Lied“ zu einem Zeugnis germanischer Mysterienweisheit. „Es läßt sich in allgemeine Sittensprüche einteilen, welche jedermann gelten, und in geheimen Unterrichts, welcher Erwählten bestimmt war. Die Episode vom mystischen Sangkessel steht zwischen beiden als Mittlerin und Fingerzeig.“ Das Lied erinnert an eine „der kühnsten Erzählungen Indiens; der von der Bereitung des Amrita, des Nektars der Unsterblichkeit. — Othreper's Trunk ist Asenweibe; auch der Skalde ging vom Priesterreigen aus und war durch Amt, und nicht allein durch Kunst, am Hof des Königs groß. Die acht Runenfragen sind des Priesters Fragen an den Neophyten“, des Weisen an den Wissendurftigen.

„So scheint auch das Wort Rune in diesem Liede eine dreifache Bedeutung zu haben: Geheimnis (Überlieferung), Lied (Ordenswissenschaft), Zeichen (Buchstabe)“, so daß die Runen „notwendig Geheimnis werden, sobald der Schlüssel vorenthalten oder verlorengelht. — Vermuten darf man, ihre Urbedeutung sei Wort (Offenbarung) gewesen, von welchem so Schrift (Zeichen) als überliefertes Geheimnis ausging.“ Auch diese Ansicht trifft sich mit der heutigen Überzeugung, daß die Rune ursprünglich ein Sinnzeichen, ein Symbol, gewesen und dann erst zum bloßen Buchstaben geworden ist. Man mag sich der chinesischen Schriftzeichen erinnern, die heute noch vollständige Wortbilder sind, so daß jeder, der sie kennt, sie zu lesen vermag, auch wenn er die chinesische Sprache nicht erlernt hat.

So gesehen erhält die Rune als Sinnzeichen eine gewisse magische Bedeutung. Aber die achtzehn Runenlieder des Havamal „klären über den wesentlichen Inhalt, die Wissenschaft der Beschwörung, den Schwur selbst, nicht auf, sondern geben nur an, was er vermag, wenn (richtig) angewandt. Der Meister behält die Rundschaft für sich, weil im Besitz des Jünglings sie ein Schwert ohne Scheide. — Die Esoterik, die Macht des Schwurs, war an die wesentliche Rundschaft gebunden, warum sie dort stehen mußte.“ Nicht die bloße Kenntnis der öden Formel ruht, erst das Wissen um die tiefen Zusammenhänge, in der die einzelnen Runen angewandt werden müssen, macht die Zeichen wirksam. Denn: „Die Magie stammt aus der Wahrheit, ist aber am Vater der Lüge zur unfruchtbaren Hure geworden.“ Was einst weisheitskräftiger Zauber war, ist zu arglistiger Sauberei entartet.

Im „Grimner's Mal“ sieht Studach bereits ein nicht mehr ursprüngliches Gedicht. Es gelangte aus einer Zeit auf uns, in der „die Mythe schon unverständlich, keinen Heger mehr fand, es Eifer war, dem alten ‚Teufelsdienste‘ Unbill anzutun. — Doch glüht man den Rost der Zeit von der Urne, so treten die sinnigen Bilder hervor, die Schriftzüge der Vorwelt,

und zeugen wider den Frevel. — Ziehen wir ab, was Odhins unwürdig, Unkunde ihm zuschrieb oder Unbill ihm antun wollte“, dann findet sich in dem Liede die „alte Lehre der Wiedergeburt, die in den eddischen Liedern ausdrücklich versichert“ wird, und die zwölf Tierkreiszeichen treten hervor.

Unter Bezugnahme auf Jordanes verweist Studach auf die südlichen Goten, bei denen „was ein priesterliches Geschlecht und priesterliche Wissenschaft, zu welcher auch die Lehre der zwölf Himmelszeichen und der Planetenlauf gehörte, samt der Betrachtung der Sonne, des Mondes und der Sterne, deren sie 346 benannten, und der Monate Veränderungen. Warum weniger Kunde bei den nördlichen Goten, ihren Brüdern? — Der hohe Nord überhaupt reizt durch seine klaren, langen Winternächte sehr zur Betrachtung des Himmels; gewiß findet man südlicher allgemein selten so viel Kunde des gestirnten Himmels wie im Norden, wo selbst der Bauer seinen Kalender in seinen Stock sich grub. — Aus Island bestand schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts, durch das Gesetz, das Jahr von 365 Tagen und dem entsprechenden Schalttag.“ Was hier als kurze Feststellung ausgesprochen wurde, das bewies Otto Sigfrid Reuter hundert Jahre später in seiner „Germanischen Himmelskunde“ im wesentlichen als richtig.

In der Zwischenzeit aber wurde an der Mür festgehalten, daß die Germanen Barbaren gewesen seien, die all ihr Wissen aus dem Süden und Osten erhalten hätten.

In diesem Zusammenhange, aber nicht in gleichem Sinne, verweist Studach, abweichend von Reuter, darauf, daß „jene mythische Anschauung der Ekliptik als zwölf Sonnenburgen den Asen gothen nicht ausschließlich eigen war, weil auch Chaldäer, Araber, Ägypter, Chinesen, Inder, Perser, Griechen, Römer Sonnenburgen und die denselben entsprechenden Gottheiten haben. Allen aber liegt der einfache Tierkreis unverkennbar zugrunde, wodurch sein Alter bis an den Morgen der Geschichte hinaufreicht und von seiner Entstehung nur gesagt werden kann, daß er der Nordhälfte der Erde angehöre, weil nicht klimatische, sondern astronomische Verhältnisse seine Bilder bezeichnen.“

Es ist erschütternd, wenn man sich klar macht, daß all diese heute so lebendigen Gedanken über hundert Jahre in Bibliotheken vergraben und in der Zwischenzeit von den unmöglichsten deutsch- und germanenfeindlichen Theorien verschüttet worden sind. Was hätte während dieser Jahre nicht alles an Resten alter Zeiten noch erhalten werden können, wenn Studach schon zu Lebzeiten die Beachtung erfahren hätte, die ihm zukommt. Er wurde vergessen, „weil es unserer Zeit so schwer fällt, sich in die Anschauungen der Vorwelt zu versetzen, unsere Dichtung, wenige berufene Kindelein ausgenommen, mit dem Zeitalter der Analyse so sehr sich vom Bronnen verlaufen, daß ihr Auge, statt in den Kristall der Quelle, in die Wüste nur stiert, von Schemen umgaukelt.“ Er erkennt bereits die Gefahr, die in der zersetzenden, materialistischen Denkweise liegt, deren Überspizung zum Bolschewismus führte. „Die Mythenzeit ging von der umgekehrten Richtung aus, was wir zu entseelen, strebte sie zu befeelen. — Wie die Gegenwart tote Sprachen erlernt am Beingerippe des Wörterbuchs, so vernahm jene Welt der Mythe von der morgenbelebten Natur tausend Zungen, die von den Saiten des mysterischen Sängers als so viele Sprachen wiedertönten, deren melodischer

Hauch dem Ohr nicht fremd, die Seele zur Anschauung der Lebendigen Welten berief. Aller Kreatur verleiht die goldene Sage von der Urwelt Rede und verständiges Ohr. Als zwischen sie (und die Menschen) der Dämon getreten, sie auseinandergerissen und die schwarze Fahne in die Kluff der Entzweiung gepflanzt, neidgerammelt, so blieb die Sprache noch Mittler unter beiden Verschleuchten und lönte fortan kreatürlich aus der mythischen Harfe über der ganzen Erde. — In Wahnmacht sah sich der Mensch. An die Stelle des freudigen, offenen Wortes trat Wehmut und süßer Trug, diese Urdialektik einen mythischen Wortschatz bildend, von dem alle Völker erbtten.“

Studach vergleicht diese Wortgewalt der Sprache mit dem Licht, das siebenfarbig durch das Prisma gebrochen wird. So sind die Mythen der Völker nicht mehr das Licht selbst, sie zeugen nur noch von ihm und entsprangen „aus der schöpferischen Tiefe des Menschen, der Phantasie, die ihren Vater an die erste Liebe der Mutter erinnert, die urschöne Wahrheit, an deren Seite vor ihm die Himmel sich aufstuten. — Sie wurde Mutter der Weisheit. Jeder berufene Seher ist ihres Geschlechtes: wann und wo er geblüht, sang er, was er sah (sonst ist er nur Schemenfänger). Die Lüge haben andere in seine Gesichte geworfen, welche nur seinen Schatten umarmt. — Ein Seher weckte immer den toten Schatz seines Volkes, den er vorfand, das Erbteil des väterlichen Hauses. Er wirkte stets als Begeisterter, weil alle Begeisterung schöpferisch, und zeugte neue Gesichte, Mythen, welche nicht nur poetisch, sondern, nach dem Wesen des Genialen, auch profetisch aus ihm hervorgingen, aus der Wurzel der Menschheit, welche in Stamm und Krone den Arm nach den Höhen reckt, wie der Leib nach täglichem Brot verlangt.“

Diese, für ein tiefes Verständnis für Mythe und Sprache zeugenden Gedanken schickt Studach dem Zwiesgespräche voraus, das Alwis, der Zwerg, mit Thor geführt hat, wie es im „Alwis Mal“ berichtet wird. Nochmals kommt er auf den gemeinsamen („astronomischen“) Ursprung aller Mythen zu sprechen, die „je älter, je tiefer und reicher sind. Alle einen väterlichen Herd, eine Wiege nicht verleugnend, eine Mutterbrust, an welcher sie die Milch der Wahrheit tranken. Aber wie hat nicht, seit sie dem väterlichen Hause entfremdet, die Wanderung sie gebräunt? Klimatisch wurde ihr Antlitz. Je reicher im Ursprung ihr Wort, je wuchernder bald der Unverstand, nach dem Wust des gemeinen Verderbens. — Nur als Anmerkung sei's beigelegt, daß zur Beurteilung der alten Welt, der Mythenzeit und ihrer Seheweise, nach unserer Meinung und Erfahrung die Gegenwart mir ihrer Denkweise vergessen werden sollte, so daß der glückliche und kühne Taucher aus der Mittagshelle der anatomischen Untersuchung hinab in die psychische Polarnacht der Urwelt stiege, wo Gestirn an Gestirn am Bogen des Doms erst ausgegangen, die Menschheit in ihren Wehen der Mutternacht schaute bis hinan zur Freiheit der Kinder Gottes. — Aus jenem magischen Gesichtskreise der Phantasie, in welchem sich die Urwelt bewegte, der nicht sinn- und seelenlos sein konnte, stets in ihrem begeistertsten Seher wahr sein mußte, aber geoffenbart außer ihm bald Gözenthum wurde, erklären wir uns die geweihten Sprachen wie Send, Sanskrit usw., zu welchen mittelbar die Dichtersprache zu zählen ist, während die lateinische Kirchensprache nicht dazu gehört.“

„In der Sprachlehre von Alwis Mal“ möge die „anatomische Untersuchung“ Aufgabe des Sprachforschers sein, „der sich berufen fühlt, die noch ungemessene Bahn (nach der mythischen Grammatik) zu betreten bis zur Sinne des Turms der Verwirrung, dessen Schlüssel wohl nicht am Türhaken zu finden.“ — Solch ein Sprachforscher könnte des Liebes Fragen nur aus „toten, nicht mütterlichen Sprachen beantworten, weil mit der Verkürzung des magischen Gesichtes auch das Ohr taub, der Seh- und Hörkreis enger wurde, welchen Mangel der Verstand uns zu ersetzen strebt, wie des Blinden Finger sein Auge“.

Die hier ausgezogenen Ansichten des Übersetzers ließen sich noch nach vielen Richtungen hin vertiefen und vermehren. Ob alle richtig sind, bleibt eine Frage zweiter Ordnung. Worauf es allein ankommt, ist die Grundeinstellung zu dem Weisheitsgute unserer Alvorderen, und die wird auch da fruchtbar bleiben, wo sie irren sollte. Es kommt wirklich nicht auf die „wissenschaftliche Richtigkeit“ an, sondern auf die Schau der großen Zusammenhänge. Und die kann bei Studach nicht falsch sein, weil er sonst nicht diese starke Beziehung zu dem Sprachgeiste hätte bekommen können, die aus all seinen Worten spricht. „Er trank einen Trunk / des teuren Nets / aus Othreyrer geschöpft.“ Diese Worte des Havamal wären der rechte Nachruf, den das heutige Geschlecht dem so lange Vergessenen weihen könnte und sollte.

Die Umschau

Das Entscheidende

Wirklichkeit! — und nicht nur Theorie. — Ist dies das Geheimnis, das Adolf Hitler zu seinen unübersehbaren Erfolgen verholfen hat und noch verhilft? — Seine große Rede vom 30. Januar scheint diese Annahme als richtig zu bestätigen.

Wer es versucht hat, sich über den großen Unterschied von Wirklichkeit und Theorie klar zu werden, dem wird erst einmal das Wort Hirngespinnst zur sinngemähesten Verdeutschung des Fremdwortes werden, und dann wird er zu etwa folgendem Satze kommen: Wer selbstlos dem Leben dient, den rechtfertigt die Wirklichkeit; wer dagegen das Leben selbstsüchtig sich dienstbar machen will, der muß sich immer wieder, und zwar durch Theorien, vor der Wirklichkeit zu rechtfertigen suchen.

Der Novemberstaat kannte kein Volk, nur Parteien. Dadurch wurde er selbst zu einem Systemgebilde, das in ebenso vielen Theorien schwankte, wie es Parteien umfaßte. Demo- und Theokraten aller Schattierungen ritten im Verein mit Plutokraten ihre Stedenpferde bis hundert Meter vors Ziel, entdeckten Silber-

streifen am Horizonte oder reckten die geballte Faust empor, wie wenn sie das Trinkgeld, das Moskau ihnen in Aussicht gestellt hatte, bereits erhalten hätten. Auch ihre Theorien blieben Theorien. Daran konnten selbst die schönsten Hypothesen von individueller Freiheit, internationaler Proletariergleichheit oder dogmatischer Unfehlbarkeit nichts ändern. Trotz Praktiker- und Expertentums verwehten sie alle vor der Wirklichkeit. Wirklichkeit war und blieb nach wie vor das blutsverbundene, in seinem Boden verwurzelte Volk.

Es ist eine bedeutsame Tat gewesen, als der Nationalsozialismus das Wissen um das Volk dem völlig abgestorbenen Begriffe Staat gegenüberstellte und auf Kräfte baute, denen sonst nur „allenfalls ideeller Wert“ eingeräumt wurde. Systematisch waren diese Kräfte ja nicht zu fassen und theoretisch waren sie — jedenfalls nach „maßgeblicher Ansicht“ — längst überholt.

Tropdem! — die Wirklichkeit rechtfertigte den Mann, der Phantast genug war, an jene Kräfte zu glauben. Als er sie in dem Einzelnen aufrief, merkte langsam doch mancher, daß er in seinem Blute einen Spiegel besaß, in dem die

Welt sich auf eine ganz bestimmte Art malte; und daß es daher für den deutschblütigen Menschen etwas wie ein gemeinsames deutsches Weltbild und dementsprechend auch ein deutsches Lebensgefühl — kurz, eine deutsche Weltanschauung gab.

Vergessenes Empfinden der mit dem Blute so eng verwobenen Volkseele wurde wieder lebendig. Sie verband die Einzelnen wieder, zu einer Masse? — nein, zu einer Schar, die sich willensbewußt um ihren erstrebten Mittelpunkt, den Führer, scharen wollte und scharte. — Die Wirklichkeit gleichen Blutes hatte sie in ihrem Willen ergriffen; die Wirklichkeit ihres gemeinsamen Deutschlands gab ihrem Handeln die nötige Kraft; — trotz Staat, trotz System, trotz Hohn und Feindschaft aller Theoretiker. — —

Wirklichkeit trägt ihre Gesetze in sich. Wer ihr gerecht zu werden weiß, dem offenbart sie die Notwendigkeiten des Lebens. Sie gibt ihm die „Ein-Sicht“ und läßt ihn aus ihr das Richtige auch dann tun, wenn eine theoretische „Berechtigung seines Handelns noch längst nicht erwiesen“ ist. Arbeitsdienst, Winterhilfswerk, Erbhofgesetz und Wehrmacht waren erste Taten, die entgegen aller Theorie der Wirklichkeit und ihren Notwendigkeiten gerecht wurden und nicht nur „Rechnung trugen“. Und weil sie es wurden, wirkten sie so unwiderstehlich und rechtfertigten ihren Urheber.

Der deutsche Mensch ist immer schicksalsgläubig, nicht fatalistisch. Er bejaht das Schicksal; auch wo es schwer ist. Des Geschicks Pläne bestimmen allein sein Handeln; nicht aber Nutzen oder Schaden. Darum wird er in seinem Wollen nicht schwankend und geht „mit schlafwandlerischer Sicherheit“ seinen Weg. Er „ist mehr als er ist, weil er alles ist, was er sein kann“. Er ist dies wahrscheinlich nur dann, wenn ein Plan gefaßt, eine Entscheidung durchgeführt werden soll. Gerade darum aber bleibt er sich dieser — sagen wir es ruhig — Gnade bewußt und dankt dem „Allmächtigen“, der ihm mit der Einsicht in die Wirklichkeit auch die Kraft gab, ihr gerecht zu werden. Und seine tiefinnerste und höchste Befriedigung dabei ist bestimmt nicht, daß „mein“, sondern daß „sein“ Wille Wirklichkeit wurde. — — —

Wirklichkeit trägt ihre Gesetze in sich. In ihnen stellt sie dem Menschen die Aufgabe, die er zu erfüllen hat. Die Wirklichkeit des Bodens bestimmt dem Menschen auch heute noch — wie

seit Tausenden von Jahren — die Art der Arbeit, in der er seiner Erde dienen kann. Die Lebensgesetze der Wirklichkeit Volk sind nicht weniger alt und bestimmt auch nicht weniger eindeutig, wenn man ihre Klarheit nicht theoretisierend verzerrt. Mit seinem Sage: „Daher ist das Volk das Primäre. Partei, Staat, Armee, Wirtschaft, Justiz usw. sind sekundäre Erscheinungen, Mittel zum Zweck der Erhaltung dieses Volkes“, stellt der Führer diese eindeutige Klarheit bedingungslos wieder her.

Wo diese Klarheit herrscht, ist es selbstverständliche Folge, daß das Volk als die stärkste Wirklichkeit des Lebens bestimmend wird für alle seine Lebensäußerungen. Es gibt nichts, was unabhängig von diesem Volke geschehen dürfte, wenn es sich nicht als Lüge auswirken soll. Mit Bezug auf Rechts- und Wirtschaftsleben betonte der Führer diese Notwendigkeit auf das eindringlichste.

Recht kann ebenso wenig nur um seiner selbst willen bestehen, wie es dazu mißbraucht werden darf, das eigensüchtige Wollen Einzelner oder bestimmter Gruppen vor den Belangen des Volkes zu verteidigen oder auch nur zu vertreten. Theoretisch ist aber auch in Deutschland seit Jahrhunderten nach diesem Spinnwebwerk verfahren worden. Erst der Nationalsozialismus hat auch hierin die große Wende gebracht, die — abgesehen vom Erbhof- und sonstigen Gesetzen — zunächst in dem neuen deutschen Strafgesetzbuch Form und Gestalt gewonnen hat.

Gleiches gilt für das Wirtschaftsleben des Volkes. Auch Wirtschaft ist und bleibt eine Lebensäußerung des Volkes, das sie betreibt. Es ist daher wirklich nur eine theoretische Weisheit, daß Wirtschaft ihre eigenen Gesetze habe und unabhängig von dem Menschenrechte des Volkes sich abspielen könne. So schwanken wie alle Wirtschaftsercheinungen auch sein mögen; eine bleibt unveränderlich stetig; das ist das Volk, wie der Führer es eindeutig ausgesprochen hat.

Das Volk, seine Leistungsfähigkeit und die Rohstoffe, die ihm zur Verfügung stehen, das sind die Grundlagen der Wirtschaft, deren untrüglicher Ausdruck die Währung ist. Hiermit hat der Führer allen jenen Theoretikern eine gründliche Absage erteilt, die immer noch an einer Gold- oder sonstigen materiellen Deckung kleben. Nicht das Geld schafft Arbeit, sondern Arbeit schafft Geld.

Die unwälzende Bedeutung der Fragen, die der Führer hiermit gegenüber allen Theorien der Rationalökonomie angeschnitten hat, ist unübersehbar. Nicht die Geldbeschaffung ist das

Wichtige, sondern die tatsächliche Leistung; nicht der Realcredit gibt Sicherheit, sondern nur die vertrauenswürdige Person; nicht die Rentabilität entscheidet, sondern das Wohl der Gesamtheit.

Die hiermit verbundenen Neuordnungen und Neugestaltungen sind so groß und gewaltig, daß viele der in den alten Denkgewohnheiten Gewordenen sie selbst bei gutem Willen nicht mehr werden begreifen können. Daher die Bedeutung, die der Führer der Erziehung der heranwachsenden Jugend beizubringen, die in ihrem Denken noch nicht erstarrt ist und — man kann es oft feststellen — bereits von sich aus eine Welt- und Lebensauffassung mitbringt, die der angestrebten Wirtschaftsgestaltung größtes Verständnis entgegenbringt.

Was der Nationalsozialismus auf wirtschaftlichem Gebiete will, das ist bisher eigentlich nur innerhalb der häuerlichen Wirtschaft verwirklicht worden. Erbhofgesetz und Marktordnung waren die ersten Schritte, denen jetzt fraglos weitere auch bezüglich Handel und Industrie folgen werden. Die Darstellung des Vierjahresplanes, die der Führer aus diesem Gesichtswinkel und in diesem Zusammenhange gegeben hat, ist so groß, daß sich dessen Auswirkungen noch gar nicht überblicken lassen. Der alte Traum der Alchimisten geht in Erfüllung; — zwar nicht dadurch, daß wir Gold machen, aber Werte schaffen; Werte, die in ihrer Lebendigkeit und Wirksamkeit den toten Wert des Goldes bei weitem übertreffen. Die Schaffenskraft des Volkes und die Schätze seines Bodens vermögen tatsächlich mehr, als nur Gold zu machen.

Wir hatten eingangs von der Blutsgemeinschaft des Volkes gesprochen, sie mit einem Spiegel verglichen und aus diesem einheitlichen Spiegel das einheitliche Weltbild erklärt. Das Verständnis, das die Rede des Führers bei uns gefunden hat, ist auf diese Weise leicht begreiflich. Ebenso klar ist es, daß sie bei andern Völkern bestimmt anders gesehen, wenn nicht gar verzerrt werden wird. Daß der Diplomat der alten Schule sie begreifen wird, scheint uns unwahrscheinlich. Doch darauf wird es kaum ankommen. Mangel an Verständnis hat noch niemanden vor der Notwendigkeit bewahrt, sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen zu müssen.

Es gibt nicht nur eine falsche, d. h. schädliche Wirklichkeit, wie es die Nachkriegszeit mit ihren ungezählten Arbeitslosen war und der Bolschewismus noch ist, sondern auch eine heilende und

gesundende, d. h. echte Wirklichkeit, wie unsere Gegenwart es beweist. In jener haben die Theoretiker sich wohl gefühlt und tun es noch, in unserer aber werden sie sich zurecht finden oder — wenn sie das nicht vermögen — werden sie sich mit ihr abfinden müssen. So wichtig daher die ausländischen Antworten auf die Rede des Führers sein mögen, so bedeutungslos werden sie für den Lauf der Zeit bleiben; selbst, wenn Verständnislosigkeit sich irgendwo zu Böswilligkeit steigern sollte. Einmal ist unsere Beherrschung inzwischen auch eine Wirklichkeit geworden; sodann bleibt das Leben immer stärker als selbst die ausgeklügeltesten Theorien und wird mit ihnen ebenso verfahren, wie der Führer mit dem sogenannten Friedensvertrage von Versailles und der Kriegsschuldfrage. **S a l b e**

Wirtschaftslenkung

Am Montag, dem 25. Januar 1937, hielt Hauptamtsleiter der RSDAP, Dr. Hermann Reichle, vor der Kommission für Wirtschaftspolitik gelegentlich ihrer großen Münchener Tagung vor 1400 Amtswaltern einen Vortrag über „Die Technik der Wirtschaftslenkung durch den Reichsnährstand“. Er zeigte, wie der Reichsnährstand von Anfang an die Grundforderungen der Wirtschaftslenkung innerhalb seines Lebensbereiches verwirklicht hat, und wie diese Grundforderungen heute auch im Rahmen des Vierjahresplanes an die gesamte deutsche Wirtschaft gestellt werden. Er entwickelte die Gegenpflichtigkeiten zwischen nationalsozialistischer Marktordnung und den marktregelnden Bestrebungen der Kartelle und wies mit aller Schärfe die Versuche zurück, den nationalsozialistischen Begriff der Marktordnung auch für Maßnahmen der liberalen Kartellpolitik in Anspruch zu nehmen. Er stellte die Forderung auf, daß die wichtigsten Gebiete der deutschen Wirtschaft einer verantwortlichen Wirtschaftslenkung und damit auch einer einfachen, klaren und straffen Organisation unterstellt werden müßten, so neben der Ernährungswirtschaft insbesondere die Bekleidungswirtschaft, die Bau- und Wohnungswirtschaft, die Rohstoffwirtschaft, die wichtigsten Märkte der Gebrauchsgüterwirtschaft, die wichtigsten Zweige der Produktionsmittelwirtschaft, die Energiewirtschaft, die Verkehrswirtschaft und die Geldwirtschaft. Er hob dabei hervor, wie wir bereits mitten in der Durchführung dieser Forderung stehen, nur daß eben die Verwirklichung innerhalb der einzelnen Gebiete verschieden weit

gediehen ist. Er entwickelte die Notwendigkeit einer umfassenden Wirtschaftsorganisation, damit durch eine klare Kommandogewalt die Lenkungsmöglichkeiten geschaffen werden, die eine Steigerung des wirtschaftlichen Geschehens bis zum letzten Betrieb hin ermöglichen. Die Marktorganisation des Reichsnährstandes und die Technik der durch ihn durchgeführten Wirtschaftslenkung entspricht dieser Forderung. Dabei ist ausdrücklich festzustellen, daß es auf diesem Gebiet unendlich viel schwieriger war, eine Marktordnung durchzuführen, da es sich hier um eine Millionenzahl von Einzelbetrieben handelte, während in anderen Zweigen der Wirtschaft schon weitgehende Regelungen durch Kartelle, Syndikate oder Konzerne bestehen. An einer Fülle von schlagenden Einzelbeispielen aus dem Gebiet der Milchwirtschaft, der Getreidewirtschaft und anderen Marktgebieten wurde die Technik der Marktlenkung gezeigt, die eine harmonische Gestaltung dieser Märkte ermöglicht hat. Von besonderer Bedeutung waren die Schlußworte der Rede, die deshalb hier wörtlich gebracht werden sollen:

„Der die heutigen Rechts- und Organisationsformen der Wirtschaftslenkung sieht, die teils privater, teils öffentlicher Art sind, ist erstaunt über diese Fülle von Möglichkeiten, Gebilden und Zuständigkeiten. Er muß erkennen, daß ein klares zusammenfassendes Recht der Wirtschaftslenkung ebensowenig vorhanden ist wie eine klare Gesamtorganisation der Märkte, die in verantwortlicher, einfacher und unbürokratischer Weise gesteuert werden könnte. Statt dessen finden wir manches Herrbild einer wahren Ordnung, finden wir Wirtschaftsbürokratie, zentralistische Gedankengänge oder tote Vorschriften, die das Leben nicht meistern.

Demgegenüber würde ein einheitliches Recht der Wirtschaftslenkung, würden einheitliche Grundzüge der Wirtschaftsgestaltung die uns gestellten wirtschaftspolitischen Zielsetzungen wesentlich einfacher noch erreichen lassen, als dies heute der Fall ist. Wir stehen auch in bezug auf die Wirtschaftslenkung noch in dem ganzen Requisitenchaos und Trümmerhaufen der vornationalsozialistischen Zeit. Aber auch dann, wenn die Gestaltungs-, Rechts- und Organisationsgrundzüge der Wirtschaftslenkung feststünden, wären doch die nationalsozialistischen Endziele noch nicht erreicht. Diejenigen Kreise mißverstehen uns, die in uns Fanatiker des Organisationsgebankens an sich sehen. Aber Organisation ist in einer

solch hochentwickelten Wirtschaft, wie es die deutsche ist, der Weg, der gegangen werden muß, um zu unerhörten Leistungssteigerungen zu gelangen. Deshalb können wir auf sie nicht verzichten. Innerhalb der Organisation muß aber der Gedanke der Gemeinschaftsbildung, der verantwortlichen Mitarbeit und Zusammenarbeit der beteiligten Wirtschaftspruppen, das Verständnis für die gesamtwirtschaftlichen Aufgaben und die hierdurch bedingten Leistungen und Lasten lebendig werden. Gemeinschaftsbildung, verantwortliche Zusammenarbeit, Verständnis, Leistungswille und Einsatzbereitschaft sind aber Sache der Gesinnung und nicht einer technischen Lenkung. Deshalb ist selbstverständlich die Heranbildung nationalsozialistischer Wirtschaftsgesinnung das letzte Ziel jeder nationalsozialistischen Wirtschaftsgestaltung. Je stärker diese Gesinnung in den wirtschaftenden Menschen vorhanden ist, um so mehr tritt der Gesichtspunkt einer mehr technischen Wirtschaftslenkung in den Hintergrund. Aus der Wirtschaftslenkung durch technische Maßnahmen entwickelt sich eine lebendige Wirtschaftsordnung, die in erster Linie getragen ist von den nationalsozialistischen Gedanken der Ehre und Pflichterfüllung, der Gemeinschaftsbildung, des Leistungseinsatzes und der Opferbereitschaft für Volk und Vaterland.“

Der Führer hat in seiner geschichtlichen Rede vom 30. Januar 1937 die Notwendigkeit der Wirtschaftslenkung, die Wichtigkeit des Organisationsproblems und der Einspannung aller völkischen Kräfte zur Erreichung unserer großen wirtschaftspolitischen Aufgaben scharf herausgestellt. Damit ist Aufgabe und Weg auf diesem Gebiet gewiesen. Dr. Hans Merkel

Nordische Theatertage in Weimar

Im Rahmen der „Nordischen Theaterstage“, die die Generalintendantin des Weimarer Nationaltheaters in Gemeinschaft mit der Nordischen Gesellschaft durchführt, erlebte am 2. Februar das neue Bühnenwerk Otto Erlers „Ehrens Gast“, seine Erstaufführung. Erler legt seinem Werk die Auseinandersetzung zwischen dem nordischen Germanentum und dem morgenländischen Christentum zugrunde. Erler hat einen neuen und wichtigen Schritt vorwärts getan in der bühnenmäßigen Gestaltung der weltgeschichtlichen Auseinandersetzung dieser zwei verschiedenen Welten, und man ist der mutigen Bühnenführung zu Weimar zu einem doppelten Dank

verpflichtet: daß sie diesem wichtigen Werk einen entscheidenden Start in Deutschland gegeben hat und daß sie, abgesehen von einem guten Spiel, das Stück sorgfältig und einwandfrei ausgestattet hat. Diesen Gestalten fühlen wir uns nahe, ob sie gleich vor 1000 Jahren schon gelebt haben. Da ist nichts mehr zu spüren von den widerlichen Theatergermanen. Möge doch manche deutsche Bühne, besonders bei Wagneroperausstattungen, sich ein Beispiel nehmen an der schlichten Wahrhaftigkeit einer Wiedergabe aus Vorväterzeit, wie es Weimar in „Thors Gast“ getan hat!

Erlers Werk zeichnet vor allem aus und macht es dadurch besonders wertvoll, daß es sich jeder unfruchtbaren Polemik enthält. Obzwar gewertet wird, so wird doch von germanischer Seite dem Glauben der anderen und ihrem hölzernen Zeichen alle Achtung und Ehrerbietung entgegengebracht, wie es sich in solchen Dingen nach unserer Haltung in Glaubensdingen gebührt. Ja, der Verkünder der neuen Lehre samt seinem Zeichen genießt höchste Achtung und Gastfreundschaft, ja sogar Liebe in dem Lande, das er zu erobern gedenkt. Aber bei aller Achtung des Fremden kommt doch klar zur Erscheinung, daß hier einer neuen angebotenen Welt sich die altherkömmliche, in sich geschlossene, ausgeglichene und arteigene germanische Welt als eine ebenbürtige, ja überlegene Einheit entgegenstellt. Wieviel edler sind diese „Heiden“, als diese Verkünder Christi! Aus diesem Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit im herkömmlichen Glauben, in der Treue zu ihm und zu Thor, sind jene „Heiden“ innerlich frei genug, das Fremde zu würdigen, aber sie lehnen es, ohne es zu schmähcn, klar und bestimmt als etwas Fremdes ab. Diese edlen Menschen sind innerlich groß genug, dem Bringer der fremden Lehre samt seinem hölzernen Christ Gastfreundschaft zu gewähren: aber ihrem Thor, ihrem alten Glauben bleiben sie treu. Wo finden wir in anderen Glaubenswelten solchen Edelmut?

Nicht bei den Bringern der neuen Lehre! Wenn der Bischof mit Rist, Güte und Hilfsbereitschaft die treuen Herzen der „Heiden“ zu gewinnen sucht, so droht der Judenstämmling von einem christlichen Hauptmann klar mit roher Gewalt. Er achtet weder den Frieden des Hauses, die Ehre der gastgebenden Hausfrau, noch das geltende Gastrecht und die Sitte des Landes überhaupt. Ein typischer Vertreter:

brutal, ehrfurchtslos vor Fremden, ähisch, macht-lüstern, frech. Dazu hat das germanische Inselvolk weder ihn noch seinen Herrn, den Bischof, gerufen! Was wollen die Fremdlinge hier? Wer hat sie gerufen? Ist der Freibauer Herr im Hause oder der ungebetene eindringende Fremde? Wer oder was gibt diesen Fremden das Recht, in einen Frieden einzubringen, der sie nichts angeht? Sie sind Fremde, gut, so sollen sie nach des Landes Sitte Gastrecht genießen wie jeder andere. Aber wenn sie das Haus und das Volk, das ihnen edelmütig Gastrecht gewährt, mißachten und zerstören wollen, dann stoßen sie auf geschlossene Ablehnung und Gegenwehr. Doch nie noch hat ein Nordmann das Schwert gezückt, um seinen Glauben einem anderen aufzuzwingen, er läßt aber umgekehrt sich auch nicht mit solchen Mitteln von der Ueberlegenheit eines anderen Glaubens überzeugen.

Man könnte wünschen, daß Erler die Frage, warum der ohne seinen Willen fanatischer Christ gewordene Sippengenosse wieder ins väterliche Germanentum zurückfindet, nicht auf die einfache, aber ärztlich nicht ganz einwandfreie Weise gelöst hätte, indem er diesem Thüsler seinen eigenen hölzernen Christ mit der spizen Dornkrone aufs Haupt fallen läßt, wodurch dieser einen schweren Schädelbruch mit völligem Gedächtnischwund erleidet. Man könnte auch wünschen, daß das Wiederfinden zu seiner Sippe, also zu seinem Blut und seinem väterlichen Land, diesem Thüsler die Rechtfertigung gibt, sich nun erst recht und bewußt vom fremden Christ ab-, und seinem angestammten Väterglauben wieder zuzuwenden. Doch kann man in einem Stück nicht alle brennenden Fragen jener und unserer Zeit abmachen.

Noch sind wir auch nicht ganz frei, den alten Glauben von wissenschaftlich-mythologischen Färbungen reinzuhalten; doch hat Erler auf diesem entscheidenden Wege einen tüchtigen Schritt vorwärts getan: man fühlt sich einem Glauben, nicht einer Mythologie gegenüber. Dieses Bühnenwerk heißt geradezu ein Zweites. Wenn hier Erler uns vor Augen führt, wie es bei diesen Auseinandersetzungen zweier Welten hätte gehen können, so muß ein zweites kommen, das uns schildert, wie es nun tatsächlich gekommen ist, wie und warum die arteigene Welt überwunden worden ist. Es seien alle aufgerufen, die dieser lebensnotwendigen Frage Gestalt verleihen können!

Wilhelm Rinkel

Neues Schrifttum

Zeitschriftenchau

Rationalsozialistische Monatshefte (1/37)

Dr. Georg Leibbrandt gibt eine gute Uebersicht über „Die Entwicklung des Bolschewismus“. Er behandelt darin „Die Lehre des Bolschewismus, die Wirklichkeit des Bolschewismus, die Außenpolitik und Weltrevolution und die Rolle des Judentums im Bolschewismus“.

Die Lehre entstammt der Ansicht, daß ein rein verstandesmäßiges und mechanistisch-materialistisch weltanschauliches Denken das Leben bis in seine letzten Einzelheiten erklären könne. Hieraus entwickelte der Jude Marx seine kommunistische Lehre, die ihre größte Verzerrung im Bolschewismus erfuhr. Lenin hat zu dieser Verzerrung sein gut Teil beigetragen; noch stärker aber ist Stalin daran beteiligt.

Die den Völkern vom Bolschewismus verheißene Selbstbestimmung wurde von beiden nach der Machtergreifung entschieden bekämpft. Heute wird eine Rationalitätenfrage in der Sowjet-Union nicht mehr anerkannt. Die Ukraine, die kaukasische Staaten usw. wurden durch rücksichtsloseste Gewaltmaßnahmen unterdrückt, als sie von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch machen wollten.

Der Marxismus, der eigentlich in einem Industriestaat entwickelt werden sollte, wurde sonderbarerweise in einem Agrarlande wie Rußland Wirklichkeit. Folgerichtig suchen namentlich die jetzigen Männer um Stalin in dessen Auftrag das Bauerntum zu vernichten, wobei der Hunger, richtiger noch das planmäßige Verhungernlassen der häuerlichen Bevölkerung zu einem bewußten Kampfmittel gemacht worden ist.

Sodann kommt der Verfasser auf die militärisch-kriegerischen Maßnahmen der Bolschewisten zu sprechen, mit denen die weltrevolutionäre Politik unterstützt werden sollte. Das erste Versuchsobjekt war Polen, vor dessen Hauptstadt die Bolschewistenmassen von Wisnibski zurückgeschlagen wurden. Das bisher letzte Opfer ist Spanien.

Dem Russen ist seiner ganzen Natur nach eine derartige Einmischung in die inneren Verhältnisse anderer Völker fremd. 1914 waren es frankophile Hofkreise, die das Volk in den Weltkrieg stürzten, jetzt sind es jüdische Gewalthaber, die diese dem Russenvolk wesensfremde Politik betreiben, die in der allgemeinen Revolutionierung der ganzen Welt und in der Errichtung der jüdischen Oberherrschaft ihr Ziel sucht. Die Rolle und Aufgabe, die Deutschland in diesem Geschehen zugefallen ist und zufällt, wird von dem Verfasser gleichzeitig zur Darstellung gebracht.

Eberhard Wiegand schreibt über „Professionelle Bevölkerungsstatistik und Volksgemeinschaft“. Er wendet sich darin gegen die kirchliche Fiktion, daß der Katholizismus die gesündeste und fruchtbarste Bevölkerungspolitik gewährleistet. Die zahlenmäßigen Angaben, die der Verfasser bringt, widerlegen diese Vorpiegelung.

In diesem Zusammenhänge sei auf das erste Jahreshft von „Wille und Macht“ hingewiesen, das auf Seite 29 unter „Auch eine Jahresbilanz“ den vorliegenden Aufsatz auf das Wertvollste ergänzt, in dem es auf die jüngste Entwicklung des katholischen Oesterreichs differenziert eingeht.

Wiegand kommt zu dem Schluß, daß es „nach wie vor in erster Linie Hauptaufgabe der nationalsozialistischen Organisationen bleibt, für eine gesunde Bevölkerungspolitik zu sorgen.“

In der Nachkriegszeit wurde über irgendeine Rede irgendeines Tagespolitikers gesprochen, die man als Meisterwerk politischer Klugheit, diplomatischer Gewandtheit usw. erkennen zu können glaubte. Es fiel die Antwort, daß auch die schönsten Reden unfruchtbar bleiben würden, ehe nicht ein neues Lied, ähnlich wie „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ gebichtet und gesungen werden würde“. Daß es bereits derartige Lieder gab, mußte wahrscheinlich keiner der damaligen Gesprächsbeteiligten. Hans Bajer veröffentlicht „Das Lied der

SA" und bestätigt durch seine Ausführungen, daß tatsächlich das Lied das ist, was die Fruchtbarkeit der staatsmännischen Redekunst anzeigt. Man wird ruhig behaupten können, daß die SA-Lieder Antworten auf die Reden des Führers sind. In diesem Zusammenhang gesehen wird der genannte Aufsatz doppelt bedeutsam.

Justus Schmitt gibt eine Uebersicht „Der Kriegswirtschaftliche Gedanke“. In ihr schreibt er über entsprechende Veröffentlichungen anderer, insbesondere aber über die Arbeit von Major R. Hesse.

Der erste Auftritt aus dem V. Aufzuge des bauerlichen Trauerspiels „Engelbrecht“ gibt einen Einblick in die dichterischen Arbeiten von Thilo von Trotha.

Der Bildbericht „Aus Meer wird Land“ vermittelt einen guten Einblick in die Tätigkeit des Arbeitsdienstes bei der Landgewinnung an unserer Nordseeküste. Diese Darstellung erfährt durch die Bilder vom Adolf-Hitler-Koog, von der Rügendammbrücke und von einer Reichsautobahnstraße eine Erweiterung für das Schaffen des gesamten Deutschland.

Als Kunstdruckbeilage sind die Wiedergaben von drei Bildern von Richard Kunze zu nennen.

Germanien (1/37)

In längeren Ausführungen schreibt J. D. Plafmann über „Das verschüttete Erbe“, wobei er sich mit der Gleichsetzung von Antike und Christentum auseinandersetzt; die ihm Gegensätze sind. Er sucht diese Frage dadurch zu lösen, daß er uns auf unsere eigene Kultur zurückverweist, jedoch nicht, um einfach die alten Formen wieder aufzugreifen, sondern um „die Substanz, den ewigen Urgrund wiederzufinden“. Dieses Streben ist die Ursache, daß wir heute wieder Germanienkunde treiben. Nur bei unseren Ahnen werden wir das uns Gemäße finden, „denn wir sind eines Geistes mit denen, die mit uns gleichen Blutes waren.“

Wilhelm Teudt schreibt über „Die Zeitstufen der deutschen Vorgeschichte“ und gibt eine grundlegende Reihe von notwendigen Begriffen.

Unter der Ueberschrift „Der Königstuhl zu Rhense und seine Verwandtschaft“ verweist H. A. Priebe auf mehrere andere Thingstätten in Deutschland.

An Hand einer „Urkunde zum Weihnachtsbaum im Jahre 1184“ weist

J. D. Plafmann nach, daß dieser Winterbrauch in die vorchristliche Urzeit zurückgeht.

In seinem Aufsatz „Das Nöherrücken fernere Vergangenheit“ sucht Professor Dr. Albrecht Schmitt zu erklären, weshalb „der Mensch innerhalb der uns bekannten oder geahnten scheinbar so langen Geschichtsräume derselbe geblieben“ ist, denn „die äußeren Formen, in denen er lebt, haben sich geändert, aber ihn nicht gewandelt.“

Abschließend schreibt Edmund Riß über „Germanienkunde und ihr tieferer Sinn“.

Wille und Macht (1/37)

Es ist erfreulich, zu sehen, wie die deutsche Reichsjugend sich ihrer Aufgaben immer bewußter wird. Immer eindeutiger werden in dieser Zeitschrift die Kernfragen des Lebensauftrages der Jugend herausgestellt. Auch das vorliegende Heft bringt sehr beachtliche Aufsätze.

„Die große Verantwortung“ überschreibt Günter Kaufmann seine Arbeit. Er sucht in ihr den Sinn und die Aufgaben der Zukunft zu umreißen, die ganz andere sein werden als bisher; denn es gilt ja nicht mehr irgendwelche Ansprüche durchzusetzen, sondern die „errungene Totalität“ zu bewahren.

Der alte Staat vermochte nicht, „Reich und Jugend aneinander zu binden“. Ihm fehlte „die große Idee“, die allein die Jugend zu gewinnen vermag.

Die Folgerungen, die Kaufmann aus dieser richtigen Einsicht zieht, lassen sich etwa in seinen folgenden Sätzen zusammenfassen: Kein „Gesetz“ entbindet uns der Notwendigkeit, die nachrückenden Jahrgänge durch eigene Überzeugungskraft innerlich zu gewinnen. Das Gesetz (vom 1. 12. 36) kann uns niemals „verbeamten“. . . Wer auf die Mühe um die innere Gewinnung der Jungen und Mädel, auf die seelische Einordnung in unsere Kameradschaft verzichtet zu können glaubt, der wäre von dem Wahn befallen. . . Wir müssen die Jugend der Bewegung kleben“ und den nachwachsenden Pimpfen, denen „das Erlebnis der Revolution fehlt“, Führer sein. „Die Bürokratie aber, die überall notwendig sein mag, nur nicht in der Jugend am Platze ist, möge uns fern bleiben. „Niemandem wird das Gesetz zum Gefolgschaftsaffessor, zum Bannrat oder Gebietsdirektor verhelpfen!“ Vielmehr ist „Beweglichkeit der Führung“ das wesentliche und nicht

die Schwerfälligkeit eines Heftapparates der Verwaltung. Demnach ist auch nichts getan, „wenn alte Geister z. B. Jugendpflege nach Richtlinien von jungen Nationalsozialisten brab und recht betreiben, sondern hier werden wir selbst in Zukunft anpacken müssen, wenn wir nicht organisatorisch regieren, sondern weltanschaulich unsere Kameraden führen wollen“.

Wer nicht regieren, sondern wirklich führen will, der wird vor allem „im Geistigen, Kulturellen, Schöpferischen Leistungen der jungen Generation anstreben“, wie sie dem neuen Weltbild entsprechen, das durch eine einheitliche politische Ausrichtung gestaltet worden ist. Denn in der Selbstverständlichkeit, mit der dann Jugend alltägliche Dinge des Lebens betrachtet, in der instinktiveren Beurteilung der Vorgänge in der Umwelt liegt doch gerade, was wir im besonderen als Weltanschauung verstehen. Diese Weltanschauung überwindet die Klassenunterschiede, die bisher die Arbeiterjugend von der übrigen Jugend getrennt hat und „Hier bei uns gewinnt diese Jugend wieder ihren Glauben an ihr Volk“. Hierin liegt die „eigentliche Aufgabe im Kampfe gegen den Bolschewismus“.

Jugendführung ist durch ihre Gefolgschaft auf das stärkste mit den Eltern verbunden. Hier hat ein unbedingtes Vertrauensverhältnis zu bestehen, dessen Rechtfertigung „eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben der jungen Führung“ ist. „Damit soll nicht gesagt werden, daß Vertrauen unter Aufgabe der inneren Weisheit erkaufte werden dürfte! — Hier kann uns nur Bescheidenheit helfen, unserer Verantwortung gerecht zu werden“ . . .

„Wenn es also heißt, daß Jugend von Jugend geführt werde, so will das damit gleichbedeutend sein, daß Jugend ihr eigenes Schicksal schmieden hilft. Von der Güte unserer Arbeit, von der Reinheit unseres jungen Führertums hängt die Qualität der Vorbereitung auf die künftigen Pflichten ab.“

Auch der folgende Aufsatz von Dr. Rainer Schöffler, „Das Wirken der Jugend im Kulturleben unserer Zeit“ zeigt deutlich, wie sehr die Jugend um Selbstbesinnung und Selbstverantwortlichkeit ringt. „Keiner von uns kennt sich, ehe denn er nicht in einen Spiegel geblickt hat . . . Die Kultur nun könnten wir als unseren seelischen Spiegel bezeichnen“ . . . Der Verfasser zieht weiter die Verbindungen zwischen Staatsführung, Kunst und Wehrmacht und sagt richtig:

„Staatsführung und Wehrmacht stünden in Gefahr, an innerer Aushöhlung zu zerbrechen, wenn sie lediglich Selbstzweck wären. Infolgedessen bedeuten Staat und Heer für uns gewissermaßen nur die Pole, zwischen denen das Arbeitsfeld des Schöpferischen liegt“ . . . Mit diesem Satz weist Schöffler auf die unbedingt wichtigste Volksgliederung hin, die es geben kann.

Nach weiteren wesentlichen Ausführungen kommt der Verfasser auf den stillen und inneren Abstand zu sprechen, den der Mensch zu seinen großen Erlebnissen haben muß, wenn er sie kulturell fruchtbar machen will. „Die selbgraue Generation quält sich zum Teil mit der beinahe tragischen Not herum, das Übermaß des von ihr Erlebten nicht mehr vollgültig gestalten zu können“, eben weil dieser innere Abstand noch nicht da ist. „Wer Schlachten schlägt, singt sie nicht, wer Geschäfte macht, schreibt sie nicht, wer kulturpolitisch führt, schafft nur indirekt Kultur.“ Aber gerade weil das so ist, setzt Schöffler so große und fraglos auch berechnete Hoffnungen in die Jugend und nennt seine Ausführungen „das glühende Bekenntnis eines Angehörigen der Hitler-Jugend, der an deren große Stunde glaubt“.

Anlässlich des zehnten Todestages von Houston Stewart Chamberlain veröffentlicht Uwe Larß Robbe im Rahmen einer Gedächtnisschrift einen Brief Chamberlains an Adolf Hitler.

Unter den Randbemerkungen sei auf Albert Müllers „Was ein Hochschulprofessor der studentischen Jugend vorsetzen kann!“ hingewiesen.

Deutschlands Erneuerung (1/37)

In seinem Aufsatz „Gewalt und Recht im Völklerleben“ kommt Claus Schrempp zu dem Schluß, daß man „vom guten Willen das Heil so wenig erwarten darf wie vom Bösen. Vielmehr ist es die spannende Beschränkung von Gewalt und Recht, die dem politischen Leben Rückhalt und Richtung gibt“.

Dr. Hölscher setzt seinen Bericht über „Das Deutschland in den Donaufaaten“ fort.

Karl Huber gibt einen Überblick über „Österreich im Wirbel der europäischen Politik 1919—1936“.

Der Aufsatz „Der böhmische Löwe im Zeichen des Sowjetsternes“ weist auf die unerkennbare Gefahr hin, die durch

die Volkshewisierung in der Tschechoslowakei groß wird. Daß ihre Opfer in erster Linie die Sudeten Deutschen sein werden, ist das besondere Verhängnis, auf das der Verfasser hinweist.

Kürzere Arbeiten über „Beseitigung des Antisemitismus durch Kommunismus“ von A. Friße, „Gemeinschaftslehre und Strafrecht“ von Dr. W. Weder sowie das „Bild der Sage“ vervollständigend den Inhalt des Heftes, in dem noch zwei umfangreichere Besprechungen einen Einblick in das dramatische Schaffen Erwin Guido Kolbenhebers und in den Lebensgang des bekannten Herrn von Döbenburg-Januschau geben.

Die Tat (1/37)

Das Heft beginnt das neue Jahr mit einer Folge sehr wesentlicher Arbeiten.

Ernst W. Eschmann spannt weite Zusammenhänge in seinem Aufsatz „Französische Führungsschichten“, die nicht aus dem „natürlichen Verlangen nach natürlichen Grenzen“ geworden, sondern aus einer bestimmten charakterlichen Haltung gewachsen sind.

„Die reiche Vielfalt der Führerbildung“ der europäischen Nationen führt E. auf zwei Wurzeln zurück: „den Ritter und den ‚Klerk‘“. Der Ritter stammt aus dem germanischen Umkreis, der Klerk aus dem anti-kirchlichen“.

Die Begriffe Ritter und Rittertum sind uns vertraut. Den des Klerks unreicht E. folgendermaßen: Er ist „der Geistliche der christlichen Kirche, . . . der der Kirche aber doch mit einem gewissen eigenen Recht gegenübersteht“. Bereits die Inhaber der niederen Weihen sind Klerks und darüber hinaus die Geistlichen des Mittelalters schlechthin. Eine Ausnahme in gewissem Sinne bilden die Juristen.

Die „Zugehörigkeit der Klerks zum kirchlichen Verband . . . brachte aber keineswegs einen Zwang weder zu einer kirchlichen Lebensgestaltung, noch zu einer politischen oder seelischen Anhänglichkeit an die Kirche mit sich. Im Gegenteil: wir sehen, daß gerade sie zu den erbittertesten Verfechtern der Unabhängigkeit der politischen Gewalt gegen die kirchlichen Souveränitätsansprüche werden“. Dieser Gegensatz ist für unsere Zeit von besonderer Bedeutung.

Bei seinen späteren Ausführungen über die jesuitische Erziehung weist Eschmann ebenfalls

darauf hin, daß dem Jesuitenorden gerade aus seinen Jünglingen die schärfsten Gegner erstanden sind. Das läßt sich aus dem gefundenen Widerspruchsgesichtspunkt wohl ohne weiteres begreifen. Der jugendliche Widerspruchsgesichtspunkt ist eine Kraft, die im allgemeinen viel zu wenig berücksichtigt wird. Falsche oder erstarrete Erziehungsmethoden, die nicht auf das Wesentliche des Lebens, sondern auf das nur Zweckmäßige ausgerichtet sind, sind an dieser lebendigen Kraft immer noch gebrochen. So kommt es, daß falsche Erziehungsarten gerade infolge ihrer Verantworteiltheit durch den Widerspruchsgesichtspunkt fruchtbar gemacht werden und schöpferisch wirken können.

Nach einem Überblick über die damalige innerstaatliche Gestaltung von Deutschland, England und Frankreich, geht der Verfasser auf die Verhältnisse ein, die sich in Frankreich aus dem „erfolgreichen Kampf der Monarchie mit dem Adel“ ergeben. Die dortige Monarchie stütze sich „von Anfang an auf eine bürgerliche Führungsschicht, deren Entstehung sie bewußt fördert“. Dadurch nehmen diese neuen „Klerks in der Verwaltung, Rechtsprechung usw. die weltlichen Formen ihrer Zeit, eben der aristokratischen, an“.

Der Begriff Klerk erfährt somit eine Erweiterung. „Verwalter, Finanzleute, Richter, Anwälte, politische Agenten“, die „nicht mehr den kirchlichen Bildungsweg durchlaufen“ haben. Sie „vertreten einen Teil der französischen Führungsschichten, der bis heute wirkend geblieben ist: den der Rechtskundigen, der ‚Legisten‘“.

„Zu diesem legitimistisch-bürgerlichen Element trat schon frühzeitig das geistig-nationale. Zum Legisten trat der Literat.“ Es gilt — auch heute — niemand mehr „in die führende Schicht als wirklich aufgenommen, der nicht die völlige Beherrschung der nationalen Literaturtradition auch produktiv nachgewiesen hat“.

Hiermit macht E. auf etwas sehr Bedeutsames aufmerksam, nämlich auf „die außerordentliche, gar nicht zu überschätzende Bedeutung der Literatur für die Prägung der nationalen Führungsschicht“, die „als innere Ursache das frühe und wirksame Bekenntnis des Franzosen zu seiner Sprache“ hat.

„Die Erkenntnis der Sprache als des großen nationalen Einigungswerkzeuges . . . beginnt mit den Sprachedikten Franz I.“, die nicht nur „auf den Erwerb der lateinischen Amts- und Bildungssprache durch das Französische“ aus-

gehen, sondern auch „ein gutes Französisch verlangen. Die Arbeit am Stil wird zur Arbeit am nationalen Lebenszusammenhang“. Eine Wirklichkeit, die uns Deutschen erst seit dem Weltkrieg allgemein zum Bewußtsein gekommen ist.

„Die Erhöhung der nationalen Sprache und Literatur zum wichtigsten nationalen Erziehungsfaktor und zu einem entscheidenden Auslesegrundsatz der Elite hat wesentlich dazu beigetragen, sowohl die innere Einheit Frankreichs durch die Jahrhunderte zu sichern, wie seinen außenpolitischen Einfluß zu erweitern . . . Wirken sie doch mittelbar schon im Streit wieder einigend, weil beide Parteien sich auf den gemeinsamen Bilder- und Vorstellungsschatz einer lebendigen Rationalilliteratur beriefen . . . Die größten Gefahren von Revolutionen und inneren Auseinandersetzungen für die Einheit des Volkes liegen oft in der Zersplitterung des gemeinsamen Bilder- und Vorstellungsschatzes . . . Der alte wird nur noch von einem kleinen Teile bejaht und verstanden; ein neuer hat sich noch nicht herausgebildet. An seine Stelle treten abstrakte Begriffe, die vergiften und trennen“ . . . Mit dieser, gerade für unsere Gegenwart so sehr bedeutenden Feststellung ist nur einem kleinen Ausschnitte des Aufsatzes Rechnung getragen, der die Entwicklung der französischen Führungsschichten durch die Jahrhunderte bis heute verfolgt und im nur kritischen „Instituteur“ sieht Eichmann diese Entwicklung, deren Endpunkt finden. Er sagt zusammen: „Dem Aristokraten folgte der Großbürger, dem Großbürger der Kleinbürger. Dem Klerik, der produktivsten Anteil an der nationalen Kultur nahm, folgte der Klerik, der auf seiner politischen Kulturarbeit seine politische Stellung aufbaute, diesem der Kritiker, der nur noch nachschuf, und diesem wieder der kritische Übermittler, der „Instituteur“!“

Es ist schade, daß der beschränkte Raum ein weiteres Eingehen auf diesen Aufsatz unmöglich macht und auch eine Verhandlung der Arbeiten die „Papstgeschichte der neuesten Zeit“ und „Amerika den Amerikanern!“ verbietet. Die Ausführungen über die Politik der jüngsten Päpste tragen viel zu einem Verständnis auch der jetzigen romkirchlichen Methoden bei. Ferdinand Fried weiß die Rolle Südamerikas in dem panamerikanischen Wollen zu einer Herauslösung des ganzen Erdteiles „aus der Welt“ bis in viele Einzelheiten fesselnd darzustellen.

Das gesamte Heft verdient weiteste Beachtung.

Weltanschauung und Schule (1/37)

„Wenn man von einer Zeit behauptet, sie sei groß, so muß sie sich dieser Behauptung erst würdig erweisen. Wenn man das Gelehrte dieser Zeit, das der Führer gebildet hat, für sich als verpflichtend anerkennt und es verteidigt gegenüber Normen der Vergangenheit, die sich als lebenshemmend erwiesen haben, so muß man auch den Mut aufbringen, sich von ihnen zu trennen. Im Zeichen dieser Gesinnung wird der Kampf um die Erziehung im Jahre 1937 stehen, wenn wir dem Führer melden können, daß auch die weltanschauliche Revolution unseres Jahrhunderts gesiegt hat.“ Diese Sätze geben etwa den Grundgedanken des Aufsatzes wieder, mit dem Reichsleiter Rosenberg das vorliegende Heft eingeleitet hat.

Stellt Rosenberg mit ihnen die Gesinnung in den Vordergrund, so Hans Karl Leislerich den Charakter, die Haltung. In seinen Ausführungen „Zum 30. Januar 1937“ gibt er eine Rückschau über die Einzelergebnisse der verfloffenen vier Jahre, nicht aber, um sie nur aufzuzählen, sondern um ihren inneren Zusammenhang begrifflich zu machen. Kennzeichnend für diesen ist die Abkehr vom Geld, vom Besitz und vom Intellekt, und die bewußte Hinwendung zum Charakter als Grundlage allen Handelns und Wollens.

Wollte man von einem Volkscharakter sprechen, so könnte man drei Träger und Gestalter dieses Charakters nennen: den Bauern, den Arbeiter und den Soldaten. Ihnen werden die drei folgenden Aufsätze von Rudolf Proßsch, Anton Riedler und Rudolf Wendorff gerecht. Proßsch zeigt, wie der deutsche Bauer aus seiner alten Lebensordnung herausgerissen und erst wieder durch den Rationalsozialismus nach vielen Bergewaltigungen und Irrwegen zurückgefunden hat.

Riedler unternimmt ähnliches für den Arbeiter, dessen Lebensfragen durch den Marxismus, die liberale Hochschulwissenschaft, die volkstümlichere Kirche und die römische Justiz verfallt und verdorben worden sind.

Wendorff spricht dem Soldaten als dem Waffenträger des Volkes eine größere Bedeutung in der politischen Erziehung zu, als er bisher gehabt hat. Pflicht und Ehre gliedern

den Soldaten über die bloß militärischen Grenzen in die Volksgemeinschaft ein und geben dadurch auch dem sogenannten bürgerlichen Leben einen soldatischen Inhalt, denn die soldatische Tat wird von jedem gefordert.

Berner Sagert gibt einen Ueberblick über „Die Fahre Weltpolitik“.

Weitere Beiträge dieses Heftes stammen von Baenumler, Benze, Hellmann und S.

Der Weltkampf (1/37)

Dr. Ferdinand Kofner baut seinen Aufsatz „Die Biologie im Kampf mit lebensfeindlichen Mächten“ auf das Führerwort in der Schlußrede des Parteitages der Freiheit 1935 auf: „Gegenüber den ausschließlich divergierenden Tendenzen der einzelnen Stämme bot sich im Christentum die erste bewußt empfundene und betonte Gemeinsamkeit. Es gab damit eine mögliche religiös-weltanschauliche Basis für den Aufbau einer Staatsorganisation, die stammesmäßig nicht einheitlichen Charakters war und sein konnte. Dieser Weg war aber geschichtlich notwendig, wenn überhaupt aus den zahllosen deutschen Stämmen am Ende doch ein deutsches Volk kommen sollte.“ Er geht von dort aus auf die zerstörende Macht der Romkirche über, die den Mythos des Blutes zerstörte und den des Kreuzes schuf. Wichtig müßte man so sagen, daß die Romkirche den uralten Mythos des Kreuzes ebenfalls zerstört hat. Das Kreuz ist älter als die Kirche, wurde aber von ihr mißbraucht, um die freie Forschung zu unterdrücken. Das führte zur Loslösung der Naturwissenschaften von der Kirche. So ergab sich der Gegensatz zwischen religionsfreier Wissenschaft und wissenschaftsfreier Religion. Die religionsfreie Wissenschaft wurde sehr bald das Gebiet, auf dem der zersetzende jüdische Intellekt sich betätigt. Erst der Nationalsozialismus bietet eine Möglichkeit, diesen Gegensatz zu überbrücken und wird dadurch tatsächlich zu dem, was Hans Schemm als „Akt der Lebenserhaltung“ bezeichnete. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß der Nationalsozialismus am sinnvollsten von der Biologie her zu erfassen ist.

Die übrigen Aufsätze geben im allgemeinen Tatsachenberichte und Zustandsschilderungen aus der Gegenwart. Ihr Inhalt wird durch die Ueberschriften gekennzeichnet: Offensive gegen das Judentum in Großbritannien. / Die Olie-

derung des jionistischen Kommunismus. / Kommunismus eine „Religion“? / Weltverjudung und Abwehr. / Der gedeckte Tisch. / Bücherchau.

In „Judas nedisches Versteckspiel“ und „Der Cohn der Cöhne“ wird zu dem Schweizer Prozeß gegen den Mörder Guffloffs Stellung genommen.

Boll und Raffe (1/37)

Dr. Herbert Graewe berichtet über „Die Schulleistungen erbgleicher Zwillinge“. Seine umfangreichen Ausführungen führen ihn zu folgendem Ergebnis: „Wenn auch erbgleiche Zwillinge in allen wesenhaften Punkten dieselbe Enge oder Weite des in ihnen liegenden Gesetzes zeigen, so erscheint es mir doch nicht gänzlich ausgeschlossen, daß sich innerhalb dieser Spanne — aber auch nur innerhalb dieses Spielraumes — von dem angegebenen Alter an bestimmte Eigentümlichkeiten des einen oder anderen herausbilden, die sich in gewisser Hinsicht als in der Gemeinschaft führend auswirken können. Das Band der Zwillingsgemeinschaft wird dadurch allerdings keineswegs gesprengt: das gemeinsame Stillegeheß umfaßt beide nach wie vor unmitttelbar. Die seelische Grundveranlagung ist die gleiche; es ertönt der gleiche Akkord, wenn ihre Seele klingt und schwingt, nur klingt es vielleicht da und dort etwas voller und reiner. Und doch ist es der gleiche Klang! So will es mit Notwendigkeit das ewige Gesetz.“

Eine weitere Untersuchung befaßt sich mit „Schicksale von Zwillingen“. Es werden die Unterschiede zwischen eineitigen und zweieitigen Zwillingen gemacht. Es stellt sich heraus, daß die Veranlagungen bei eineitigen Zwillingen in vielen Fällen wesentlich übereinstimmen, während bei zweieitigen Zwillingen bedeutende Unterschiede festzustellen waren. Für die eineitigen Zwillinge könnte man folgenden Satz des Verfassers als zusammenfassendes Ergebnis auffassen: Es „zeigt ein näheres Einbringen in ihren Lebenslauf, daß sie charakterlich ebenfalls außerordentlich ähnlich sind, und daß es nur weitgehend umweltbedingte Umstände sind, welche die Abweichungen ihres Lebenslaufes hervorgerufen“, während für zweieitige Zwillinge der Satz gelten mag, daß sich „nicht nur im Lebenslauf und seinem sozialen Verhalten, sondern auch charakterlich tiefgreifende Unterschiede“ zeigen.

H. Homann gibt ein „Lebensbild des deutschen Volkes in Stadt und Land“ und verdeutlicht seine Ausführungen durch graphische Darstellungen.

Genannt seien noch die Aufsätze von A. Walter Bode, „Rasse, Volk und Meer“ und „Politisch-katholische Rassenforschung“ von Dr. Wilhelm E. Mühlmann.

Die Sonne (1/37)

Houston Stewart Chamberlain hat die Arbeiten Ludwig Boltmanns als außerordentlich beachtlich für die Lösung des Rassenproblems erachtet. Dies wird Willibald Schulze zum Anlaß, den vor dreißig Jahren Heimgegangenen in einer kurzen Gedächtnisrede zu würdigen.

Walther Gierdt behandelt „Die Rassenseele des Fernen Ostens“ unter besonderer Berücksichtigung des Japaners. Er umreißt dessen Bild namentlich nach der Seite des Rationalistischen. Die Selbstlosigkeit, mit der der Japaner sich allen nationalen Zielen unterordnet, ist hinlänglich bekannt. Es wird dabei unersetzlich jedoch sehr leicht übersehen, daß des Japaners Machtwillie sich in erster Linie auf Kosten des dortigen Bauerntums zur Geltung bringt. Dies ist unbedingt zu berücksichtigen, wenn man nicht zu falschen Rückschlüssen kommen will.

Berner Kulz nennt seinen Aufsatz „Japan und die Japaner, vom Norden her gesehen“. In ihm berichtet er über „Engelbert Rämpfers Entdeckung des inneren Japan“. Wir verweisen in diesem Zusammenhange auf die Besprechung des Buches „Das unterhimmlische Reich“ in unserem Septemberheft 36.

Wilhelm Schumacher setzt sich kritisch mit „Germanisch-nordischer Welt- und Schicksalsbedeutung in dichterischen Versuchen und Leistungen der Gegenwart“ auseinander.

Eine kurze Betrachtung über „Sterilisierungsfrage und rassenhygienische Bestrebungen in Norwegen“ von Klaus Hansen beschließt den Inhalt des Heftes.

Rhythmus (1/37)

Rudolf Bode äußert sich über „Die Leibesübungen auf dem Lande“, denen er besonders aus dem Grunde eine be-

sondere Bedeutung in der Gegenwart beimißt, als die Arbeitsfähigkeit des Bauern durch die Einfügung von Maschinen weitgehend herabgemindert worden ist. Ebenso ist der ländliche Tanz außerordentlich zurückgegangen. Bäuerliche Arbeit ist stark an den Rhythmus gebunden; man braucht sich nur einen säenden, mähenden oder dreschenden Bauern vorzustellen. Demzufolge werden „die Grundbewegungen der körperlichen Ausbildung gymnastischer Art sein und an die auch beim Tanz auftretenden Urbewegungen des Körpers anknüpfen, als da sind: Laufen, Springen, Federn, Schwingen“.

Werner Deubel schreibt über „Das Vermächtnis des Rheins“, Hans Eggert Schröder über „Labyrinth und Wasserburg“.

„Der Vierjahresplan“

brachte im Januar sein erstes Heft heraus. Ein Geleitwort des Beauftragten des Führers Hermann Göring eröffnet es. Die Wichtigkeit und Bedeutung des Vierjahresplanes erfahren ihre besondere Würdigung durch die nachfolgenden Aufsätze:

Oberst Fritz Löb: „Aufgaben des Amtes für deutsche Roh- und Werkstoffe“.

Staatssekretär Bacle: „Warum wurde eine Neuregelung des Fettverbrauchs und Fettbezugs notwendig?“

Forstmeister Dr. v. Monroy: „Der Wald als Rohstoffquelle“.

J. Berlin: „Rohstoffplan und Motorisierung“.

Dr. Friedrich Syrup: „Vierjahresplan und Arbeitseinsatz“.

Minister a. D. Dr. Otto von Franges: „Jugoslawiens Interesse am Vierjahresplan“,

sowie durch zahlreiche kürzere Ausführungen und Hinweise.

Ein Abdruck der Rede des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring am 28. Oktober im Sportpalast geht den Verordnungen voraus, die bis zur 25. in diesem Heft ebenfalls veröffentlicht worden sind.

Nach Inhalt und Ausstattung ist das Heft außerordentlich eindrucksvoll und preiswert.

Raumforschung und Raumordnung (1/37)

Der Inhalt dieses Heftes befaßt sich hauptsächlich mit Fragen der Verkehrsplanung unter verschiedenen Gesichtspunkten. Aufschlußreiche

Rarten erleichtern das Verständnis der Aufsätze, die von Gustav Rönigs, Wilhelm Teubert, Rudolf Hoffmann und Paul Schulz-Riesow unter den nachstehenden Ueberschriften veröffentlicht worden sind: „Raumordnung — Raumforschung — Verkehrspolitik!“, „Verkehrspolitik in der Neuordnung des deutschen Raumes“, „Aktive Verkehrs- und Raumpolitik“, „Ballungstendenzen der Verkehrsnetze“.

Theodor Steche bringt einen Vortrag

über „Sprachforschung und Landschaftskunde“, Karl Troebbs schreibt über „Raumgestaltung als Gemeinschaftswerk“.

Eine Uebersicht über das „Wirtschaftsjahr 1936“ gibt Günter Delfke von Kobenthal. Dr. S. Silberath berichtet über einen Vortrag von Ministerialdirektor a. D. Professor G. Montagu Harris über „Die Sozialverwaltung in England“ unter der Ueberschrift „Aufgaben der englischen Kommunalverwaltung“.

Salbe

Buchbesprechungen

R. Walther Darré: *Der Schweinemord*. Zentralverlag der NSDAP., Friedrich Eber Nachf., G. m. b. H., 1937. Preis geb. 3,60 RM., kart. 2,40 RM.

Den Deutschen, die den Weltkrieg mitmachten, ist der berühmte Schweinemord des Jahres 1915 wohl noch in deutlicher Erinnerung. Damals wurden auf Veranlassung gewisser Professorenkreise aus einem Bestand von 25 Millionen in drei Monaten 9 Millionen Schweine abgeschlachtet. Diese nicht gerechtfertigten Massenabschlachtungen waren die Ursache der nachfolgenden Fleisch- und Fettnot, die bekanntlich bis zum Jahre 1920 dauerte. Der Weltkrieg hat klar und deutlich gezeigt, daß der Bestand eines Volkes mehr noch als durch kriegerische Handlungen gerade von der Ernährungsseite her untergraben werden kann. An dem Beispiel des Schweinemordes 1915 ist ein Kapitel der Kriegsernährungswirtschaft beleuchtet, das sich politisch und wirtschaftlich am schädlichsten auswirkte. Reichsminister R. Walther Darré behandelt diese Probleme in seinem sechsten im Eber-Verlag erschienenen Buch: „Der Schweinemord“. Interessant und bedeutungsvoll ist hierbei, daß sich die Untersuchungen über diese historischen Vorgänge erstmals auf das politische Gebiet erstrecken und der Verfasser auf Grund der später bolschewistischen Einstellung eines Teiles der maßgebenden Männer des Schweinemordes beweist, daß es sich hier nicht nur um eine wirtschaftliche, sondern in erster Linie um eine politisch-weltanschauliche Aktion des internationalen Judentums handelte. Führend beim Schweinemord war hier der Direktor der Berliner Handelshochschule, der Bolschjude Dr. Paul Elbacher, der nach dem Kriege bekanntlich zuerst der deutschnationalen Volkspartei

angehörte und von hier dann zu den Kommunisten übertrat. Auch die übrigen, meist jüdischen Professoren und Wissenschaftler wie Dr. Kuczynski, der Statistiker der Stadt Berlin-Schöneberg, nach dem Kriege aktiver Kommunist, im Jahre 1933 auf Grund des Beamtengesetzes dienstentlassen und heute als Emigrant in London lebend (von ihm stammt der Ausspruch: „Das Schwein ist in diesem Kriege unser 9. Feind“), der jüdische Tierphysiologe an der landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, Professor Dr. Zung, der den berühmten Ausspruch prägte, man müsse alle Schweine schlachten und verscharren, der Ernährungsphysiologe der Universität Berlin, Professor Dr. Ruhner sowie der Volkswirt und Honorarprofessor der gleichen Universität Dr. Ballod, der nach dem Kriege der unabhängigen sozialdemokratischen Partei angehörte und Hauptschriftleiter des Hauptorgans dieser Partei „Die Freiheit“ war, waren in dem Kreis der Schweinemörder vertreten. Der Halbjude und Agrarpolitiker der Universität Berlin, Geheimrat Dr. Sering, der evangelische Pfarrer und spätere Führer der demokratischen Reichstagsfraktion Raumann und einige weniger bedeutende Persönlichkeiten wirkten aktiv an der Propaganda des Schweinemordes mit. Ihre Vorschläge waren entscheidend für die seit Frühjahr 1915 auf Grund des veranlaßten Schweinemordes beginnende Ernährungskatastrophe. Sachlich erfüllten nämlich die damaligen verantwortlichen Männer für den Schweinemord nicht einmal die entsprechenden Voraussetzungen, um objektiv über die Notwendigkeit solcher Maßnahmen zu urteilen. Die Untersuchungen beweisen ferner, daß der Schweinemord im Jahre 1915 der Ausgangs-

punkt für das ganze Versagen der Kriegsernährungswirtschaft wurde, daß Deutschland durch ihn den Krieg mit entscheidend verloren hat. Das deutsche Volk hat im Dritten Reich ein Recht, über die politischen Hintergründe des Schweinemordes aufgeklärt zu werden, damit ihm an diesem Beispiel die Erkenntnis aufgeht, welche vernichtende Rolle die Juden damals schon spielten und als Ergebnis 760 000 deutsche Volksgenossen im Weltkrieg verhungern ließen. Diese Arbeit des Schöpfers der neuen deutschen, nationalsozialistischen Agrarpolitik hat deshalb höchste Bedeutung für politische und wirtschaftliche Kreise. Das Buch gehört nicht nur in die Hände jedes Bauernführers, sondern jedes politisch interessierten Menschen überhaupt.

Dr. F. Sorj

Reichle-Saure: Der Reichsnährstand, Aufbau, Aufgaben und Bedeutung. 2. Auflage. Reichsnährstands-Verlags G. m. b. H. 373 Seiten. Pr. geb. 8,— RM.

Soeben ist das seit langem erwartete Buch von Reichle-Saure „Der Reichsnährstand, Aufbau, Aufgaben und Bedeutung“, erschienen. Es hat entsprechend der weiteren Ausgestaltung des Reichsnährstandes und der Marktordnung einen handbuchartigen Charakter mit mehr als dem doppelten Umfang gegenüber der 1934 erschienenen 1. Auflage gewonnen. So wird es zum unentbehrlichen Hilfsmittel und Nachschlagewerk für jeden, der sich irgendwie mit den grundsätzlichen organisatorischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Fragen des Reichsnährstandes und der Marktordnung beschäftigen will.

Wer von Anfang an bei der Gestaltung des Reichsnährstandes und der Marktordnung im Reich oder im Land mitarbeiten konnte, dem steht beim Lesen des Buches wiederum die ganze Entwicklung sinnfällig vor Augen. Wir erinnern uns der ersten bahnbrechenden Aufsätze des Stabsamtsführers Dr. Reichle, die 1932 in der „Deutschen Agrarpolitik“ erschienen, und in denen die Grundideen der Marktordnung entwickelt worden sind. Wir denken zurück an die Zeit des Reichskommissariats für die Milchwirtschaft, als in praktischer Verwirklichung dieser Ideen die Organisationsform der Marktverbände geschaffen und ausgestaltet wurde. Unter Führung des damaligen Reichsmilchkommissars Freiherrn v. Ranke wurden in der Praxis die Wege gefunden, die für die weitere Ausgestaltung der Marktordnung richtungweisend geworden sind. Wir werfen einen Blick

auf die Gesetzgebung, die aus den ersten Anfängen heraus die gesetzgeberischen Grundgedanken der Marktregelung bis zu den uns heute selbstverständlich gewordenen Formen fortentwickelte. Und vor allem wird uns die gewaltige gedankliche und organisatorische Leistung R. Walter Darré's bewußt, die aus der unendlichen Vielzahl von landwirtschaftlichen Organisationen die festgefügte Form des Reichsnährstandes schuf und auch in Richtung der Marktordnung mit innerem Leben erfüllte.

Von ganz besonderem Wert ist die eingehende Darstellung der Marktordnung innerhalb der verschiedenen Gebiete der deutschen Ernährungswirtschaft. Zum ersten Male ist hier eine besonders fruchtbare Methode angewendet worden, nämlich bei jedem Marktgebiet die volkswirtschaftliche Größenordnung dieses Marktes für sich selbst sprechen zu lassen. Wir erkennen, wie die Märkte der deutschen Ernährungswirtschaft auch wertmäßig gesehen die wichtigsten Märkte der deutschen Wirtschaft sind. 1934/1935 hatte die deutsche Viehzucht einen Produktionswert in Höhe des doppelten Wertes der deutschen Kohlenzeugung. Der jährliche Kleinverkaufswert der deutschen Viehwirtschaft wird auf etwa 6 Milliarden RM. geschätzt. Dieser Wert wird von keinem anderen Markt der deutschen Wirtschaft auch nur entfernt erreicht. Ebenso ist die Steuerleistung der einzelnen Wirtschaftsgebiete von umfassender, bisher viel zu wenig gewürdigter Bedeutung. So führt die deutsche Zuckerrwirtschaft einen Betrag von rund 300 Millionen Reichsmark, die deutsche Brauwirtschaft einen solchen von über 400 Millionen Reichsmark jährlich an die öffentliche Hand ab. Wir sehen die Wertsteigerung, die die landwirtschaftliche Erzeugung innerhalb der Bearbeitungs- und Verteilungsstufen erfährt und erkennen damit aufs neue, wie fruchtbar die hier angewandte Betrachtungsweise ist, den Markt als Ganzes zu sehen. Erst diese gesamtliche Betrachtungsweise gibt auch wieder die Möglichkeit, den Markt als Ganzes zu gestalten. Jeder Faktor des Marktgeschehens beeinflusst den anderen, deshalb ist auch das heute besonders dringende Problem der Preisbildung und Preislenkung niemals vollständig zu lösen, wenn nicht gleichzeitig der Weg der Marktbildung und Marktlenkung beschritten wird. Beim Lesen des Buches tritt der wichtigste Grundgedanke der Marktordnung klar zu Tage. Marktordnung ist, wie schon ihr Name sagt, in erster Linie Schaffung einer Lebensordnung, also einer Ge-

meinschaftsordnung der Wirtschaft, in der der Gedanke der Leistung, der Verantwortlichkeit, der Pflichterfüllung, des sozialen Ausgleichs und der Bedanke an die Forderungen des Gemeinwohles zu bestimmenden Grundlagen für das wirtschaftliche Handeln der Menschen wird. Marktordnung ist also in erster Linie Gemeinschaftsbildung, also Erziehungsaufgabe zu gemeinschaftsbestimmtem Handeln. Selbstverständlich bedient sie sich hierbei auch regelnder und organisatorischer Maßnahmen; ohne die nationalsozialistische Wirtschaftsgefinnung würde sie aber keine Fortentwicklung der Wirtschaft darstellen. Gerade diese Grundgedanken hat Staatssekretär Wade in seiner grundlegenden Rede am 4. Reichsbauerntag zu Goslar 1936 herausgestellt und ähnliche Gedanken kehren wieder in dem Schlußwort Reichles, das wir seiner grundlegenden Bedeutung wegen unverändert wiedergeben. Es ist der beste Zeuge für den Inhalt und den Wert des Buches.

„Die Arbeit des deutschen Bauern ist das Brot des Volkes. Wer das Wort ausspricht, vom „täglichen Brot“, der soll dabei nicht nur an den Himmel und die Sonne denken, denen wir diese edelste Gabe verdanken, sondern auch an den Bauern, der durch seine Arbeit zum Mittler der Erden- und Sonnengabe des täglichen Brotes wird. Die Tragweite eines solchen Gedankens ist von umfassender Bedeutung. Denn dann ist die Schaffung der Volksernährung, des täglichen Brotes, nicht mehr Mittel eines öden Selbsterwerbes, sondern verantwortliche Verpflichtung gegenüber Volk und Vaterland. Damit wird die Ernährungswirtschaft zum wichtigsten Wirtschaftszweig, ja zur Grundwirtschaft des Daseins. Dies fordert dann aber auch eine solche Gestaltung der Ernährungswirtschaft, die den völkischen Dienstaufgaben in vollem Umfange gerecht wird. Deshalb wurde der Reichsnährstand auch zur nationalsozialistischen Lebensform in der deutschen Ernährungswirtschaft gefaltet.

Das Bauertum ist nicht nur Lebensgemeinschaft, die sich eingliedert in die deutsche Volksordnung, es ist nicht nur Treuhänder des deutschen Bodens, der sich sinnvoll eingliedert in die deutsche Raumordnung, sondern es ist auch Hüter und Bewahrer der ihm anvertrauten Märkte, daß diese sich sinnvoll und dienend eingliedern in die gesamte deutsche Wirtschaftsordnung. Der Bauer legt sich Opfer auf, damit die Volksernährung bereitgestellt werden kann.

Mit ihm bringen Opfer aber auch alle Wirtschaftszweige, die dem Kreislauf der Ernährungswirtschaft eingegliedert sind. Denn gerade in der Wirtschaft muß das Wort gelten: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Die Durchführung dieses Grundgedankens in der deutschen Ernährungswirtschaft ist die Verwirklichung des Nationalsozialismus in der Wirtschaft.

Damit wird auch die Wirtschaft des ansehbaren Charakters entkleidet, den sie in der Zeit einseitiger Kapital- und Geldgesichtspunkte angenommen hatte. Ziel der Wirtschaft ist nicht einseitige Rentabilität, sondern auch Produktivität, nicht einseitiger Gewinn, sondern auch Opfer, nicht nur einseitige Macht, sondern auch Dienst. Die Wirtschaft soll lohnend sein. Aber sie soll mittels dieser Erträge dem Volksganzen dienen können. Sie soll nicht auf jeden Gewinn verzichten, aber sie soll die Gewinne, die sie nicht zur Selbsterhaltung und Fortentwicklung braucht, wieder opfern auf dem Altar der Volksgemeinschaft. Sie soll nicht nur Macht entwickeln, sie soll diese Macht auch wieder in den Dienst der des Volksganzen und der umfassenden Gesamtaufgaben stellen, vor die die deutsche Wirtschaft gestellt ist. Dies ist Sozialismus der Tat.

So erkennen wir, wie auf allen Lebensgebieten die Grundgedanken des Reichsnährstandes die Verwirklichung des nationalsozialistischen Gedanken- und Ideengutes sind. Was aber am wichtigsten ist: Wir alle, Führung und Gefolgschaft des Reichsnährstandes, bekennen uns als Gefolgsleute des Führers, der uns den Nationalsozialismus, das einige deutsche Vaterland und die unerhört gewaltige Tatsache der lebendigen Volksgemeinschaft geschenkt hat. In diesem Dienst und in dieser Gefolgschaft wollen wir uns stets zum Sozialismus bekennen, zum deutschen Sozialismus der Tat.“

Dr. Hans Merkel

R. Michael: „Die Agrarpolitik der Sowjetunion und deren Ergebnisse.“ Berlin und Leipzig, Ribbelungen-Verlag. Preis in Reinen 15,— RM.

Im Januarheft unserer Zeitschrift verwiesen wir auf die Bücher von Niedbrodt, Ammende, Dvinger und Nikolajew als bemerkenswerte Schilderungen der vom Bolschewismus durchgeführten „physischen Liquidierung“ des Bauertums in Rußland. Von unverbesserlichen Rotsehern könnte diesen Büchern gegenüber immer-

hin geltend gemacht werden, daß sie von Segnern des Bolschewismus geschrieben worden sind. Das vorliegende Werk ist zwar auch von einem solchen herausgebracht worden, enthält in seinen Ausführungen aber nur Angaben, die von der Bolschewistenpresse selbst verbreitet worden sind.

Hierdurch tritt die Kaltblütigkeit und Grausamkeit, mit der die Millionen Bauern von den bolschewistischen Gewalthabern zum Verreden gebracht worden sind, noch unmittelbarer und noch widerlicher in Erscheinung. „Ist der Kopf ab, weint man den Haaren nicht nach“; so kennzeichnete Stalin seine Einstellung zu diesem Massenmord.

Der erste Teil des Buches umfaßt die Formen der bolschewistischen Zwangswirtschaft und deren Durchführungsmethoden mittels der Zwangskollektivierung. Ihren juristischen Niederschlag fanden sie in dem Terrorgesetz vom 7. Aug. 1932.

Die naturnotwendigen Folgeerscheinungen aus diesen Gewaltmaßnahmen finden ihre Darstellung im zweiten Teil des Buches. Die Viehbestände schrumpfen zusammen. Sei es dadurch, daß die verzweifelten Bauern ihr Vieh schlachten, sei es, daß Seuchen es vernichten, oder daß Mangel an Futtermitteln die Tiere umkommen läßt. Hierzu kommt die Verunkrautung der Felder, das Ueberhandnehmen der Schädlingsplagen, und selbstverständlich auch eine Gleichgültigkeit der Landarbeiter gegenüber ihren Aufgaben.

Die bolschewistische Bürokratie versucht, die ausgefallene tierische Zugkraft durch Maschinen zu ersetzen und stattet die Landwirtschaft mit Traktoren und dergleichen aus. Der Russe aber ist kein technischer Mensch, und so zeichnen sich die sowjetischen Maschinenparks eigentlich nur dadurch aus, daß sie dauernd reparaturbedürftig sind.

Die hierdurch bedingten Mißerfolge werden von den bolschewistischen Theoretikern selbstverständlich nicht bei sich selbst gesucht, sondern durch angebliche Sabotage u. dgl. bemäntelt. Dazu kommt, daß die Bauern vom Hunger getrieben, sich an den Erntebeständen vergreifen. Gegen sie wird die sogenannte „leichte Kavallerie“ eingesetzt, halbwüchsige Jungen und Mädchen, deren Aufgabe es ist, möglichst viele Bauern des Diebstahls zu bezichtigen. Auf den Feldern entstehen Wachtürme, auf denen diese halbstarken bzw. andere „vertrauenswürdige“ Leute schwer bewaffnet Feldfrüchte und Ernte-

bestände bewachen. Den Tageszeitungen entnommene Bilder zeigen diese bewaffneten Feldhüter; Berichte schildern, wie Kinder Vater oder Mutter des Diebstahls an Getreide bezichtigen und dafür als „Felden“ nicht nur in den Blättern verherrlicht werden, sondern auch noch Belohnungen erhalten.

Der Verfasser gibt überhaupt eine umfassende Darstellung der Gesamtlage und belegt seine Angaben durch so zahlreiche Einzelheiten, daß man ein klares Bild davon erhält, wie es möglich sein konnte, daß ein so fruchtbares Land wie Rußland ausgerechnet seine Bauern dem Verhungern preisgeben mußte.

Das Buch ist für jeden von größter Bedeutung, dem es auf einen Einblick in und eine eigene Urteilsbildung über die bolschewistischen Zustände im allgemeinen und die Agrarpolitik im besonderen ankommt. Darüber hinaus bietet es zuverlässiges und umfangreiches Quellenmaterial sowjetrussischen Ursprungs.

Salbe

Wilhelm Grebe: „Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben im ländlichen Bauwesen.“ Reichsnährstandsverlag Berlin. Preis 0,60 RM.

Vor wenigen Wochen erschien für die Provinz Westfalen ein offener Brief von Dr. Schöneweg: „Willst du deinen Bauernhof verschandeln?“. Die kleine Streitschrift, vorzüglich in Bildauswahl und Wortlaut, war in einer Auflage von 10 000 Stück in wenigen Tagen völlig vergriffen. Ähnlich ist es der Veröffentlichung von Grebe ergangen. Beide, Schöneweg und Grebe haben eine Aufgabe angepackt, die schon seit langem förmlich in der Luft lag und zur Besprechung drängte. Wenn Schöneweg fast ausschließlich sich den baukulturellen Aufgaben widmet, so geht Grebe nach einer kurzen geschichtlichen Schau auf die wesentlichen Fragen der Hof- und Hausgestaltung ein, die dem deutschen Bauern im Rahmen der Erzeugungsschlacht gestellt sind. Entscheidend ist aber die Feststellung, daß alle Nützlichkeitswerte sogleich auch mit Formschönheit und kultureller Hochleistung in Einklang zu bringen sind. Was unseren Vorfahren gefühlsmäßige Gabe war, das Praktische, Alltägliche, Scheinbar nur Zweckgebundene auch gleichzeitig in eine Form zu gießen, die Anspruch auf edle Gestaltung erheben konnte, muß auch bei unserem handwerklichen, wie auch architektonischen Aufgaben wieder gebunden

hervortreten. Obwohl dies leicht ausgesprochen ist, so liegt doch in der Verwirklichung dieser Forderung das Geheimnis unseres kulturellen Wiederaufstieges in Stadt und Land. Was auf diesem Gebiete schon geleistet ist, dafür gibt auch die Grebische Schrift Auskunft. Die neu errichteten Bauernhäuser unserer Nordseeooge schließen sich würdig an die hohen Bauleistungen der vergangenen Jahrhunderte an. Hier liegt eine Wegweisung vor, die uns in eine Zukunft führt voll berechtigter Hoffnungen auf die Wiedergenerierung unserer bäuerlichen Baukultur. Von dieser Warte her betrachtet, kann der Grebischen Schrift nur eine weiteste Verbreitung bei Bauernführern, Baumeistern — und Baupolizei gewünscht werden.

Dr. Erich Rulle

Klaus Thiede: „Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau.“ Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. Preis 6,50 br., 7,50 M.R. geb.

Schon lange waren den Bauernhausforschern zahlreiche enge Verbindungen der einzelnen Hauslandschaften untereinander bestens bekannt. Auf Grund der Ergebnisse einer unermüdblichen Kleinarbeit ergaben sich Abhängigkeiten und Verwandtschaften innerhalb der gesamten bäuerlichen Baukultur Nord- und Mitteleuropas, die nur als aus einer Quelle und einer einheitlichen Baugesinnung stammend, ihre Erklärung finden konnten. Dem Kundigen war nicht entgangen, daß das nordische Bauernhaus den Ausgang stellte für die Hochleistungen unserer monumentalen Baukulturen. Wir wissen, daß z. B. die langgestreckte Halle der Kaiserpfalzen des frühen Mittelalters nur die Weiterentwicklung der nordgermanischen Königshalle, der Wohnhalle des skandinavischen Zivihofes ist. Die von van Giffen ausgegrabenen Einhäuser niederländischer Art auf den westfriesischen Warften aus der Zeit von 300 vor 0 zeigten schon die Dreischiffigkeit der Halle, aus der sich einst die Bauten der dreigeteilten basilikalischen Raumaufteilung ergeben sollten. Nordgermanischer Hallenbau der Zivihofanlage, Königshalle, Kaiserpfalz und niederländisches Einhaus bilden über zwei Jahrtausende hinweg einen gleichen Entwicklungskreis, wie Vorchallenhaus der Jungsteinzeit, Orkneyischer Tempelbau, ostgermanisches und ostdeutsches Vorlaubenhäuser und Umgebendehäuser unserer Sudetengebiete. Am Anfang jeder Entwicklung steht das Bauernhaus

und hat für sich selbst, obwohl es in die monumentalen Kulturäußerungen einmündete, die ihm eigenen Bauüberlieferungen getreulich weitergeführt.

Es ist das Verdienst der am Jahresende 1936 erschienenen Arbeit von Dr. Klaus Thiede „Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau“ (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg), auf die engen Zusammenhänge und die von fremdbörslichen Einflüssen unberührte Eigenwilligkeit der germanisch-deutschen Bauernhausarten hinzuweisen. Zugleich werden aber eindringlich die engen Bindungen zwischen dem skandinavischen Hauswesen und dem des deutschen Volksbodens herausgestellt, wobei besonders der Holzbau als Hauptwerkstoff auf das hohe Wesen bäuerlicher Baukunst aufmerksam macht.

Eine derart umfassende Untersuchung aller Gebiete, die noch mehr oder weniger bedeutende Reste der bäuerlichen Leistungen des Bauernstandes aufzuweisen haben, war schon seit dem Erscheinen der von Thiede häufig herangezogenen Arbeiten des Altmeisters der Bauernhausgeschichte, Rhamm, dringend erwünscht. Was Rhamm auf seinen zahllosen Wanderungen durch die deutschen Gauen an umfassendem Wissen fast unübertrefflich zusammengetragen hat, bringt nunmehr Thiede als bildmächtige Ergänzung und Bereicherung in seiner gründlichen Darstellung vom Haus- und Hofwesen der germanischen Völker.

Unsere Aufgabe ist es, in dieser bedeutenden aber vielfach übersehenen Kulturhöhe die reichen Beziehungen zwischen den von nordischen Volksgruppen gewonnenen Räumen zu erkennen. So wie der „Kapol“ der oftmals einzige Mastbaum der häufig einschiffigen Stabkirchen seine trefflichste Weiterführung auf deutschem Boden im Steinbau des Soester Patroklus-turmes, der langjährigen Gerichts-lauben, gefunden hat, so stoßen wir auf eine gleiche Verwandtschaft zwischen den Hofgestaltungen der in den Alpenländern festhaft gebliebenen Ostgermanen und den nordgermanischen Gruppen Skandinaviens. Hier wie dort herrschen nicht Einhäuser ähnlich dem Niedersachsenhaus und auch keine Hofanlagen in strohgeschlossener Aufbau vor, sondern hier haben sich bis auf den heutigen Tag Belhofanlagen durchgesetzt, deren Nachklänge in Kärnten, Steiermark und Tirol sich in den Worten „Feuerhaus“ und „Futterhaus“ erhalten haben.

Die Arbeit Tibedes ist bewußt auf den bauerlichen Hausbau festgelegt. Sie ist eine hervorragende Schau germanischer Hausmerkmale und damit germanischer Volkskräfte bauerlicher Lebenskreise.

Dr. Erich Kulle

Ein Yutang: „Mein Land und mein Volk.“ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Preis geb. 8.— RM.

Auf der Buchbinde nennt Paul S. Yutang dieses Buch „das achteste, tiefste, umfassendste und bedeutendste, das bis jetzt über China geschrieben“ worden ist. Trotz dieser vielen Superlative übertreibt die Buchbinde ausnahmsweise einmal nicht. Das Buch ist von einem Chinesen in der englischen Sprache ganz hervorragend geschrieben und von W. E. Süskind ebenso gut ins Deutsche übersetzt worden.

Bekommt man das Buch in die Hände, so geht man an seine 437 Seiten Inhalt mit einigem Unbehagen heran, das sich aber infolge Stil und Darstellung sehr rasch in sein Gegenteil verwandelt.

Vergleicht man die darin geschilderte chinesische Weltanschauung, dann trägt sie in fast allem das gegenteilige Vorzeichen der unseren. Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn sich der Verfasser in seinem Vorwort gegen die „Patrioten“ ausspricht. Diese grundsätzliche Einstellung nehmen wir zur Kenntnis, ohne sie zu teilen. Wir geben ihm nur darin recht, daß man „den Mantel des Patriotischen auch in Fesseln tragen und so lange mit ihm durch die Straßen ziehen kann, bis nichts mehr von ihm übrig ist“. Als Hurrapatriotismus ist uns diese Art völkischen Selbstbewußtseins seit jeher ebenfalls unerwünscht und unerträglich gewesen.

In seiner Gesamtheit vermittelt uns das Buch Einblicke in die chinesische Volksseele, wie sie uns in einer solchen Klarheit bisher noch nie geworden sind. Der Verfasser stellt keine Behauptungen auf, sondern reiht Feststellungen aneinander. Dadurch erhält das Gesamte jene erfrischende Kühle, die solche Früchte auszeichnet, die man vor Sonnenaufgang gespickt hat. Ebenso wie diese das Aroma am kräftigsten hervortreten läßt, so läßt Ein Yutang's Art nichts von der liebevollen Sorgfalt verloren gehen, mit der er seine Feststellungen getroffen und gestaltet hat.

Vergleicht man an Hand seines Buches östliche und westliche Weltanschauung und Denkgewohnheiten, so wird einem unter allen Umständen die Einseitigkeit klar werden, in die das

Abendland durch sein abstraktes und theoretisierendes Denken geraten ist. Der Chinese denkt „praktisch vernünftig“. Ihm gilt es nichts, wenn eine Behauptung ‚logisch einwandfrei‘ ist; viel wichtiger ist es für ihn, daß sie mit der Natur des Menschen im Einklang ist.

Mit diesem Satze hat der Verfasser vielleicht auf die Wurzel der Staatskunst des Führers hingewiesen, der erst jetzt in seiner Rede vom 30. Januar wieder praktische Vernunft, die mit der Natur des Menschen im Einklang ist, den logisch einwandfreien Sätzen der Westmächte und ihrer Diplomaten, und nicht nur diesen, sondern auch unseren Nationalökonomien und sonstigen Natur-Wissenschaftlern entgegengesetzt hat.

Da das Buch sich mit fast allen Lebensgebieten befaßt, bekommen die Ausführungen Ein Yutang's aus diesem Gesichtspunkt heraus einen außerordentlich bedeutsamen Wert. Sie schildern eine völlig andere Welt. Aber gerade weil die Welt so völlig anders ist, ist sie geeignet, uns unsere eigene Welt um so klarer erkennen zu lassen.

Es ist ein Genuß, das Buch zu lesen. Es macht uns die Welt der Chinesen verständlich und zerstört endgültig den Ruf der Barbarei, in dem China stand, weil der Abendländer unvermögend war, seine Weltanschauung zu begreifen. Vielleicht liegt hierin eine gewisse Verwandtschaft zwischen uns und jenen. Das Unvermögen der Westmächte, deutsches Weltgefühl nachzuempfinden und deutsche Lebensauffassung zu begreifen, hat uns noch 1914 den Namen von Hunnen und Völkern eingetragen. Aus seinem Weltgefühl nennt der Chinese sein Land das „Land der Mitte“; aus unserem Weltbewußtsein wissen wir, daß wir Europas „Land der Mitte“ sind. Die Vermutung liegt nahe, daß gerade diejenigen Völker als Barbaren geschmäht werden, denen das Weltgeschick eine besondere Aufgabe übertragen hat. Dafür aber hat es uns wie jenen die unbedingte Gewißheit der Unzerstörbarkeit des eigenen Wesens verliehen.

Doch diese Gewißheit wächst aus zwei verschiedenen Wurzeln. Bei uns sind es die in der Persönlichkeit zusammengeballten völkischen Blutskräfte, die unserem Volke immer wieder die notwendigen Führer haben entstehen lassen, wenn sein völkisches Dasein durch äußere Not und Bedrückung in Frage gestellt schien. Das chinesische Blut dagegen wirkt in seiner Masse durch eine kaum glaubliche Kraft, fremde Blutströme in sich aufzunehmen und zum Verschwinden zu bringen. Der Verfasser weist darauf hin,

daß sogar vor Zeiten eingewanderte Juden inzwischen so durchaus Chinesen geworden sind (? ? Die Schriftl.), daß sie sich von den Eingeborenen durch nichts mehr unterscheiden als dadurch, daß sie kein Schweinefleisch essen. Ebenso ist er überzeugt, daß auch eine heutige japanische Besiedlung Mandschukuos ebenso darauf hinaus laufen wird, daß die Japaner in absehbarer Zeit verschwunden sind; nicht, weil die Chinesen sie hinausgeworfen, sondern weil sie sie aufgefliegen haben.

Salbe

Janio Janeff: *Der Mythos auf dem Balkan*. Berlin, Verlag für Kulturpolitik 1936; 146 S., Preis 3,50 RM.

Der Verfasser, der als Bulgare mit den Menschen und den Ländern des Balkans wohl vertraut ist, erzählt uns zunächst von der Wesensart der Balkanvölker, ihre Beeinflussung durch fremde religiöse, weltanschauliche und politische Mächte und ihrem Verhältnis zum Deutschtum. Bulgaren und dann Serben, Albaner und Montenegriner, die er unter dem Begriff der Strythen zusammenfaßt, stehen ihm im Vordergrund, während ihm Rumänien ein französisches Machtgebilde ist und die Griechen ihm von östlichem Geist erfüllt sind. Mythos aber ist ihm die revolutionäre Selbstbestimmung der strythischen Völker, ihr kultureller Umbruch, ihr Wunsch nach eigenengeschichtlicher Entwicklung und einer weltanschaulich bedingten Innen- und Außenpolitik. Janeff beschreibt den Balkanmenschen, der durch den immer wieder erneuten Einbruch nordischer und nordisch fühlender Völker entstand, denen alle semitisch gefärbte Mittelmeerkultur unbekannt und wesensfremd war. Vom Westeuropäer, aber auch vom slawischen Ruffentum scharf unterschieden, zeigen diese Strythen den Germanen ähnliche Züge, unter denen er Bauerntum, Helidentum und Naturverbundenheit hervorhebt. Die Balkanvölker wurden vom byzantinischen Dogmentum, vom panrussischen Utopismus und in stärkstem Maße von der französischen Revolution beeinflusst. Es entstand der internationale negative Balkanmensch, und es fand eine politische und religiöse Slawisierung statt; aber der Balkanbauer wurde hiervon nicht berührt. Seine Seele wurde nur vom nordischen, deutschen Menschen verstanden und von ihm wieder erweckt; die Namen Herders, Goethes, Jacob Grimms und Kantes beweisen dies vollauf. Der Balkan galt lange Zeit als ein westeuropäisches Kolonialgebiet und durch die Illusion, daß seine Eroberung die Voraussetzung für die Beherr-

schung des Mittelmeeres sei, wurde er das Streitobjekt zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn, und nach dem Kriege zwischen Frankreich und Italien. Die Staatsbildungen auf ihm wurden zumeist unter diesem Gesichtspunkt vorgenommen und seine Geschichte ist Geschichte fremder machtpolitischer Kämpfe.

Die Auffassung des deutschen Rationalsozialismus von dem Primat des Volkes über die Staatsform hat für die Zukunft der Balkanvölker eine einschneidende Bedeutung. Auch für sie hebt nach Ansicht des Verfassers eine revolutionäre Periode an, die den Versuch der Großmächte, diese Menschen wie ein Spielzeug zu betrachten, ein Ende macht. Diese wenigen Sätze mögen die Fülle an Anregungen beweisen, die in dieser Schrift den Lesern gegeben werden und zwar den deutschen Lesern; denn das Buch ist in unserer Sprache abgefaßt. Vielleicht aus dem Grunde, weil diese Gedanken in der Heimat des Verfassers bereits festen Fuß gefaßt haben. Der deutsche Leser freilich wird mitunter mit manchem nicht einverstanden sein können, z. B. mit der Auffassung über die Wikinger und das Verhältnis des nordischen Menschen zu seinem Raum. Ueber anderes dagegen wird er den Wunsch haben, Genaueres zu erfahren, über das der Verfasser mit rethorischer Glätte und Gewandtheit hinweggeht. Dies gilt ganz besonders über das Wesentliche in diesem Buch: über den Begriff des Strythismus.

Bemann

Dr. Wilhelm Ziegler: *„Verdun“*. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Preis geb. 5,80 RM., kart. 4,80 RM.

Man wird dieses Buch mit vielerlei Augen lesen können. Es wird jeden Leser befriedigen. Die Berichte über die größte und längstdauernde Schlacht des Weltkrieges sind ebenso umfassend wie ins einzelne gehend. Die Schilderung ist zurückhaltend und schlicht. Es bedarf keiner großen Worte, wo die Taten selbst sprechen.

Mannschaft und Offiziere werden nicht nur als Truppenverband namhaft gemacht, auch einzelne Kämpfer, die Außergewöhnliches geleistet haben, werden genannt, ihre Taten geschildert; Freunde und Feinde.

Ein Gedanke drängt sich beim Lesen dieses Buches vor allem in den Vordergrund: der Schicksalsgedanke. Man sucht vergebens nach einem sogenannten plausiblen Grunde für die Erfolglosigkeit dieser Schlacht, die beiden Gegnern so unerhörte Opfer an Blut auferlegt hat.

Rückschauend liegen sich natürlich mancherlei Erklärungen geben. Als eine der hauptsächlichsten stellt sich die Gegensätzlichkeit von Soldaten und Militärs heraus, die Bollmann-Leander in seinem Buche eindeutig klargestellt hat.)* Immer wieder sieht man, wie auch in diesen Kämpfen der Militär dem Soldaten nicht gerecht werden konnte. Entweder er beschränkte die Entschlußfreiheit der soldatischen Führung auf ein unerträgliches Maß — Douaumont wurde gegen den Befehl der Militärs erobert — oder er setzte so weite Ziele, daß diese gar nicht oder nur unter unverhältnismäßig großen Blutopfern erreicht werden konnten.

Hierzu kommen die vielen übermenschlichen Einflüsse. Der Angriffsbeginn, der auf den 12. Februar 1916 angesetzt war und zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich zu einem raschen und vollständigen Erfolge geführt haben würde, mußte insolge schlechten Wetters um neun Tage verschoben werden. Ausgerechnet aber gerade diese kurze Zeitspanne war es, die der Gegner, mißtrauisch geworden, mit allen Kräften dazu benutzte, um seine Befestigungen in jeder Weise zu verstärken. Trotzdem gab das Schicksal den deutschen Truppen dreimal den Weg nach Verdun frei, sorgte aber gleichzeitig dafür, daß er doch nicht beschritten wurde.

Es „liegt, wohl für immer, ein dunkler Schleier über diesem Drama „Verdun“, das schließlich zur Tragödie wurde, zur Tragödie für zwei Völker. Denn es gibt keine Schlacht in der Weltgeschichte, die mit mehr Erbitterung und Fanatismus und unter größeren Opfern an Menschen so lange geführt wurde wenn man das Urteil der beiden Nationen sieht, dann betrachtet jede sich als unterlegen die letzte Antwort verliert sich im Bereich des Unergründlichen und des Irrationalen“, schreibt der Verfasser. Sie verlor sich, könnte man wohl richtiger sagen, denn die offenbare Zwecklosigkeit dieses Kampfes ist inzwischen durch die vom Rationalsozialismus herbeigeführte neue Volkverderbung der Deutschen sinnvoll geworden. So hat uns das Leben selbst inzwischen — wenn auch nicht die letzte, so doch die wirklichsie — Antwort gegeben. Verdun und mit ihm der Weltkrieg wurde vom „Militär“ verloren, damit „das Reich vom Soldaten wieder gefunden werde“.

Halbe

*) Vergl. Odal, Juni 1936 B. von Bollmann-Leander: „Soldaten oder Militärs“.

Rnut Samson: „Der Ring schließt sich.“ Verlag A. Langen/S. Müller, München. Preis in Leinen 7,— RM.

Samsons Meisterschaft in Schilderung und Gestaltung tritt auch in diesem Buche unverkennbar hervor. Sie bleibt jedoch das einzige, was dem Buche Wert gibt. Inhaltlich ist es so durchaus verneinend, daß man den Titel ändern möchte. Hier schließt sich kein Ring. Die dargestellten Menschen drehen sich sinnlos im Kreise.

Samson schildert die Plunderigkeit der „bürgerlichen Welt“, die darin gipfelt, daß „man“ etwas bedeutet, eine Rolle spielt und vermögend ist. In dieser Beziehung hat er unser volkstes Verständnis. Wenn er aber Abel, seine Hauptfigur, noch plundriger sein läßt als den von ihm verachteten bürgerlichen Plunder, dann kann ihm niemand folgen, der selbst auch nur den geringsten inneren Auftrieb hat. Man überwindet das Spießertum nicht, indem man in ihm versumpft. Und das tut nicht nur Abel, sondern mehr oder minder die ganze Gesellschaft. Wenn das norwegische Volk wirklich so wäre, wie Samson es hier schildert, dann könnte man ihm nur ein baldiges und rasches Aussterben wünschen. Von „nordischer Haltung“ hat es auch nicht einen Deut.

Eigmond Freud und Magnus Firschseld werden ihre Freude an diesem Buche haben. Es wimmelt nur so von verdrängten Komplexen.

Daß Weiber „von einem Punkt aus zu kurieren“ sind, mag angehen, namentlich wenn ein Mephistopheles diese Weisheit verkündet: daß sie aber nur von diesem einen Punkt aus zu kurieren wären, das gilt doch eben nur für Freud, Firschseld und Konsorten.

In diesem Buche schließt sich wirklich kein Ring. Hier sinkt nur ein großer Köhner zurück in die Kleinlichkeit und Beschränktheit der Zeit, aus der er kommt; in die Zeit der verspießerten Jahrhundertwende, als „Das gefährliche Alter“ die Lüsterheit der moralinsauren „Gesellschaft“ zu tuschelnder Entrüstung erregte, und die Traischgeschichten „Aus einer kleinen Garnison“ schon etwa den Inhalt vorwegnahmen, den Samson in seinem neuen Buche gegeben hat. Nur die meisterhafte Darstellung des einzelnen macht Samsons Ganzes erträglich, das kaum mehr ist als breit gewalzter Journalismus. Dem jungen Deutschland hat das Buch — nichts zu sagen. Halbe

**Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatschrift „Odal“
März-Heft 1937**

Reichsbauernführer R. Walthar Darré, Reichsminister für Ernährung
und Landwirtschaft, Berlin W 8, Wilhelmstraße 72

Dr. Johann von Leers, Berlin-Dahlem, Gohlerstraße 17

Karl Mohr, Berlin W 35, Tiergartenstraße 1/2

Karl Theodor Weigel, Berlin-Hirschgarten, Liebstadter Gang 3

Dr. Arthur R. Herrmann, Berlin W 35, Tiergartenstraße 1/2

Dr. M. Steinhäuser, Berlin-Steglitz, Leydenallee 38

Georg Halbe, Berlin W 35, Admiral-von-Schröder-Straße 39/II

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

Hauptschriftleitung und verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Dr. Hermann Reichle,
Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Straße 18 III. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz
de Grouffliers, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar.
D.N. 4066 IV. Bj. 96. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin SW 19, Grünstraße 4.

Die erschöpfende Darstellung über Heinrich I gibt dieses Buch:

ALFRED THOSS

Heinrich I

der Gründer des ersten deutschen Reiches

227 Seiten mit 12 Abbildungen und Karten im Text, 1 Stammtafel
und 1 Karte der deutschen Herzogtümer, in der erstmalig Name und
Lage der einzelnen Gaue vermerkt ist. Ganzleinenband Preis RM 4.50

Das Buch, das diesem für das Deutsche Volk
so bedeutenden Herrscher des frühen Mittel-
alters aus Anlaß seines 1000jährigen Todes-
tages am 2. Juli 1936 ein Denkmal setzt.

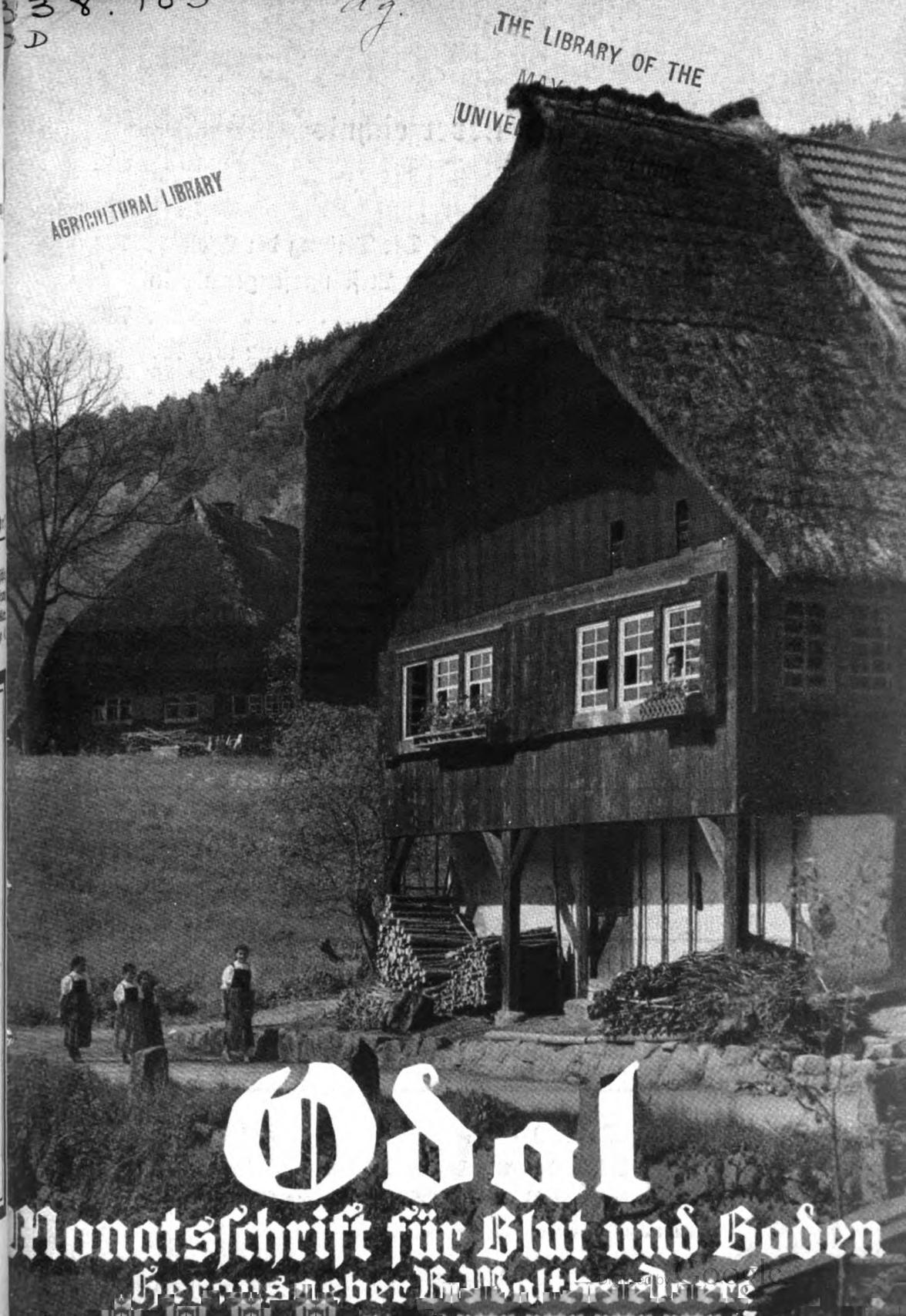
Die zweite Auflage dieses erfolgreichen Buches ist erschienen

38. 105
D

ag.

THE LIBRARY OF THE
MAY
UNIVERSITY

AGRICULTURAL LIBRARY



Odal

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber Dr. Balthasar Dore

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorpruch	773
Ferdinand Fried. Zimmermann / Die Teilung der Welt .	774
Otto Friedrich / Landwirtschaftliche Leistungssteigerung in Dänemark.	788
Bernhard Sommerlad / Ludwig von der Marwitz und das Bauerntum	794
Erwin Mezner / Wilhelm Petersen, ein Gestalter nordischen Heldentums	807
Nicolai Rupert / Vom Bauern zum Proletarier	812
Rudolf Proksch / Jugend auf's Land! — Der „Landdienst der Hitler-Jugend“	822
Friedrich Rauers / Von Hänfeln, Hansen und Verhansen, auch Sippenrecht und Bauernbrauch	835
Wilhelm Kinkel in / Wollen oder Müffen?	841
Umschau	842
Neues Schrifttum	846

Das Titelbild des Heftes, „Schwarzwaldhöfe im Kirnbachtal“, ist eine Originalaufnahme von Hans Reklaff. Berlin-Charlottenburg. Für die Bildbeilage des Heftes copyright by Carla Maria Busch, Timmendorferstrand.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Vierteljahresende. Postvertrieb ab Berlin.

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden
Verlag G. m. b. H.



Hermann Reifschle

Reichsbauernstadt
Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 10

5. Jahrgang

April 1937

Morgen überm Acker

Gottesdienst ist unser Tagewerk
morgens, wenn die Wolken glühen,
wenn in weiter Runde — Berg an Berg —
Tag und Tat entgegenblühen.

Alles Wachsen zeigt uns Schöpferkraft,
alles Blühen zeigt uns Gottes Werde.
Überall in unsrer Heimaterde
wirkt sein ewig Wollen, treibt und schafft.

Saug der Schöpfung Atem in dich ein,
die sich dir aus Heimaterde kündet.
Wer vom Land den Weg zu Gott nicht findet,
ist kein Bauer, kann kein Bauer sein.

Heinz Hartmann

Serdinand Fried. Zimmermann:

Die Teilung der Welt

Die weltwirtschaftlichen Hintergründe des Vierjahresplans

Die Verkündung des Vierjahresplans durch den Führer leitet einen neuen Abschnitt in der Wirtschaftsgeschichte ein. Nicht so sehr das technische Ziel des Planes, nämlich die möglichst weitgehende Versorgung Deutschlands mit eigenen Rohstoffen, ist so bedeutsam; nicht so sehr die Umgestaltung der ganzen deutschen Wirtschaft auf diesen Plan hin. Auch war die Entwicklung überall in der Welt auf eine solche grundlegende Umstellung schon seit Jahren hingetrieben. Was aber des Führers und damit Deutschlands Entschluß so bedeutsam und geradezu unwälzend macht, das ist einmal die klare Erkenntnis dieser Entwicklung und das volle Bewußtsein, sowie der feste Wille, diese Entwicklung auf sich zu nehmen, und, indem man die Folgerungen daraus zieht: eine schicksalhafte Entwicklung zu meistern und zu führen, anstatt die Augen vor ihr zu verschließen, sie abzulehnen oder zu beklagen. In der Weltgeschichte haben sich schon viele Umgestaltungen und Umwälzungen vollzogen, und immer nur der hat sie gemeistert und ist unter die Großen der Weltgeschichte eingegangen, immer nur der hat sein Volk durch die Umwälzungen hindurch zu neuen Ufern, zu neuer Größe geführt, der imstande war, das Neue zu wittern und es wirklich zu gestalten, indem er es bejahte. Niemals ließ sich das Neue zurückdrängen; es gehört zum Wechselschlag der Weltgeschichte, daß es sich irgendwie durchsetzen muß. Es kommt immer nur darauf an, daß es gestaltet wird. Sonst bricht es durch und führt die allgemeine Verwesung und Auflösung herbei. Aber durch einen großen und gewaltigen Gestalter gebändigt, wird eine neue Ordnung und eine neue Zeit heraufgeführt.

Raum ein schlagenderes Beispiel hierfür gibt es, als die Entwicklung der Verhältnisse in der Weltwirtschaft in den letzten Jahren und Jahrzehnten. Eine alte, überkommene und eingefahrene Ordnung wurde sichtbar vor unseren Augen erschüttert und schließlich sogar zertrümmert. Was man Jahrzehnte hindurch für ewig unantastbar und unerschütterlich hielt, zeigte sich plötzlich als morsch und brüchig; schreiende Mißstände zeigten sich überall, Reichtum und Überfluß auf der einen Seite, Hunger und Elend auf der anderen; Flammen des Aufruhrs flackerten auf dem Erdball empor — und man wußte nicht mehr, was erschütternder war: die allgemeine beginnende Verwesung und Auflösung oder die Unfähigkeit aller Regierenden in Staat und Wirtschaft, diese Zustände zu meistern.

Aber unter solchen Umständen vollzog sich und vollzieht sich zum Teil heute noch auf der Welt der Untergang eines Zeitalters: des Liberalismus; und nur dort, wo wie in Deutschland durch eine einzigartige Persönlichkeit der

Gang der Weltgeschichte erkannt und damit gelenkt werden kann, vermag man aus den einstürzenden Trümmern der alten Weltanschauung eine neue Ordnung zu zimmern. Nicht überall wird das bejaht; was einmal als notwendig erkannt ist, und zu weit ist immer noch die Ansicht verbreitet, selbst auch in Deutschland, daß die gegenwärtigen Zustände in der Weltwirtschaft eine vorübergehende Erschütterung darstellen; sie werden angesehen vielleicht als ein furchtbarer und lange anhaltender und verheerender Gewittersturm, der aber schließlich doch einmal vorüberzieht, und nach dessen Abziehen uns die alte Sonne wieder lächelt und alles Niedergedrückte freudig, und schließlich sogar erfrischt wieder aufrichtet. So werden heute alle Anzeichen einer Erholung der Wirtschaft, einer Wiederbelebung des Welthandels beinahe zärtlich und liebevoll gehegt, um nicht etwa als ein Zeichen einer neuen Zeit gewertet werden zu können, sondern gerade als Silberstreifen am Horizont, der die Wiederkehr der guten, alten Zeit verkündet.

Der Trugschluß des freien Welthandels

Die gute alte Zeit, das ist eben der Liberalismus, die Freiheit des Handels und des Geldverdienens, die Freiheit des Geschäftsmannes und des Christenmenschen vor dem Staat. Zu kurz ist es her, um die Erinnerung an dieses goldene Zeitalter derer, die da hatten, vergessen zu haben; zu viele leben noch von ihnen, sind ältere, ehrwürdige Männer, auf deren erfahrenen Rat man hören sollte, die „großen alten Männer der Weltwirtschaft“. Da ist Colijn, der Patriarch der Weltwirtschaft, der seine Zeit nun doch wieder für gekommen hält, nachdem er innerlich schon längst abgedankt hatte, und der auf dem Wege einer Wiederbelebung des „Oslo-Blodes“ auch den Freihandel wieder beleben möchte. Da ist Bonnet, ehemaliger Finanz- und Handelsminister Frankreichs, der Vater des inzwischen kläglich zerbrochenen „Goldblods“, der als Botschafter nach den Vereinigten Staaten geht, um von dort aus den Welthandel wieder zu beleben; und da ist als sein Gegenstück der amerikanische Botschafter in Paris, Bullitt, der mit seiner Verständigung zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjet-Union ebenso kläglich gescheitert ist wie Bonnet mit seinem Goldbloß, und der jetzt den Freihandel der großen Demokratien feiern möchte; da ist schließlich Roosevelt, auf den sich alle hoffnungsfrohen außeramerikanischen Blicke richten, während die amerikanischen Liberalisten und Kapitalisten von Wall-Street ihn hassen wie die Sünde, und der alles hinter seinem Lächeln verbirgt und alles auf seinen Freund, den Staatssekretär Cordelle Hull abschiebt; und da ist schließlich dieser Hull selbst, der es meisterhaft versteht, die Rolle eines wütenden Freihändlers zu spielen, während er gleichzeitig einen großen amerikanischen Wirtschaftsblod zusammenschmiedet. So sieht es um die Wiederbelebung des Liberalismus und des Welthandels aus, und es gibt genug Leute auf der Welt, die auf alle diese Heucheleien, Beschränktheiten, Finten und Täuschungen hereinfallen, und bei jedem Handelsvertrag und bei jeder Zollsenkung schreien, die Schranken fallen und der freie Welthandel sei wieder auf dem Marsche!

Ja, mehr als das. Die alte Weltwirtschaft, der alte Welthandel gilt so sehr als unumstößlicher Glaubenssatz, ihre Wiederherstellung so sehr als eine Selbstverständlichkeit in solchen Gemütern, daß man sich sogar anmaßt, die

Wirklichkeit danach zu wägen und — zu leicht zu befinden! Die tatsächliche Entwicklung der Welt wird abgelehnt, weil sie mit bewährten wirtschaftlichen Grundsätzen nicht mehr übereinstimmt. Man denke beispielsweise an eine im Rahmen der alten, liberalen Wirtschaft so überaus wichtige Frage wie die Ausfuhr von Maschinen in unentwickelte Länder. Im Zeitalter des Merkantilismus, also der beginnenden technischen Entwicklung, galt sie als schädlich, weil sich unentwickelte Länder dadurch selbst industrialisierten, selbst Erzeugnisse mit solchen Maschinen herstellten, die sie andernfalls von dem Lande kaufen würden, das die Maschinen lieferte. Diese Annahme sei aber, so heißt es heute (1937) noch, ein „ökonomischer Trugschluß“ gewesen, wie „Theorie und Erfahrung“ erwiesen habe. Im Gegenteil: je mehr sich der Wohlstand in jenen Ländern hob, um so bessere Kunden wurden sie. Es wird hier also die ganze Entwicklung des technischen Zeitalters als Beweisstück herangezogen, um die Ansichten des Merkantilismus gleichsam zu verhöhnern, in einem Augenblick, in dem sich neue Wirtschaftsgrundsätze herausbilden, die mit dem Merkantilismus (natürlich auf höherer Ebene) viel größere Ähnlichkeit haben als mit dem Liberalismus. Aber mit der ganzen Überheblichkeit, die dem Liberalismus von jeher eigen war, werden seine Grundsätze auch heute noch als ewig gültig und unantastbar hingestellt; mit der gleichen Überheblichkeit wird heute noch von einem „ökonomischen Trugschluß“ gesprochen, wo in Wirklichkeit ein noch viel größerer, gedanklicher Trugschluß vorliegt, indem man Grundsätze, die für eine bestimmte Zeit und unter ganz bestimmten Bedingungen und Voraussetzungen gelten oder gegolten haben mögen, als allgemeingültig und unabänderlich hinstellt. Wie kann man die Ansichten der Merkantilisten theoretisch ad absurdum führen durch eine ganz andersgeartete Entwicklung unter ganz anderen technischen Verhältnissen! Wie kann man überhaupt Theorie und Erfahrung durcheinanderbringen! Und schließlich: wie kann man behaupten, der Merkantilismus habe unrecht gehabt, in einer Zeit, die so deutlich wie noch nie gezeigt hat, daß er, unter abermals veränderten Verhältnissen, die Dinge dennoch richtig gesehen hat! Denn die „Industrialisierung der Überseeländer“, hervorgerufen durch die Maschinenausfuhr alter Industrieländer ist ja gerade eine der hervorragenden Erscheinungen, die heute die Wandlung der Weltwirtschaft bestimmen. Und so richtig die Ansicht von den gegenseitigen besten Kunden im Zeitalter einer sich hemmungslos über die Erde entfaltenden Technik gewesen sein mag, so muten uns solche Beweisführungen heute nur noch als die ältesten liberalen Museumsstücke an. Aber die Museumswärter, die sie heute noch gebrauchen und die Welt danach ausmessen, sagen: Unsere alten, bewährten Grundsätze gelten ehern und grundsätzlich — wenigstens, solange alles Handeln in der Welt nur nach wirtschaftlichen Erwägungen geregelt wird. Aber „das Bild der Welt weist heute Stellen auf, in denen Grundsätze von ganz anderer Art in Geltung sind als in jenen vergangenen Zeiten, und insofern erfährt die Ansicht der Merkantilisten, wiewohl sie auf einem Trugschluß beruhte, in später Zeit noch eine Bestätigung“.

Dieses einzigartige Urteil erinnert an jene Fälle nach dem Weltkrieg, wo ein Mann noch lebte, wiewohl er amtlich bereits als tot erklärt war. Danach beruht unsere ganze heutige Zeit auf einem Trugschluß: sie dürfte eigentlich gar nicht da sein. Daseinsberechtigung hat eben nur das liberalistische Wirtschaftssystem — und das ist an seinen Grundsätzen zugrunde gegangen!

Kritik der „reinen Wirtschaft“

Hier liegt aber tatsächlich der Kern der Entwicklung. Der Liberalismus glaubte, eine von allen anderen Einflüssen oder Grundfäden entkleidete, nur auf wirtschaftlichen Grundfäden beruhende Wirtschaftsform und Wirtschaftslehre herausgebildet zu haben, also gewissermaßen eine „reine Wirtschaft“ so wie es eine „reine Vernunft“ gab. Solange diese Wirtschaftslehre mit der tatsächlichen Wirtschaftsentwicklung zusammenfiel, solange also die „reine Wirtschaft“ gleichzeitig auch die „praktische Wirtschaft“ war, galten auch die Grundsätze der reinen Wirtschaft tatsächlich. Und das war die Zeit, in der die Wirtschaft und die wirtschaftlichen Erwägungen überall, sowohl im Staate selbst als auch über die ganze Welt verbreitet, unbedingt den Vorrang vor allen anderen staatlichen, gesellschaftlichen, politischen und sonstigen Erwägungen hatten. Das war nach innen wie nach außen das Zeitalter des Liberalismus. Aber man darf sich nicht darüber täuschen, daß diese Zeit, noch dazu begünstigt durch eine einmalige technische Umgestaltung der Welt, im Vergleich zur Weltgeschichte überhaupt nur eine ganz kurze Spanne darstellt, die kaum gekommen schon verflogen und binnen kurzem nur noch eine schwache Erinnerung sein wird. Denn am Anfang und am Ende steht immer nur das wirkliche Leben; das Leben der Staaten und das Leben der Völker, und die Wirtschaft stellt nur eine Äußerung dieses Lebens dar. Rein wirtschaftliche Grundsätze, eine reine und absolute Wirtschaft über dieses Leben hinweg aufstellen und künstlich aufziehen zu wollen, bedeutet dieselbe Vermessenheit des Geistes gegenüber der Seele, wie wir sie im Intellektualismus und in der absoluten Kunst (*l'art pour l'art*) erlebt haben; bedeutet dieselbe Vermessenheit des Menschen gegenüber den Göttern wie im Turmbau zu Babel: dort wie hier führte und führt dabei das geistbetonte Judentum.

Für uns in Deutschland ist es heute, nach vier Jahren des Nationalsozialismus, fast schon wieder zur Selbstverständlichkeit geworden, daß nicht die Wirtschaft das Schicksal ist, sondern die Politik. Das bedeutet: nicht das schicksalhafte, ergebene Sichttreibenlassen von irgendwelchen fernen Grund- oder Glaubenssätzen, von unabänderlichen Wirtschafts-Gesetzen; sondern der Wille, sein Schicksal zu meistern. Darum sprechen wir heute wieder vom Primat der Politik gegenüber der Wirtschaft, und darum heißt es: „nicht das Volk dient der Wirtschaft, sondern die Wirtschaft dient dem Volk“. Haben wir dies einmal anerkannt, so muß es als weltweite Erkenntnis auch verallgemeinert werden: die Wirtschaft dient den Völkern! Das bedeutet, sie hat sich auch sonst überall in der Welt den verschiedenartigen Bedürfnissen der Völker anzupassen und unterzuordnen, was bei einer genaueren Betrachtung der Verhältnisse in der Weltwirtschaft ja auch tatsächlich der Fall ist. Für uns ist das deswegen so außerordentlich wichtig zu erkennen, weil von unseren eigenen liberalen Museumswächtern, wie gezeigt worden ist, immer wieder der Versuch gemacht wird, die liberalen Grundsätze wenigstens für die Weltwirtschaft zu retten, mit dem bewußten oder unbewußten Hintergedanken, alsdann den Liberalismus zollfrei wieder nach Deutschland einzuschmuggeln. Aber auch die anderen Völker bedienen sich heute der liberalistischen Maske sehr gern, um Deutschland Belehrungen zu erteilen, und selbst unerkannt dahinter eigene Macht- oder Interessenpolitik zu betreiben. Mit anderen Worten: die Tatsache, daß man uns der wirtschaftlichen Isolierung, der

Autarkie, des Verrates am Gedanken der freien Weltwirtschaft zeugt ist im Grunde genommen nichts anderes als ein Mittel, um selbst die freie Wirtschaft um so unerkannter und hemmungsloser verraten zu können! Darüber, daß der freie Welthandel heute nichts anderes darstellt als einen Trugschluß, günstigenfalls noch einen frommen oder abgeschmackten Aberglauben, darüber täuscht sich heute kein irgendwie verantwortlicher Staatsmann oder Politiker mehr — und was Deutschland und seinen führenden Staatsmann in dieser Reihe und in dieser Zeit auszeichnet, ist: daß er klar sieht, was ist; daß er ausspricht, was er denkt; und daß er unmißverständlich und ohne Heuchelei die Folgerungen daraus zieht.

So ist der Vierjahresplan keine Verlegenheitslösung, keine vorübergehende Notmaßnahme, die man morgen zurücknehmen könnte wie man sie gestern verkündet hat, sondern eine grundsätzliche, geschichtliche Entscheidung, die einmal getroffen, nicht mehr ausgelöscht werden kann, und eine ganz neue Entwicklung auslöst, wie das Überschreiten des Rubicon und wie das Anschlagen der Thesen in Wittenberg. Noch mitten in der Auseinandersetzung mit einer alten, zerfallenden Zeit begriffen, führt er unweigerlich und unaufhaltbar ein neues Zeitalter herauf, auch wenn es nicht ausdrücklich dabei verkündet wird. Hier handelt es sich um das Lossagen von den alten, für unfehlbar gehaltenen Glaubenssätzen der Wirtschaft, um dadurch dem Volk zum Leben zu verhelfen. Und es wird sich erweisen, wie damit allmählich auch die Wirtschaft selbst nicht nur ihre einstmalige beherrschende Rolle einbüßt, sondern auch eine durchgreifende Umgestaltung erfährt.

Die Grundlagen des Wirtschaftens

In der Gedankenschwärmerei, Gewinnsucht und Beziehungslosigkeit des liberalistischen Zeitalters haben wir das Gefühl dafür verloren, daß es von jeher für ein Land, für ein Volk als natürliche Selbstverständlichkeit galt, aus den Hilfsquellen des eigenen Bodens zu leben; daß die Volkswirtschaften — eben weil sie Volkswirtschaften waren — auch in sich ausgeglichen waren. Man braucht, um sich eine wirtschaftliche Frage zu vereinfachen, sie nur immer wieder in Gedanken auf einen einfachen Bauernhof zurückzuführen; denn wie der Bauernhof die Urzelle des menschlichen Gemeinlebens darstellt, so ist er gleichsam auch die Urzelle für alle wirtschaftlichen Vorgänge. Der Bauernhof stellt das Urbild einer in sich abgeschlossenen und sich selbst genügenden, also autarken Wirtschaft dar. Schon die feine Abstimmung der Größe des Hofes und der Größe von Familie und Gesinde aufeinander, die immer wieder schwankt und nicht auf eine gesetzmäßige Formel gebracht werden kann, zeigt das deutlich und wirkt heute noch fort in den großen bevölkerungs- und raumpolitischen Fragen der Nation. Auf der Grundlage dieses Zusammenklanges von „Raum und Bevölkerung“, um es ganz zeitgemäß auszudrücken, baut sich die Wirtschaft des Bauernhofes durchaus als völlige Selbstversorgung auf. Nicht nur Nahrung wird selbst aus eigenem Boden gestellt, nicht nur die Bekleidungs- und andere Rohstoffe, wie Wolle, Leinen, Häute, Holz — sondern auch ihre Bearbeitung und Weiterverarbeitung bis zum fertigen Gewand, Schuh, oder Möbelstück erfolgt in eigener Wirtschaft. Erst mit fortschreitender Technik, wie sie zuerst mit dem Bronze-Zeitalter, dann mit der Eisenzeit in die damals bäuerliche Welt hereinbrach, erfolgte

eine erste Aufteilung der Arbeit. Wenn aber der lebenswichtige Rohstoff Kupfer, Zinn oder Eisen nicht mehr aus dem eigenen Bauernhof herausgeholt werden konnte, so hatte sich dafür um so fester ein höheres Gemeinwesen zusammengeschlossen, das auf einer höheren Stufe der Technik in sich und unter sich ebenso wirtschaftlich ausgeglichen war, wie vordem der Bauernhof.

Niemals war ein solches Gebilde menschlicher Gemeinschaft, mochte es Stamm, Stadtstaat oder Volk sein, für lebenswichtige, unentbehrliche Lebensmittel oder Rohstoffe angewiesen auf fremde Völker oder Länder; das war undenkbar, es sei denn, man begab sich damit in politische Abhängigkeit oder Sklaverei. Das was wir im Altertum und im Mittelalter an Weltwirtschaft oder Welthandel erlebten, das bezog sich kaum auf unerläßliche Massen- und Verbrauchsgüter, kaum auf lebenswichtige Rohstoffe, sondern fast immer nur auf ausgesprochene Luxuswaren, die man sich freilich nicht scheute, von weit her zu holen; und ob der Gesichtskreis der Welt durch die Ränder des Mittelmeers begrenzt war oder durch den alten Begriff des Abendlandes: man holte sich jenseits dieses Gesichtskreises den Bernstein aus dem Norden und Nordosten, die Seide aus China, das Gold aus Arabien oder Aethiopien, die Dürfte, Gewürze und Juwelen aus Indien. Von diesen Ausnahmen abgesehen bildete sowohl die griechische Inselwelt ein in sich geschlossenes Wirtschaftsgebilde, als auch das römische Weltreich; dessen politisches Ziel war es oft geradezu, sich wirtschaftliche Hilfsquellen zu erobern und anzugliedern, um nicht von anderen Mächten abhängig zu sein. Diejenigen Rohstoffgebiete in den eigenen politischen Machtbereich einzuziehen, die man unbedingt brauchte — das war ein ungeschriebenes Grundgesetz zu allen Zeiten und wird es nach den letzten Erfahrungen wohl immer bleiben.

Man stelle sich unter diesem Gesichtspunkt nur die wirtschaftlichen Verhältnisse im Deutschen Reich bis zum Ausgang des Mittelalters vor, als trotz beginnender Zersplitterung immer noch eine gewisse politische Einheit, wenigstens oft ein einziger politischer Wille vorhanden war: auf einem gegenüber heute unergleichlich niedrigeren Bevölkerungsstand und niedrigeren Stand der Technik erfolgte beinahe zwanglos die Versorgung des Reiches mit eigenen Rohstoffen — von den Lebensmitteln ganz zu schweigen, wo der Boden noch alle Möglichkeiten bot. Man verfügte im eigenen Hoheitsbereich über Salzbergwerke, über reichlich Holz, das damals besonders wichtig war, über alle notwendigen Erze, wie Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, ja sogar über die Edelmetalle: Gold und Silber. Leinen und Wolle fielen reichlich an, daß sie zu bevorzugten Ausfuhrgütern wurden, mit denen die Luxuswaren eingehandelt wurden: Gewürze, Seide, kostbare Hölzer oder Gewänder, Juwelen aus dem Morgenland, Pelzwerk aus dem rauhen Osten. Was auf deutschem Boden an Rohstoffen gefunden wurde, mag für heutige Maßstäbe gering erscheinen — wenn auch manches nur durch Vernachlässigung verfiel und heute wieder neue Möglichkeiten in sich schließt — aber man muß es immer mit der viel geringeren Bevölkerungszahl und den geringeren technischen Bedürfnissen jener Zeit vergleichen. Deutschland war damals „autark“ so wie jedes andere Land in dieser Zeit und wie es auch gar nicht anders denkbar war. Die „Autarkie“ war kein Problem, sondern eine einfache und natürliche Gegebenheit.

Diese Verhältnisse änderten sich aber mit dem Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, die übrigens ebenso wie die Reformation nicht zufällig

zusammentrafen. Es war eine gewaltige geistige, technische und wirtschaftliche Umwälzung, die sich damals vollzog. Die Gesichtskreise erweiterten sich immer mehr und damit die Felder der Betätigung: von den Urzellen des Gemeinschaftslebens, den Bauernhöfen, waren immer größere Gemeinwesen mit entsprechend größerem Gesichtskreis gewachsen, Stämme, Völkerschaften, Stadtstaaten und Bauernstaaten, Nationen und Weltreiche; aber eine Grenze behielt der Gesichtskreis doch immer — ob er sich wie bei den Römern jenseits des Mittelmeersaums im Dunkel verlor, oder wie bei den abendländischen Völkern jenseits der atlantischen Wassermassen und der asiatischen Landmassen: erst nach Kopternikus und Columbus wurde diese Grenze urplötzlich durchstoßen und die Welt weitete sich als Kugel schier zur Unendlichkeit. Jener Menschheit des Abendlandes lag die Welt so offen als Eroberungs- und Ausbeutungsfeld ausgebreitet wie etwa den amerikanischen Pionieren im 19. Jahrhundert der ganze nördliche Erdteil bis zum Stillen Ozean. Und ähnliche Gefühle, wie wir sie noch von den Amerikanern kennen, mögen damals die ganze abendländische Menschheit durchzogen haben; sie haben jene Entwicklung eingeleitet, die dann zur gewaltigen Entfaltung von Technik und Kapitalismus, zu dem ungeheuren Wachstum der Bevölkerung des Abendlandes führten.

Die Erschließung der Welt

Die Erschließung der Welt, die sich als erster Abschnitt an die großen Entdeckungen angeschlossen, vollzog sich noch durchaus im Rahmen der alten machtpolitischen Begriffe, wie sie seit Ägypten, Assyrien oder Rom nicht anders denkbar waren. Jeder Staat, jedes höhere Gemeinwesen suchte sich neue Gebiete mit neuen gewußten oder geahnten Schätzen nach seinen machtpolitischen Verhältnissen als eigenen Herrschaftsbereich zu sichern, und sogar ängstlich oder entschlossen vor anderen abzuschließen. Das Ungewisse und Geheimnisvolle, was da in fremden, fernen Ländern lockte, war zunächst wohl eine Angelegenheit von Freibeutern, die einfache Raubzüge veranstalteten; oder auch von wagemutigen, aber gewinnlüchtigen Unternehmern, die einen bevorzugten Luxushandel an sich reißen wollten. Aber keiner dieser Abenteurer oder Konquistadoren, so gewissenlos er im einzelnen gehandelt oder auf seinen eigenen Vorteil bedacht gewesen sein mag: keinem wäre es eingefallen, diesen Erdball für eine eingebildete Menschheit erschließen zu wollen und somit eine höhere Weltgemeinschaft des Welthandels und der Weltwirtschaft aufzubauen. Vielmehr legten alle das eroberte und erbeutete Land so wie ihre Köpfe ihrem Landesherrn, also ihrer Nation zu Füßen, und Karl V. und Philipp II. von Spanien heimste das südliche Amerika genau so selbstverständlich und undankbar ein wie Elisabeth von England das nördliche, Emanuel von Portugal Ostindien, und Heinrich IV. von Frankreich Kanada.

Das Ergebnis dieses Zeitalters der Erschließungen, der Freibeuter und Konquistadoren war eine regelrechte, strenge Aufteilung der Welt unter die damals vorherrschenden Nationen, die zunächst noch gar nicht wußten, was sie mit diesem neuen Besitz anfangen sollten, und die auch noch gar nicht ahnen konnten, welche großen und wertvollen Naturschätze dieser Besitz barg. Kein Gedanke bestand an eine friedliche weltwirtschaftliche Zusammenarbeit, sondern im Gegenteil, eine eifersüchtige, gegenseitige Abgrenzung der Macht-

bereiche, die sogar mathematisch genaue Formen annahm, wie in der Teilung der Welt zwischen Spanien und Portugal; und das höchste Bestreben war es von allen Seiten, dem Nachbarn oder Gegner seinen Besitz möglichst abzujagen. Mit der Erschließung der Welt hebt also nicht etwa die Zeit des Welthandels an, sondern die Zeit der Weltkriege. Die politischen Ereignisse seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert sind ohne diesen gewaltigen, und zuweilen düstern Hintergrund eines weltpolitischen Machtkampfes, eines Ringens um die Herrschaft und Einflußgebiete in der Welt, undenkbar; wie man auch bei uns den Siebenjährigen Krieg Friedrichs des Großen in den größeren Rahmen des Ringens zwischen Frankreich und England einbeziehen muß, der Englands heutige Weltstellung begründete. (Daß das Britische Weltreich auch auf dem Schlachtfeld von Roßbach geschmiedet wurde, dankte England diesem ebensowenig wie seinen eigenen Männern, Sir Walter Raleigh oder Lord Clivel)

Aus dieser Aufteilung der gerade erschlossenen Welt und dieser eifersüchtigen Abgrenzung der gegenseitigen Herrschafts- und Einflußgebiete und dem geheimen Verlangen nach dem Besitz des Nachbarn — aus dieser Übertragung nationalstaatlichen und machtpolitischen Denkens auf die ganze Welt entstand aber der Merkantilismus, der nichts anderes darstellt, als die einfache Anwendung der natürlichen nationalen Gefühle und des politischen Denkens auf die sich immer stärker entfaltenden wirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen. Aus der Erschließung der Welt und ihrer bis dahin ungekannten Schätze, aus der damit verbundenen Entwicklung und Entfaltung von Technik und Industrie, wenn auch noch in ganz einfachen Maßstäben, war überhaupt zum ersten Male etwas entstanden wie ein unabhängiger Begriff „die Wirtschaft“. Man wurde sich damals erst bewußt, daß die wirtschaftlichen Zustände und Verhältnisse für sich überhaupt bestanden, konnte sie damals erst losgelöst vom Staatlichen, Völkischen oder Politischen betrachten, und ahnte vielleicht, daß sie eine eigene, besondere Entwicklung nehmen könnten. Der Staat, gerade in jener Zeit zu einem neuen, starken Bewußtsein erwacht, beeilte sich natürlich, diesen begrifflich neu entdeckten Bereich genau so in seine Gewalt und Herrschaft zu bringen wie vordem die überseeischen Ländereien. Man konnte eben damals noch nicht anders als staatlich, staatspolitisch denken.

Es entstand kein Welthandel, keine Weltwirtschaft im heute immer noch gebräuchlichen Sinne, sondern jeder Staat, jede Nation bemühte sich wie von selbst verständlich, die benötigten Rohstoffe und Lebensmittel im eigenen politischen Machtbereich zu fördern oder herzustellen, mag dieser Bereich nun die überseeischen Besitzungen mit umfaßt haben oder nicht. Es war und blieb ein ungeschriebenes Staatsgesetz, daß die wirtschaftlichen Hilfsquellen eines Landes, zumal nachdem sie einmal als solche erkannt waren, diesem Lande selbst unbedingt verfügbar bleiben mußten, und es wäre für jeden Staatsmann dieser Zeit ein Unding gewesen, sich oder seiner Nation zuzumuten, in irgendeinem lebenswichtigen Stoff von anderen Ländern abhängig zu sein. Immer noch bestand die feine Abstimmung zwischen Bevölkerung und Raum, bzw. seinen Schätzen. Das alles schloß natürlich nicht aus, daß sich zwischen den einzelnen Ländern ein schwunghafter Handel entwickelte: aber er bezog sich immer nur auf Güter, die man gegenseitig wohl entbehren konnte und deren Einfuhr auf der einen, wie deren Ausfuhr auf der anderen Seite nur

ein Zeichen eines zunehmenden Wohlstandes oder zusätzlichen Aufwandes standen. Was im Altertum und Mittelalter die einfachen Luxusgüter des Morgenlandes waren, das stellten jetzt immer mehr die verfeinerten Arbeitsgüter dar; so bezog beispielsweise Deutschland englische Tuche oder französische Spitzen nicht etwa deswegen, weil es nicht selbst Tuche oder Spitzen herstellen konnte, sondern weil die ausländischen Erzeugnisse besser waren oder besser erschienen, und man es sich leisten konnte, das bessere Erzeugnis anzuschaffen. Immerhin lag aber gerade hierin schon der Keim zu einer neuen Entwicklung: diese beginnende Verfeinerung der Arbeit führte sowohl zu einer stärkeren Aufteilung der Arbeit unter den Völkern und zur Mechanisierung, Technisierung des Arbeitsvorgangs, kurz zur Industrialisierung; andererseits führte sie zu einer immer größeren Wertschätzung der Arbeit an sich, der Arbeitskraft als solcher, und gab damit den Ansporn zu einer gewaltigen Bevölkerungszunahme. Und beides zusammen führte schließlich zu einer völligen Zersetzung und Auflösung der alten weltwirtschaftlichen Verhältnisse im Liberalismus und Kapitalismus, und zur Begründung derjenigen Weltwirtschaft, die wir noch kennengelernt haben, die wir zusammenbrechen sahen und die manche heute wiederherstellen möchten.

Die Herrschaft der Wirtschaft

Wenn man den Sinn dieses eigentümlichen Zeitalters des Liberalismus erfassen will, so kann man es vielleicht so kennzeichnen: nachdem die Welt entdeckt, erschlossen und aufgeteilt war, führten Erfindungen und Bevölkerungszunahme, industrielle und gesellschaftliche Umwälzungen über die ganze Welt eine Auflösung der Weltordnung herbei, sie bedeuteten gleichsam eine Zerspaltung der Welt, eine Zersplitterung in einzelne Atome, die dann alle zusammen eine große formlose und unterschiedlose Masse bildeten: die neue Wirtschaft, der Weltverkehr, Staaten, Völker und Nationen hatten aufgehört, ordnende Gewalten in der Welt zu sein; im Saumel der Befreiung des Einzelmenschen aus der lästigen Staatsgewalt, seiner Herauslösung aus den völkischen Banden; im Saumel erstaunlicher Erfindungen und eines allgemeinen blinden Fortschrittsglaubens gab es nur noch einen einzigen Maßstab alles Handelns: das Ich des Einzelwesens, sein Optimismus und sein Erwerbstrieb. Nicht mehr den Völkern und den Staaten, sondern den einzelnen Menschen, ob Engländer oder Franzose, ob Jud' ob Christ, stand plötzlich die weite Welt voller Erwartungen offen, und sie brauchten nur hineinzugreifen, unterzutauen im allgemeinen großen Rausch, um entweder zu versinken, oder mit unermesslichen Schätzen beladen wieder aufzutauen. Damals entstand das stolze Händlerwort: „Mein Feld ist die Welt“, das immer mehr jenen überheblichen Sinn bekam: *ubi bene, ibi patria*.

Gewiß hat die Natur in jener gewaltigen Entladung der Bevölkerungszunahme keinen anderen Ausweg gefunden als zunächst diese Sprengung alter Ordnungen, ohne eine neue staatliche, gesellschaftliche oder völkische Ordnung aufbauen zu können, insofern also den Weg einer politischen Anarchie, oder Anarchie. In dieser Zeit, da alle überkommenen Bindungen und Fesseln abgestreift wurden, um die Kräfte frei zu machen für eine einmalige Entwicklung, mußten sich dennoch alle Lebensvorgänge nach irgend-einer Ordnung ausrichten, und wenn sie noch so untergeordnet, unbewußt

oder triebhaft war. Das war der natürliche Lebensdrang, Erwerbstrieb und Gewinnsucht des einzelnen. Da man auf staatliche Ordnungen verzichtete, glaubte man, das Zusammenwirken all dieser ungezählten Erwerbstrieb, wenn man sie nur hemmungslos sich austoben ließe, ergäben schließlich doch einen Zusammenklang, einen natürlichen Ausgleich. Die Ordnung, die sich also hieraus doch noch ergab, war eine Ordnung auf der Grundlage menschlicher Raffsucht, menschlicher Rücksichtslosigkeiten und hemmungsloser menschlicher Triebe: dies ergab die „Wirtschaftsordnung“ und die unbedingte Vorherrschaft dieser Wirtschaftsordnung, wirtschaftlicher Belange und Rücksichten vor allen anderen, auch vor staatlichen, völkischen und gesellschaftlichen Erfordernissen.

Die Bevölkerung in den alten Teilen der Erde wuchs gewaltig und drohte überzuquellen; die jahrhundertelange Abstimmung zwischen Volk und Raum drohte verloren zu gehen. Der Raum, der völkische, heimatliche Boden war nur dann noch in der Lage, die wachsende Bevölkerung mit den notwendigen Lebensbedürfnissen zu versehen, wenn gleichzeitig alle technischen Hilfsmittel, die immer zahlreicher entdeckt wurden, herangezogen wurden. Nicht nur der Boden selbst mußte durch neue Bearbeitung viel mehr hergeben als früher, auch die immer wertvollere Arbeit selbst wurde gerade deswegen zunehmend durch Maschinen ersetzt. Der Antrieb war dabei immer nur die Unternehmungslust und der Erwerbstrieb der einzelnen Menschen, die als Pioniere der technischen und kapitalistischen Entwicklung auftraten und die in diesem Rahmen eine ähnliche Rolle spielten wie die Pioniere Nordamerikas, denen sich noch bis vor kurzer Zeit ein weites Feld zur Ausbeutung bot, wenn an einer Stelle alles erschöpft oder besetzt war, und denen man immer wieder auf die Schulter klopfen konnte und sagen: „Geh westwärts, Jungel!“ Die großen Pioniere der kapitalistischen Entwicklung spielen geschichtlich daher dieselbe Rolle wie früher die Eroberer, Freibeuter und Konquistadoren; ja, wie ebenfalls früher auch die großen Staatsmänner. Sie mußten es in einer Zeit, in der die Wirtschaft weitgehend Staat und Nation verdrängt hatte, in der wirtschaftliche, und nicht mehr staatliche oder völkische Begriffe das Leben lenkten und Geschichte machten.

So war es kein Wunder, wenn alsbald diese Vorherrschaft der Wirtschaft über alles andere, über Staat, Volk, Gesellschaft, Glauben, auch zu einer gedanklichen Lehre zusammengefügt wurde, zu den sogenannten Gesetzen der kapitalistischen Wirtschaft. Sie bedeuteten gewissermaßen die „Verfassung“ der Menschheit im 19. Jahrhundert, die neben der geschichtlich so bedeutsamen Urkunde in Washington von der Verkündung der Menschenrechte den Geist dieser Zeit bestimmt hat. Die Weihe des Erwerbstrieb des einzelnen, die damit verbunden war, führte einmal zu dem Aberglauben der weithin geöffneten Welt, in der sich jeder überall nach seinen Anlagen und seiner Tüchtigkeit tummeln konnte, zu dem Aberglauben des Freihandels wie der freien Meere, und zu dem Aberglauben des wirtschaftlichen Nutzens und Gewinnes, der „Rentabilität“ als der allein ausschlaggebenden Triebkraft menschlichen Daseins und Zusammenlebens.

Das ergab aber für die Frage der Versorgung der Völker mit notwendigen Stoffen aller Art ganz neue Gesichtspunkte. Denn diese Versorgung war nun den Händen des Staates entglitten; an die Stelle des besorgten merkantilistischen Machtstaates war der sorglose liberale Nachtwächterstaat getreten, der

seine Bürger machen ließ (*laissez-faire*), was sie wollten und wohin sie ihr Erwerbstrieb führte. Die Versorgung war also in die Hände der vielen zersplitterten Einzelwesen übergegangen, für die es nur den Gesichtspunkt des Gewinnes und wirtschaftliche Nützlichkeit gab, und die infolgedessen nicht darauf bedacht waren, die Rohstoffe möglichst im Machtbereich des eigenen Staates zu schaffen, sondern beliebig wechselnd jeweils dort zu kaufen, wo sie am billigsten waren. Das war schließlich eine entscheidende Wandlung; denn in dem Augenblick, in dem die Welt die vielfachen Rohstoffmengen der früheren Zeit gebrauchte und die ganze Erde nach diesen neuen Schätzen durchwühlt wurde, trat an die Stelle staatlicher Notwendigkeiten als leitender Gesichtspunkt die kaufmännische Nützlichkeit und Billigkeit.

So kam es, daß alte, bewährte, heimische Rohstoffquellen gegenüber der gleißenden Gewalt neuer überseeischer Schätze versiegen mußten, genau wie die Schaafherden aus der alten Welt vertrieben wurden zu den Stätten größter Billigkeit, bis in die äußersten südlichen Landspitzen der Erdkugel; oder wie der Flachsbau in den Osten, fast nach Asien hineingetrieben wurde zur billigsten Arbeitskraft bedürfnisloser Menschen. So verführte der vorherrschende wirtschaftliche Gesichtspunkt kaufmännischer Nützlichkeit und Gewinnsucht, vereint mit dem Trugbild einer geeinten großen Menschheit und einer für alle geöffneten Welt, zu einer immer stärkeren Aufspaltung und Teilung der „Weltwirtschaft“ in verschiedene Arbeitsgebiete: dort lagen die „Werksstätten der Welt“, etwa im alten Europa, dort der ausschließliche Lieferant von Baumwolle oder Wolle oder Flachs; dort der Versorger Welt mit Weizen oder Fleisch oder Fett; dort die Gebiete des Gummis, die Länder des Eis, des Kaffees, Tees oder Kakaos; dort die Lieferanten der Eisen- oder Metallerze — gewiß ein eindrucksvolles Bild einer fleißigen und friedlichen Welt und Menschheit — wenn es diese je in Wirklichkeit gegeben hätte, und wenn nicht unter diesem himmlischen Trugbild, in dem rücksichtslose Ausbeuter und gewissenlose Gauner mit Lug und Trug gierig raffen konnten, die Wölfe aufeinander gelauert hätten, um gegenseitig übereinander herzufallen!

Der Aufbau von Weltreichen

Tatsächlich war selbst in der Zeit des ärgsten Liberalismus die freie Weltwirtschaft nichts anderes als ein Trugbild, so wie der Weltfrieden ein Traum war, und der Glaube an die Freiheit der Menschen vor der Staatsgewalt ein Aberglaube. Die Völker ließen sich weder durch Verkündung der Menschenrechte, noch durch gelehrte Schriften über die Gleichheit der Menschen und über die Gesetze der freien Wirtschaft aus der Geschichte auslöschen, und die Staaten ließen sich weder durch Verfassungsurkunden, noch durch Weltbürgertum und Welthandel aus dem Weltbild einfach fortwischen. Die Staaten waren eben keine künstlichen, bloße gedankliche Begriffe, sondern echte Lebewesen und trotz aller Entmachtung immer noch natürliche Gemeinschaften geblieben, weil und solange ein Volk durch die Bande des Blutes zusammengehalten wurde. Diese „Stimme des Blutes“ ist oft unvernehmbar, aber dennoch immer wirksam. Es war zwar eine sträfliche Vermessenheit und Ueberheblichkeit des 19. Jahrhunderts, daß es in seinem Laumel der Technik, seinem blinden Glauben an den Geist diese Bande des Blutes nicht mehr erkannte und verspürte, ja sie sogar verachtete und möglichst aufzulösen trachtete — aber geheimnisvoll und mächtig, und oft ihren Trägern nicht bewußt, setzten sich

diese tieferen, untergründigen Kräfte durch, bis sie in unserer Zeit erst offen und urgewaltig hervorbrachen.

Ein Volk, das wie die Engländer soviel unbewußtes, daher um so stolzeres Rassengefühl besitzt oder besaß, war unter solchen Umständen besonders im Vorteil. Ihr Staat, äußerlich wie kein anderer auf Freiheit abgestellt und als Geschäftsgemeinschaft seiner Bürger aufgemacht, lebte weiter, so kraftvoll und mächtig wie kein anderer. Es ergab sich dabei wie von selbst, und es war wie vom britischen Gott so gewollt, daß alles was dem einzelnen Bürger nützte auch dem Staat frommte, daß also hier der Eigennuß ganz zwanglos und echt britisch zum Gemeinnuß wurde. Der britische Gemeinnuß sparte dabei weder an fürstlichen Belohnungen für seine Mitbürger, die so viel „verdient“ hatten, noch aber sparte es unter Umständen auch an Ändank, wenn es die höheren Rücksichten erforderten. So ist in der Zeit des Liberalismus, des Freihandels, der freien Weltwirtschaft und der „offenen Türen“ das britische Weltreich entstanden. Es wurde zusammengesfügt, widerwillig aus den Händen einzelner Abenteuerer genommen, die man dann fallen ließ und sogar öffentlich verfolgte, im Namen der Freiheit. Widerwillig nahm man andere Teile aus den Händen gefallener großer Gegner wie des Korsen; und ließ sich dabei von anderen Blutzuhilfe leisten. So wie auf dem Schlachtfeld von Korbach die Grundsteine zum britischen Weltreich gelegt wurden, entstand auf dem Schlachtfeld von Belle Alliance der Rohbau des gewaltigen Gebäudes, das uns heute noch beeindruckt. Im Zeichen einer derartigen Machtstellung, eines derartigen (damit verbundenen) wirtschaftlichen Vorsprunges konnte England wohl den Freihandel, den freien Wettbewerb für die Welt verkünden: für England war es damals das ihm Gemäße, das ihm unbedingt die wirtschaftliche und damit politische Vormachtstellung sicherte, während es gleichzeitig die anderen Völker verführte, Spielregeln anzuerkennen, bei denen sie unterlegen sein mußten. Unter dem Vorwand der Freiheit und möglichst auch der Menschenrechte, mit denen es Indien ausbeutete, legte der britische Löwe mit einem fast unwahrscheinlichen Spürsinn seine sichere Fasse auf alle diejenigen Gebiete der Erde, die auch nur den Anschein erweckten, einmal Rohstoffquellen zu werden.

Unter dem Deckmantel von Freiheit und Freihandel, Weltwirtschaft und Welthandel vollzog sich also tatsächlich doch eine erneute politische Aufteilung der Welt, bei der England die fettesten Bissen heimholte; eine Entwicklung, deren Krönung es war, daß man unter dem Vorwand der Menschenrechte, Freiheit, Zivilisation und Demokratie den lästigen deutschen Kolonialbesitz einsteckte — natürlich ebenso widerwillig als eine Bürde des weisen Mannes, wie damals Indien — und damit das afrikanische Reich trefflich abrundete. Erst viel später als England waren auch andere Nationen oder Staaten nach dem Rausche des Liberalismus wieder zu neuem Leben erwacht und begannen zu erkennen, daß sich hier ein Wettrennen um den Besitz der großen Rohstoff-Reichtümer der Erde, der künftig entscheidenden wirtschaftlichen Hilfsquellen vollzog. Den Vereinigten Staaten, der abtrünnigen Tochter Britanniens, war als god's own country ein unermesslicher Raum mit unermesslichen Bodenschätzen zugefallen; aber trotz dieser günstigsten Vorbedingung für eine Selbstgenügsamkeit und künftige Selbstversorgung spannen sie auf ihre Art, ebenfalls angelsächsisch, unter dem Vorwand des freien Handels und der offenen Tür ihre feingewebten Dollar-Neze über den südamerikanischen Erdteil, der

nach dem Verfall der spanisch-portugiesischen Weltmacht sich zwar unabhängig vorkam, aber im Grunde genommen doch frei im weltwirtschaftlichen Raum schwebte: nach außen hin ein Betätigungsfeld für die tüchtigen Kaufleute aus aller Welt, für den freien Wettbewerb, im Grunde genommen aber doch anlehnungsbedürftig an irgendeine tatsächliche Gewalt! In der gleichen Zeit pirschte sich Rußland durch Sibirien, dem Lande unerschlossener und großer Möglichkeiten bis an den Stillen Ozean heran und schuf sich hier, wie in Zentral-Asien und Turkestan ein eigenes großes Kolonialreich, auf dessen Grundpfeilern heute die Bolschewisten stehen und die Weltrevolution verkünden. Und Frankreich, nach der Niederlage von 1871 durch Bismard bewußt abgelenkt, betätigte sich in Nordafrika und zimmerte sich hier — nur einmal durch Faschoda gehemmt — ein größeres Reich zusammen, das heute ebenfalls über fast alle wirtschaftlichen Hilfsquellen verfügt, zumal, wenn man den sprach- und stammverwandten belgischen Kongo hinzurechnet.

In dieser Entwicklung waren Deutschland, Italien und Japan hintangesetzt und wurden mit schönen Worten über Welthandel und Weltwirtschaft abgepeist; Japan, weil es selbst noch Mitte des 19. Jahrhunderts als ein koloniales Ausbeutungsfeld angesehen wurde, und alsdann mit seiner Umstellung beschäftigt war; Italien, weil es noch durch seine politische Einigung, seine eigentliche „Nationwerdung“ in Anspruch genommen war; und Deutschland, weil es unter Bismard teils ebenfalls durch innere Aufgaben, teils aber auch, wie so oft schon, durch seine Aufgaben im Osten abgelenkt war. Japan ging dann noch schnell genug, ehe ihm die offene Tür in China zugeschlagen wurde, zu seiner eindrucksvollen Ausdehnungspolitik in Ostasien über, ohne daß seine Lebensbedürfnisse als großes Gemeinwesen heute befriedigt erscheinen; Italien verschaffte sich erst 1911 in Tripolis, und nun in Abessinien Luft — und es blieb nur noch Deutschland als starkes Volk und mächtiger Staat, dem nach den schwachen Ansätzen vor dem Kriege heute sämtliche Türen der Weltwirtschaft zugeschlagen sind, und dem man mit freundlichem Lächeln versichert, es könne sich seine Rohstoffe im freien Handel auf freiem Weltmarkte kaufen, während gleichzeitig von einem maßgebenden Engländer geschrieben wird: „Die ungeschmälerete Verfügung über die gewaltigen natürlichen Hilfsquellen des Britischen Weltreiches muß sichergestellt werden zugunsten der künftigen Größe der angelsächsischen Rasse!“)

Die Arbeit als Grundlage der Wirtschaft

Was blieb Deutschland unter diesen Umständen zu tun übrig? Es war und ist unter den gegenwärtigen technischen und wirtschaftlichen Verhältnissen für jedes Volk eine gebieterische Notwendigkeit, an dem Rohstoff-Reichtum, an den Schätzen der Welt teilzuhaben, solange es ein Volk von Weltgeltung sein will. Die für die Weltmacht-Rolle notwendige große Bevölkerungszahl und der ebenfalls dazu erforderliche hohe Stand der Technik und der technischen Ausrüstung verlangen gewaltigere Hilfsquellen als sie der enge heimatliche Raum bieten kann — zugunsten der Größe jeder guten Rasse!

Deutschland hatte seine geschichtlichen Aufgaben im ganzen Gebiete des

*) Ellis Barler, Economic Statesmanship. Der Jude Ellis Barler-Elzbacher, der sich hier als Hüter der angelsächsischen Rasse aufspielt, ist uns bekannt aus R. Walther Darré „Der Schweinemord“, Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H., 1937. Die Schriftleitung.

europäischen Ostens zu erfüllen, und es hat sich vor der Geschichte große Verdienste hierum erworben. Der Deutsche Orden hatte sich gewissermaßen ein Kolonialreich im Osten errichtet — für damalige Verhältnisse natürlich; und auch die Rolle der Deutschen Hanse im Norden und Osten Europas ist unter diesem Gesichtspunkt zu sehen. Die Preußenkönige kolonisierten möglichst weit in den östlichen Raum hinein, und die großen Habsburger in den Südosten. Alles hinterließ Spuren, die sich heute nicht mehr verwischen lassen; aber für Deutschland als staatliche und völkische Einheit ging und blieb dieses Gebiet verloren. Alle Versuche, hier eine staatliche oder auch nur eine raumwirtschaftliche Einheit aufzurichten, wurden zerschlagen; zuletzt die Donau-Monarchie mit den deutschen Mittel-Europa-Plänen. Sie wurden zerschlagen ebenso wie die Versuche, in die neuen kolonialen Räume der Welt vorzustoßen: von den brandenburgischen Kolonien des Großen Kurfürsten bis zu den deutschen Schutzgebieten vor dem Weltkrieg. Diese waren gewiß im Vergleich zu den angelsächsischen, französischen und niederländischen Kolonialreichen bescheiden zu nennen, und dennoch wurden und werden sie uns nicht gegönnt. Die Kolonien fortgenommen, und im Osten Europas nach reichlicher Amputation den „Teufelsgürtel“ oder die „Schütterzone“ errichtet — so wurde uns nach beiden Seiten die Tür zugeschlagen, und wir blieben auf unserm engen Raum beschränkt. Da blieb uns zunächst nichts anderes übrig, wenn wir nicht ersticken wollten, diesen Raum so eingehend und tiefgehend, so gründlich und nachhaltig wie nur irgend möglich auszunutzen. Wenn wir nicht mehr in die Breite gehen konnten, mußten wir in die Tiefe gehen; dies bedeutete also, um auf das landwirtschaftliche Beispiel zurückzukommen, den Übergang von der „extensiven“ zur „intensiven“ Volkswirtschaft.

In den Zeiten, als die Welt noch unausgebeutet offen lag und unermeßliche Bodenschätze und jungfräuliche Böden lockten, da konnte man die Grundätze einer eingehenden, emsigen und mühsamen Ausnutzung des eigenen Bodens aufgeben, um sich müheelos die Schätze anzueignen, die da lagen. Man konnte es sich noch leisten, sich dabei möglichst viel Arbeit zu sparen; und das bedeutete, in die damaligen (und zum Teil noch heutigen) wirtschaftlichen Begriffe übersetzt: man konnte es sich leisten, immer nach dem Billigsten zu suchen. Die Grundätze größtmöglicher Billigkeit der Erzeugung und Versorgung, also der Ersparung von möglichst viel Arbeit, konnten nur angewandt und durchgeführt werden in einer Zeit der Ausdehnung und Aufteilung der Erde. Sobald die Grenzen der Welt erreicht waren, mußte Einkehr gehalten werden! Auch dies erleben wir im kleineren Maßstabe in den Vereinigten Staaten. Solange die Prärien des Westens in jungfräulicher Unberührtheit jedem offenlagen, solange es heißen konnte „Geh' westwärts, Junge!“ und die Möglichkeiten dieser Ausdehnung nach dem Westen schier unermeßlich erschienen — solange vollzog sich dort eine kapitalistische, liberalistische Entwicklung in Reinkultur, unbelastet von den Überlieferungen und Restbeständen des alten Kontinents. Sobald aber die Grenze des Stillen Ozeans erreicht war, sobald der Raum endgültig abgesteckt war und keine Ausdehnungsmöglichkeiten mehr vorhanden waren, geriet dieses Gemeinwesen in die tiefsten Erschütterungen; und die Umwälzung, die sich heute dort noch unter vielen Krämpfen vollzieht, ist zum entscheidenden Teil aus dieser Entwicklung zu verstehen. Amerika erkennt plötzlich seine Grenzen, es sieht sich plötzlich auf sich selbst zurückgeworfen,

und vor die Notwendigkeit gestellt, von der extensiven auf die intensive Wirtschaft überzugehen.

Dies ist die Lage, in der sich heute die ganze Welt befindet; und dies ist auch die Lage, der sich Deutschland gegenübersteht; Deutschland nur noch viel klarer, weil es zwischen den Gewalten eingezwängt, im Raum unvergleichlich stärker bedrängt ist. Es scheut sich daher nicht, das Steuer seiner Wirtschaftspolitik auf die Intensivierung herumzuwerfen, wie es sich heute die meisten anderen Völker noch scheuen zu tun: aus Lässigkeit und Bequemlichkeit, ja aus Angst vor unausdenkbaren Folgerungen und vor Mehrarbeit, läßt man sich dorthin widerwillig treiben, wo man doch hingelangen muß. Deutschland hat aber die Notwendigkeit erkannt: hier wird aus Not eine große Wende vorgenommen. Deutschlands Übergang zur „intensiven“ Volkswirtschaft bedeutet folgerichtig eine Aufgabe der extensiven Wirtschaft, also eine Aufgabe der Expansionspolitik. Der Übergang zur intensiven Volkswirtschaft bedeutet aber auch die Annahme ganz anderer Wirtschaftsgrundsätze als bisher. Man kann sie vielleicht so vereinfachen: während man bisher nur darauf gesehen hatte, billig zu erzeugen und einzukaufen, also Arbeit zu sparen, geht man jetzt dazu über, um jeden Preis zu erzeugen, und zwar aus eigenen Kräften, also auch unter Aufwendung von möglichst viel Arbeit! Das was uns an Raum, an eigenem Boden fehlt, das ersetzen wir durch eigene Arbeit.

Und, wie Adolf Hitler bei der Eröffnung der Automobil-Ausstellung sagte, „die deutsche Arbeitskraft ist in genügendem Ausmaß vorhanden, und sie wird es besonders dann sein, wenn durch das Ausklingen der nationalen Aufrüstung Hunderttausende von Menschen für andere Zwecke frei werden. An der Fähigkeit und am Fleiß unseres Volkes aber kann niemand zweifeln.“

Otto Friedrich:

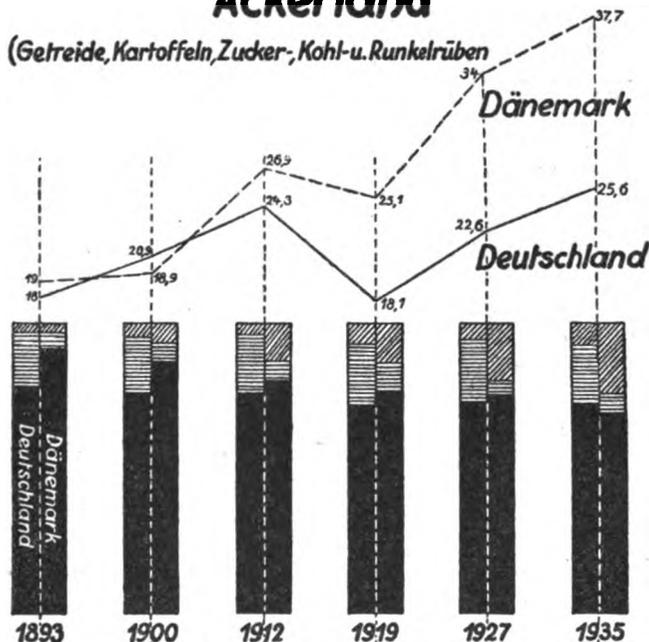
Landwirtschaftliche Leistungssteigerung in Dänemark

Das Thema, dänische Landwirtschaft, ist in der deutschen Fachpresse schon sehr oft Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen, und zwar besonders in jenen vergangenen Zeiten der Systemzeit, in denen das dänische Genossenschaftswesen der deutschen Landwirtschaft als der Weg hingestellt wurde, der aus dem drohenden wirtschaftlichen Ruin führen sollte. Intensivierung, Rationalisierung und Selbsthilfe, das waren die Schlagworte, die damals die Gemüter erhitzen, weil der Staat unfähig war zu helfen. Heute wissen wir, hätte die deutsche Landwirtschaft unter den Systemregierungen ernstlich versucht, diesen Parolen zu folgen, d. h. ihre Wirtschaft nach dänischem Muster zu intensivieren, sie wäre in das Dritte Reich nicht mit einer Schuldenlast von 12 Milliarden, sondern vielleicht von 20 Milliarden eingegangen. Es wäre nicht eine Fläche von der Größe Thüringens, sondern vielleicht der von Bayern zwangsversteigert worden. Das Schiff der deutschen Landwirtschaft hätte also den rettenden Hafen nicht mit schwerer Schlagseite, sondern nur noch als Brad erreicht.

Für eine Landwirtschaft kann die grundlegende Voraussetzung für die Inangriffnahme der Steigerung ihrer Leistungen nur das feste Bewußtsein

bilden, daß der Staat gewillt ist, sie in ihrem Willen nicht nur zu unterstützen, sondern diese Leistungssteigerung zur staatspolitischen Richtschnur zu machen. Auf diesen Kurs hat sich die Regierung Dänemarks bereits etwa seit einem Menschenalter festgelegt, während Deutschland erst seit der Machtübernahme durch Adolf Hitler die Leistungssteigerung der Landwirtschaft als politisches Ziel proklamierte. Dabei ist für unsere Betrachtungen lediglich das Ziel maßgebend, nicht dagegen die Motive und auch nicht die Mittel. Aus weltanschaulichen und politischen Gründen müssen die beiden letzteren sich in Deutschland grundsätzlich von denen in Dänemark unterscheiden.

Ertrag in dz Getreidewert je ha Ackerland



Prozentualer Anteil der Fläche von Getreide und Hackfrüchten am Ackerbau

Runkel- u. Kohlrüben
 Kartoffeln, Zuckerrüben
 Getreide

Wir gehen also davon aus, daß die dänische Landwirtschaft, dank der Fürsorge des Staates, bereits um die Jahrhundertwende in einen Kampf um die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung eintrat, während der deutsche Bauer die Erzeugungsschlacht erst 1933 beginnen konnte. Weil Dänemark uns also etwa 25 Jahre voraus ist, ist es für uns, die wir noch am Anfang des Weges stehen, außerordentlich interessant zu erkennen, welchen Erfolg und mit welchen Mitteln es ihn erzielte.

Im beigegebenen Schaubild ist die Entwicklung der Hektarerträge von Getreide und Hackfrüchten, ausgedrückt in Getreidewerten, für die beiden

Länder und innerhalb gewisser Zeitabschnitte dargestellt. In den 10 Jahren um die Jahrhundertwende herum, liegen beide Länder noch praktisch auf gleicher Ertragsstufe. Um die Mitte des ersten Jahrzehnts beginnen die Erträge Dänemarks schneller zu steigen, so daß 1912 bereits ein Vorsprung von 2½ dz je Hektar gegenüber Deutschland festzustellen ist. Der Krieg mit seinen Wirkungen wirft Deutschlands Erträge auf den Stand von 1893 zurück, während Dänemark nur eine kleine durch Dünger- und Futtermangel bedingte Ertragseinbuße von knapp 2 dz je Hektar zu verzeichnen hat. Dann, von der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart, setzt in Dänemark der unerhörte Anstieg der Erträge ein, hinter denen die sich langsam erholenden Erträge Deutschlands weit zurückbleiben, so daß zur Zeit Dänemarks Flächenenerträge rund 50 vH. über den unserigen liegen, obwohl sie sich im Anfang des Jahrhunderts auf gleicher Höhe befanden.

Auf den Einwand, daß diese Mehrerträge Dänemarks auf seine ungleich günstigeren Boden- und Klimaverhältnisse zurückzuführen wären, muß folgendes gesagt werden:

Zugegeben, Dänemark wirtschaftet im Vergleich zu ganz Deutschland unter besseren und ausgeglicheneren klimatischen Bedingungen. Derartige Unterschiede in der mittleren Jahrestemperatur wie zwischen Ostpreußen und der Bergstraße oder in der Niederschlagsmenge und Verteilung, wie zwischen der Nordseeküste und den Regenschattengebieten unserer Mittelgebirge, gibt es dort nicht. Hinsichtlich der Bodengüte sind jedoch auch in Dänemark recht erhebliche Unterschiede festzustellen. Sie schwanken zwischen leichtestem Sand in Westjütland und schwersten Böden auf den Inseln Lolland-Falster. Aber es fehlen dort sowohl die schweren, untätigen, kalten Böden gewisser Gebiete Mitteldeutschlands als auch die flachgründigen Schotterböden unserer Gebirge. Zugegeben also, daß aus diesen Gründen ein Vergleich der derzeitigen Ertragslage ganz Deutschlands mit der Dänemarks ein falsches Bild ergibt, so gibt es aber gewisse Gebiete Deutschlands, die ohne weiteres einen Vergleich mit Dänemark aushalten.

Erträge in Getreidewerten dz je ha			
	Getreide		zus.
	Hafdrüchte		
Jütland, der schlechtere Teil			
Dänemarks	24,8	58	34,2
dagegen			
Schleswig-Holstein,			
etwa gleicher Boden und			
gleiches Klima wie Jütland	22,6	44,9	26,7
Die dänischen Inseln, der			
bessere Teil Dänemarks . .	32,9	75,8	44,3
dagegen			
Braunschweig höchstes			
Ertragsgebiet Deutschlands	25,3	56,2	34,5

Die Überlegenheit Jütlands über Schleswig-Holstein und der dänischen Inseln über Braunschweig zeigt sich besonders in den Hafdrüchterträgen mit

aller Deutlichkeit. Man kann daher kaum bezweifeln, daß es nicht nur Boden und Klima sind, die den Vorsprung Dänemarks bedingen.

Versuchen wir uns durch die Agrarstatistik ein Bild über die betriebswirtschaftlichen Umstellungen in Dänemark zu machen, die Hand in Hand mit der Steigerung der Erträge gingen.

Im Jahre 1893 hatte Dänemark einen Hackfruchtanteil am Ackerland von nur 8 vH., während in Deutschland 22,4 vH. des Ackerlandes mit Hackfrüchten bebaut waren. Das Schaubild zeigt, wie in den folgenden Zeitabschnitten der Hackfruchtanteil in Dänemark sehr viel schneller steigt als in Deutschland. Im Jahre 1935 baut Dänemark mehr Hackfrüchte, nämlich 30,8 vH., während Deutschland nur bis auf 27,4 vH. steigerte. Die Vergrößerung der Hackfruchtfläche trifft in erster Linie die Runkel- und Rohlrübenfläche, die 1935 in Dänemark 24,3 vH. der Ackerlandfläche gegenüber Deutschland mit 6,5 vH. beträgt. Umgekehrt verhält sich aber die Fläche von Zuckerrüben und Kartoffeln, die sich in Deutschland auf 20,4 vH., in Dänemark nur auf 7 vH. beläuft.

Diese gewaltige Ausdehnung des dänischen Futterhackfruchtbaues, die mit der Steigerung der Hektarerträge von 445 auf 582 dz zusammenfällt, erklärt sich aus der Vermehrung des Milchviehbestandes von 1 auf 1,7 Millionen Stück, bei gleichzeitiger Steigerung der Jahresmilchmenge von 2200 auf 3200 kg je Kuh und des Milchfettgehaltes von 3,3 auf 3,7 vH. Von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart verdoppelte Dänemark die Gesamtmilchmenge und verdreifachte den Butterexport.

Innerhalb der Getreideanbaufläche gingen folgende Umstellungen vor sich. Die Weizenfläche wurde verdreifacht, die Menggetreidefläche verdoppelt, die Gerstenfläche um 25 vH. erhöht, dagegen der Roggenbau um die Hälfte verkleinert. Weizen und Menggetreide haben in Dänemark den Roggen auf die leichtesten absoluten Roggenböden in Jütland verdrängt, so daß bezeichnenderweise der Roggen noch den gleichen Hektarertrag, nämlich 17 dz wie um die Jahrhundertwende bringt, während alle anderen Getreidearten im Ertrage stark aufholen konnten. Das selbst erzeugte Getreide wird in Dänemark fast ausschließlich an die Schweine verfüttert, denn das Brotgetreide wird eingeführt. Die Umstellung im Getreidebau findet ihre Begründung in der Abstellung der Schweinehaltung auf die Erzeugung von Bacon für den Export nach England. Sie wurde von 1898 bis zum Jahre 1932 vervierfacht. Auf 3,7 Millionen Menschen entfallen 4,88 Millionen Schweine. Die tatsächliche Mehrerzeugung von Schweinen gegenüber dem Ausgangsjahr kommt in dieser Bestandssteigerung noch gar nicht voll zum Ausdruck, da sich gleichzeitig die Umsatzgeschwindigkeit, gemessen am Rumpfbestand, von 120 v. H. (der etwa auch für Deutschland geltenden Zahl) auf 180 vH. erhöht.

Die starke Viehhaltung Dänemarks findet ihren Ausdruck in der Zahl von 1 Stück Großvieh gegenüber Deutschland 0,74 Stück auf 1 ha Nutzfläche. Demzufolge ist auch der Mistanfall in Dänemark um etwa 25 vH. größer. Hinzu kommt noch, daß er wohl qualitätsmäßig wegen der starken Kraftfuttergaben auch höher zu bewerten ist, wie der in Deutschland durchschnittlich anfallende Stallmist. Dagegen wird in Dänemark im allgemeinen weniger Kunstdünger verbraucht, so daß die Gesamtgaben an Pflanzennährstoffen aus Kunstdünger und Stallmist nicht wesentlich von den unserigen abweichen.

Gesamter Düngerverbrauch je ha landwirtschaftlicher Nutzfläche

	kg N	kg P ₂ O ₅	kg K ₂ O	Stallung in % d. Gesamtdüngers		
				N	P ₂ O ₅	K ₂ O
Deutsches Reich (1935)	44,9	40,0	63,9	68,4	51,2	54,5
Dänemark (1933)	49,8	44,8	53,5	87,8	59,8	91,4

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Erhaltung bzw. Steigerung der Fruchtbarkeit ist jedoch die Tatsache, daß, wie obige Tabelle zeigt, der prozentische Anteil des Stalldüngers an den Gesamtnährstoffen in Dänemark ein wesentlich höherer ist als bei uns.

Für die Würdigung der Leistungssteigerung der dänischen Landwirtschaft ist die Besitzverteilung von erheblicher Bedeutung. Der Schwerpunkt der dänischen Landwirtschaft liegt in den mittel- und großbäuerlichen Betriebsgrößen, während sowohl die Kleinbetriebe unter 5 ha als auch die Großbetriebe über 200 ha gegenüber Deutschland stark zurücktreten.

In Prozenten ausgedrückt entfallen auf die landwirtschaftliche Nutzfläche in:

	Deutschland	Dänemark
Betriebe unter 5 ha	12,3 vH.	Betriebe unter 5 ha 5,2 vH.
5—200 ha	72,9 vH.	5—170 ha 88,2 vH.
über 200 ha	14,8 vH.	über 170 ha 6,6 vH.

Das starke Überwiegen des mittel- und großbäuerlichen Betriebs hat Dänemark vornehmlich in den Stand gesetzt, die tierische Leistung derart zu entwickeln, und damit gleichzeitig die Bodenerträge in hohem Maße zu steigern. Somit ist Dänemark die beste Stütze für die Anschauung, daß der gesunde Bauernbetrieb in seiner Gesamtleistung für die Volkswirtschaft, durch seine ausgeprägte Veredlungswirtschaft, die größten Leistungen hervorbringen kann. Aber das Vermögen, diese Leistungen auf die Dauer durchzuhalten war auch nur möglich deshalb, weil der dänische Bauer sich selbst nur um die Erzeugung und nicht um den Absatz seiner Produkte zu kümmern braucht, da ihm diese Sorge das weit verzweigte Netz seiner Genossenschaften in ihrer vielfältigen Gestalt als Absatz-, Bezugs- und Kreditgenossenschaften abnimmt. Mit aller Deutlichkeit zeigt uns so das dänische Beispiel, daß die Steigerung der Erzeugung auf die Dauer nur bei einer gleichzeitigen planvollen Ordnung des Marktes möglich sein kann.

Und trotzdem hätte das dänische Genossenschaftswesen allein es auch nicht vermocht, den dänischen Bauern zu den erhöhten Leistungen zu veranlassen, wenn zwischen den Erzeuger und die marktordnende Stelle nicht das verbindende Glied in Gestalt des Beratungswesens eingebaut worden wäre. Dänemark ist überzogen von einem dichtmaschigen Netz von Beratungsstellen, deren Leiter, die „Konsulenten“, sowohl vom Staat als von den Wirtschaftsorganisationen unterhalten werden. Ihr Dienstbezirk ist so klein bemessen,

daß sie in ihm jeden Bauern und jeden Betrieb kennen und einerseits aus dieser eingehenden Kenntnis der wirtschaftlichen und persönlichen Gegebenheiten, andererseits aus ihrem Überblick über das Marktgeschehen, dem Bauern in allen ihn bewegenden wirtschaftlichen Fragen ein zuverlässiger Helfer und Berater sein können. Das Gehalt eines Konsulenten ist aber so hoch gesetzt, daß er eine Familie gründen kann und nicht den Ehrgeiz hat, sich, wenn er tüchtig ist, schnellstens nach einer besser bezahlten Stellung umzusehen.

Wenn man nach dem eigentlichen Grund der uns fast rätselhaft anmutenden Erfolge der dänischen Landwirtschaft fragt, so sei an das Wort erinnert, das der Reichsbauernführer anlässlich der Eröffnung der deutschen Erzeugungsschlacht prägte: „Es müsse das Ziel der Erzeugungsschlacht sein, die zwei Drittel schlechter wirtschaftenden Bauern und Landwirte auf den Leistungsstand des einen Drittels der besser wirtschaftenden zu bringen.“ Das ist den Dänen in den letzten 30 Jahren zweifellos gelungen, und zwar — und das ist das Geheimnis ihres Erfolges — mit ihrem vorbildlich arbeitenden bis zum einzelnen Betrieb vordringenden Beratungswesen. Wir müssen zugeben, daß Deutschland in diesem Punkte noch weit hinter seinem Nachbar im Norden zurücksteht. An sich ist das nicht erstaunlich, wenn man die politischen Ereignisse in den letzten Jahrzehnten und die Einstellung des Staates zur Landwirtschaft in ihnen überblickt. Um so mehr wird es aber unsere Sorge sein müssen, in den kommenden Jahren gerade in diesem Punkte die Versäumnisse einer vergangenen Zeit nachzuholen, indem wir unsere jungen besten Kräfte ins Dorf, an die Front schicken, und zwar besonders in die Gebiete, die in ihren Gesamtleistungen noch am weitesten zurückliegen.

Ziehen wir den Schlussstrich unter unsere Betrachtungen. Wir müssen ehrlich anerkennen, daß der dänische Bauer Erstaunliches geleistet hat, aber nicht deshalb, weil er vielleicht seiner rassenmäßigen Herkunft nach tüchtiger wäre als der deutsche Bauer. Dieser ist aus demselben Holz geschnitten wie der dänische. Bis 1933 hat der deutsche Bauer jedoch unter der Ungunst der politischen und wirtschaftlichen Lage nicht die Möglichkeit gehabt, sein wahres Können zu entfalten. Hierfür sind die Voraussetzungen erst seit der Machtübernahme gegeben. Auf dem Wege, auf welchem Dänemark seinem Ziel zugeht, können wir ihm nicht folgen, denn sein Ziel ist ein anderes, als es uns gesetzt ist. Für Deutschland kommt es nicht darauf an, den Weltmarkt mit Butter und Bacon, mit Schmalz und Eiern zu versorgen, sondern unser Ziel ist, so viel Brot, Kartoffeln, Fleisch, Fett usw. zu erzeugen, daß das deutsche Volk sich auch in Notzeiten sattessen kann, ohne auf Zufuhr von jenseits der Grenzen angewiesen zu sein. Dänemark hat uns gezeigt, wie eine zielklare unbeirrbar Führung einen Bauernstand zu Erfolgen führen kann, die in der ganzen Welt einzig dastehen. Wenn wir einmal Ähnliches vollbracht haben, können wir mit Recht sagen, die Erzeugungsschlacht ist gewonnen.

Bernhard Sommerlad:

Ludwig von der Marwitz und das Bauerntum

Unser Mitarbeiter Bernhard Sommerlad nimmt im folgenden aus nationalsozialistischer Schon Stellung zu dem Buche von Walther Kayser, „Marwitz“, das in der Öffentlichkeit Beachtung gefunden hat und auch in der Folge 46/36 in der „NS-Landpost“ bereits besprochen worden ist. Wir werden, um zur Klärung beizutragen, Walther Kayser in der nächsten Folge unserer Zeitschrift Raum zur Darlegung seines Standpunktes zur Verfügung stellen.

Die Schriftleitung

„Wir werden in Zukunft unseren Kindern nicht mehr die Geschichtsbeschreibung der Sondertümeleien und Eifersüchteleien der Territorial- und Kirchensfürsten vermitteln, sondern werden bestrebt sein, erst einmal die Geschichte des deutschen Menschen zu schreiben. In dieser Geschichte des deutschen Menschen wird immer der Bauer die Grundlage der Betrachtung sein und einen Ehrenplatz einnehmen.“ Mit diesen Worten, die der Reichsbauernführer R. Walther Darré im Jahre 1934 auf dem Reichsbauerntag zu Goslar sprach, hat er nicht nur der deutschen Geschichtsforschung grundsätzlich neue Bahnen gewiesen. Er hat uns vielmehr, besonders auf dem Gebiet der Agrargeschichte, zugleich ein neues Axiom, einen unbestechlichen Maßstab und hervorragenden Gradmesser zur Beurteilung an die Hand gegeben: Vom Bauern her als „Grundlage der Betrachtung“ können wir nämlich ebensowohl jede umfassende geschichtliche Darstellung, wie auch jede Biographie irgendeiner Einzelpersonlichkeit ganz unzweideutig werten. Anders ausgedrückt: Davon, wie sich z. B. eine Persönlichkeit der Agrargeschichte zum deutschen Bauerntum gestellt hat, wird es künftig allein für uns abhängen, ob wir sie als Vorläufer der heutigen nationalsozialistischen Bauernpolitik, als einen ihrer Geistesverwandten ansprechen dürfen oder nicht. Allerdings darf dabei ein wichtiges Moment historischer Methodik niemals außer acht gelassen werden. Nicht an jener Persönlichkeit, wie sie ein Biograph sehen möchte, sondern an der Persönlichkeit, wie sie „eigentlich gewesen ist“, muß jede Kritik angelegt werden.

Gerade diese Feststellung erscheint nötig, wollen wir uns heute mit dem „Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung“ befassen, den Walther Kayser in einer soeben erschienenen Lebensbeschreibung des preußischen Edelmannes Ludwig von der Marwitz vorgelegt hat.¹⁾ Wohl keine Persönlichkeit aus jener Zeit hat bislang so oft

¹⁾ Walther Kayser, Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, 347 S. Preis geb. 8,50 RM., kart. 7,50 RM.

die deutsche Geschichtsforschung beschäftigt — der umfassende Quellennachweis Kaysers bestätigt das —, wie eben die Person des Gutsberrn zu Friedersdorf und späteren Generals Ludwig von der Marwitz, der als scharfer Kämpfer gegen die Ideen der französischen Revolution und der Aufklärung nicht minder bekannt geworden ist, wie als unerbittlicher Gegner der Hardenbergschen Gesetzgebung. Immer wieder hat dieser zutiefst patriotische Mann, der wie kaum ein anderer ein glühender Hasser Napoleons gewesen ist, die Geschichtsforschung angezogen. Die Bedeutung seiner Kämpfernatur wurde von einem Treitschke und von einem Droysen erkannt. Aber auch in der Dichtung ist Marwitz von Willibald Alexis oder von Theodor Fontane nachgezeichnet worden.

Sah die bisherige Geschichtsauffassung, um mit den Worten Kaysers zu sprechen, in diesem Marwitz „fast durchweg einen Nachfahren der ständischen Fronde Roths und Ralksteins und des absolutistisch-kastenmäßigen Staatsaufbaues des friderizianischen Zeitalters, einen Gesinnungsgenossen der alt-preussischen und altständischen militärischen und politischen Reformgegner Nord und Findenstein, einen Vorläufer der konservativen Parteianschauung Hallers und Stahls“, so versucht Kayser, ein völlig neues Bild zu entwerfen. Wie die zuvor geschilderten Auffassungen lehnt Kayser aber ebenfalls „eine gewisse ost-romantische, feudalkonservative oder auch feudalsozialistische Ideologie“ ab, die „in Marwitz den Repräsentanten einer mystischen ostelbischen Landschaftsseele und der patriarchalischen altpreussischen Adelsidee verehrt“. Stattdessen sieht Kayser in seinem Helden vielmehr den „Zeugen nordisch-germanischer Rassewerte“, den „Vorkämpfer neuer völkischer Gemeinfreiheit und Ebrauffassung“, einen „Gesinnungsgenossen der Reformen Stein und Scharnhorst“.

Insonderheit hat Kaysers Versuch, Marwitz „in seiner heldisch-adelsbäuerlichen Urnatur“ zu umreißen und seine „germanisch-deutsche Bauernehrfurcht vor dem Gottesleben des der Sippe zu gemeinnützigiger Verwaltung anvertrauten Grundeigentums“ herauszustellen, etwas ungemein Bestechendes an sich. Indem wir darüber hinaus weiter lesen, Marwitz habe einen neuen „Krieger- und Bauernadel“ schaffen und „die Bauern im Sinne der altgermanischen Gemeinfreien“ zu „freien Grundeigentümern“ machen wollen, erhält dieses Bild immer weitere Züge, die die Theorie von Marwitz als dem Vorkämpfer eines wahren Ovalsbauerntums zu erhärten scheinen. Wenn Kayser dann schließlich noch von dem Kampf, den Marwitz an der Spitze der ständischen Opposition gegen Hardenberg führte, nachweisen will, er habe dabei „nicht an reaktionäre Wiederherstellung der unwiderruflich überlebten feudalen Verhältnisse“ gedacht, sich nicht „auf alte Privilegien und Vorrechte berufen“, ja sogar einen Verzicht auf solche überlebten Rechte erwartet und eine Heranziehung aller opferfreudigen Elemente zur Führung des Staates erhofft, dann gewinnt im Laufe der flüchtig geschriebenen Kayser'schen Arbeit die Annahme eines wirklich „adelsbäuerlichen“ Marwitz außerordentlich stark an Wahrscheinlichkeit. Dieses Bild scheint sich besonders auch noch dadurch abzurunden, wenn man die Ablehnung der Freimaurerei und des Judentums, des römischen Rechtes und einer Vorkherrschaft des Geldes durch Marwitz kennt, wenn man seinen Kampf gegen die liberalistischen Anschauungen eines Adam Smith und eines Hardenberg oder seine unbestrittene nationale Gesinnung in die Waagschale wirft, die der spätere

Reitergeneral vor allem in den Jahren 1806/07 und 1813/15 unter Beweis stellte. Ganz besonders aber erweckt jenes Kapitel, in dem Kayser seinen Helden als Widerfacher Hardenbergs schildert, größte Zuneigung für Marwitz und löst zugleich Bedauern darüber aus, daß die gesamte bisherige Geschichtsauffassung ihn scheinbar so gründlich verzeichnen konnte.

Und doch gibt, wie schon G ü n t h e r P a c y n a bei seiner Besprechung der Kayser'schen Untersuchung in der „N.S.-Landpost“ betonte, „Kayser's Lebensbeschreibung nicht ein Bild von Marwitz wie er war, sondern wie ihn Kayser wahrhaben möchte. Sie ist daher mehr ein Gestinnungszeugnis über den Verfasser als über Marwitz“. Stimmt man nämlich unserem oben gefundenen Satz zu, daß die Beurteilung des Bauern durch eine Persönlichkeit auch für deren Wertung — wenigstens auf dem Sektor der Agrargeschichte — maßgebend ist, und untersucht man mit diesem Wertmaßstab Ludwig von der Marwitz nach seiner Stellung zum deutschen Bauernstand, dann zeigt sich eben doch ein ganz anderer Marwitz als ihn Kayser sehen zu dürfen glaubt. Marwitz' eigene Worte*) sprechen hier leider eine allzu deutliche Sprache.

Schon seine Geschichtsauffassung läßt überhaupt gar keinen Raum für „altgermanische Gemeinfrei“. Soweit er zurückdenken kann, war „die älteste Verfassung feudalistisch“. Zwei Stände standen nach ihm zu Seiten des Landesherren: Adel und Städte, oder wie er sie auch nennt, die „produzierende“ und die „gewerbetreibende“ Klasse. Und schon hier zeigt Marwitz ganz eindeutig, daß in seinem Denken für die Existenz eines selbständigen Bauernstandes gar kein Raum ist. Nachdem er nämlich festgestellt hat, daß „unter der gewerbetreibenden Klasse der Städter verstanden wird“, fährt er fort: „Aber die produzierende? — Das ist ja der Bauer! höre ich von allen Seiten erschallen. Mitnichten, es war der Adell Der Bauer war des Edelmannes Knecht und baute dessen Felder für Naturalanteil. So wenig es nun jemand einfallen kann, wenn von Handwerkern geredet wird, bloß die Gesellen also zu nennen, die Meister auszuschießen, — oder wenn von Kaufleuten (geredet wird), darunter nur Ladendiener zu verstehen, — so wenig kann auch der Bauer in damaliger Zeit, der bloße Knecht des Edelmannes, der Produzierer genannt werden. So gewiß das Handwerk nur in den Meistern, die Kaufmannschaft nur in den Kaufherren beruht, so gewiß sind die Besitzer des Grundes und Bodens, und nicht die Knechte, durch welche sie ihn beadern und abernten lassen, die produzierende Klasse. Und endlich: so wenig die Gesellen und die Ladendiener einen eigenen Stand im Staate ausmachen können, so wenig kann es der Bauer. Man hat ihn nie ohne Nachteil für den Staat als einen abgesonderten Stand betrachtet“ (II, 2, 60).

„Es soll“, so ruft er bei anderer Gelegenheit aus, „einen Bauernstand geben? So errichte man in den Städten auch einen Gesellen- und Ladendienerstand. So gewiß diese nur Maschinen (!!) sind, durch welche Meister und Kaufleute ihr Gewerbe betreiben, so gewiß sind Ritter und Bauern nicht verschiedenen, sondern des nämlichen Standes, und dieser kann geistig vertreten werden nicht

*) Die Zahlen hinter den Zitaten beziehen sich auf das dreibändige Werk von Friedrich Meusel, Friedrich August Ludwig von der Marwitz, Berlin, Bb. I (1908); Bb. II, 1 (1913); Bb. II, 2 (1913).

durch die Faust, welche gräbt und pflügt, sondern nur durch den Kopf, welcher das Land kennt und seine Verhältnisse" (II, 2, 169). Fürwahr, diese Auslegung von den Rechten des Arbeiters der Stirn und der Faust klingt wenig nach einer „Heranziehung aller opferfreudigen Elemente zur Führung des Staates"! Wohl betont Marwitz einmal: „Unleugbar ist der Adel mit den Bauern desselben Standes, des Standes der ländlichen Grundbesitzer“. Aber diese Zusammengehörigkeit zu einem Stand ist bei ihm nur in dem Sinne zu verstehen, wie zweifellos selbst ein politisch so reaktionärer Mann wie Nord kaum geleugnet haben würde, daß schon zu seiner Zeit ein einfacher Musketier und ein General zu einem Stande gehörten, nämlich dem des Soldaten, ohne daß doch damit Nord auch nur ein J-Lüpfelchen von den Vorrechten des friezianischen Offizierkorps preisgegeben hätte. So nur ist auch Marwitz zu verstehen. Wohl gehören Adel und Bauer zu einem Stand, dem Stand des Landmannes. Allein: „Uns ist Landmann und Adel, Bürgerschaft und Städter völlig synonym; die Knechte, Dienstboten und Handlanger des einen kommen so wenig wie die des anderen in Betrachtung" (II, 2, 63). Ja, wenn Marwitz, wie wir oben lesen, davon spricht, daß man „nie ohne Nachteil für den Staat einen abgesonderten Bauernstand" geduldet habe, so nimmt er ausdrücklich — übrigens im völligen Gegensatz zu Arndt — die schwedische Verfassung seiner Tage zum Anlaß, um noch deutlicher zu werden: Die dortige Landstandschafft der Bauern, die für Arndt gerade ein Vorbild ist, sei „die ewige Quelle von Zerrüttungen für dieses Reich gewesen“. „Die Landstandschafft des Bauern ist (solange er dumm und gehorsam) ein Blendwerk, oder sie führt (wenn er pfiffig und widerspenstig), seiner Zahl wegen, die Auflösung des Staates herbei. Daß der ganze Stand einsichtsvoll und bescheiden sein könne, scheint uns unmöglich, so lange er wirklich Bauernstand ist" (II, 2, 61). Und wenige Seiten später (II, 2, 77) spricht er von dem „Schein-Stand" der Bauern und verhöhnt dabei gewisse adelsfeindliche Schriftsteller, die im Bauern eine „unglückliche Klasse" sahen, „die dem Adel dienen muß, keinen Kaffee und keinen Wein trinkt usw.". „Um ihr Streben noch zu veredeln", so spottet er, „poetisierten sie sich den Bauern als die höchste Redlichkeit, den höchsten Fleiß, nur daran dachten sie nicht, daß er wohl einmal mit ihnen so möchte verfahren wollen, wie sie mit den Herren-von". Er aber kennt „die Faulheit der Bauern" (II, 2, 157), und seine Schilderung der Bauern etwa nach der Agrarreform ist alles andere als „poetisierend": Statt daß der Bauer sonst (d. h. vor der Reform. D. Verf.) auf seinem Acker arbeitete, sieht man ihn jetzt vor der Haustür oder im Wirtshaus bei der Brantweinflasche sitzen. Wo sonst im Sommer um 3 Uhr morgens alles schon munter war, wird es jetzt kaum um 6 Uhr lebendig. Schon ist Kaffee an die Stelle der Brotsuppe getreten. Statt daß der Bauer sonst seine Söhne zur Arbeit anhalten mußte, lernen diese jetzt die „Faulheit vom Vater" (II, 2, 331). Und es verrät wirklich wenig odalsbäuerliche Bestimmung, wenn Marwitz, wie wir schon sahen, sich den Bauernstand entweder nur „dumm und gehorsam" oder „pfiffig und widerspenstig" vorstellen kann.

Aus dieser ziemlich erheblichen Mißachtung des Bauernstandes sind auch die Worte zu erklären, die Marwitz in seiner „Kritik des Steinischen Testaments" niederschrieb: „Der Staat selbst ist ein Unding für den Bauern, weil er ihn weder sehen noch erkennen kann (welcher Mensch kann das im

allgemeinen überhaupt? D. Verf.) außer etwa durch Abgaben, die er an ihn zahlte. Er erkennt ihn also höchstens im Ganzen als etwas Drückendes und also Feindseliges (wie er sich ihm denn auch jederzeit nach seinen besten Kräften zu entziehen sucht); die Zwischenbehörde aber (den Gutsherrn) erkennt er vollständig, denn er lebt mit ihm, und durch ihn erkennt er den Staat" (II, 1, 242). Gerade in dieser Mittlerstellung sieht Marwitz auch besonders die Vorrechte des Adels begründet, auf die weiter unten noch zurückzukommen sein wird.

Wir sahen: Immer wieder vertritt Marwitz die Anschauung, daß der Stand des Landmannes auch der Stand des Adels ist und nur von diesem vertreten werden könne; da dieser allein „das dauernde und unveränderliche Interesse des Standes“ im Auge habe. „Diesem gemäß war der Stand des Landmannes repräsentiert, nicht durch die das Zugvieh treibenden Knechte, sondern durch die Besitzer des Grundes und Bodens“. Nicht oft genug kann Marwitz darauf hinweisen. Daß es ihm bei der Bewertung des Bauern als Knecht des Edelmannes „darauf nicht ankömmt, ob der naturaliter abgelohnte Knecht seinen Anteil aus der Scheune des Herrn bekömmt oder auf einem angewiesenen Stück Landes ihn selbst erbaut, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden“ (II, 2, 60). Übrigens sei es früher niemanden eingefallen, „in dem Umstand, daß kein Bauer [auf den Landtagen] erscheinen durfte, einen Nachteil für diesen zu sehen“ (II, 2, 67).

Wie wenig Beweise bleiben nach all diesen eigenen Worten Marwitz' dafür übrig, daß er „die Notwendigkeit einer Teilnahme aller Volkskräfte“ am Staatsleben erkannt hätte? So wird man denn auch eine Stelle aus seinem Aufsatz „Über eine Reform des Adels“, in der er davon spricht, daß auch „Bürgerliche oder Bauern aus der Armee . . . wegen ausgezeichneten Verdienste in Kriege geadelt werden“ können (II, 2, 158), kaum in dem Sinne verstehen, als ob hiermit Marwitz etwa einem „Neuadel aus Blut und Boden“ im Sinne des Reichsbauernführers, einem bluthaftem Volksadel, das Wort geredet habe. Der ganze Sinn des Aufsatzes und die sonstige Beurteilung des Bauerntums durch Marwitz müßte davor warnen, diesem Zitat die Bedeutung zuzulegen, wie es Kayser tut. Ganz im Gegenteil hält es Marwitz für einen grundlegenden Fehler Steins bzw. seiner Nachfolger, daß „Edelmann und Bauer vollkommen gleichgestellt werden sollen“ (II, 2, 89). Man vergesse hier auch nicht das Wort, das Marwitz einmal sprach, man solle sich nicht „darüber ärgern“ (!), daß der adelsfeindliche Schriftsteller Benzmann „den Adel Bauern“ nennt, die sich Hofmeister, Kammerjunker, Bediente, Kutscher und Jäger halten. Dies ist seiner und seiner Partei Sinnesart vollkommen gemäß“ (II, 2, 270/72). Und es ist nicht minder bezeichnend, wenn es am Schluß dieser Sätze heißt: „Endlich muß doch noch über den Adel- und Bauernstand bemerkt werden, daß es eine der Geschichte unseres Landes widersprechende Lüge ist, zu sagen: der erstere sei aus letzterem hervorgegangen. Im Gegenteil ist es der Adel gewesen, der den jetzigen Bauernstand gegründet und ausgestattet hat.“ Man wird sich nach allen diesen eigenen Marwitz-Worten gleichfalls vor einer Überschätzung des auch von Kayser angeführten Satzes hüten: „Gibt es irgendwo (!) Bauern, die, über ihre Arbeit hinaus, den Staat sehen, so müssen sie dem Adel gleichgerechnet werden.“ Sicher stammt dieser Satz von Marwitz. Aber ihm gehen nicht nur die oben angeführten reichlich absprechenden Bemerkungen über die Landstandschafft des

Bauern voraus, sondern man liest unmittelbar vorher: „Die kleinen, freien Grundbesitzer, die es in anderen deutschen Ländern gibt, kommen hier nicht in Betrachtung, weil diese entweder schon über den Bauernstand (so wie er bei uns ist) sich erheben, oder ebenso ungeschickt sind, das Allgemeine ins Auge zu fassen, wie dieser, und sodann, weil sie bei uns gar nicht existieren“ (II, 2, 61). Hieran schließt sich dann der angezogene Satz von den Bauern, die dem Adel gleichgerechnet werden könnten. Nur wenn man ihn ohne Zusammenhang mit einer der abfälligsten Stellen von Marwitz über das Bauerntum liest, erhält dieses Wort seine verblüffende Bedeutung, auf Grund derer Kayser schreibt: „Sobald aber der Bauer durch seine Teilnahme an den Angelegenheiten der Landgemeinde zum wahren Staatsbürger geworden sei, werde er damit Träger derselben öffentlichen Rechte und Pflichten wie der landständische Adel.“

Während Marwitz also auf der einen Seite einen Stand des Landmannes kennt, der auch den Bauern kollektiv umfaßt, jedoch einzig und allein durch den Adel repräsentiert werden kann, lehnt der gleiche Marwitz in seiner späteren Zeit einen solchen Sammelbegriff auf der anderen Seite energisch ab. Schreibt er doch bei einer Betrachtung des Ediktes vom 9. Oktober 1807 „über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner“: „Schon diese fremdartige Benennung und Erfassung einer Menschengruppe, die in der Art gar nicht existierte, ist bemerkenswert.“ „Es gab“, so heißt es jetzt plötzlich, „auf dem Lande königliche Domänen, Edelleute und untertänige Bauern, alle mit ganz verschiedenen Rechten und Pflichten; und in den Provinzen, die uns nach dem Frieden geblieben waren, nur an äußerst wenigen Orten Bauern mit freiem Eigentum. Dies waren also sehr bestimmt unterschiedene Klassen (II), die noch niemals kollektive Landbewohner genannt worden waren, da es nicht auf den Platz ankam, wo ihr Haus stand, sondern auf ihre Rechtsverhältnisse“ (I, 493). Man vergesse hier niemals, daß Marwitz früher von den „beiden einzig möglichen Klassen“, der des Adels und der des Städters, gesprochen hatte und dabei immer wieder betonte, daß wir „nur zwei Stände im Staate konstituiert haben und mehrere nicht statuieren können: den Repräsentanten des Grundes und Bodens — Landmann — Adel; den Repräsentanten der menschlichen Fertigkeiten, den Städter“ (II, 2, 74), und daß er zu dem Stande des Landmannes den Bauern rechnete. Sieht man diesen Bestimmungswechsel von Marwitz nicht in dem auch sonst möglicherweise vorhandenen Gegensatz zwischen dem jüngeren und dem älteren Marwitz, so wäre man unter Umständen versucht, an der Ehrlichkeit der Worte zu zweifeln, die er selbst anlässlich der Darlegung seiner Zweistände-Theorie schrieb: „Diese Substitution des Begriffes Landmann für Adel und Städter für Bürgerschaft werde nicht für willkürlich gehalten, um etwa, der Mode des Zeitalters gemäß, durch Verwechslung der Benennungen Verwirrung der Begriffe zu erzeugen, sondern es ist ganz ernsthaft gemeint: Uns ist also Landmann und Adel, Bürgerschaft und Städter völlig synonym“ (II, 2, 63).

Daß Marwitz natürlich auch gelegentlich seiner verschiedenen Bemerkungen über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit, der Patrimonialgerichtsbarkeit und des Gemeindefrangsdienstes Beiträge für seine Stellung zum Bauerntum liefert, ist selbstverständlich. So ist für ihn — wir kennen diese Theorie aus unseren Tagen zur Genüge — die Untertänigkeit „ein patriarchalisches

Band, welches den Bauern an den Edelmann knüpfte, ein Band, welches die Idee eines höheren Rechtes und einer edleren Sitte (!), die Achtung vor einem gebildeteren Leben (!) auf eine Art in die Gemüther jener untersten Klasse (!) pflanzte, welche, aufgehoben, nur der äußersten Zuchtlosigkeit und der gefährlichsten Irreligiosität Raum geben kann" (II, 1, 240)! Hier offenbart sich also die gleiche geringe Meinung über den Bauernstand, die sich wie ein roter Faden durch die gesamten Schriften von Marwitz zieht. Auch die Patrimonialgerichtsbarkeit ist für ihn „ein notwendiges Mittel, durch welches allein dem Vorsteher jenes kleinen patriarchalischen Staates sein Ansehen und in diesem Verein die Ordnung erhalten werden kann" (II, 1, 242). Rein Wunder, daß Marwitz im Jahre 1824 beim Provinziallandtag einen Antrag „g e g e n Aufhebung der Kriminalgerichtsbarkeit der Grundherren" einbrachte, die „so gut wie die polizeiliche zu den Ehrenrechten" (!) des Adels gehöre. Sowie so ständen die Grundherren, so heißt es da weiter, „mit den ihnen vormals untertänigen Mitgliedern des dritten Standes seit Aufhebung der Erbuntertänigkeit in gar keinen anderen Beziehungen mehr als in denen, die von dem persönlichen Vorteil (!) und von der Sicherheit der ihnen zustehenden Abgaben hergeleitet werden können" (!). Als Grund g e g e n die Aufhebung der Kriminalgerichtsbarkeit führt Marwitz das Landrecht an, das „den Grundherrn von dem Eingefessenen deutlich scheidet", bringt er weiter die Behauptung vor, daß „Grundherren immer Obrigkeiten waren", auch da, wo es keine Erbuntertänigkeit gegeben habe (II, 2, 364/65). Noch ein Jahr vor seinem Tode nennt Marwitz als eine der „Ursachen der überhand nehmenden Verbrechen" die Aufhebung der Erbuntertänigkeit. In diesem Zusammenhang erscheint bei ihm vor allem das Loskaufgeld in einem außerordentlich günstigen Licht: „Wer sein Gehalt vertat, verspielte oder verhoff, kam niemals so weit, die, wenngleich geringe (?), Loskaufsumme zu erübrigen." Die sparsamen und ordentlichen Untertanen seien dadurch nicht geschädigt worden. „Das Verbleiben in der Heimat laberl hielt die übrige Masse in Zucht und Ordnung" (II, 2, 450). Daß nur ein kümmerlicher Bruchteil jemals die erforderlichen, oft unerschwinglichen Gelder aufbringen konnte, weiß Marwitz nicht.

Auch die Aufhebung des Gesindezwangsdienstes ist in seinen Augen mit ein Grund für die Zunahme der Verbrechen. Diese Aufhebung habe das „Herumstreifen des herrenlosen Gesindes" und die „daraus entspringende Ordnungslosigkeit und Liederlichkeit" zur Folge gehabt" (II, 1, 243). Für Marwitz war eben der Gesindezwangsdienst „die Vollendung der Erziehung der Bauernkinder durch den dreijährigen Dienst bei geringerem Lohn in einer geordneten Wirtschaft" (I, 494). Oder wie er einmal sagte (II, 2, 451): Die Kinder der Bauern seien dadurch „in geregelte Ordnung" gekommen, „so daß, wenn sie ihre Jahre absolviert hätten und herangewachsen waren, auch die etwaigen Wildheiten und Üppigkeiten der Jugend abgetan waren". Darum fordert er später eine neue Gesindeordnung, „welche den Unterschied zwischen Herrn und Diener feststellt und von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß sich derjenige, der sich in eines anderen Dienste begibt, eo ipso in einen Zustand der Ungleichheit begibt" (II, 2, 375).

Wenn Marwitz den heute geschichtlich zu erhärtenden Vorwürfen über die unerhörten Übelstände bei den vorgenannten drei Institutionen von vornherein die Spitze nehmen will, indem er behauptet, „daß sie nicht gemißbraucht" worden seien, wenn er weiter (II, 1, 240) Steins Behauptung bestreitet, die

Erbuntertänigkeit sei „der letzte Rest der Sklaverei“ gewesen, und wenn er schließlich die Meinung vertritt, daß „die Gerichtshöfe gegen unverständige oder harte Behandlung schützten“ (II, 2, 373), dann hat zwar die Geschichte längst gegen diese seine Ansichten entschieden. Der Grund, der Marwitz zu seiner guten Meinung veranlaßte, ist jedoch wenigstens für diesen seinen Irrtum sehr ehrend. Und gerade dieser Grund ist es, der zwar keineswegs sein vermeintliches Odalsbauerntum erweist, der aber wohl geeignet ist, auch in seiner von uns bisher völlig abzulehnenden Stellung zum Bauerntum versöhnende Züge erkennen zu lassen: Es ist die warmherzige Fürsorge, die Marwitz als Herr des 2700 Morgen großen Gutes Friedersdorf seinen eigenen Bauern angeeignet ließ. Hier am Rande des Oberbruchs zeichnete er sich nicht nur als vorbildlicher Landwirt, sondern eben auch durch die erwähnte Fürsorge für seine Untertanen vorteilhaft vor seinen Standesgenossen aus. Entwurf er doch auf dem Stammsitz seines Geschlechtes bereits 1805 den Plan zur Befreiung seiner eigenen Bauern, die allerdings, wie uns Kayser berichtet, schließlich unterblieb. Immerhin muß auch sein Einsatz für das Dorfschulwesen, muß die Einschränkung der Prügelstrafe durch ihn ungeschmälert anerkannt werden. Aber „gerade diese Fürsorge, die den Gutsherrn Marwitz so vorteilhaft auszeichnete, verleitete den Politiker Marwitz dazu, von sich auf die Allgemeinheit schließend, die Lage der Bauern ganz falsch zu beurteilen“. Hierauf hat bereits G ü n t h e r P a c y n a mit Recht hingewiesen. Nur der vorbildliche Gutsherr Marwitz konnte deshalb die Lage der Bauern vor der Bauernbefreiung so kennzeichnen: „Der Untertan baute seinen Acker und nährte sich ohne alles Hindernis, verwendete dabei den Überschuß (!) seiner Kräfte für seinen Herrn“ (II, 2, 247). Kein Wunder, daß dem Herrn auf Friedersdorf ein Mißbrauch der Adelsrechte durch seine Standesgenossen kaum vorstellbar erschien. Von einer fast rührenden Ahnungslosigkeit über die wahren Zustände im Zeitalter der Leibeigenschaft mutet darum auch jene Schilderung an, die Marwitz in den Nachrichten aus seinem Leben (I, 43) entwirft: „Jedermann wußte damals auch noch“, so schreibt er, „daß kein Gutsherr einen Bauern mit willkürlichen Abgaben belegen, viel weniger ihn von Haus und Hof treiben konnte. Ungemessene Dienste fanden seit hundert Jahren nur an einigen Orten noch bei Bauten statt (!), und wenn ein Gutsherr seine Bauern dadurch hätte ruinieren wollen, so hätte er nur sich selbst geschadet, da er verpflichtet war, ihnen Saat, Brot und Gespann wieder anzuschaffen, wenn sie es nicht hatten. Und wenn er einem liederlichen Laßbauern allerdings den Hof nehmen konnte, so mußte er ihn doch an dessen Sohn oder Bruder wieder ausgeben und für den Unterhalt des Abgesetzten sorgen. Schon seit dem Großen Kurfürsten durfte keine Bauernmahrung mehr eingezogen werden (!). Jedermann wußte, daß allenthalben Gerichtshöfe waren, die nicht gesäumt hätten, auf die erste Anzeige auf das strengste gegen jeden Gutsherrn zu verfahren, der sich solche Ungerechtigkeiten hätte wollen zuschulden kommen lassen“. Der Leser dieser Zeitschrift braucht nicht auf die historische Unrichtigkeit der Schilderung hingewiesen zu werden. Ist sie somit auch keine historische Quelle, so mag sie zweifelsohne als ein weiteres Zeugnis für das p e r s ö n l i c h e Verhalten von Marwitz gewertet werden. Rückhaltlos können wir Kayser darum für die Abschnitte zustimmen, in denen er das Wirken von Marwitz auf seinem eigenen Gute behandelt.

Gewiß hat Rappert ebenso richtig herausgearbeitet, daß Marwitz mit allem Nachdruck gegen die nach liberalen Grundsätzen erfolgte Mobilisierung des Bodens, gegen seine Teilung unter alle Erben und gegen die ermöglichte Überschuldung mit Fug und Recht eingetreten ist. Allein es ist kein Zweifel, daß Marwitz in erster Linie dabei an den Adelsbesitz gedacht hat. Wo er ähnliche Gefahren auch für das Bauerntum aufzeigte, läßt sich seine junkerliche Gesinnung niemals verkennen. „Das Geschenk für den Bauernstand, diejenigen Grundstücke als freies Eigentum zu besitzen, die ihm bisher von der Herrschaft zum Nießbrauch überlassen waren“, bedeutet für ihn einen Wegfall der Grundbedingung, „welche bisher den Bauernstand in seiner Eigentümlichkeit, Arbeitsamkeit und Sicherheit erhalten habe“. „Solange der Bauer bloß Nießbraucher der herrschaftlichen Grundstücke gewesen war, waren sie für ihn, dem Wesen nach, ein unverschuldbares Familien-Fidei-Kommiß“ (II, 2, 331; ähnl. II, 2, 384). Erst mit der Eigentumsverleihung habe der Bauer „auch die freie Disposition, die unbeschränkte Verschuldung und die Teilbarkeit unter alle Erben“ überkommen (II, 2, 264). Das ist im rein historischen Ablauf der Entwicklung von Marwitz zweifellos richtig erkannt. Aber nicht die somit von ihm abgelehnte Eigentumsverleihung an sich trägt die Schuld für die später einsetzende Verschuldung und Zerspaltung der Bauernhöfe, wie uns Marwitz glauben machen möchte, sondern die schrankenlose Übertragung nach liberalistischen Gesichtspunkten. Scheidet sich zweifellos in der Stellung zu diesen Fragen des Bodenrechtes die Welt eines Hardenberg und eines Thier von der eines Marwitz und Adam Müller, so scheiden sich aber auch die letzteren wieder ganz offensichtlich von einem Arndt, einem Niebuhr und einem Stein. Eine sorgfältige Erforschung der Agrargeschichte jener Lage läßt uns immer mehr diese drei Gruppen deutlich erkennen. Wenn jedoch Marwitz seinen kompromißlosen Kampf nicht nur gegen Adam Smith und Hardenberg richtete, sondern ihn, wie wir noch weiter unten sehen werden, auch auf Stein ausdehnte, dann wußte er noch nicht, daß Stein zwar gewisse liberale Gedankengänge für seine Reformbestrebungen nutzbar zu machen suchte, ohne jedoch die dabei drohenden Gefahren zu verkennen. Erst die Vollstrecker der Steinschen Pläne haben die von ihm zweifellos gewünschten Schranken niedergedrückt, und ihn traf keineswegs die Schuld, die ihm Marwitz zugeschrieben hat. Wie Marwitz diese Tatsachen verkannte, so verstand er ebensowenig Steins spätere scharfe Kritik an den Hardenbergschen Reformen oder seine Vorschläge auf dem westfälischen Landtag, die doch so sehr an unser heutiges Erbhofrecht erinnern. Auch Marwitz hat 1827 in einem Gutachten „Über die Verschuldung, Vererbung und Parzellierung der Bauerngüter“ (II, 2, 379/87), das von weiteren 27 adligen Mitgliedern des Provinziallandtages unterzeichnet wurde, an sich durchaus begrüßenswerte Vorschläge im Sinne unserer heutigen Erbhofgesetzgebung gemacht, die wir in jeder Weise anerkennen. Allein drei Einschränkungen müssen wir dabei machen, wollen wir diesen offenbaren Gesinnungswechsel psychologisch erfassen:

1. Der Marwitz dieses Gutachtens ist nicht mehr der Marwitz von 1811 und ist inzwischen 50 Jahre alt geworden.
2. Der Marwitz dieses Gutachtens hat sich mit der längst zur Tatsache gewordenen Eigentumsübertragung an die Bauern wohl oder übel abgefunden.

3. Den Anlaß zu dem erwähnten Gutachten bot überhaupt erst ein königlicher Beratungsentwurf mit dem bezeichnenden Titel „Grundsätze wegen der landespolizeilichen Beschränkung der Parzellierung bäuerlicher Grundstücke, ingleichen wegen Verschuldung und Vererbung“.

Müssen wir die genannten Vorschläge von Marwitz trotz dieser Einschränkungen völlig billigen, und stimmen wir ihm auch selbverständlich darin zu, daß die Hardenbergsche Reform mit der den Bauern geschenkten „Teilbarkeit und Verschuldbarkeit der Güter“ furchtbare Gefahren heraufbeschworen hat, so können wir Marwitz weder darin folgen, daß die Eigentumsverleihung an sich daran Schuld trug, noch auch in anderen Punkten. So nennt er die Aufhebung der bäuerlichen Naturaldienste an den Staat und an die Herrschaft verderblich für den Bauernstand. Durch die Aufhebung der Naturaldienste an den Staat ohne eine andere „äquivalente Abgabe“ (!) habe der Bauer „einen jährlichen Überschuf in die Hand bekommen, mit dem er für den Augenblick nichts anzufangen wußte“. Er habe ihn zur Abgeltung der Herrendienste verwendet. „So befand er sich denn ohne Dienste genau in dem nämlichen Zustande wie zuvor mit denselben“ (II, 2, 330)! Daß aber der Bauer jetzt sein eigener Herr geworden war, dieser Gedanke kommt einem Marwitz bei seinem Rechenkunststück überhaupt nicht. Wir müssen es uns versagen, hier noch auf ähnliche Dinge einzugehen.

So bleibt uns zum Schluß nur noch übrig, ganz kurz den Marwitz zu untersuchen, der an der Spitze des Adels gestritten und dafür auch männlich gelitten hat. Denn eben durch diesen Kampf an der Spitze der ständischen Fronde widerlegt Marwitz selbst die These Kayfers, Marwitz habe für die Schaffung eines Krieger- und Bauernadels wohl an eine „Wahrung der Rechtskontinuität“, eine „organisch-historische Wiederanknüpfung“ gedacht, ohne „unwiderruflich überlebte feudale Verhältnisse“ wiederherstellen zu wollen und sich „auf alte Privilegien und Vorrechte zu berufen“. Für seinen „volkhafsten Neuadel“ seien „nicht egoistische Vorrechte, sondern erhöhte politische Pflichten“ die Grundlage gewesen. Wohl erkennt Marwitz die Fehler jenes Schein- und Nominaladels, der die Bindung zur Scholle verloren und sich dem Kapitalismus in die Arme geworfen hat. Wohl hat Marwitz schärfste Worte für die „Verworfenheit“ seiner Standesgenossen oder für ihre „schändliche Selbstsucht“ und strebt eine Adelsreform an Haupt und Gliedern an. Wohl ist der Kampf des Edelmannes Marwitz, und das soll hier ganz nachdrücklich unterstrichen werden, frei von jedweden Egoismus wie auch seine von uns niemals zu teilende Stellung zum Bauerntum keineswegs aus einer Verteidigung etwa unhaltbarer Zustände auf seinem Gut erwachsen ist. Wohl verlangt Marwitz auch Opfer von seinen Standesgenossen. Allein schon ein Aufsatz aus der Zeit seiner schärfsten Opposition mit dem Titel „Über die Notwendigkeit eines Mittelstandes in einer Monarchie“ (II, 1, 194 ff.) mußte vor den oben geschilderten Deutungsversuchen warnen. Einen solchen Mittel-, d. h. vermittelnden Stand zwischen König und Volk stellen nämlich für Marwitz „die mit Vorrechten begabten Grundbesitzer und Landstände“ dar. „Der Mittelstand“, so heißt es da weiter, „muß also wesentliche Vorrechte (!) haben und keinem anderen offenstehen, damit er eine geschlossene Sache für sich sei und in den Augen des Volkes eine höhere, damit er, ohne seine Existenz aufs Spiel zu setzen, nicht unterlassen könne, das Volk zu influieren (d. h. zu beeinflussen, d. Verf.) und

in den Schranken zu halten“. Das ist so wenig Geist von unserm Geist wie eine der Aufgaben, die er dieser seiner Adelsgenossenschaft erteilt: „die Masse des Volkes zu teilen und sie zu beobachten“.

Überall in seinen Schriften werden ähnliche, unserer Ansicht nach durchaus feudale Gedankengänge von ihm verfolgt. Ausdrücklich beruft er sich immer wieder auf uralte Privilegien, so auf den Landtags-Rezess vom Jahre 1653, die Lehnsaffekuration von 1717 und die sämtlicher nachfolgender Regenten. Aber noch mehr! „Man gehe auf diese alten Landtagsrezesse zurück (!), sammle sie, studiere sie — lasse nichts gelten als was sie festgesetzt haben (!), versammle, so wie es damals geschah, den grundbesitzenden Adel in Landtagen und vertrage auf denselben zwischen den Ständen und der Regierung alles, was Jahrhunderte dauern soll“ (II, 1, 165). Selbst das Jahr 1472 muß Marwis in einem Schreiben an die Frankfurter Regierung dazu dienen, um das „uralte Recht der Ritterschaft, vom Landesherrn nicht besteuert zu werden“ (II, 2, 54), nachzuweisen.

In seiner für diese feudale Einstellung besonders bezeichnenden „Letzten Vorstellung“ von 1811 erklärt er, „daß wir nur dem Zwange weichen, daß wir unserer wohl erworbenen und fest gegründeten Gerechtfame uns nicht begeben haben, sondern sie so lange als noch bestehend betrachten, bis es Euer Königlichen Majestät gefallen wird, über diejenigen unter denselben, die dem allgemeinen Wohl zuwiderlaufend erscheinen möchten, Verträge mit uns abzuschließen und sie solchergestalt auf gesetzlichem Wege zu lösen“ (II, 2, 17). In der gleichen Vorstellung an den König, die bekanntlich die Verhaftung von Marwis zur Folge hatte, vertritt er übrigens noch einmal die Meinung, „daß eine Monarchie ohne einen Mittelstand zwischen König und Volk nicht bestehen kann, weil dieser Mittelstand die Masse teilt, ihre Beherrschung also erleichtert (II, 2, 19). Wirklich ein seltsamer „Bauernadel“, für den Marwis hier kämpft! Es erinnert uns verteuftelt an gewisse heutige Zeitgenossen, wenn sich Marwis weiter empört: „Schon gibt man uns und unseren Besitzungen den Namen nicht mehr, der uns zukommt (!!), weil man ihn zu gut (?) für uns hält. Der uns mitgeteilte Entwurf zu einem Edikt über die bäuerlichen Verhältnisse redet von den großen ländlichen Besitzungen, die man gewöhnlich Rittergüter nenne.“ (II, 2, 20). Und in einem Schreiben an den König entrüstet er sich nicht minder: „Die heiligsten Verträge geben uns, Ihren Ständen, Rechte und Freiheiten, die jetzt ein Federstrich uns genommen hat“ (II, 1, 178).

Gerade die alten feudalen Vorrechte eines reorganisierten Adelsstandes sind für ihn überhaupt die Grundlage des Staatslebens: „Bei uns haben schon längst die Städte sich ihre alten Gerechtfame entreißen lassen. Dies ist kein Grund für die Ritterschaft, das gleiche zu tun! Wenn sie auf ihrem Recht besteht, erhält sie die Verfassung und dient dadurch dem Monarchen und dem Vaterlande“ (II, 2, 169). Die Ritterschaft wird nicht nur „Eingriffe in ihre Rechte“ (II, 1, 171) nicht dulden, sie verlangt vielmehr — in Marwis als ihrem Sprachrohr — ausdrücklich Wiederherstellung verschiedener Vorrechte. Marwis nennt hier z. B. die Rückgabe der Verwaltung des Landarmenwesens (II, 2, 369). Er wünscht weiter, „daß den Ständen die ganze Verwaltung der Kreiskasse zurückgegeben werden muß. Sie fordern



Bild 1. Min Moder

Bildbeigabe zu: Erwin Mehner, Wilhelm Peterfen, ein
Gestalter nordischen Heldentums

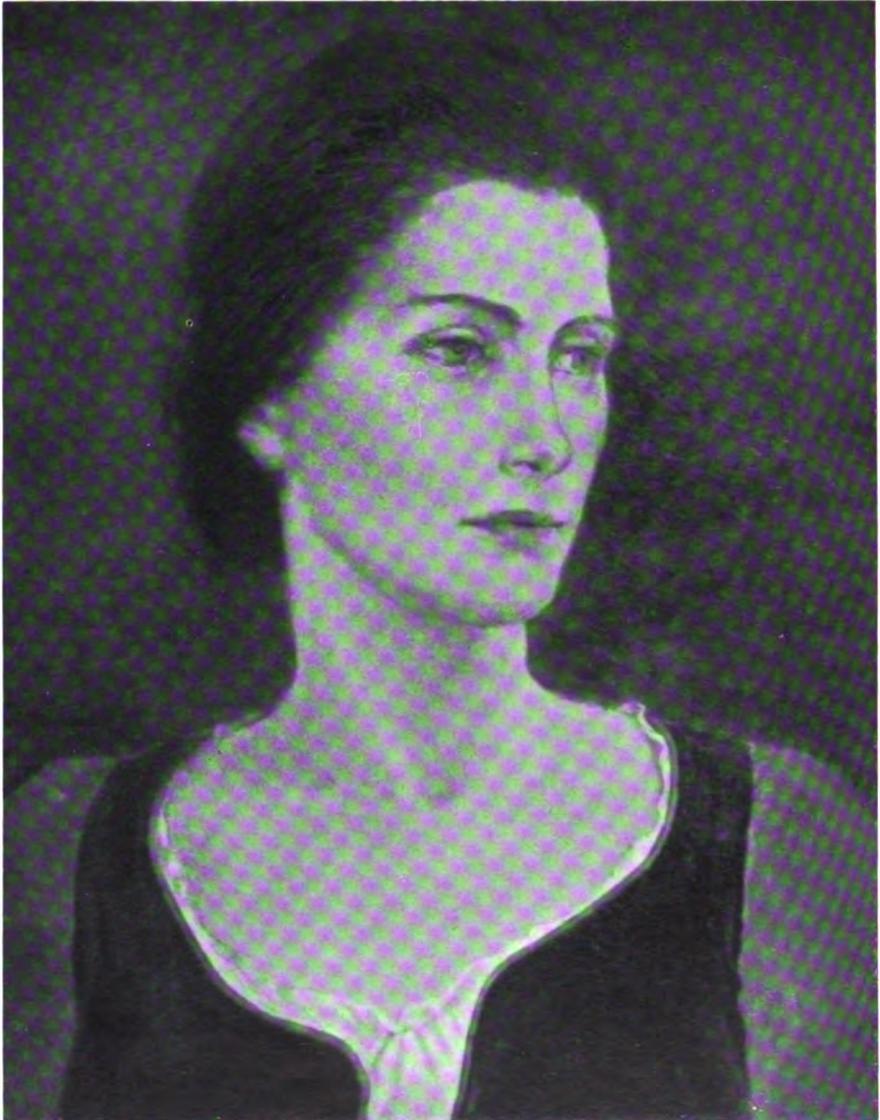


Bild 2. Ingeborg

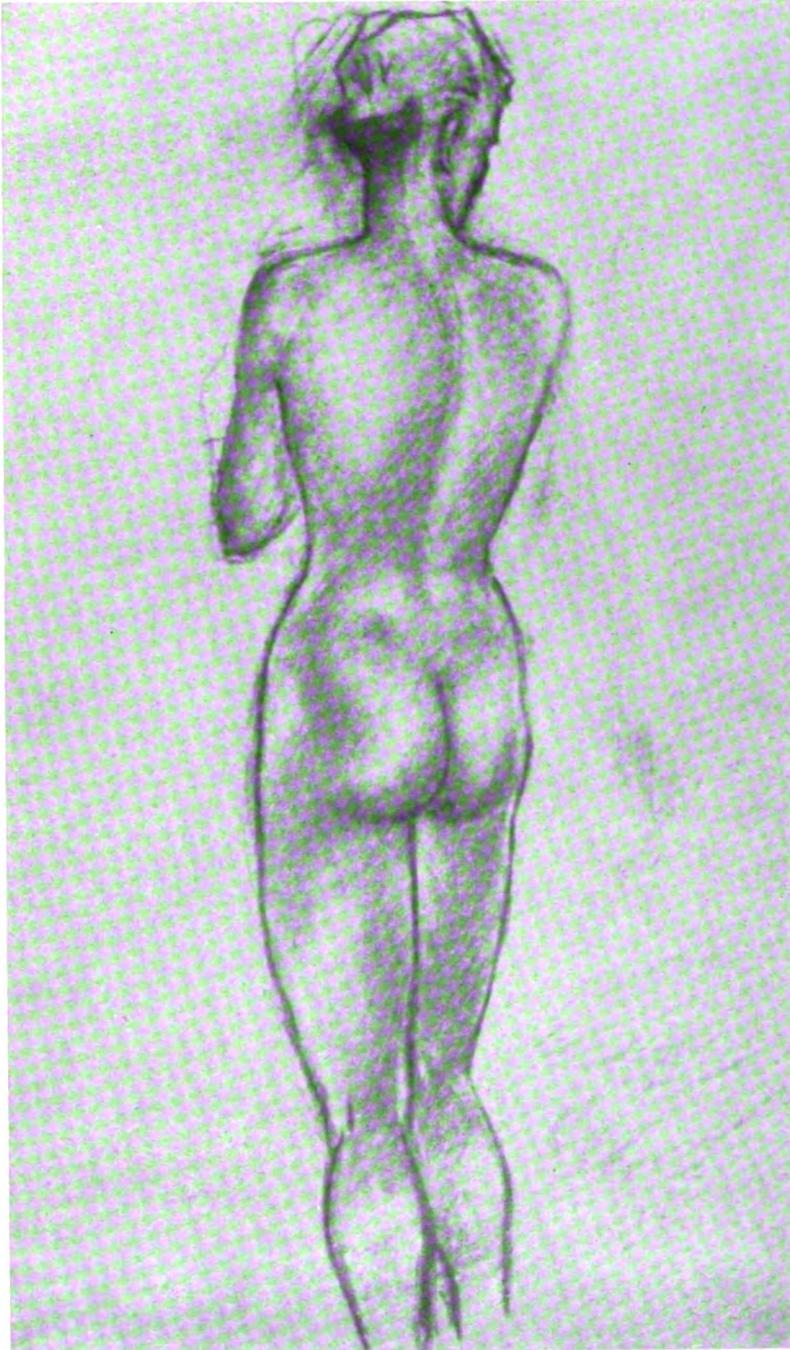


Bild 3. Aktstudie

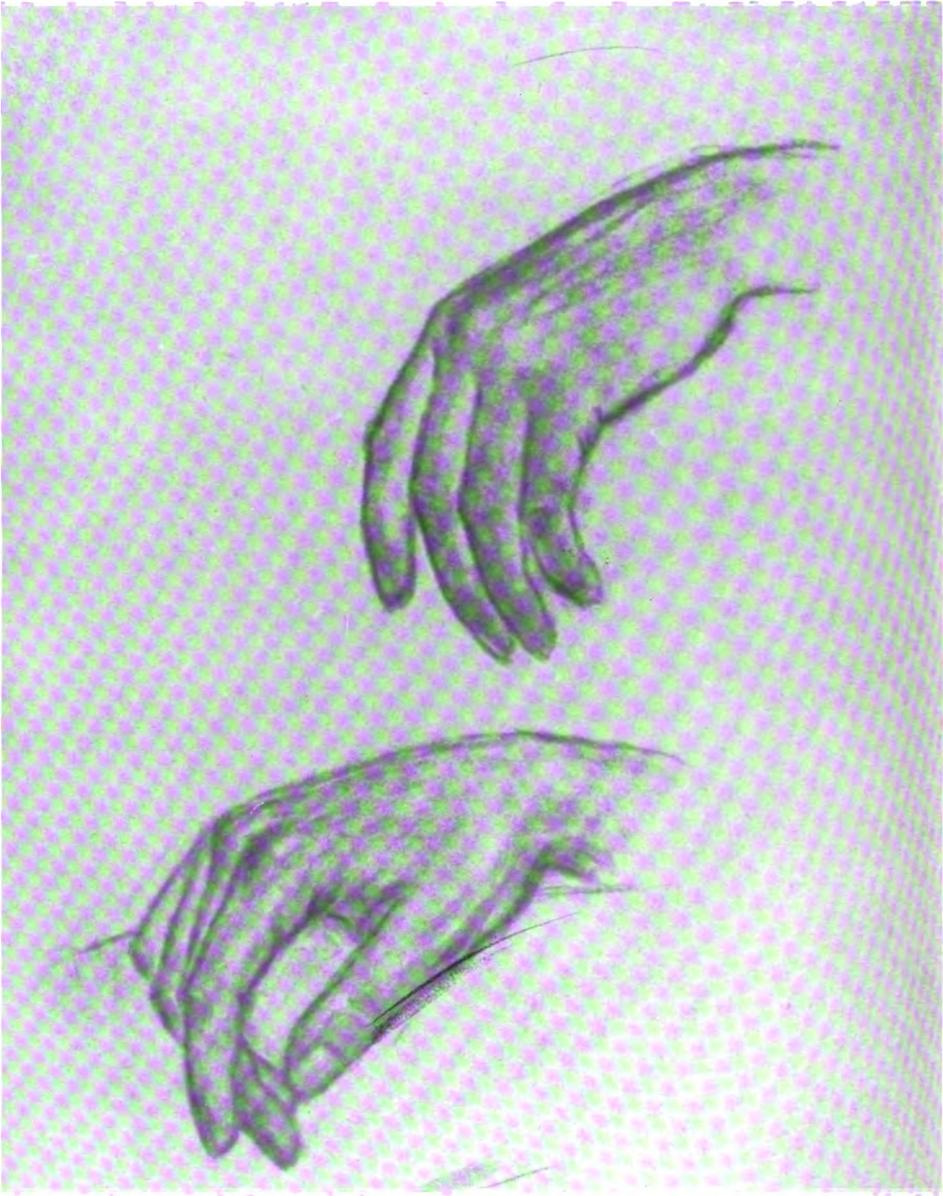


Bild 4. Frauenhände (Studie)



Bild 5. Schwertband



Bild 6. Embra

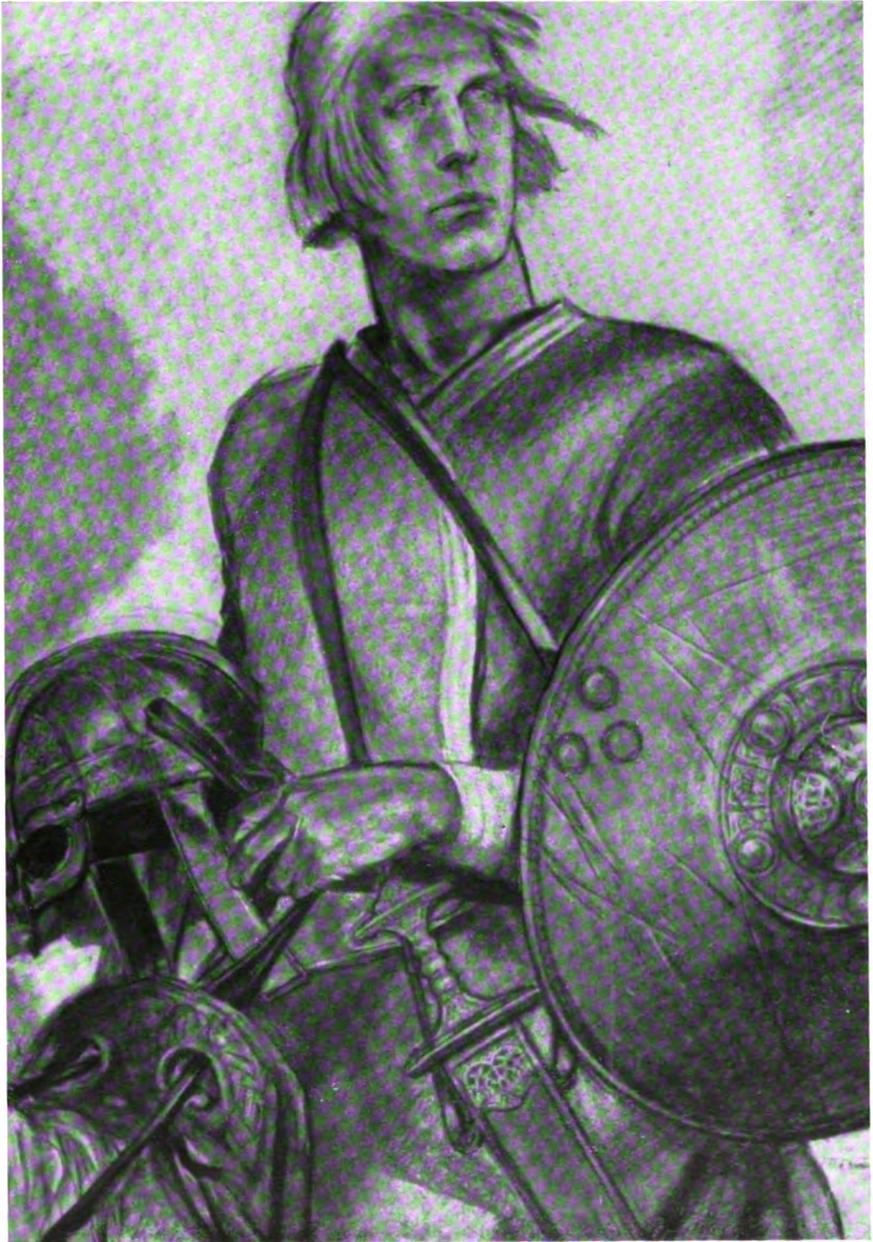


Bild 7. Der Reiter von Valsgärde



Wid 8. Hagens lepter Stampf

dadurch nur ein altes Recht" (II, 2, 408). Die Wiederverleihung der Polizeigerichtsbarkeit (II, 2, 467) ist für ihn ebenso eine Selbstverständlichkeit, wie sogar die „Wiederherstellung der altgeschichtlichen Kreiseinteilung der Mark Brandenburg" (II, 2, 435) oder die Steuerfreiheit des Adels. So fanatisch zeigt sich Marwitz als ausgesprochener ständischer Reaktionsär, daß er in einer Rede vor den Deputierten des Adels dazu auffordert, „alles dasjenige zu verwerfen und als nicht geschehen zu betrachten, was nicht auf dem Wege des Rechts von unten erlangt worden ist" (II, 1, 220). Und man vergesse schließlich nicht: Der Anlaß zu dem offenen Widerstand von Marwitz gegen Hardenberg war keineswegs ein Angriff etwa auf eine „neue völkische Gemeinfreiheit" oder einen im Entstehen begriffenen „Bauernadel". Sondern der offene Widerstand — das muß einmal eindeutig festgestellt werden — wird hervorgerufen, weil Hardenberg solche adligen Privilegien antastet! Als z. B. staatliche Steuer-einnehmer in Friedersdorf erscheinen, jagt Marwitz einen Brief an das Kammergericht: Das sei seinen „Berechtigten zuwider" und widerspreche den „Rechten und Freiheiten der Ritterschaft" (II, 1, 210).

Das alles klingt doch in der Tat eher an die Gedanken eines Roth und eines Kalkstein, als an die eines Stein, Jahn oder Scharnhorst an. Es ist darum auch ein Hauch dieser immer wieder aufladernden adligen Fronde in Preußen, wenn Marwitz zwar von den mit Recht bestrafte „Räuberlein der adligen Individuen zu den Zeiten der ersten hohenzollernischen Kurfürsten" spricht, aber den Zusatz nicht unterdrücken kann: „Übrigens ist es noch eine große Frage, ob selbst der widerspenstige Adel (die Quisows, Rochows usw.) so schlecht waren, wie die den Fürsten ergebene Schriftsteller sie schildern" (II, 2, 66).

Wenn Kayser eine Gesinnungsgemeinschaft von Jord und Marwitz bestreitet, dann vergleiche man doch nur einmal etwa ihre beiderseitige Stellung zu den Fragen des Offizierswesens. „Der Sohn des Landedelmannes oder Offiziers, der die Bauernjungen und Soldatenkinder schon im Spiel egerziert, wird sie auch einst als Offizier am besten abrichten und gegen den Feind führen", sagte Jord. Aber auch einem Marwitz war der Adel die „Pflanzschule des Offiziersstandes". Dagegen schienen ihm im Gegensatz zu den aus echtem Bauerngeist geborenen Reformen Scharnhorsts die Artillerie und die Husaren „vollkommen hinreichend, die Bürgerlichen auszunehmen" (I, 508). Aber noch in einem anderen Punkte sind sich Jord und Marwitz verblüffend ähnlich, in der Be- oder besser Verurteilung des Freiherrn vom Stein. Als Stein 1808 entlassen wurde, jubelte Jord: „Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten; das andere Nattergeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gift selbst auflösen". Auch für Marwitz war Stein nichts als ein „Haupt der Verräter", der die „Revolutionierung des Vaterlandes" begann, den Krieg aller gegen alle anzettelte, „Ideologen, Nichtsteuer und Maulhelden" um sich sammelte. „Überhaupt war er nichts weiter als ein Brouillon mit vielem Verstande und vieler Herrschsucht" (I, 502). Und es ist nicht weniger bezeichnend, daß er Steins oben erwähnte Tätigkeit als Marschall auf dem westfälischen Landtag, die Stein gerade uns engstens verbindet, mit dem Satz abtut: „Obgleich damals schon 70 Jahre alt, hatte er doch noch seine ganze frühere Turbulenz und war schuld an dem schlechten Geist, der sich in diesen Versammlungen gezeigt hat" (I, 502). Es sind nicht nur die schon gestreiften Verschiedenheiten

auf agrarpolitischem Gebiet zwischen Stein und seinem Kritiker, die zu diesen scharfen Worten Anlaß geben. Es ist vor allem noch etwas anderes: Stein dachte reichsdeutsch, Marwiß aber war zuvörderst Brandenburger, war Preuße. Und gerade hier klingen in Nord und Marwiß verwandte Saiten. Wie Nord zweifelsohne der typische Vertreter eines feudalen Preußentums gewesen ist, so hat auch Meusel, indem er bereits diese Übereinstimmung zwischen Marwiß und Nord herausarbeitete, den Friedersdorfer mit einem Wort von Clausewitz' am treffendsten gekennzeichnet, wenn er ihn „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure“ genannt hat.

Hier scheint uns überhaupt der Schlüssel zur Beurteilung der Person des Friedersdorfers zu liegen: Marwiß ist und bleibt der vorbildliche p r e u ß i s c h e Edelmann, der zwar eine Reformation des Adels und des feudalen Staates anstrebte, der die Wichtigkeit einer Bindung an die Scholle, die Gefahren einer übermächtigen Bürokratie, einer Vorherrschaft des Geldes, die unsagbaren Folgen des römischen Rechtes und des Wirkens der Freimaurerei erkannte. Aber wie auch zweifellos — um ein Beispiel, keinen Vergleich (!), aus der Gegenwart zu wählen — ein O t h m a r S p a n n einen scharfen Kampf gegen Marxismus und Liberalismus geführt hat, ohne doch deshalb Nationalsozialist zu sein, so empfinden wir sehr wohl Anerkennung für die geschilderte negative Auflehnung von Marwiß' gegen auch von uns abgelehnte Fremdmächte, ohne ihn damit in die Phalanx jener Männer einreihen zu können, die in ihren p o s i t i v e n Zielen wirklich Vorläufer einer nationalsozialistischen Bauernpolitik gewesen sind. Weder können wir die Deutung Rapsers für Adam Müller, mit dem Marwiß in engsten Beziehungen stand und dem er in seinen Ansichten verblüffend ähnlich ist, als dem Verkünder eines „adelsbäuerlichen germanischen Bodenrechtes“ teilen, noch können wir uns nach den vorstehenden Untersuchungen mit dem Bild einverstanden erklären, das er von Marwiß entworfen hat. Wir vergessen dabei keineswegs, daß einmal gewisse Formulierungen des Friedersdorfers, die heute romantisch klingen, von ihm durchaus ernst gemeint waren, wie wir auch ferner nicht übersehen, daß seine Zeit noch nicht reif war für eine Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem Bauerntum, als dem ewigen Lebensquell aller völkischen Erneuerung. Trotzdem gab es schon in den Tagen von Marwiß' eine Gruppe von Denkern, die diese Bedeutung des Bauerntums, zum mindesten theoretisch, erkannt hatten. Zu ihnen aber gehört Marwiß zweifellos nicht. Darum muß, wer immer die Zeit der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung wirklich richtig zeichnen will, vor allem erkennen, daß sich schon damals, wie gesagt, drei deutlich unterschiedene Richtungen gegenüberstanden haben. Das ist einmal jene Richtung, die, in Hardenberg, Adam Smith und Thaer verkörpert, als Agrarliberalismus bezeichnet werden kann. Es sind weiter Männer wie Ludwig von der Marwiß und Adam Müller, die ausgesprochenen Vertreter eines Agrarfeudalismus. Und es ist schließlich jene geistige Gemeinschaft, der Urndt, (des späteren) Stein und Niebuhr, die das Ahnenerbe eines Justus Möser über Bernhardi, Preßer und Rußland hin zu der nationalsozialistischen Bauernpolitik des Reichsbauernführers R. Walther Darré weitergegeben hat. Gerade deshalb geht es, wie ein Vertreter der Partei auf der „Woche des deutschen Buches“ in Weimar betonte, wirklich nicht an, daß man uns heute zur Lösung irgendwelcher Fragen manches aus vergangener Zeit mit dem Hinweis anbietet, es entspräche unserem national-

sozialistischen Denken. So müssen wir es ablehnen, uns Männer wie Adam Müller und Marwitz als Vertreter einer politischen Ahnenreihe oder gar als Rinder eines Odalsbauerntums vorsetzen zu lassen. Es will uns scheinen, daß die oftmals sehr mit Recht bekämpfte deutsche Geschichtsschreibung vergangener Tage einen Marwitz richtiger gesehen hat als es Walther Kayser, wenn auch sicher besten Willens, tat.

Erwin Metzner:

Wilhelm Petersen ein Gestalter nordischen Heldentums

Vorbemerkung der Schriftleitung: Die Schau über das künstlerische Gesamtwerk des schleswig-holsteinischen Malers und Bildhauers Wilhelm Petersen, welche von der NS.-Kulturgemeinde und der Nordischen Gesellschaft in der Zeit von Anfang Januar bis Mitte März dieses Jahres in Berlin veranstaltet worden ist, fand so große allgemeine Beachtung, daß wir uns veranlaßt sehen, eine Würdigung dieses hervorragenden zeitgenössischen deutschen Künstlers auch in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen. Diese Würdigung versucht in großen Zügen die Gestalt und das Werk des Mannes zu umreißen, der als erster im neuen Reich es gewagt hat, an die Darstellung des germanischen Menschen der Frühzeit heranzugehen und damit eine lebendige Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart unserer Rasse zu schlagen. Dieses kühne Unterfangen konnte nur einem Künstler von Format gelingen, der seinem Verkommen und seinem Können nach die Voraussetzungen mitbrachte, den germanisch-nordischen Menschen in seinem häuerlichen und zugleich kämpferischen Wesen glaubhaft zu gestalten. Nur ein Mann gleichen Blutes und gleicher Art vermochte diese Nibelungen und Fomskwlinge, diese obaligen Bauernkrieger und ihre ebenbürtigen Frauen zu schaffen. Und wir sind überzeugt, daß Wilhelm Petersen, der heute im 38. Lebensjahre steht, immer tiefer eindringen wird in die Welt unserer Vorfahren und insbesondere auch die unvergleichliche Höhe der Kultur im Hausrat, in der Tracht, in Schmud und Waffen, Hausbau und Hofgestaltung jener Odalsbauern der Stein-, Bronze- und Eisenzeit zur Darstellung bringt.

Ein Mann aus eigener Kraft, einer, der keine hohen Schulen besuchen konnte, um das Wissen zu erwerben und die Kunst zu erlernen, wie man gute Bilder malt und seine mitgebrachten Gaben entwickelt, einer, der es sich hat fauer verdienen müssen, das tägliche Brot sowohl wie das künstlerische Können: das ist Wilhelm Petersen aus Elmshorn. Sein Weg war der Weg eines Kämpfers. Er kämpfte nicht nur um die Kunst, er kämpfte auch um Deutschland. Seine Liebe galt ebensosehr der Heimat wie der hehren Göttin, der er sich heimlich verschrieben hatte. Der Kriegsfreiwillige foht weiter im Verband eines Freikorps, als es galt, das Vaterland vor den Horden des Untermenschentums zu retten, den Weg zum Wiederaufstieg der Nation freizumachen, dem roten Terror die Faust ehrlichen und aufrechten Mannestums ins Genid zu setzen. Ein Stubenhoder und vornehmer Außenfeiter, der in der Lust eines gepflegten Ateliers sein Handwerk treibt und,

unbekümmert um die Zeichen der Zeit, nur dem Ideal einer künstlerischen Richtung lebt, das ist Wilhelm Petersen nie und nimmer gewesen. Er hat sich den Wind um die Nase wehen lassen und sich tapfer mit dem Alltag herumgeschlagen. Er hat mit der Zeit auf engster Suchfühlung gelebt, er hat Stellung genommen zu den politischen Tagesfragen und zur Not seines Volkes: eine Stellung, wie sie dem Manne ziemt, als Aktivist auf der Seite der Wahrheit und des Rechts, auf der Seite der Jugend, die ein neues Deutschland heraufzuführen unternahm, auf der Seite der Anständigkeit und Sauberkeit in allen Dingen des Lebens. Sein Herkommen hat ihm dabei geholfen, diesen Weg unbeirrt zu Ende zu gehen und den Sieg zu erringen. Aus Bauern- und Fischerblut der rauhen Nordseeküste, aus Wikingererbe, dessen Wurzeln tief in die Urzeiten hinabreichen, ist ihm die Gestaltung einer großen und einmaligen Kunst erwachsen. Der Kompaß seiner Seele zeigte „rechtweisend“ nach Norden.

In der Gegend von Elmshorn, der alten schleswigschen Walfisch- und Robbenjägerstadt an der schiffbaren Krüddau und der Grenze der Marsch, hat sich friesisches Volkstum und friesisches Recht erhalten. Der Ort, in der Mundart „Elveshörn“ gesprochen, wird schon 1141 villa Elmshorne genannt und ist heute eine betriebsame Stadt. Aus den freien Bauern, Schiffern und kühnen Islandsfahrern wurden unter dem Zwang der Zeitläufte vielfach Arbeiter auf den Werften und in den Fabriken oder unselbständige Angestellte. Auch Petersens Vater gehörte zu letzteren. Der begabte Sohn mußte zunächst in die Lehre gehen und als Broterwerb das Maler- und Anstreicherhandwerk lernen. Fest stand bei ihm, daß er einmal selbständiger Künstler werden würde, und auch den Eltern schwebte diese Zukunft ihres Jungen vor. Er bildete sich in seiner freien Zeit auf eigene Faust weiter, wurde vertraut mit den feineren Werkzeugen der Pinselkunst, rieb sich die Farben selbst und fing an, außer dem Zeichnen auch Bilder zu malen. Schon auf der Schulbank war er durch eine klare und treffende Bildniszeichnung eines Schulkameraden aufgefallen, die heute als Zeugnis seines früh erwachten Talents in den Ausstellungen seines Gesamtwerks gezeigt wird. Eine Fahrt nach Lappland hinauf gibt ihm Anregung und Gelegenheit zu noch kantigen, aber schon sehr eigenwilligen und bezeichnenden Blättern mit dem Kohlestift. Die Freikorpsepisode schenkt ihm starke Eindrücke, die er in kühnen und sicheren Handzeichnungen festhält. Jemand entdeckt seine Begabung und wertet sie aus für die Illustration von Büchern. Petersen zeigt sich hier in dieser neuen Brotarbeit als ein humorvoller Schilderer und Erzähler mit dem Pinsel, dessen Technik sich gewandt dem kleinen Format und den besonderen Bedingungen der Buchillustration anpaßt. „Lütt Pud“, das friesische Heinzelmännchen und der gute oder böse Spukgeist aus der Heimat, geistert mit seinem drolligen Koboldgesicht und den starren Struwelhaaren durch eine solche Bilderreihe. „Wunnerwarken“, unheimliche Meeresbeute vor den Glogaugen der Fischer, Typen aus dem Erlebniskreis der Jugend in Elmshorn, finden ihre eigenwüchsige Darstellung, in Form und Farbe vielleicht englischen Vorbildern oder alten „Illuminationen“ verwandt, ihrer frischen, unbekümmerten, schnurrigen und ursprünglichen Art nach aber echte Kinder seines Geistes. Die Tätigkeit als Pressezeichner für einen großen Berliner Verlag nimmt ihn zunächst jahrelang ganz in Anspruch und ermöglicht erst spät das Arbeiten an eigenen großen Werken.

Der besinnliche und beschauliche Zug der Kleinarbeit für den Broterwerb wird nun abgelöst von einer strengen, altmeisterlichen Herbeheit im Stil und in der Technik. Wenn man Ahnen dieses Stils suchen will, so können Pieter Breughel, der Holländer mit seinen unsterblichen Darstellungen des Volkslebens seiner Zeit, und der gewaltige Hans Holbein der Jüngere, Bildnismaler seiner königlichen Majestät Heinrich des Achten von England, heraufbeschworen werden. In Wasserfarben auf Holz gemalt und mit von Hand eingeriebenem Firnis überzogen wirken diese Bilder wie Tafeln aus dem Mittelalter. Da ist eine köstliche Schilderung von dem großen Ereignis, das ein gestrandeter Walfisch für ein Küstendorf an der Nordsee bedeutet: man wird unwillkürlich an Breughel erinnert, wenn man die Kleinmalerei hineinstellt in einen großen Rahmen, die Freude am Berichten, am epischen Verweilen in den Einzelheiten täglicher Lebensvorgänge betrachtet und dabei feststellt, daß alle Teile sich dem Ganzen unterordnen und glücklich einfügen. Oder das Weihnachtsbild mit der in den rauhen nordischen Winter verfesteten heiligen Familie, der Fischer und Bauern huldigen, während drei geflügelte Frauenwesen, die man als Nornen oder die Drei Ewigen ansprechen mag, auf dem Hintergrund einer roten Backsteinhauswand schwebend das Ganze in eine unwirklich-wirkliche Stimmung aus früher Kindheit hüllen. Die vom Frost gerötete Nasenspitze der Gottesmutter, einem schmalen und zarten blondhaarigen Wesen im weißen Kleid, gemahnt ebenfalls an mittelalterliche Treue der Darstellung, wie überhaupt alles Dingliche in zuverlässiger Beobachtung wiedergegeben wird.

Die beiden Frauenbildnisse der Mutter und Großmutter aber gehören zum feinsten, was wir an Bildnismalerei besitzen. Beide vor der Stubenwand mit den Delfter Rachein, in der etwas düstern puritanischen Tracht, mit wahrhaft altmeisterlichem Können gemalt: Antlitze von natürlichem Adel und einer großen, starken Rasse. In dem grauen, unbeflecklichen Auge der Großmutter, das uns gerade anblickt, liegt eine Welt von Weisheit und Abgeklärtheit. Die Gesichtsfalten, wie Runen, die das Leben hineingezeichnet hat, reden von unermesslich viel Erfahrung. In den harten, arbeitsgewohnten Händen, die im Schoß ruhen, hält die Ahnin ein Zweiglein blühende Heide. Das andere Bild stellt die Mutter (Bild 1) dar: ein Profil von unvergleichlicher Klarheit der Linienführung und vornehmster Haltung. Der Maler hat sich hier in liebevoller Durcharbeitung selbst übertroffen. Wir können daneben noch zwei Frauenbildnisse anführen, die Friesin und die Dänin, in welchen der Meister dieselbe Höhe der Gestaltung erreicht. Das Bild der Friesin wirkt durch die Tracht und das herbklare Gesicht einer jungen Frau wie eine mittelalterliche Tafel, während das Bild der Dänin in seinem hellen und doch gedämpften Farbton mit dem kühnen Profil, über dem das aschblonde Haar sich wellt, durchaus modern anmutet. Es sei aber noch einer Frauendarstellung gedacht, die in diese Reihe heimattlicher Bildnisse gehört und den dunkeln nordischen Typ zum Gegenstand hat: Ingeborg (Bild 2), jenes feine, an eine Stormische Novelle gemahnende Antlitz auf grünem Grund, das bei aller Zurückhaltung viel Seele verrät.

Die Landschaft der Heimat hat Petersen auch geschildert. Beglückt ist ihm dabei ein hervorragendes Dünenbild, auf dem man den Seewind saufen zu hören meint und die salzige Seeluft zu schmecken glaubt. Auch eine sehr zarte Halliglandschaft, ganz duffig hingehaucht, ist gut gelungen. Ein Seestück mit

„kurzer Welle“, eine Marschenlandschaft mit Pferden und eine schwere Abendstimmung auf der Hallig zeigen uns die Vielseitigkeit Petersens, ohne dabei charakteristisch für sein Schaffen zu sein. Dagegen finden wir ihn wieder als den meisterlichen Beherrscher der Form und des Ausdrucks in den wenigen **Aktzeichnungen** (Bild 3) der anmutig-herben Friesin und in Studien von **Frauenhänden** (Bild 4), die an Albrecht Dürer erinnern. Auch ein paar **Nötelskizzen** von weiblichen Köpfen sind meisterlich gekonnt. Unter den Handzeichnungen von Männerköpfen im Stahlhelm und Versuchen in **Holzschnisplastik** finden sich hervorragende Stücke: ein Männerantlitz, das dem Künstler selbst ähnelt, eine **Schwerthand** (Bild 5), aus dem Holz herausgearbeitet, lassen große Möglichkeiten auf diesem erst angefangenen Arbeitsgebiet ahnen. Ein in Eichenholz aus dem Stamm herausgeschnittener **Frauenakt** „Embla“ (Bild 6) ist vollendet schön und edel im Ausdruck.

Eine Sonderstellung nehmen ein paar Bilder ein, die Peterfen gemalt hatte, die anlässlich des Reichsbauerntags 1935 auf einer kleinen Kunstschau in Goslar zuerst gezeigt wurden. Nordisch-fälisches Bauerntum hat hier seinen überzeugenden Ausdruck gefunden in den Gestalten eines Jungbauern und einer Jungbäuerin sowie eines in voller Manneskraft stehenden Bauern mit Hade. Diese flachshaarigen, kernigen und wettergewohnten Köpfe tragen eine Zuversicht und Lebensfülle zur Schau, wie sie nur bodenständigen und gerade gewachsenen Menschen eignet. Peterfen hat damit das Wesen jenes Bauerntums getroffen, das seit der fernsten Urzeit germanischen Volks Gottes Erde bebaut und sein Odal von Geschlecht zu Geschlecht weitervererbt: unerschrocken, zäh und tapfer, mit kühlem Verstand und heißem Herzen das Leben meisternd. Die Reichsbauernführung hat diese Gemälde erworben, um sie einmal in der Reichsbauernstadt Goslar an würdiger Stelle der Reichsnährstandsbauten aufzuhängen. Das deutsche Bauerntum ehrt damit sich und eine Kunst, deren Wurzeln in der Heimatsholle ruhen. Die eigenartig rauhe und körnige Technik dieser Bilder, die zugleich gezeichnet und gemalt sind, verleiht ihnen eine Frische und Lebendigkeit, als ob der Künstler seine Vorbilder unmittelbar vom Ader oder aus der Arbeit auf dem Hofe weggeholt hätte. Dabei arbeitet Peterfen nie nach dem Modell, sondern aus dem Gedächtnis, aus der inneren Vorstellungskraft heraus: er läßt die Eindrücke in sich hineingehen und gestaltet das Werk aus inwendiger Schau. Seine scharfe und genaue Beobachtungsgabe ermöglicht ihm, die Treue des lebendigen Vorbilds zu wahren.

Fußend auf der breiten und festen Grundlage dieses vielseitigen Könnens ist der Künstler neue Wege gegangen und hat sich ein Gebiet erschlossen, das vor ihm keiner zu betreten wagte: die früheste geschichtliche Zeit des germanischen Menschen darzustellen, blieb seiner entschlossenen Tatkraft vorbehalten. Er gewann aus dem Studium der frühgeschichtlichen Zeugnisse einer hohen germanischen Bauernkultur den Eindruck, daß diese Menschen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit in Wirklichkeit von den heute lebenden Bauern seiner Heimat kaum verschieden gewesen sein konnten. Das Wort des Altmeisters der Spatenforschung, Kossinna, wonach man sich den germanischen Bauern der Frühzeit nicht modern genug vorstellen könne, bewegte er im Herzen und fing an, sich in diese verschollene Welt hineinzudenken und einzuleben. In Kopenhagen studierte er ihre Sachkultur und wurde mächtig ergriffen von der Schönheit und Zweckmäßigkeit von Tracht, Schmuck, Waffen und Gerät besonders der Bronze- und Eisenzeit. Was für vornehme und selbstsichere

Leute mußten das gewesen sein, die solche edlen Gebilde ihres Gebrauchsguts zu schaffen wußten, wie uns die Funde überliefert haben! Hier fand der Künstler Anhaltspunkte für das Wesen der Menschen nordischer Prägung, welche die Vorfahren unserer Geschlechter gewesen sind. Aus den Menschen seiner Heimat erwuchs ihm das Gesicht der Menschen der alten Zeit, der Nibelungen und der Wikinge. Es entstehen die prachtvollen Schöpfungen wie der Reiter von Balgärde (Bild 7), Ausfahrt der Nibelungen, Brunhilds Abschied von Ifenstein, Hagens letzter Kampf. Versuche, die Stein- und Bronzezeitmenschen zu gestalten, sind noch unbefriedigend ausgefallen, weil hier der Abstand zu groß ist zwischen dem Heute und dem Einst. Auch können wir noch zu wenig sichere Angaben machen über das wirkliche Aussehen dieser vorgermanischen Menschen. Eins steht allerdings ziemlich fest, daß auch ihnen eine höhere und entwickeltere Lebenskultur zuzuschreiben ist, als gemeinhin angenommen wird. Unsere Vorstellungskraft reicht oft nicht aus, um an den Funden zu ermessen, wie ein Bauerngehöft innen und außen damals eingerichtet gewesen ist. Aber mit der Zeit wird auch hier unsere Spatenforschung mehr und mehr Licht in das Dunkel bringen. Wenn man neben den wundervollen Erzeugnissen an Töpferkunst, an sonstigem Hausrat in Holz, Bronze und Edelmetallen etwa den römischen Zivilisationsfisch, das Kunstgewerbe aus dem Mittelmeerbecken beim Zusammenstoß mit den germanischen Freibauern vergleicht, so wird klar, wo die Überlegenheit liegt. Ein gewaltiger Fortschritt ist schon gemacht, wenn ein Mann wie Petersen den Auftrag erhalten hat, die Wandbilder für Schulzwecke über die germanische Frühzeit zu gestalten.

Die Welt der Edda und der nordischen Sagas hat in Petersen ihren künstlerischen Gestalter gefunden. Der germanische Mensch, der sein Schicksal stolz und gelassen zu Ende lebt, furchtlos im Kampf, treu in der Not, gewaltig im unvermeidlichen Untergang, er wird von dem Künstler aus gleichem Blut erlebt und lebhaft hingestellt. Das harte, runengezeichnete Gesicht des Hagen, jenes Treuesten der Treuen, bleibt unvergeßlich. Sein letzter Kampf (Bild 8) ist eine Darstellung von bezwingender Kraft: der Rede weiß, es geht zu Ende, auf ihn zu kommt der Tod, unbewegt sieht er ihm ins Auge, bereit zu sechten bis die Schwerthand erlahmt. Oder die Köpfe jener Kampfbruderschaft der Jomswikinge, von einer Wucht und einem Schwung der Zeichnung mit dem Rötelfstift, wie sie ihresgleichen sucht. Dazwischen der in stiller Niederschau gesenkte anmutige Kopf von Frau Ute oder das weißhaarige Haupt eines Nibelungenhelden unterm Helm mit dem markanten Gesicht jener Ambronabkömmlinge, die sich heute noch unter dem friesischen Volk und besonders auf der Insel Amrum finden. Eine Szene aus den Nibelungenkämpfen gegen die Hunnen zeigt den nordischen Helden gegenüber der südlichen fremden Übermacht in der überlegenen Haltung des Streiters, den nichts erschüttern kann. Kampf ist das Leben, die Bestimmung des germanischen Menschen heißt, diesen Kampf in Ehren und ohne Tadel zu bestehen bis zum Äußersten. Petersen ist es gelungen, diese harten und fähnen Gestalten der Männer ebenso wie die milden und anmutigen der Frauen in einen großen Zusammenklang heroischer Schicksalsbejahung zu bringen: man findet sich bei ihm in einer eigenen und abgeschlossenen Welt reinen Blutes und reiner Gesinnung, die allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten unternimmt und in Ewigkeiten lebt.

Wir sind voll Erwartung auf die weitere Entwicklung Petersens: er wird uns noch viel gute Werke schenken und schulbildend wirken. Er steht heute als einer der wenigen mit großer Verpflichtung gegenüber dem neuen Reich, gegenüber den kulturbildenden Kräften der Zeit, denen er einen Weg weisen kann aus seinem Können heraus. Noch viel ist zu tun, Großes zu schaffen bis wir sagen dürfen, daß unsere arbeitsgewachsene Kultur ihre Wiedererhebung gefunden hat. Petersen bedeutet in diesem Kampf um die germanische Wiedererhebung einen Markstein, der dauern wird.

Nicolai Rupert:

Dem Bauern zum Proletarier

(Ein Beitrag über die Vernichtung des Bauerntums in der Sowjetunion)

Das Bauerntum in Rußland

Das echte Bauerntum erkennt man an seiner Bodenständigkeit, erkennt man daran, wie es zu seinem ererbten Grund und Boden eingestellt ist, ob es ihn mit Sorgfalt bearbeitet, wie es sich von seiner Scholle ernährt und ob es zu ihr steht in schlechten wie in guten Tagen. In Sowjetrußland ist diese bäuerliche Einstellung zum Boden verlorengegangen und damit noch vieles andere. Die Kollektivierungspolitik der Sowjetunion hat die Bauernschaft Rußlands ungleich schwer getroffen. Zum Beweis muß noch kurz auf die rassistischen und geschichtlichen Ursprünge des Bauerntums in dem völkisch sehr verschiedenartig besiedelten Rußland eingegangen werden.

Es gab vor dem Kriege in Rußland ein Bauerntum, das zwar ungleichlich viel ärmer war als das deutsche, das aber doch seine jahrhundertalte Überlieferung hatte. Seine Kultur war slawisch und dementsprechend ärmlich, aber sie war in ihrer Art bäuerlich. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß dem slawischen Menschen viele bäuerliche Eigenschaften abgehen, die dem germanischen angeboren sind. So lassen sich auch innerhalb der slawischen Stämme Unterschiede in der Wesensart feststellen, die rassistisch bedingt sind. Von den zur Zeit in der Sowjetunion lebenden 170 Millionen Menschen sind 55 vH. Russen, 21 vH. Ukrainer (die restlichen 24 vH. sind Deutsche, Kaukasier, Juden, Mongolen und andere). Die Ukrainer sind zwar in der Minderzahl, aber den Russen kulturell und wirtschaftlich überlegen. Das beweist auch der verschiedene Verlauf der russischen und ukrainischen Bauerngeschichte. Die ukrainischen wie die russischen Bauern befanden sich bis 1861 in slavischer Abhängigkeit der Großgrundbesitzer. (1861 wurde die Leibeigenschaft in Rußland offiziell aufgehoben.) Während die russischen Bauern Jahrhunderte hindurch geduldig ihr schweres Los ertrugen, berichtet die ukrainische Chronik immer wieder von Bauernaufständen, sei es unter Stjenka

Rafin, Pugatschow oder anderen Anführern. Auch heute revoltieren die ukrainischen Bauern gegen eine ihnen artfremde Regierung, obgleich sie in die Zwangsjade des Kollektivs gesteckt worden sind. So sind dem Ukrainer die typisch russische Charakterzüge ausdrückenden Redewendungen wie „nitšemo“ (macht nichts) und „awos“ (vielleicht, mal sehen) fremd, denn der Ukrainer lehnt sich auf, wo der Russe erduldet.

Ebenso haben die Ukrainer auf wirtschaftlichem Gebiete gezeigt, daß sie die Tüchtigeren sind. Als die Stolypinsche Agrarreform (1906) den Bauern die Möglichkeit gab, aus der Feldgemeinschaft auszutreten, um das Land zu „ewigem Besitz“ zu empfangen, das ihnen bis dahin nur zur zeitweiligen Nutzung zugewiesen worden war, waren es in der Mehrzahl ukrainische Bauern, die die Initiative aufbrachten, die Fesseln der Feldgemeinschaft abzuschütteln und in harter Arbeit die wirtschaftliche Freiheit zu erringen. Die Russen dagegen verblieben gewohnheitsmäßig in der nun einmal bestehenden Feldgemeinschaft. Auch in der Besiedlung des dünnbevölkerten Neu-Süd-Rußlands, also der Steppenukraine, und Sibiriens im 18. und 19. bzw. auch 20. Jahrhundert, wirkten neben den deutschen Kolonisten die Ukrainer bahnbrechend. Den Ukrainer zeichnet vor dem Russen im allgemeinen eine größere Aktivität im Leben aus. Er ist arbeitsamer, zielbewußter und vorausschauender als der Russe, der sich mehr vom Schicksal treiben läßt. Deshalb konnte der ukrainische Bauer den russischen wirtschaftlich überflügeln. Diese Tatsache ist rassistisch bedingt. Die Ukrainer sind vom Balkan her stark dinarisch durchsetzt worden, die Russen dagegen erlitten aus dem Nordosten den mongolischen Einschlag. Nur so ist es zu erklären, daß sich in der Ukraine durch die Stolypinsche Agrarreform, die dem Starken und Lebendstüchtigen freie Bahn schuf, ein Bauernstand herausbilden konnte, der sich von der einförmig-grauen Bauernmasse des eigentlichen Rußland abhob. Nur so ist es zu verstehen, daß der russische Bauer in träger Selbstzufriedenheit beim Mirsystem verharrte, wodurch sich seine wirtschaftliche Lage von Jahr zu Jahr verschlechterte. Natürlich haben in dieser Entwicklung auch örtliche Verhältnisse, wie die Landknappheit und der magere Boden im nördlichen Rußland, mitgesprochen. Aber ausschlaggebend für das wirtschaftliche Fortkommen blieb zuletzt doch immer die Befähigung des einzelnen.

In der Ukraine und in dem kolonisierten Neu-Süd-Rußland wurde mit der Stolypinschen Agrarreform die Voraussetzung für eine neue Entwicklung der Landwirtschaft gegeben. Eine allgemeine Schaffensfreude erfaßte dort die bäuerliche Bevölkerung und griff auch langsam in andere Gebiete Rußlands hinüber. Das Mirsystem, das den Bauern in seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit festhielt, ging in den kernrussischen Gebieten immer mehr zurück und ließ einen wirtschaftlich befähigten und freien Bauernstand aufkommen. In der Zeit von 1906—1916 entstand somit auch im eigentlichen Rußland ein Bauernstand, der von der Sowjetregierung als „Kulak“ bezeichnet und im Laufe der letzten Jahre vernichtet wurde. Es gehört zum Schicksal des russischen Bauerntums, aus einer kaum begonnenen günstigen Entwicklung jäh herausgerissen worden zu sein. Die Stolypinsche Agrarreform konnte sich nur 10 Jahre lang auswirken, dann wurde sie 1917 durch die Revolution abgebrochen. Jedenfalls war in dieser kurzen Zeit das Bauerntum in vielen Gebieten des eigentlichen Rußlands bereits erstarrt; jedoch war im Osten

und Nordosten das Mirsystem beibehalten worden, und die Bauern blieben infolgedessen arm. So sehen wir im Russischen Reich im ganzen auf der einen Seite den selbständigen sich wirtschaftlich entwickelnden Bauernstand, auf der anderen das rückständige, durch das Mirsystem immer mehr verarmende Kleinbauernstum. Wesentlich aber ist: daß die Bevölkerung des Russischen Reiches vor dem Kriege zu über 90 v. H. bäuerlich war und bäuerlichen Lebensgesetzen folgte.

Bauernwirtschaft oder Kollektivwirtschaft?

1928 wurde in Sowjetrußland in großen Schlagworten der Fünfjahresplan proklamiert. Die Regierung sah sich hiermit vor viele schwierige Probleme gestellt. Eins der schwerwiegendsten war das Bauernproblem.

Nach den ersten mißglückten Kollektivierungsversuchen in der Zeit des Kriegskommunismus (1919—1925) war die Sowjetregierung im Jahre 1925 zur NEP, zur Neuen Oekonomischen Politik, übergegangen, die die Abgabepflicht der Bauern milderte und ihnen im ganzen wieder Spielraum gab für eine freie wirtschaftliche Entwicklung. Der Boden war gleich zu Beginn der Revolution sozialisiert und gleichmäßig pro Kopfzahl an die Bevölkerung verteilt worden. Dorfschneider, Schuster, Schreiner usw. waren mit Land bedacht worden, obgleich ihnen das primitivste Inventar zur Bearbeitung des Bodens fehlte. Infolgedessen blieb das Land in den ersten Jahren nach der Revolution liegen, während das Volk hungerte. Die allgemeine Not zwang die Regierung, die gleichmacherische Politik etwas einzudämmen. In der Neuzeit konnten die wirtschaftstüchtigeren Bauern den landbesitzenden Handwerkern und Landarbeitern ihr Land abpachten, so daß sehr viele Bauern trotz der Sozialisierung des Bodens doch 50 und mehr Hektar Land bebauten. Es entstanden in dieser Zeit unter der verhältnismäßig bauernfreundlichen Politik der Sowjetregierung wieder kräftige und selbständige Bauernwirtschaften. Ja, die ganze Bauernschaft erholte sich ziemlich schnell von den Folgen des Bürgerkrieges und Kriegskommunismus. Die Anbauflächen waren in ständigem Steigen, auch der Viehbestand nahm schnell zu. Im Jahre 1927 hatte die russische Bauernschaft einen in ihrer Geschichte kaum dagewesenen Wohlstand erreicht.

Das Leben auf dem Dorfe war in dieser Zeit von der Vorkriegszeit nicht wesentlich verschieden. Die bäuerlichen Sitten und Lebensgewohnheiten hatten durch die Revolution keine Änderung erfahren. Die neuen Erscheinungen im öffentlichen Leben, die das Sowjetregime mit sich brachte, wie die Wahlen zu den Räten, die Einrichtung eines roten Dorfkubs, die Jahresfeiern der bolschewistischen Revolution usw., konnten das Bauernstum in seinem Kern nicht berühren. Solange der Bauernhof als solcher erhalten blieb, konnte von der Bolschewisierung des Bauernstums nicht die Rede sein, trotz aller politischen Aufklärungsarbeit von Presse und Parteiagitatoren. Für den Bauern war die Hauptsache, daß man ihn auf seinem Hofe weiter arbeiten ließ und ihn mit hohen Abgaben und Steuern verschonte. Die Grundlage des bäuerlichen Lebens blieb nach wie vor die Familie, die durch den gemeinschaftlichen Besitz und die gemeinsame Arbeit ihren festen Zusammenhalt hatte. Den zugeteilten Grund und Boden betrachteten die Bauern als ihren eigenen, weil er nicht mehr zur Aufteilung gelangen konnte, wie es früher

in vielen Gebieten durch das Mirsystem geschah. Die Jugend konnte in ihrer Haltung mehr durch den Einfluß des Elternhauses bestimmt werden, als durch den Geist der Sowjetschule und der bolschewistischen Propaganda. Auch die Forderung der Ehegesetzgebung, die in der Stadt zu schlimmen Auswüchsen führte, konnte sich im Dorfe kaum auswirken.

Von großer Bedeutung für die Erhaltung der bäuerlichen Lebensgewohnheiten war das Fortbestehen religiöser Einflüsse. Obgleich während der Revolution die russische Geistlichkeit stark erschüttert und viele Kirchen verstaatlicht wurden, konnte sich in der Nachzeit doch wieder ein kirchliches und religiöses Leben im Dorfe anbahnen. Die russische Dorfgemeinschaft wurzelte zu tief in der Kirche und Religion, als daß man diese ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln aus dem Leben des russischen Bauern hätte austilgen können. Man wollte damals aber nicht zu den radikalsten Mitteln greifen, sondern bemühte sich, durch verschärfte Propagandatätigkeit und Errichtung von dörflichen Gottlosenverbänden die Bauern im Sinne des Bolschewismus aufzuklären. Solange aber die Bauernfamilie als solche erhalten blieb, konnte man weder der russischen Kirche an die Wurzel gehen, noch das bäuerliche Leben in seiner Grundhaltung verändern. Die Bauern lebten im sowjetischen Rußland in althergebrachter Form weiter. Wirtschaftlich dachten sie vielleicht fortschrittlicher als vor dem Kriege, in der Geisteshaltung waren sie im wesentlichen dieselben geblieben.

Es versteht sich, daß die Entwicklung der bäuerlichen Einzelwirtschaft den Bauern in seiner Lebensanschauung immer unempfänglicher für die Ideologien des Bolschewismus machte und ihn weitgehendst der Sowjetregierung entfremdete. Wie bereits gezeigt wurde, konnte die Partei nicht einmal die Jugend des Dorfes für sich gewinnen. Wie sollte die Sowjetregierung die Bauernschaft unter diesen Umständen ihren industriellen Aufbauplänen gefügig machen? Wie sollte sie die Bauern vor allem fortklaufend dazu bestimmen, ihre wirtschaftlichen Erzeugnisse für beliebige Preise dem Staate abzugeben? Vor allem aber: die Sowjetmachthaber witterten im erstarrten Bauernstande die Gefahr eines gegenbolschewistischen Umsturzes. Parteipolitische und wirtschaftliche Gründe bewogen somit die Sowjetregierung, die Landwirtschaft zu kollektivieren und sie dadurch ihren „sozialistischen Aufbauplänen“ nutzbar zu machen. Das Ziel war: die Übernahme des gesamten Grund und Bodens in die unmittelbare staatliche Bewirtschaftung und die Umwandlung der gesamten Bauernschaft in eine besitzlose Arbeitermasse. Durch beispiellose wirtschaftliche Repressalien und drakonische Maßnahmen begann man die Kollektivierung der Landwirtschaft durchzuführen. Es liegt nicht in der Natur des Bolschewismus, hierbei menschliche Existenzen oder irgendwelche anderen Werte zu berücksichtigen. In einem unerhörten Tempo wurde die Kollektivierung durchgeführt und kann heute längst als beendet betrachtet werden. Nicht weniger als 20 Millionen Einzelhöfe wurden dem Kollektiv übergeben. 20 Millionen Einzelwillen hörten damit auf zu sein; sie wurden zwangsläufig in den Dienst einer ihnen wesensfremden Ideologie gestellt. Hierin spiegelt sich am deutlichsten der ungeheure Vorteil, den die Sowjetregierung durch die Kollektivierung der Landwirtschaft erzielte: der Bauer marschiert, wenn Moskau es will, denn die gesamte Bauernschaft hat sich in eine Proletariermasse umgewandelt.

Die Kollektivarbeit und ihre psychologischen Auswirkungen

Die Kollektivierung der Landwirtschaft machte die Enteignung des bäuerlichen Besitzes erforderlich. Um kollektiv arbeiten und erzeugen zu können, mußte man über gemeinschaftliches Inventar verfügen. Die Bauern wurden also gezwungen, ihre Pferde, Kühe, Wagen und landwirtschaftlichen Geräte in den Kollektiv abzugeben und auf das Besizrecht zu verzichten. In der Folge wurde dann gemeinsam gearbeitet, gefät und geerntet. In der ersten Zeit versammelten sich die Bauern jeden Morgen auf dem Dorfsende oder auf dem Hofe eines verbannten Kulaken, wo ein gewählter Arbeitsleiter jedem seine Arbeit zuwies. Nach kurzer Zeit änderte sich jedoch diese primitive Methode der Arbeitseinteilung und machte einer weilläufigen, bis ins kleinste ausgeklügelten Organisation Platz, die auch unerläßlich war, wenn man den Plan, mehrere Dörfer zu einem Kollektiv zusammenzufassen, bis zu einer Anbaufläche von 5000 und mehr Hektar, verwirklichen wollte. Neben dem bolschewistischen Dorfrat, der früher allein die oberste Aufsicht im Dorf hatte, entstand die Kollektivverwaltung mit einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter, einem Buchhalter mit Gehilfen und einem Kutscher, der der Verwaltung zur Verfügung stand. Außerdem gab es Feldaufseher, Arbeitsorganisatoren, Feldmesser, Brigade- und Rottenführer als Aufseher einer Arbeitseinheit und eine Reihe anderer Posten. In dem Kollektiv meines Heimatortes betrug dieser Verwaltungsapparat 1933 24 Verwaltungspersonen gegenüber 128 arbeitsfähigen Kollektivisten. Die Bauern sprachen mit Recht von einer zweiten Leibeigenschaft. Der Bauer durfte im Kollektiv auch nicht die geringfügigste Arbeit ausführen, die ihm nicht vom Rotten- oder Brigadeführer anbefohlen wurde. Die Brigadeführer erhielten wieder Anweisungen vom Feldaufseher, und dieser durfte nur nach Befehlen des Kollektivvorsitzenden handeln, die dem letzteren vom „Zentralverband der Kolchofen“ (der Kollektivwirtschaften) in bis ins einzelne gehenden Richtlinien gegeben wurden. Die psychologischen Auswirkungen dieses Apparates übertrafen sogar die Ziele der Somjetregierung. Man hatte beabsichtigt, den Bauern selbständiges Denken und Handeln abzugewöhnen, um die Sozialisierungspläne leichter durchführen zu können; die Bauern aber arbeiteten nach Möglichkeit überhaupt nicht, weil man der Bauernarbeit ihren inneren Wert genommen hatte: den Wert der eigenen Überlegung und des inneren Antriebs, der die bäuerliche Arbeit auszeichnet.

Eigener Besitz erzieht zur Arbeit. Nirgends tritt diese Tatsache so deutlich in Erscheinung wie beim Bauerntum. Der Bauer arbeitet immer. Ständig wird er bemüht sein, seinen Hof zu verbessern und zu vergrößern. Wenn er zu wenig Grund und Boden besitzt, um darauf voll beschäftigt zu sein, so wird er sich im Heimgewerbe, dem Kennzeichen der kleinen bäuerlichen Wirtschaft, oder in anderen Verdienstmöglichkeiten den Zuschuß zum weiteren Ausbau seines Hofes erarbeiten. Es soll hiermit nicht behauptet werden, daß im russischen Bauerntum immer dieser Trieb vorhanden war. Von den Ukrainern kann man es behaupten. Aber auch die russischen Bauern entwickelten in der Nepzeit ein umfassendes Heimgewerbe; ob aus wirtschaftlicher Not oder aus innerem Arbeitsdrang, soll dahingestellt sein: jedenfalls war das Heimgewerbe in Rußland sehr verbreitet und ein Bestandteil der bäuerlichen Wirtschaft. Heute ist von ihm nichts mehr übrig geblieben.

1933 konnte ich selbst in mehreren Dörfern des Bezirkes Rjasan feststellen, daß die in jedem Bauernhaus vorhandenen Webstühle nicht mehr benutzt wurden, obgleich die Kollektivbauern damals noch vom Kolchos Flachs zur Verarbeitung zugewiesen bekamen. Die Bäuerinnen klagten mir ihre Übermüdung von der Arbeit im Kollektiv, die ihnen weder Zeit noch Lust ließe, im eigenen verarmten Haushalt etwas zu tun.

Die Arbeitsunlust der kollektivierten Bauernschaft Sowjetrußlands nahm mit dem Anwachsen der Kollektivierung immer größere Ausmaße an und drohte die „ideellen“ und wirtschaftlichen Hoffnungen des „sozialistischen Aufbaues“ zunichte zu machen. Da prägte Stalin den Satz: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Man hatte die Kollektivarbeit bis dahin in Arbeitstagen bewertet, jetzt wurde das Akkordsystem eingeführt. Die Bauern mußten jetzt arbeiten, wenn sie nicht in den Monaten der Ernte schon verhungern wollten. Kennzeichnend für die geistige Verfassung der Kollektivbauern und dafür, wie wenig sie den Kolchos als ihre eigene Sache ansahen, ist ihre Einstellung zum Inventar in der kollektivierten Wirtschaft. Unglaublich viele Pferde sind in den ersten Jahren zugrunde gegangen. Ebenso wurden die landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte ohne jede Sorgfalt behandelt. Nach amtlicher Mitteilung belief sich der Jahresverschleiß auf 50 Prozent.

Ein Gesetz machte diesem Übelstand, der allerdings aus bäuerlichem Lebensgefühl entsprang, ein Ende. „Fahrlässiges Behandeln von Kollektiv- und damit Staatsigentum wird mit zehn Jahren Verbannung oder mit dem Tode durch Erschießen bestraft.“ Es könnten noch mehr Beispiele dieser Art aufgeführt werden, die die demoralisierende Wirkung der Kollektivarbeit auf den bäuerlichen Menschen beweisen. Der Kollektiv hat den denkenden und selbständig handelnden Bauern zu einem verfügbaren Instrument in den Händen der Sowjetregierung herabgewürdigt.

Auflösung der Familie

Die Bauernfamilie hat ihren Schwerpunkt in der gemeinsamen Arbeit auf dem eigenen Besitz. In der Erhaltung des Hofes kreuzen sich alle ihre Interessen und machen aus ihr eine Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft. Diese Grundlagen des Familienlebens wurden in Sowjetrußland durch die Kollektivierung zerstört. Das Land und das bäuerliche Inventar gehören dem Kollektiv, ebenso wie die Arbeitskraft der ganzen Bauernfamilie dem Kollektiv verschrieben ist. Wegen mangelnder Arbeitskraft müssen auch die Frauen im Kolchos arbeiten. Da trotz der „großartigen“ Organisation die Dauer des früheren bäuerlichen Arbeitstages vom Kollektiv übernommen worden ist, müssen die Bäuerinnen den ganzen Tag mit Kollektivarbeit zubringen, während der eigene Haushalt unbeforgt bleibt. In den meisten Fällen wird vom Kollektiv eine Speisehalle eingerichtet, wo die Kollektivisten für Bezahlung ein targes Essen erhalten können. Ebenso macht die Heranziehung der Frau zur Feldarbeit eine gemeinsame Beaufsichtigung der Kinder erforderlich. Man hat daher Kindertruppen und Kindergärten eingerichtet. Dorthin bringt die Mutter jeden Morgen, wenn sie auf Arbeit geht, ihre Kinder und holt sie am Abend wieder ab. Von einem Familienleben kann unter diesen Umständen keine Rede mehr sein. Die junge Generation wird im frühesten Kindesalter schon den Eltern entfremdet.

Aber auch die erwachsenen Familienmitglieder verlieren ihren inneren Zusammenhalt durch die neuen Arbeitsumstände im Kollektiv. Waren sie früher in der Arbeit auf dem eigenen Hofe aufeinander angewiesen, und kam ihnen ebenso allen der Arbeitserfolg zugute, so ist im Kollektiv das Entgegengesetzte der Fall. Die Familienmitglieder werden je nach ihren verschiedenen Befähigungen an verschiedenen Stellen im Kollektivbetrieb verwendet. Der Bauer selbst ist vielleicht als Kutscher bei der Verwaltung beschäftigt, seine Frau ist Melkerin in der kollektiven Kuhfarm, die Tochter arbeitet in einer Feldbrigade und der Sohn ist Schlepperführer. Jedes Mitglied der Familie stellt also einen selbständigen Arbeiter dar, der nach dem Grad seiner Arbeit bezahlt wird. Der Sohn verdient als spezialisierter Schlepperführer natürlich mehr als sein Vater und wird sich aus materiellen Gründen von diesem trennen. Auf der anderen Seite wird sich der Bauer in dem vernachlässigten Haushalt nicht mehr wohl fühlen und in seiner Freizeit, statt zu Hause etwas zu arbeiten, in den Gemeinschaftsclub des Kollektivs gehen. So wird der Zusammenhalt der Familie untergraben, oder besser, unmöglich gemacht. Die autoritäre Bedeutung des Bauern als Familienoberhaupt und Leiter seines Betriebes verschwindet gänzlich. Sehr oft sind die psychologischen Folgen, daß der Bauer seine frühere Sicherheit, seinen Persönlichkeitswert und andere Eigenheiten einbüßt und langsam proletarische Züge annimmt. Besonders stark ist diese Auflösung des Familienlebens in der Ukraine, wo in der Landwirtschaft wegen der vielen nach Sibirien verbannten Bauern und den an Hunger Gestorbenen großer Arbeitsmangel herrscht. Die Hausfrauen müssen hier ausnahmslos alle auf dem Felde arbeiten. Außerdem sind die Bauern hier härter von der Kollektivierung betroffen worden als die Bauern in Nordrußland, weil sie größere und besser bewirtschaftete Höfe hatten, und die Kollektivierung für sie eine bei weitem größere Veränderung der bisherigen Arbeits- und Lebensweise bedeutete. Die Kollektivarbeit zwingt den einzelnen in eine neue Lebensform, drängt ihn gewaltsam in das öffentliche und familienlose Leben und macht damit den Familienzusammenhalt unmöglich.

Veränderung des Dorfbildes

Zunächst muß auf das veränderte innere Dorfleben eingegangen werden. Früher war der sonntägliche Kirchgang die Gelegenheit, wo die ganze Dorfgemeinschaft zusammentam. Anschließend lehrten die Bauern meistens in die Dorfschenke ein, wo über Zeitgeschehnisse diskutiert wurde. Heute trifft man sich zwangsläufig in den Versammlungen des Dorfrates, des Kollektivs oder der Sonderbeauftragten des Rayonvollzugskomitees, die allwöchentlich mindestens eine Versammlung abhalten und die Kollektivisten in der bolschewistischen Parteiideologie schulen. In diesen Versammlungen muß jeder erscheinen, wenn er nicht als Saboteur des Kollektivlebens gelten und dafür bestraft werden will. Man braucht so einer Versammlung nur einmal beizuwohnen, um davon überzeugt zu sein, daß die Bauern teilnahmslos, übermüdet und stumpfsinnig alles hinnehmen, was ihnen von amtlicher und propagandistischer Seite gesagt wird. Es ist entweder ein Irrtum oder eine Lüge, wenn die Sowjetpresse immer wieder von der neuen Gemeinschaft und Verbrüderung auf dem Dorfe schreibt. In Wirklichkeit herrscht innerhalb der Kollektivbauernschaft ein nie dagewesenes

Mißtrauen und Mißgönnen. Das Mißtrauen wurde durch die GPU-Spionage in die Bauernschaft hineingetragen. Die Strupellosigkeit der GPU ging so weit, sich in den Reihen der früher charakterfestesten Bauern ihre Agenten zu suchen, und sie zu verräterischen Angaben über ihre nächste Umgebung zu zwingen. Die Mißgunst wurde durch das Affordsystem im Kolchos großgezogen, das die früher gleichgestellten Bauern jetzt in ungleiche wirtschaftliche Positionen brachte und den Neid des weniger Verdienenden hervorrief. Überhaupt bringt die Kollektivarbeit die Bauern nach meiner eigenen Erfahrung nicht näher zusammen, sondern bildet die Ursache zu persönlichen Reibereien und zur fortlaufenden inneren Zersplitterung der Dorfgemeinschaft. Dies ist auch ganz im Sinne der Sowjetregierung, denn überall dort, besonders in der Ukraine, wo die Bauern den Kolchos mit der wirtschaftlichen Verelendung in der Folge, als ihr *g e m e i n s a m e s* Schicksal auffassen, revoltieren sie gegen die ihnen aufgezwungene Wirtschaftsordnung.

In der äußeren Erscheinung macht das Kollektivdorf durchweg einen sehr ärmlichen Eindruck und kann nicht mit dem Zustand des Dorfes in der Vorkriegszeit oder Nepperiode verglichen werden. Die Neubauten des Kolchos sind im besten Falle ein Siloturm für Grünfutter und eine Geflügel- oder Kaninchenfarm. Sie werden meistens am Ende des Dorfes errichtet und verändern kaum das Dorfbild. Dagegen sind die durch die Kollektivierung überflüssig gewordenen Wirtschaftsgebäude auf den Einzelhöfen, den früheren Bauernhöfen, dem Verfall preisgegeben. Im allgemeinen sind sie vergesellschaftet worden, sind also Eigentum des Kollektivs und werden von diesem abgerissen und als Baumaterial oder zu Heizzwecken verwendet. Aber auch die Wohngebäude werden seit Jahren nicht mehr ausgebessert. Der Kolchos hat kein Interesse daran, das Wohngebäude jedes Kollektivisten instand zu halten; den Bauern aber mangelt es an Zeit und an den Mitteln zur Beschaffung des erforderlichen Materials, das außerdem nicht zu haben ist. So sind die Häuser an der Grenze des äußersten Verfalls angelangt und prägen dem Dorfe sichtbar den Stempel der Kollektivierung auf. Einen noch verwahrlofteren Eindruck machen die Höfe der verbannten Kulaken. Nur ein oder zwei Kulakenhöfe des Dorfes wurden im allgemeinen vom Kolchos zu Verwaltungs- und Wirtschaftszwecken übernommen, die übrigen blieben leerstehen und wurden Eigentum des Dorfrates. Um diese Höfe kümmert sich niemand. Seit Jahren wuchert meterhohes Unkraut darauf. Manchmal stehen die Gebäude noch, vielfach sind sie auch abgerissen worden und man sieht nur die Fundamente oder einen Schutthaufen. Die einheimische Bevölkerung hat sich an dieses Bild des Verfalls gewöhnt. Außerdem ist die Sorge um das tägliche Brot bei den Kollektivisten viel zu groß, als daß sie von einem zerstörten Bauernhof beeindruckt werden könnten. In der Ukraine sah ich Dörfer, in denen keine Menschenseele mehr lebte. Die Kulaken hatte man verbannt, viele Einwohner waren im Winter 1932—33 verhungert und der Rest war in die Stadt abgewandert. Selbst nach amtlicher Sowjetstatistik sind in den letzten 7 Jahren annähernd 6 Millionen Bauernhöfe einfach verschwunden. Während 1929 noch 25 Millionen Bauernhöfe in Sowjetrußland gezählt wurden, sind es heute nur noch 19 Millionen, und auch diese gehen im Kolchos dem sicheren Untergang entgegen.

Die Sowjetbehörden sehen diesen Verfall der alten Höfe nicht ungern, ja, fördern ihn sogar, denn der Einzelhof, das Wahrzeichen einer jahrhundert-

alten Bauerntradition, paßt nicht hinein in das neue kollektivierte Leben und soll so schnell wie möglich verschwinden. Dafür plant man neue *Gemeinschaftshäuser*, die mit allen Bequemlichkeiten einer modernen Bau-technik ausgestattet sein sollen.

Entwurzelung und Proletarisierung

Die Sowjetregierung ist vor keinem Mittel zurückgeschreckt, um ihr höchstes Ziel in der Agrarpolitik zu erreichen: die endgültige Vernichtung des kleinen Bauernhofes und die Errichtung kollektiv arbeitender Großbetriebe. Der unbeugsame Wille hierzu wurde zum ersten Male im Winter 1930 bekundet, als die GPU Tausende von Kulakenfamilien aus der Ukraine und dem Südosten Rußlands gewaltsam aus ihrer bisherigen Lebensweise herausriß und nach Sibirien verbannte. Durch die jährliche Wiederholung dieses Verbrechens wurde eine tiefgreifende Veränderung in der gesellschaftlichen Struktur der Landbevölkerung herbeigeführt. Die Kulaken, die immer die führenden und wirtschaftlich tüchtigsten Bauern im Dorfe waren, wurden aus der Dorfgemeinschaft entfernt, so daß die Mittel- und Kleinbauern ihren bisherigen Rückhalt verloren und in kurzer Zeit restlos der Kollektivierung verfielen. Das Kollektiv aber ist das Ende des selbständigen Bauerntums und des selbständigen Menschen überhaupt. Wir sahen bereits, wie der Bauer im Kollektiv zur Maschine wird, weil man ihm das selbständige Denken und Handeln unmöglich macht. Hinzu kommt noch, daß die Kollektivbauern auf eine bestimmte Arbeit spezialisiert werden, wie es der einseitige Wirtschaftsbetrieb im Kolchos mit sich bringt. Der Bauer kann im Kollektiv jeweils nur Futtermeister, Feldarbeiter, Wächter oder Rutscher sein. Er ist also nicht mehr Bauer, sondern übt nur eine Funktion im Kollektiv aus und stellt daher nicht mehr als ein Zahnrad in einem Fabrikbetrieb dar. Das Verständnis für die Vielseitigkeit des kleinen Bauernbetriebes geht gänzlich verloren und gibt dem Bewußtsein Raum, nur spezialisierter Arbeiter zu sein. Der Begriff „Bauer“ ist für den Kollektivisten nicht mehr zutreffend. Weiter trugen die großen Unbauflächen im Kollektiv dazu bei, das natürliche Verhältnis des Bauern zum Boden zu lösen. Ich habe Kollektivwirtschaften kennengelernt, die 5 Dörfer zugleich umfaßten. Obgleich die Dörfer 10 bis 15 Kilometer voneinander entfernt lagen, wurde gemeinsam gearbeitet. Infolgedessen kam der Kollektivist selten dazu, auf demselben Felde zu ernten, auf dem er gesät hatte.

Die kollektive Arbeitsweise an sich vernichtet schon die bäuerliche Eigenart; noch verheerender haben jedoch die „besonderen Maßnahmen“ der Sowjetbehörden gewirkt. Als erstes sind da noch einmal die zahllosen nach Sibirien verbannten Kulakenfamilien zu nennen, deren Entfernung aus der Heimat nicht nur eine Entwurzelung und Proletarisierung, sondern ihre physische Vernichtung bedeutete. Dann wurden 1934 und 1935 große Umsiedlungen vorgenommen. So wurden Bewohner Aserbeidshans vom Kaspiischen Meer nach Karelien an die finnische Grenze und Karelier nach Aserbeidshan umgesiedelt. Hierdurch wurden diese beiden Volksstämme aus ihren bisherigen Lebensverhältnissen herausgerissen und verfielen in der Fremde und unter unbekanntem Arbeitsbedingungen der Kollektivierung. Ebenso hat man in die Siedlungen der deutschen Kolonisten Südrußlands Kirgisen und Russen verpflanzt,

um die vollkliche Einheit dieser zähen Volksgruppe mühelos zu zerstören und sie zu bolschewisieren. In einem Dorfe von 50 Höfen zählte ich 12 Russen- und 9 Kirgisenfamilien. Während die vielen Volksgruppen auf dem russischen Staatsgebiete früher gesondert und abgeschlossen auf ihrem eigenen Siedlungsraum lebten, werden sie jetzt planmäßig vermengt. Die verschiedenen Trachten verschwinden, die nationalen Sprachen werden mit den Schlagworten der bolschewistischen Propaganda durchsetzt (durch die zentralistische Leitung der Landwirtschaft dringen besonders auf dem Lande viele russische Worte in die nationale Sprache ein), die vollklichen Eigenheiten verschwinden immer mehr und tragen ebenfalls zur allgemeinen inneren Auflösung des Volkstums bei. Außerdem sind die Völkermassen Rußlands durch die überspizte Industrialisierungspolitik und durch die gleichzeitig durchgeführte Kollektivierung sehr stark in Bewegung geraten. Einige Millionen Bauern haben in den Jahren von 1929 bis 1934 ihre Heimat verlassen, um sich auf die Suche nach besseren Lebensbedingungen zu begeben, als sie ihnen vom Kollektiv aufgezwungen wurden. Der Zentralrat der Gewerkschaften Rußlands berichtet 1933 selbst von 12 Millionen neuen Arbeitern, die zum Aufbau der Industrie herangezogen wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese 12 Millionen Arbeiter aus der Bauernschaft kamen. Sie sind in den großen Industriezentren der Sowjetunion untergegangen. 1933 traten die Sowjetbehörden dieser Bewegung vom Lande in die Stadt mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen. Man tat dies nicht etwa in der Erkenntnis, die Entwurzelung der ungeheuren Menschenmassen aufhalten zu müssen, sondern aus der rein materialistischen Berechnung heraus, daß die bolschewistische Landwirtschaft ebenso notwendig Arbeiter brauche, wie die junge Sowjetindustrie. Durch ein Gesetz wurde jetzt die kollektivierte Bauernschaft auf dem Lande und damit im Kolchos festgehalten. Gleichzeitig fanden die Sowjetbehörden aber neue Mittel, die Auflösung des Bauerntums weiter zu treiben. In der Ukraine, im Nordkaukasus und in anderen Weizenanbaugebieten begann man Umsiedlungen innerhalb des Dorfes vorzunehmen. Die einzelnen Bauernfamilien wurden gezwungen, ihre Wohnplätze auszutauschen. Gleichzeitig hämmerte die bolschewistische Propaganda der Bauernschaft unausgesetzt die neuen Begriffe des kollektivierten Lebens ein: „Der alte Bauernhof ist überflüssig geworden, er ist nur noch eine vorübergehende Wohnung; es darf keine Minute Arbeit an ihn verschwendet werden; die Arbeitskraft des Kollektivisten gehört dem Kolchos und dem „sozialistischen Aufbau“!“

Es versteht sich von selbst, daß mit diesen Methoden auch das letzte und geheimste Gefühl für Eigentum und Besitz ausgemerzt worden ist. So sind dem kollektivierten Bauern nicht nur die inneren Werte genommen worden, sondern auch sein letzter äußerer Halt, das Wahrzeichen aus der alten Zeit, der Bauernhof, der durch den zwangsläufigen „Wohnungswechsel“ seine letzte Bedeutung verlor.

Gewaltsam ist der Bauer in Sowjetrußland von allem losgelöst worden, was ihm früher seinen Ausdruck und Wert verlieh:

Die Selbständigkeit des Handelns ging in der Kollektivarbeit zugrunde, die Familie zerfiel, die alte Dorfgemeinschaft wurde von den Ideologien des Bolschewismus zerstückt, die Bauernhäuser wurden

planmäßig dem Verfall ausgeliefert, das Heimgewerbe verschwand, die bäuerlichen Frachten und andere nationale Eigenheiten gingen verloren, der bäuerliche Einzelhof wurde vernichtet, das Verständnis für eigenen Besitz bewußt ausgetilgt und das innere Verhältnis zum Grund und Boden unmöglich gemacht. Der Bauer in Sowjetrußland ist: „Kolschosnik“ (in deutsch: Kollektivarbeiter), das heißt Proletarier geworden!

Rudolf Proksch:

Jugend auf's Land!

Der „Landdienst der Hitler-Jugend“

Im Rahmen des Vierjahresplanes sind dem deutschen Bauerntum und der deutschen Landwirtschaft weitgehende staatspolitische Aufgaben gestellt. Ihre Erfüllung aber hängt im wesentlichen von der Frage ab, wie weit der deutschen Landwirtschaft ausreichende Arbeitskräfte zur Verfügung stehen oder beschafft werden können.

In diesem Zusammenhang scheint es zweckvoll und zeitgerecht, Geschichte, Gestalt, Aufbau und Aufgabenstellung des „Landdienstes der Hitler-Jugend“ ausführlichst darzulegen, einerseits, um die Bedeutung dieser aus der Artamanenbewegung entstandenen Arbeit dem Führerkorps des deutschen Bauerntums nahezubringen, andererseits aber auch deshalb, um dadurch die Bindung von H. J. und deutschem Bauerntum zu festigen und zu verstärken.

Die Arbeit der Artamanen

Die deutsche Jugendbewegung, die nationalen Kampfbünde und Jungbauern haben die Mannschaft der ersten Artamanenschaften im Frühjahr des Jahres 1924 gestellt. Dr. Willibald Hentschel, Bruno Lanzmann und der Dichter Wilhelm Rohde waren die geistigen Väter und ersten Propagandisten der Idee: Deutsche Jugend für die Arbeit in der Landwirtschaft zu gewinnen, die ausländischen Wanderarbeiter durch diese Jugend zu verdrängen, die Landarbeit damit wieder für den deutschen Menschen zu erobern und nicht zuletzt diese Jugend über den Weg der Siedlung dem Lande auch zu erhalten.

In den Köpfen dieser Propagandisten war viel verworrene Romantik und kaum eine Ahnung der tatsächlich gegebenen praktischen Aufgabe. Aber wir müssen dem einen oder anderen in diesen Reihen heute zuerkennen, daß er mit ganzer Kraft für seine Idee eintrat und keineswegs Opfer und persönliche Entbehrungen scheute.

Entscheidend bestimmt aber wurde der Weg dieser Bewegung und damit auch die Voraussetzung ihrer heutigen Gestalt erst durch zwei Männer: den

Württembergischer Friedrich Schmidt und den Österreicher Hans Holfelder.

Friedrich Schmidt, heute stellvertretender Gauleiter der NSDAP. in Württemberg, der als einer der ältesten Parteigenossen die Mitgliedsnummer 4864 hat, wirkte als einer der ersten für die Idee des Nationalsozialismus in dieser damals nur „national“ aufgezogenen Bewegung. Aus jener Zeit stammt die gedankliche Verbundenheit Friedrich Schmidts mit R. Walther Darré, die zu seiner Berufung in den deutschen Reichsbauernrat geführt hat.

Auch lange nach seinem Ausscheiden aus der Artamanenbewegung, kurz vor ihrem innerlichen und wirtschaftlichen Zusammenbruch und ihrem Neuaufbau und ihrer Neugestaltung durch Albert Wajirsch, hat Friedrich Schmidt, er war damals bereits Gaugeschäftsführer des Gaues Württemberg der NSDAP., noch einmal, wenn auch vergeblich, versucht, den auseinanderstrebenden Kräften das einigende Ziel zu geben.

In dem Vorwort zu seinem Buch „Neuadel aus Blut und Boden“ schreibt R. W. Darré, daß den Anstoß zu dieser Arbeit ein Wort des Artamanenführers Hans Holfelder gegeben hätte. Holfelder schrieb dieses Wort in einem Aufsatz des Jahres 1928:

„Wir müssen einen Blutsadel, einen Bauernadel anstreben, der sich nicht durch besondere Vorrechte, sondern durch besondere Vorpflichten auszeichnet.“

Hans Holfelder, der lange Jahre als Bundeskanzler wesentlich die Entwicklung der Artamanenbewegung bestimmte, er hat in diesen Jahren in immer stärkerem Maße den Einfluß der NSDAP. innerhalb dieser Bewegung gesichert, ich erinnere nur daran, daß auch der heutige Reichsführer SS., Pj. Heinrich Himmler, als Artamangaußführer des Landes Bayern wirkte, war wohl die klarste und bewußteste Führergestalt dieser Bewegung.

Holfelder, übrigens der Bruder von Professor Dr. Albert Holfelder, Chef des Ministeramtes im Reichs- und Preußischen Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, wurde im Jahre 1900 in Wien geboren. Er stand schon in jungen Jahren als bewußter Deutscher im Kampf gegen Juden und Tschechen. Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 erlebte er als Schüler der höheren Landwirtschaftlichen Schule in Neutöttschein (Mähren) die bekannten Zusammenstöße zwischen Sudetendeutschen und tschechischem Militär, die damals die ersten Blutsopfer der Sudetendeutschen forderten. Wieder in Österreich, trat er dem Freikorps Oberland bei. Bald danach meldete er sich zur österreichischen SA., als einer der ersten österreichischen SA.-Männer überhaupt. Nach einem, mit einer Schießerei verbundenen Strafenkampf gegen österreichische Narristen verlangte die Wiener Judenpresse seine Landesverweisung. Da damit für Holfelder in Österreich eine berufliche Arbeit nicht mehr in Frage kam, ging er nach Deutschland und schloß sich in Sachsen der eben entstandenen Artamanenbewegung an. 1925 wurde er Artamanenführer der Provinz Sachsen und bald danach Bundeskanzler des „Bundes Artam. e. V.“. In Ausübung seines Dienstes verunglückte Hans Holfelder im Herbst des Jahres 1928 bei einer Motorradfahrt, erlitt einen doppelten Unterschenkelbruch und starb an den Folgen dieses Unfalles am 30. Januar 1929.

Am Weg der deutschen Jugend zum Ader steht das Opfer seines jungen Lebens und verpflichtet.

Seine Worte aber:

„Du junger deutscher Mensch! Du gehörst nicht Dir, sondern Deinem Volk, Du bist ein Glied einer unendlichen Kette, die aus der Ewigkeit geht.

Deine Kraft und Stärke, Deine Werke, Deine Fehler und Schwächen sind mitbestimmend für die kommende Generation. Sei Dir Deiner Verantwortung bewußt, bestimme danach Dein Handeln, denn Du bist Mitschöpfer an dem Geschick Deines Volkes“.

sie sind nun auch Richtworte der heute im Landdienst der HJ. arbeitenden Jugend, die diese Worte durch ihre Arbeit und ihren Einsatz erfüllt.

Mit dem Tode Hans Holfelders hat die alte Artamanenbewegung praktisch aufgehört zu bestehen. Was nachher kam, waren nur mehr Versuche, einer schleichenden Krise Herr zu werden. Versuche, denen jedoch kein Erfolg beschieden war. Im August des Jahres 1931 hat das Amtsgericht Fischhausen in Ostpreußen, wohin mittlerweile die „neue“ Bundesführung verlegt worden war, über das Vermögen des „Bundes Artam e. V.“ das Konkursverfahren eröffnet. Es ist hier nicht der Ort, und es ist wohl auch nicht Aufgabe dieses Berichtes, den Ursachen des Zusammenbruchs dieser Bewegung nachzugehen.

Und dann?

In Mecklenburg bestanden in diesen Jahren einige Artamanenmannschaften mit fast ausschließlich nationalsozialistischer Mannschaft.

In den arbeitslosen Monaten des Winters 1930/1931 wurde in der Nähe des bekannten Gutes Koppelow, auf dem heute aufgesiedeltes Gut Stridow, mit Hilfe der Gutsverwaltung beider Güter eine Überwinterungsmöglichkeit für die Artamanen mehrerer Gruppen geschaffen. Diese Gruppe war als „Stempelgruppe“ das Vorbild für die Überwinterungsversuche der neuen Bewegung in den nächsten Jahren. Wir hatten uns in diesem Winter von den Gutskartoffeln, von Sprossen, und zu besonders feierlichen Anlässen auch von Pferdefleisch annähernd gut ernährt. Der Führer dieser Gruppe war der österreichische HJ.-Führer und Träger des Goldenen Parteiabzeichens Albert Wojirsch. Er kommt, ebenfalls wie Holfelder, aus Baden bei Wien und wurde von diesem bereits im Jahre 1928 an entscheidenden Stellen eingesetzt.

Wojirsch hat nun mit wenigen Mitarbeitern 1931 mit dem Aufbau einer neuen Organisation begonnen. Am 21. Juni 1931 konnte er auf dem Gute Gneven in Mecklenburg den „Bund der Artamanen“, den Vorläufer des heutigen „Landdienstes der HJ.“, begründen.

Wojirsch hat seine Arbeit nur mehr mit Nationalsozialisten durchgeführt. Für Mannschaft und Führer der Gruppen des neuen Bundes wurde die Mitgliedschaft bei der NSDAP und SA oder HJ. gefordert. Im Gegensatz zu den vielfachen und verschwommenen Siedlungsideen der alten Artamanenbewegung beschränkte Wojirsch die Aufgabe der neuen Bewegung auf drei Punkte:

1. Der Einsatz der für das Land gewonnenen nationalsozialistischen Jugend als Arbeitsgruppen in den Gütern oder Bauerndörfern erfolgt mit dem Ziel, daß diese Jugend alle ihr übertragenen Arbeiten vollverantwortlich und zuverlässig durchführe, und die Gesamtleistung der Gruppe, gleich, wie ihre Besetzung auch sei, der Leistung vollwertiger Arbeitskräfte zu entsprechen habe.

2. Das Leben der Artamanen ist politischer Dienst. Neben die Arbeit tritt der aktive Dienst in der Partei. Wo keine Parteiorganisation besteht, übernimmt die Artamanenschaft die Aufgabe dieser.

3. Der „Bund der Artamanen“ lehnt es ab, im heutigen System (1918 bis 1933) junge Menschen dem wirtschaftlichen Zusammenbruch durch Hinführung zur Siedlung auszusetzen. Er setzt sich vielmehr zum Ziel, nach Machtübernahme durch die NSDAP. eine Auslese seiner Mannschaft über die Gemeinschaftssiedlung dem Lande auf immer zu erhalten.

Den gestellten Aufgaben gemäß waren auch die Anforderungen an die Menschen. Die „Richte“ des „Bundes der Artamanen“ stellte fest:

„Der „Bund der Artamanen“ ist die Erziehungsstätte deutscher Jugend, die der Untätigkeit und dem Müßiggang ein Leben auf dem Lande bei harter Arbeit, einfachen Sitten und strenger Zucht vorzieht.

Nicht Erwerbquelle ist uns die Arbeit, sondern ein sittliches Gesetz zur Erhaltung und Wiedergesundung der Nation.

Pflichterfüllung und Leistung, Einsatz und Opfer für die Gemeinschaft sind die Leitsterne unserer Arbeit an der Scholle.“

Auf Grund dieser Auffassung über die Arbeit der Artamanen konnte Wojirsch den Arbeitgebern, Gutsbesitzern und Bauern, eine beständige und den gestellten Anforderungen entsprechende Arbeitsgruppe zur Verfügung stellen. Aus derselben Auffassung heraus aber konnte er umgekehrt auch für diese Arbeitsgruppen all jene Bedingungen schaffen, die für Wohnung und Leben deutscher Jugend als notwendig erschienen. Saubere und ausreichende Schlaf- und Gemeinschaftsräume, helle und gesunde Mädchenzimmer, Bettwäsche und Decken wurden in diesem Jahre erstmals allen Gruppen zur Verfügung gestellt.

Wojirsch wandte sich bei seiner Werbung von Arbeitsplätzen hauptsächlich an Parteigenossen. So kamen wir sehr früh mit den einzelnen Männern des agrarpolitischen Apparates der NSDAP. in engste Fühlung. Im Winter des Jahres 1931/1932 fand die Bewegung in dem damaligen Mecklenburgischen Ministerpräsidenten und heutigen Präsidenten der Rentenbank, Pg. Walter Granzow auf Gut Severin b./Parchim, ihren entscheidendsten Freund und Förderer. In dem politisch so bedeutsamen Jahr 1932 war Severin die Zentrale der nationalsozialistischen Artamanenbewegung. Von dort aus konnten wir unsere Arbeit führen. Für uns selbst aber waren jene Tage reich an Erlebnissen. Dr. Goebbels heiratete dort in der kleinen Gutskirche. Der Führer war in den politisch entscheidenden Wochen des Jahres 1932 längere Zeit zu Gast und sprach auch zu der Mannschaft unserer Arbeits-

gruppe. R. W. Darré lernten wir dort erstmals kennen und ebenfalls seinen damaligen Mitarbeiter Pg. Jurda.

Langsam wurde von Severin aus Mecklenburg erobert. Die Partei, insbesondere der heutige Reichsstatthalter, Pg. Gauleiter Friedrich Hildebrandt, erkannte bald die Bedeutung der Artamanen. Ebenfalls muß der heutige Landeshauptabteilungsleiter III, Pg. Graf Grote, in diesem Zusammenhang als eifriger Förderer unserer Arbeit genannt werden.

Der Einsatz der nationalsozialistischen Artamanen beschränkte sich in Mecklenburg nicht nur auf die Betriebe des Großgrundbesitzes. Schon von Anfang an galt uns der Dorfgruppeneinsatz als dringlich, nur waren dort die Unterbringungsverhältnisse schlechter und die Schwierigkeiten demnach entsprechend größer. Trotzdem haben wir in den Jahren 1932 und 1933 bereits eine sehr ansehnliche Zahl Artamanen den Bauern abgegeben.

Im Juli des Jahres 1933 wurde in Güstrow der Bundestag als „Tag der Artamanen“ durchgeführt. Pg. Granzow sprach vom Balkon des Rathauses zu den auf dem Platz davor aufmarschierten Artamanen das bedeutungsvolle Wort:

„Wer den Boden bearbeitet, soll auch künftig das Recht haben, ihn zu besitzen.“

Ein Jahr später, am 7. Oktober 1934, sind die Artamanen abermals in Güstrow angetreten. Es ist der letzte Bundestag. Hinter den Reihen der schwarz gekleideten Artamanen stehen die braunen Massen der HJ. sämtlicher Mecklenburger Banne. Der 7. Oktober 1934 bringt für die nationalsozialistische Artamanenbewegung den Abschluß ihres Bestehens als Bund und ihre Eingliederung in die HJ.

Es ist das Verdienst des Obergebietsführers Armann, die Bedeutung der Artamanenbewegung für die HJ. erkannt und dem Reichsjugendführer ihre Eingliederung vorgeschlagen zu haben. Der Reichsjugendführer ist persönlich anwesend. Von der Rednertribüne aus spricht Wojirsch das Treuegelöbnis: „Wir Artamanen haben uns zur Aufgabe gestellt, die Jugend aus der Stadt auf das Land zurückzuführen, um dem deutschen Volk seine Zukunft bauen zu helfen. Als Pioniere dieses Kampfes treten wir heute in die Front Baldur von Schirachs ein. Artamanen: stillgestanden! Ich gelobe Treue dem Reichsjugendführer!“

Einen Augenblick liegen die Hände der beiden Männer ineinander, dann spricht Schirach:

„Artamanen! Kameraden! In der Geschichte der nationalsozialistischen Jugendbewegung haben wir viele Eingliederungen erlebt. Es ist nicht das erstmal, daß ein großer Jugendbund in die Millionenbewegung der Hitlerjugend eingeführt wird. Aber es ist bestimmt das erstmal, daß eine Eingliederung in solchem Geiste vor sich geht, denn innerlich seid Ihr Artamanen ein Bestandteil der nationalsozialistischen Bewegung, wie die Ideen der Artamanen ein Bestandteil des Nationalsozialismus sind. . . .“

Es konnte gar nicht anders kommen, daß Ihr heute an diesem Platze steht; das ist die glänzendste Rechtfertigung Eurer Arbeit.

Ihr habt an diesem Tage auch den tieferen Sinn der Arbeit der vergangenen Jahre erfüllt. Ihr habt die Möglichkeit, die Ideen, die Ihr im Kleinen gestaltet habt, nun auch im Großen zu formen.

Wir nehmen Euch nicht auf, daß an diesem Tage Eure Arbeit aufhöre, sondern daß sie Allgemeinut der ganzen Jugend werde. Das bedeutet für Euch eine Aufbürdung neuer ungeheurer Aufgaben auf Eure Schultern, Verpflichtung für Euch, uns gegenüber, und von uns Euch gegenüber, daß wir Euch die Arbeitsmöglichkeit im Großen schaffen und Ihr auch im Großen diese Arbeitsmöglichkeit erfüllt.

Möchtet Ihr Artamanen immer mit derselben Bereitschaft zu unserer Sache stehen, mit der Ihr in den vergangenen Jahren zu Eurer einsamen Fahne gestanden habt. Kommt in unsere Reihen, die sich durch mich feierlich verpflichten, Eures Ziel zu dienen. In diesem Sinne grüßen wir Euch und mit Euch den Führer Adolf Hitler! Sieg-Heill“

Ein Vorbeimarsch der Artamanen und der HJ. beschließt diesen Tag.

Es war ein Tag der Entscheidung. In seiner Bedeutung gleicherweise gültig für die deutsche Jugend wie auch für das deutsche Landvolk. Der Großkampf der Jugend um die Jugend, also um ihresgleichen, für den Ader zu gewinnen, begann. Eine von der Jugend selbst gestellte Aufgabe erhielt nun staatliche und parteiamtliche Förderung und Anerkennung.

Über erfüllen die Artamanen das in sie gesetzte Vertrauen?

Der Landdienst der HJ

Die Arbeit der Artamanenbewegung wird nun innerhalb des von Obergeleitersführer Armann geleiteten „Sozialen Amtes der R. J. F.“ weitergeführt. Bf. Wojirsk ist heute Leiter des Hauptreferates „Landdienst“ der HJ.

Das Hauptreferat ist gegliedert in die Referate: Führerschulen, Organisation, Arbeitseinsatz, Verwaltung, Berufsfragen, Werbung und Schulung und Mädellanddienst. Weiterhin sind dem Hauptreferat die drei Verbindungsreferate: Landjahr, Reichsheimstättenamt und Studentischer Landdienst angeschlossen. In den Sozialabteilungen der Gebiete sind die Landdienstgebietsreferenten eingebaut. Ebenfalls arbeiten in den Bannern Bannreferenten. Einzelne Haupteinsatzgebiete, wie etwa Mecklenburg, Pommern und Mitteldeutschland sind in Inspektionen aufgeteilt, die eine verstärkte Betreuung der Landdienstgruppen ermöglichen. Um die einheitliche Durchführung der Werbung und die Gewinnung jugendlicher Arbeitskräfte für den Landdienst zu sichern, wurde im Gebiete Mittelrhein die „Landdienst-Inspektion-West“ eingerichtet, die für die Gebiete: Westfalen, Ruhr-Niederrhein, Mittelrhein, Westmark, Hessen-Nassau, Kurhessen und Saarpfalz, als Hauptabgabengebiete zuständig ist. In folgenden Gebieten sind Landdienstreferate bereits eingerichtet oder ihre Einrichtung für die nächste Zeit vorgesehen: In den Einsatzgebieten: Ostland, Kurmark, Mittelland,

Sachsen, Thüringen, Niedersachsen, Hessen-Nassau, Westfalen, Bayerische Ostmark, Baden, Württemberg, Nordmark, Saarpfalz, Mecklenburg, Pommern, Mittelelbe, Hochland, Kurhessen, Nordsee . . . und in den Hauptabgabebereichen: Berlin, Westfalen, Westmark Mittelrhein, Hessen-Nassau, Baden, Schlesien, Württemberg, Ruhr-Niederrhein, Kurhessen, Saarpfalz.

Das ist im wesentlichen das Bild der Organisation. Und das der Bericht über die Arbeit bisher:

Auf eine Anregung des Chefs des Sozialen Amtes der R.F.F., Obergebietsführer *Urmann*, hat die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, in ihrer Eigenschaft als alleinige Trägerin jeglicher Arbeitsvermittlung, im Jahre 1934 den Landdienst der Hitler-Jugend als geeignete Einsatzform städtischer Jugend auf dem Lande neben der damals bestehenden Landhilfe anerkannt und in die Landhilfeförderung als Gruppenlandhilfe mit einbezogen. Am 28. Mai 1934 erließ Präsident *Syrup* den ersten Erlass zwecks Einrichtung von zwanzig geförderten Versuchgruppen im ganzen Reichsgebiet. Der erste Versuch wurde mit Erfolg abgeschlossen. Für das Jahr 1935 erschien ein weiterer Erlass am 6. März und die Durchführungsbestimmungen am 9. April, die bereits die im Vorjahr gewonnenen Erfahrungen berücksichtigten. Für das Jahr 1936 erschien am 3. April 1936 eine generelle Anordnung des Präsidenten *Syrup* über die „Bereitstellung von Arbeitskräften für die Erzeugungsschlacht“. An diesem Erlass haben Reichsjugendführung und Reichsnährstand gemeinsam mitgearbeitet. Der Erlass legt das geförderte Einsatzkontingent des Landdienstes auf 5000 Mann fest und erstellte das gesamte Melde-, Einberufungs-, Vermittlungs- und Förderungsverfahren.

Es ist hier nicht die Stelle, auf die Kompliziertheit des Verfahrens hinzuweisen und die Schwierigkeiten aufzuzählen, die seiner Durchführung anhaften. Ich gebe hier nur der Hoffnung Ausdruck, daß die kommenden Jahre auch hier den Boden für die so nötige Vereinfachung bereiten, die für eine reibungslose Durchführung jeder staatspolitisch notwendigen Arbeit als Ersterfordernis angesprochen werden muß.

Am 6. Februar 1937 hat Präsident *Syrup* nunmehr die Anordnung zur „Bereitstellung von Arbeitskräften für die Erzeugungsschlacht 1937“ erlassen. Nach diesem Erlass kommt eine Förderung für Einzellandhelfer im Rechnungsjahr 1937 nicht mehr in Betracht, dagegen wird der Gruppeneinsatz von Landhelfern, als dessen alleiniger Träger der Landdienst der H.J. gilt, in diesem Jahr, und zwar überwiegend in der Form des Dorfgruppeneinsatzes wie bisher gefördert und weitergeführt. Die Zahl der einzusetzenden Gruppenlandhelfer soll nach Möglichkeit bis auf 10 000 erhöht werden. (Einschließlich der ungeforderten Landdienstler wird das Hauptreferat Landdienst der deutschen Landwirtschaft in diesem Jahre voraussichtlich 15 000 Jugendliche zuführen können.) Für den Einsatz der weiblichen Landdienstgruppen wurden mit diesem Erlass ebenfalls einige der bisherigen Schwierigkeiten beseitigt.

Das zur Frage der Arbeitsvermittlung an sich.

Der Einsatz der Landdienstler auf den Gütern und in den Bauerndörfern geschieht natürlich nur in engster und bester Zusammenarbeit mit den entsprechenden Dienststellen des Reichsnährstandes.

Der Erfolg der Arbeit aber?

Im Jahre 1934, dem Jahr der Eingliederung der Artamanen in die HJ., konnten etwa 45 Gruppen besetzt werden. Der Gesamtstand dieses Jahres betrug ungefähr 500 Mann. Der Einsatz selbst blieb im wesentlichen auf Mecklenburg beschränkt. Knapp 150 Landdienstler konnten in diesem Winter als Stammmannschaft für den Einsatz 1935 in Arbeit auf dem Lande verbleiben.

Trotzdem gelang es 1935, 240 Gruppen zu besetzen. Der Mannschaftsstand dieses Jahres stieg auf 3500 Landdienstler. Der erste Vorstoß ins Reich gelang. Mecklenburg war Stammland. Nun wurde Pommern, Ostpreußen und Mitteldeutschland erobert. In diesem Winter konnten bereits 1500 Kameraden in Arbeit bleiben.

Das Jahr 1936 brachte den ersten, nennenswerten Erfolg. 462 Gruppen wurden abgeschlossen und besetzt. 6608 Landdienstler arbeiteten nun in fast allen Gebieten Deutschlands. Das erstmal wurde in diesem Jahre der Dorfgruppeneinsatz des Landdienstes in Angriff genommen. Mehr als 1300 Landdienstler arbeiteten in 118 Dorfgruppen. Im Winter 1936/1937 konnten bereits 3000 Landdienstler als Stamm überwintert werden. Damit ist für den Einsatz des Jahres 1937 die Erstvoraussetzung geschaffen, andererseits aber auch der Beweis erbracht, daß es dem Landdienst bisher in einem immerhin nennenswerten Maße gelungen ist, die Jugendlichen, vorläufig zumindest auf längere Zeit, dem Lande zu erhalten.

Im Jahre 1936 wurde ebenfalls mit dem Landdienst-Mädleinsatz begonnen. In 59 Dorfgruppen arbeiteten etwa 800 Mädler. In diesem Jahr ist der Einsatz von etwa 3000 Mädler vorgesehen.

Der Landdiensteinsatz im Dorf

Die Frage, warum der Landdienst den Dorfgruppeneinsatz erst verhältnismäßig spät in Angriff nahm, wurde in den letzten Jahren sehr häufig gestellt. Dazu ist folgendes zu sagen:

1. Die Möglichkeit, städtische Jugend mit der landwirtschaftlichen Arbeit vertraut zu machen, sie zur Verantwortung zu erziehen und sie an die Härte und Einfachheit des Landlebens zu gewöhnen, ist in einer Gutsgruppe, bei häufiger Kolonnenarbeit und damit ständiger Betreuung durch den Führer besser als in einer Dorfgruppe gegeben. Der Jugendliche, der hier, vielfach das erstmal in seinem Leben, in eine totale, d. h. Lebens- und Arbeitsgemeinschaft eintritt, bekommt aus dieser Gemeinschaft heraus und aus der in ihr zu leistenden Arbeit jene Haltung und jenes Können, das ihn

später innerhalb der Dorfgruppen leichter seinen Pflichtenkreis erfüllen läßt.

2. Die gemeinsame Unterbringung der Landdienstler in einem Heim hat im Bauerndorf bisher sehr vielmehr Schwierigkeiten hervorgerufen als im Großbetrieb.

Ohne das gemeinsame Heim für die Landdienstgruppen ist aber der Dorfeinsatz kaum zu verantworten. Soweit diese Schwierigkeiten, insbesondere in der Heimbeschaffung, durch gemeinsames Bemühen aller beteiligten Stellen beseitigt werden können, ist der Dorfgruppeneinsatz der Landdienstler möglich und auch von Seiten der RGF. wünschenswert. Aber nur soweit. Ein Einsatz im Stil der Einzellandhelfer kommt für den Landdienst der HJ. in keinem Fall in Frage.

Jugend aus allen Berufen

Um von der tatsächlichen Struktur des Landdienstes ein brauchbares Bild zu bekommen, gebe ich im nachfolgenden über die im Jahre 1936 im Landdienst der HJ. tätig gewesene Jugend folgende Zahlen zur Kenntnis:

1. Jugend aus allen Altersklassen:

15 Jahre	10,1%
16 "	12,5%
17 "	11,3%
18 "	13,6%
19 "	10,0%
20 "	6,9%
21 "	5,5%
22 "	8,10%
23 "	8,3%
24 "	4,5%
25 " und darüber	9,2%

2. Jugend aus allen Berufen:

Akademiker	3,2%
Landarbeiter und Jungbauern	19,0%
Kaufm. Angestellte	14,8%
Handwerker	34,5%
Arbeiter	18,2%
ohne Beruf	10,3%

3. Jugend aus allen Gauen:

Rheinland	22,2%
Süd-Westdeutschland	9,5%
Norddeutschland	8,5%
Sachsen	5,9%
Schlesien	13,9%
Berlin	18,3%
Mitteldeutschland	14,0%
Thüringen	3,1%
Nord-Ostdeutschland	4,6%

Das innere Gesicht des Landdienstes

Ich habe zuvor das Wort gebraucht von der totalen, d. h. der Arbeits-Lebensgemeinschaft, in der der Landdienstler lebt. Zucht, Ordnung und Kameradschaft sind die wesentlichen inneren Richtpunkte dieser Landdienstgemeinschaften. Hier erfährt jeder einzelne Junge täglich, daß Kameradschaft gelebter Sozialismus ist. Sozialismus, der sich täglich tausendfach bewähren muß, weil sonst die ganze Kameradschaft zur Lüge wird und damit in die Brüche geht. Kameradschaft aber ist die Stärke und das Recht unserer Jugend. Sie ist heute die neue Lebensform, die sich täglich mehr Lebensgebiete erobert, immer weiter eindringt in den Organismus des Volkes, bis sie, so hoffen wir, einmal das ganze Antlitz des Volkes bestimmt. Denn sie ist das Erbe der Front und nicht minder das Erbe der Kampfzeit. Sie allein scheidet den Bürger von dem Soldaten. Und wer wollte denn heute noch Bürger sein?

Fern der Heimat, in einer meist völlig fremden Welt, lebt der Landdienstjunge ein ganzes Jahr draußen auf den einsamen Gütern und Dörfern. Hier, zwischen harter Arbeit und selbstgestalteter Freizeit geht sein Tag dahin. Der Kamerad neben ihm ist ihm plötzlich eine Notwendigkeit. Ist dieser Kamerad stärker, so hilft er ihm bei schweren Arbeiten, ist er schwächer, so ist es ein unausgesprochenes Gesetz, sich seiner anzunehmen. Der reine Egoismus des einzelnen hält sich in diesen Gemeinschaften nicht lange. Begreift einer aber etwas schwerer, fühlt er sich etwa zu erhaben über seine Kameraden und leugnet er damit das Gesetz der Kameradschaft — dann treten jene Mittel in Aktion, die niemals „höheren“ Orts gebilligt werden und die doch immer in ihrer Anwendung Wunder wirken.

Tausend kleine Dinge sind es, die eine solche Kameradschaft formen. Übernommene Dienste, geliebene Sachen, Hilfe bei der Arbeit, Schweigen statt Angeberei, Teilen der berühmten „Wunderpakete“ von Müttern oder sonstwem. Rauf aber herzlich ist der Ton — und ehrlich Sprache und Urteil.

Aber was wäre Kameradschaft ohne den Führer? Er ist ihre Mitte. Er ist der Sprecher der Idee, um derentwillen die Kameradschaft sich fand oder geformt wurde. Und wiederum ist er der Sprecher seiner Kameradschaft selbst.

Und erst hier. Keine Arbeit fordert mehr den ganzen Menschen, sein wirkliches Vorbild, sein tatsächliches Leben — als gerade die Arbeit — besser der Beruf des Landdienstführers. Es sind heute viele Jugendliche in seiner Gruppe. Nicht allein, daß er diese vielfach erst erziehen muß. Daß manche noch niemals Ordnung und Unterordnung kannten. Mehr noch: sie ist nicht leicht, die Landarbeit. Am wenigsten für einen Jungen, der vielleicht das erstemal, fern von Müttern, einen ganzen langen Tag, in Nässe und Dreck, über den Acker schleicht, beim Rübenverziehen, bei der Kartoffelernte, oder bei der Rübenerte. Oder der mit tränenden Augen beim Raff steht, oder den beim Hoden die verfluchten Disteln die ganzen Hände und Arme zerfassen — oder, der vermeint, die schmerzenden Augen nicht mehr zu ertragen, die ihm der Ralk beim Ausladen der Lore bereitet. Wie aber sollte dieser Junge dem Lande erhalten bleiben, wenn der Landdienstgruppenführer nicht wäre.

Und gibt es nicht tausend andere Dinge. Kennt der Führer nicht jeden seiner Jungs, setzt er sie nicht so an, daß sie immer ihren Mann voll stehen, an jedem Platz. Ist er nicht plötzlich Vater, Lehrherr, Freund und Führer in einem. Gibt es für ihn überhaupt Fragen: wie Müdigkeit, schlechtes Wetter, Anlust zur Arbeit, nicht wissen um das Ziel und die Aufgabe. Gibt es für ihn überhaupt Schwäche oder besondere und eigene Wege? Der Landdienstführer ist entscheidend für Erfolg oder Mißerfolg der gesamten Landdienstarbeit. Hier genügt kein Befehl. Hier genügen nicht Worte. Hier gilt die Haltung allein. Hier entscheidet nur das Vorbild.

Nüchtern sprechen die „Arbeitsrichtlinien für Landdienstgruppenführer“ dies aus:

„Der Landdienstgruppenführer hat ein schweres, verantwortungsvolles, aber auch schönes Amt. Sein Pflichtenkreis ist sehr groß und umschließt das Gemeinschaftsleben, den Dienst und die Arbeit der Gruppe vollkommen während der Dauer eines Arbeitsvertrages. Als Führer, Betreuer und Vorarbeiter muß er stets ein leuchtendes Beispiel sein. Ruhe und Beherrschung in allen Angelegenheiten des Dienstes und der Gemeinschaft, Korrektheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit gegenüber jedermann sind Hauptanforderung. Als HJ.-Führer hat er die ihm übertragenen politischen und erzieherischen Aufgaben restlos zu erfüllen.“

Ebenso nüchtern äußern sich die „Richtlinien“ zu den Aufgaben seiner Arbeit:

„Die Arbeitseinteilung ist so vorzunehmen, daß die Gesamtleistung immer gut ist. Jeder muß an den Platz gestellt werden, den er voll ausfüllt. Die stärkeren und geübten Landdienstler müssen zur Unterstützung der schwächeren Landdienstler herangezogen werden. . . . Schwere und leichte Arbeitsposten müssen entsprechend abwechselnd verteilt werden. . . . Die Arbeitsleistung der einzelnen muß in entsprechende Form gebracht werden. Immer wieder ist die Gewissenhaftigkeit bei der Ausführung der Arbeit den Landdienstlern einzuprägen und zu überprüfen. Der Gruppenführer hat für eine gute Zusammenarbeit mit der übrigen Betriebsgefolgschaft Sorge zu tragen.

Niemals dürfen durch Ungeschicklichkeiten des Gruppenführers die Verständigungsmöglichkeiten zwischen HJ. und Betriebsführung gestört werden. . . .“

Eingangs der „Richtlinien für Betriebsführer“ aber steht:

„Voraussetzung für ein ideales Arbeitsverhältnis ist, daß beide Teile sich von vornherein darüber klar sind, daß ihre Arbeit der Volksgemeinschaft dient, daß sie also dieser gegenüber Pflichten zu erfüllen haben und es nur auf Grund von Leistungen Rechte und Forderungen für beide Teile geben kann.“

Damit sieht der Landdienstler seine Arbeit als Dienst und sittliche Notwendigkeit gegenüber seinem Volke an.

Die Schulung der Führer

Auf die entscheidende Bedeutung des Landdienstführers für die gesamte Landdienstarbeit habe ich zuvor hingewiesen.

Im Winter 1935/1936 wurde mit großzügiger Unterstützung des Reichsnährstandes die erste systematische Führerschulung des Landdienstes in vier Landdienstführerlagern in Nord-, Ost- und Mitteldeutschland begonnen. In diesem Jahre wird die Führerschulung bereits für folgende Gebiete in entsprechenden Lagern durchgeführt: Bayern, Württemberg, Thüringen, Kurmark, Mecklenburg, Pommern, Freistaat Sachsen, Ostpreußen, Mittelland-Mittellelbe.

Außerdem besteht bereits seit 1936 in der Nähe Berlins, in Diederسدorf b/Großbeeren, eine Reichsführerinnenschule für den Mädelanddienst, die laufend Lehrgänge mit einer Dauer von 3 Wochen durchführt.

Die Lehrgänge in den oben angeführten Lagern dauern 6 Wochen. Die Mannschaftsstärke beträgt je Lehrgang durchschnittlich 30 Mann.

Für die Lehrgänge dieser Landdienstführerschulen kommen in Frage:

- a) Landdienstler, die im vorjährigen Einsatz besondere Eignung erkennen ließen oder bereits als Unterführer innerhalb des Gruppenbetriebes bestimmten Aufgaben vorstanden,
- b) geeignete Bewerber aus Jungbauern- und Landarbeiterkreisen.

Der Lehrplan dieses Führerschulungslagers gliedert sich wie folgt:

1. in weltanschauliche, politische und agrarpolitische Schulung,
2. in die Bearbeitung aller Fragen, theoretischer wie praktischer Natur, die mit der Führung der Landdienstgruppen in Beziehung stehen,
3. in die Bearbeitung aller Fragen, die den Arbeitseinsatz der Landdienstgruppen betreffen,
4. in die Bearbeitung landwirtschaftlicher Fachfragen,
5. in körperlicher Ertüchtigung,
6. in die Bearbeitung aller Fragen, die die Gemeinschaftsgestaltung innerhalb der Landdienstgruppen betreffen,
7. in den politischen Tagesdienst: Zeitungskontrolle, Zeitungsausschnitte, pol. Tagesbericht usw.

Der hier kurz angeführte Schulungsplan der Führerlager gibt zugleich einen kleinen Einblick in den Tageslauf einer Landdienstgruppe selbst. Die Arbeit und in der freien Zeit politischer Dienst, Sport und weltanschauliche Schulung bestimmen, neben einigen frei gestalteten Gemeinschaftsabenden, den Ablauf der Woche. Der Tag wird mit einem kurzen Morgensport eingeleitet und meist mit einem Gemeinschaftsabend beschlossen. Die Arbeit aber ist das entscheidende im Leben des Landdienstlers. An ihr erprobt er sich als Kerl. Sie entscheidet mehr oder weniger auch seinen ferneren Weg.

Die praktische Tätigkeit in den Landdienstgruppen der HJ. wird heute von seiten des Reichsnährstandes auf die Landarbeitslehre angerechnet.

Der Landdienst der HJ. stellt damit, hinsichtlich der Gewinnung neuer junger Kräfte für das Land, die modernste und zeitgemäße Form der Landarbeitslehre dar.

Durch die Landarbeitslehre ist dem Landdienstler heute der Weg zu sämtlichen landwirtschaftlichen Berufen geöffnet. Damit ist ihm auch in der Zukunft die Erlangung einer Neubauernstelle möglich. Vielleicht gelingt es bis dahin, eine neue und brauchbare Form der Gemeinschafts-siedlung zu entwickeln.

Dem wieder in städtische Berufe zurückkehrenden Landdienstler aber ist durch das Abkommen der Reichsjugendführung mit dem Reichsheimstättenamt der NSDAP. die Möglichkeit gegeben, als Siedlungsanwärter weitergeschult und später, nach Familiengründung, auf einer Heimstätten-siedlung ange-setzt zu werden.

Die Bedeutung des Landdienstes

Für die Landwirtschaft selbst aber bedeutet der Landdienst der HJ., ich fasse kurz zusammen, im wesentlichen folgendes:

1. Er stellt der Landwirtschaft in einem Jahr für Jahr sich steigendem Maße brauchbare, willige und disziplinierte jugendliche Arbeitskräfte, in weltanschaulich und führungs-mäßig festzusammengefaßten Arbeitsgemeinschaften, zur Verfügung.

2. Er bemüht sich, einen wesentlichen Teil der von ihm erworbenen Jugend auf die Dauer dem Lande zu erhalten.

3. Er leistet durch seinen Landdienstgruppeneinsatz einen wesentlichen Beitrag für die Lösung der Landarbeiterfrage, da er mit dem Einsatz von Jugendlichen in Arbeitsgruppen eine Möglichkeit geschaffen hat, das, insbesondere in Ostpreußen stark entwickelte, für die Lage des Landarbeiters auf die Dauer aber untragbare „Hofgängerwesen“, durch die bessere Form seines Landdienstgruppeneinsatzes abzulösen.

4. Er trägt, durch jene Landdienstler, die nur ein oder mehrere Jahre in der Landwirtschaft bleiben, danach aber wieder in ihren städtischen Beruf zurückkehren, zu einem besseren Verhältnis zwischen Stadt und Land bei, zu einem Verhältnis, das, aufgebaut auf gegenseitige Achtung und auf das Wissen um die Schwere der bäuerlichen Arbeit, in der Zukunft die letzten Schranken des Nichtverstehens zwischen Stadt und Land beseitigen wird.

So ist der Landdienst der HJ., als Werk der Jugend für die Jugend entstanden, heute schon zu einem staatspolitisch wichtigen Faktor geworden, der im Aufbau des neuen Volkes nicht mehr entbehrt werden kann.

Friedrich Rauers:

Don Hänfeln, Hansen und Verhansen, auch Sippenrecht und Bauernbrauch

Teil I

**Von Frachtbauern und Fuhrleuten und wie ich zu der Hänfel- und anderen
Wissenschaften gekommen bin**

In meine Kinderzeit fällt das Licht einer Laterne, die an einer Hausecke angebracht ist und durch ein Fenster in eine Stube scheint. Auf diese Laterne mit den zwei seitlichen Licht- und oberen und unteren dunklen Regeln bin ich oftmals mit meiner Mutter zugegangen, und in der Stube beim Fenster habe ich manches Mal mit ihr gegessen.

Es war ihr Lieblingsplatz gewesen, als sie noch zu Hause war, und das Haus war das alte Fuhrmannshaus meines Großvaters und nun meines Onkels Friedrich Wilhelm Neukirch in Bremen, das langgestreckt mit Wohnhaus und Ställen zwischen zwei Torwegen am Treffpunkt von fünf Straßen lag.

Es war ein sonderbares Licht, das durch das Fenster guckte, so etwas gibt es heute nicht mehr, wie es ja auch keine Schummerstunden mehr gibt. Bei und nach solchen Besuchen im Elternhaus und in der alten Stube, an der an Feierabend das Pferdegetrappel vorbeizog, kam am ersten die Rede auf den Großvater und Urgroßvater und ihre weiten Reisen von Ladestadt zu Ladestadt bis nach Triest, an die Grenzen von Polen, Holland und Frankreich, und in der Franzosenzeit sogar nach Paris, von denen ich gerne hören mochte. Auch von den alten Knechten wurde erzählt, die in der alten Stube am Schreibtisch meiner Großmutter, den heute meine Frau hat, dem damaligen Fuhrmannskontor, abrechnen mußten und sehr eifersüchtig aufeinander waren, wer die dickste Geldkase von der Reise nach Hause brachte. Nach Fuhrmannssitte waren sie meist lebenslang bei ihrem Herrn, „Jan Knuppel“¹⁾, der sich bei Prag ein Bein abgefahren hatte und das Gnadenbrot bekam, „Ottersbarger Friedrich“ und andere, die im Gedächtnis der Kinder geblieben waren, denen sie Puppen und Lebkuchen von Nürnberg mitgebracht hatten. Der erste Weg der Kinder war immer ans „Schiff“ des heimgekehrten Wagens, wo solche Herrlichkeiten bei dem schweren eisernen Geldkober zu liegen pflegten.

¹⁾ In dem Roman „De Vorspanntweert“ des blinden Bremer Dichters Georg Droste ist Jan Knuppel, von dem ich ihm erzählt habe, in die Literatur eingegangen. Doch hat Droste die wenigen Notizen, die ich ihm geben konnte, mit zu viel Phantasie ergänzen müssen, als daß ein richtiges Bild des Frachtfuhrwerks hätte entstehen können.

Nürnberg war damals die Fuhrmannszentrale. Auch der Geldkober war Nürnberger Arbeit, die klappernden Messingscheiben am Geschirr hießen die Nürnberger Rosen, der zünftige Strauß am Hute war in Nürnberg gekauft, soweit er nicht noch am Wege gepflückt wurde, und wer nicht in Nürnberg „gehänselt“ war, der war kein rechter Fuhrmann. Auch mein Großvater war in Nürnberg im „Goldenen Engel“, wo die Bremer und die „Leister“ Fuhrleute, die in den Fuhrmannsdörfern um Leeße bei Bremen zu Hause waren, Harzer und andere norddeutsche Fuhrleute ihre Einfuhr hatten, gehänselt worden. Es war die „Linie“ der Fuhrleute, wie Onkel Willigerod, der seinerzeit ein berühmter Schnelldampferkapitän des Lloyd war, als Seemann am Äquator gekauft war. Die noch vorhandene Seeromantik wurde aber in der Seestadt von der vergangenen Fuhrmannsromantik weit übertroffen.

In diesen Geschichten habe ich zum ersten Male vom „H ä n s e l n“ gehört, über das ich mein „Hänselbuch, Recht und Gewohnheit aller ehrlichen Kauf-, Fuhr- und Seeleute, eines ehrbaren Handwerks, der Universitäten, der Bauern, Jäger und Ritterschaft, aller Geschlechter und löblichen Vetterchaften“ geschrieben habe, das Weihnachten 1936 bei der Essener Verlagsanstalt in Essen herausgekommen ist.²⁾ Ein Menschenleben liegt dazwischen, ehe aus den Kinder geschichten eine gelehrte Geschichte und Rechtsgeschichte unserer Volksgliederung und Arbeitsverfassung aus Quellen vor der Schrift, wie sie diese Hänselbräuche sind, und ein Buch lachender Weisheit unserer Altvordern werden konnte.

Es war eine heimliche Welt, von der niemand mehr etwas wußte und um die sich niemand mehr kümmerte, selbst nicht auf den alten Fuhrmannsdörfern, wo das meiste Fuhrwerk als jetzt vergessenes Bauerngewerbe gesehen hatte, die alte Frachtfuhrmannswelt, die bei den Neukirchs noch lebte. Aus dieser Anderen verborgenen Welt ist mir auch die Achtsamkeit auf vollstümliche Überlieferungen überhaupt, für die damals noch keine Konjunktur bestand, zuerst erwachsen. Daraus und aus den Erzählungen meines Vaters von den alten Höfen im Bremer Lande und den alten Bremer Bauerngeschlechtern, aus denen er selber stammte, und dazu aus der starken Tradition der alten See- und Handelsstadt Bremen, auch Seemanns- und Kaufmannsverwandtschaften, bin ich eigentlich zu allen meinen späteren Arbeitsgebieten gekommen.

In Verkehrs- und Handelsgeschichte, Geschichte der alten deutschen Straßen, Geschichte des Bauerntums und der häuerlichen Nebengewerbe, der Rechtssymbolik und des Rechtsbrauchtums bin ich eigentlich von selbst hineingewachsen. Es waren weite Gebiete dabei, auf denen noch alle Vorarbeit zu leisten war, wo die Wissenschaft noch nicht konfektioniert war.

Im „Odal“ ist im Heumond- und Erntingheft 1934 und im Brachmondheft 1935 einiges von meinen Forschungen zur Geschichte des Bauerntums, zu den letzten erhaltenen altgermanischen Sippenverbänden und von dem alten bis ins 14. Jahrhundert zurück nachweisbaren Bremer Bauerngeschlecht der Rauers veröffentlicht.

Das hundertjährige Jubiläum der Firma F. W. Neukirch, die es damals zu hundert Pferden, meist schweren Brabantern, bei denen mein Onkel das alte reiche Frachtfuhrmannsgeschirr wieder eingeführt hatte, und dreihundert Arbeitern gebracht hatte, war der Anlaß, eine Chronik der Familie Neukirch

²⁾ Friedrich Rauers „Hänselbuch“, Essener Verlagsanstalt, Essen 1936, Preis geb. 6,50 RM.

— eigentlich „Nienkerken“, von einem Hofe in Hunteburg bei Lemförde, auf Bremer Platt „Neekarken“ —, zu schreiben. Sie wurde 1901 fertig.

1900, als Student in Tübingen, bin ich auch noch nach der Weise meiner Vorfahren, mit Pferd und Wagen durchs Land gefahren, nicht bloß in Halbtags- und Tages-, „Spuzen“ nach dem Lichtenstein, Hechingen-Hohenzollern und zu Fasching im Kostüm auf dem Wurstschlitten nach Urach, wie es üblich war, sondern auch in tagelangen Ferienreisen durch den Schwarzwald, nach Nagold, Calw usw., und über Leonberg, Solitude und den Schönbuch zurück. Der Wagenverleiher Dill gab in den Ferien Wagen und Pferde fast umsonst gegen das Futter unterwegs her, und da er mich als zuverlässigen Kutscher schätzte, hatte ich meist seine besten Pferde, „Fuchs“ und „Bella“. Jetzt gibt es das auch nicht mehr.

Auf einer Rückreise von Tübingen bin ich auch zuerst nach Nürnberg gekommen und habe da nicht nur den alten Fuhrmannsgasthof zum „Goldenen Engel“, sondern auch das alte „Hänselbuch“ gefunden, in dem unter dem 20. Mai 1842 mein Großvater Fritz Neukirch eingetragen stand.

In der Röttenbachischen Hänselordnung der Nürnberger Kaufleute auf der Salzburger, Tyroler und Münchener Straße von 1697 fand ich dann auch eine ganze Gruppe von kaufmännischen Hänselbräuchen an verschiedenen Orten und Straßen, auf die in der Ordnung Bezug genommen war. Aus den wenigen, dort erwähnten Bräuchen sind im Lauf der Jahre viele, im ganzen sechsundzwanzig kaufmännische Hänsel-Bräuche und -Orte geworden, die mir nach und nach im Bereich der Hanse, im italienischen und Orientverkehr und im binnendeutschen Meßverkehr bekanntgeworden sind.

1902 sah ich das erste „Nadelöhr“, einen durchlöcherten Stein an der Straße, durch den die gehänkelten Kaufleute und Fuhrleute kriechen mußten, wie ich schon in einigen Hänselnachrichten gefunden hatte. Das war an der alten Harzstraße bei Ifeld. Ich war in Göttingen Student und wollte sehen, ob das Nadelöhr, das ich damals zuerst in Blumenhagens Wanderungen durch den Harz mit den schönen Ludwig Richter'schen Stichen, um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei Wigand in Leipzig erschienen, mit einem Hänselbrauch der Fuhrleute erwähnt gefunden hatte, noch da wäre. Der Ausflug lohnte sich. Ich konnte es zeichnen und fand sogar, daß es jetzt die Ifelder Klosterschüler für ihre Aufnahmebräuche benutzten, wie wir am Bremer Gymnasium die „Baumrutsche“ hatten. Später fand ich sogar, in einem Buch von 1729, dieses Ifelder Fuhrmannshänkeln auf einem Kupfer dargestellt.

Nadelöhre heißen beim alten Niedersachsenhaus die seitlichen Nebentüren des Fletts. In Bremen heißt der Zugang zu dem alten Nebentor des Bischofs, dem Bischofsstor, die Bischofsnatel. Wie ein Schlupfloch neben einem einstmals durch ein Verhad versperrten Wege, in dem man den Fremden, wie nachmals die Fuhrleute, verprügelte, wenn man ihn faßte, sah das Ifelder Nadelöhr aus, das noch ein Naturfelsen war. Bei Friedewald in der Nähe von Hersfeld an der Frankfurt-Leipziger Geleitstraße durch die kurzen Hessen, ist das „Nadelöhr“ kein Naturfelsen, sondern ein sorgfältig ausgehauener durchlöcherter Stein.^{*)} An ihm haben einst die Meßkaufleute gehänfelt, wenn

^{*)} Siehe dazu auch Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Kassau usw., Jahrg. III, Nr. 2, August 1894. 1697 spricht die Röttenbacher Hänselordnung von dem durchlöcherter Stein, das Nadelöhr genannt, bei Hersfeld.

ſie zum erſten Male die StraÙe fuhren. Solche „Nadelöhr“ gibt es noch mehrere in Thüringen, manchmal auch nur noch als Ortsbezeichnung erhalten. Süddeutſche Nachrichten von Nürnberg, vom Brenner uſw. kennen wohl durchlöcherne Steine, aber nicht den Namen Nadelöhr.

Als Göttinger Student paſſierte mir auch in der alten Kloſterkirche Bursfelde, die damals wieder ausgebaut wurde, an der Oberweſer etwas Sonderbares. Da banden mich die Maurer unter Aufſagung eines alten Reimes mit Lot und Schnur, und ich mußte mich mit einem Tringeld löſen. Das erinnerte mich lebhaft an das „Binden“ mit dem „Aufband“ auf dem Felde, das ich von Bremen her kannte. Ich war ſogar auf den Heuwieſen meines Onkels mit ihm zuſammen „gebunden“ worden, während es ſonſt hauptsächlich Brauch bei der Kornernte war.

Allmählich wurde mir klar, daß die „Linie“ der Fuhrleute in Nürnberg und der Seeleute am Äquator nur der letzte Reſt eines viel vielgeſtaltigeren Brauchtums geweſen waren, das ſich in ſeinen Formen, dem Jagen durch den Windsack bei der Seemannſtaufe, dem Prügeln durch's Nadelöhr, dem „Binden“ und dem Fangen in der Zange beim Fuhrmannshänſeln uſw. überall ſehr ähnelte.

Ich fand auch die ſcherzhafteſten Bräuche ſpäterer Zeiten noch als ſehr ernſthafte Angelegenheiten im Mittelalter, wenn nach einer Kölner Stapelurkunde des dreizehnten Jahrhunderts die Kölner Bürger die Fremden, die Kölns Stapelrechte nicht achteten und ohne Erlaubnis mit ihrer Ware durchzogen, binden und ihnen an Leib und Gut gehen konnten, wenn ſie ſich nicht mit ihnen verglichen. Das nannte man „hansen“, „quod vulgo hansin vocatur“, „was zu deutſch *hansin* heißt“. Ich fand ferner livländiſche Verträge um Frieden und Markt, in denen ſich die Fremden ausbedungen hatten, daß die, die ſie künftig mitbringen würden, mit in dem Frieden und Vergleich ſein ſollten. Bei der großen deutſchen Hanſe fand ich, daß dieſe „neykamers“ bei ihrer erſten Reiſe von ihren Genoffen gehänſelt wurden, wobei die Hänſelnden z. T. in der Maſke von Einheimiſchen auftraten.

Es ergab ſich zugleich, daß dieſelben Bräuche bei der ernſthafteſten norddeutſchen Hanſe und bei den binnen- und ſüddeutſchen ſchließlich nicht mehr ernſtgenommenen Meßreiſegemeinſchaften auftraten. Das ließ wohl darauf ſchließen, daß auch dieſe Meßreiſegemeinſchaften einmal wirkliche Hanſen geweſen waren, von denen wir im Binnenland nur vereinzelt, ſo bei der Regensburger Hanſe, noch unmittelbare Kunde hatten. Sie waren mit dieſen nur noch als Kurioſitäten gewerteten, dennoch aber noch von den Rechtsgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts abgehandelten Bräuchen, nun in allen deutſchen Handels- und Verkehrsbezirken nachgewieſen. Mit anderen Worten, ich merkte, daß es ſich bei dem Hänſeln um einen ernſthafteſten Rechtsbrauch handelte, der einmal wirkliche Rechte vermittelt und gewahrt hatte, nicht um mehr oder weniger gute Scherze. Es war ſo altherwürdig, daß es komiſch geworden war.

Dennoch iſt das Hänſeln mir in der erſten Veröffentlichung, in dem von ihm die Rede iſt, in meiner „Geſchichte der alten Handelsſtraßen in Deutſchland“, die 1907 bei Juſtus Perthes in Gotha erſchien, in erſter Linie in einer anderen Richtung zugute gekommen.

Ich habe in den dem Buche beigegebenen Karten erstmalig das mittelalterliche und nachmittelalterliche, zum Teil auf Urzeiten zurückgehende deutsche Straßennetz festgelegt. Es galt bis dahin für unmöglich, weil man die Methoden der Römerstraßenforschung, die nach deutscher Unsitte früher entwickelt war, auf die deutschen Straßen angewandt hatte, die rechtlich, nicht technisch, wie die Römerstraßen als Kunststraßen, gebunden waren. In diese Karten habe ich auch die Fuhrmannsorte eingetragen, wie sie mir aus meinen Forschungen zur Geschichte des alten Frachtfuhrwerks bekanntgeworden waren, die mir auch Methode und Material für meine Straßenforschung selbst geliefert hatten. Dabei sind mir neben vielem anderem Material auch die Fuhrmannsmatrikeln der alten Hänselfbücher wertvoll geworden, aus denen ich für viele Orte und Gegenden ersehen konnte, daß dieselben Gegenden, die ich aus dem Mittelalter oder dem 17. Jahrhundert kannte, noch im 19. Jahrhundert beim Fuhrwerk waren. Daß auch die Namen der aus oft Jahrhunderte alten Fuhrmannsgeschlechtern stammenden Fuhrleute, die als Gehänselfte oder als Zeugen oder Paten mit ihren Heimatdörfern in den Hänselfbüchern verzeichnet stehen, interessant sind, brauche ich heute nicht mehr zu sagen. Die vielen kaufmännischen Hänselfbücher, die die Dummheit der geschichtlich Unmündigen und der Hochmut einseitiger Gelehrsamkeit, der keine Geschichtsquelle in solchen Dingen sehen konnte, hat verkommen lassen, wären uns heute sehr wertvoll. So sind noch die ältesten Seligenstädter Hänselfbücher aus dem 17. Jahrhundert den Weg des Einwickelpapiers eines Messgers gegangen.

Daß ich die Fuhrmannsorte und -gegenden in meinen Karten — in die meiner Bremer Binnenhandelsgeschichte⁴⁾ beigegebene Karte auch die Schifferorte — eingetragen habe, gewinnt erst heute seinen vollen Sinn, seit die Geschlechterforschung eingesetzt hat und das Bauerntum selbst seiner Geschichte nachspürt. Das Frachtfuhrwerk war eins der wichtigsten bäuerlichen Nebengewerbe sowohl der „bespannten“ großen Bauern in vielen Straßengegenden des Flachlandes, der „Frachtbauern“, wie sie sich selber nannten, wie vieler Gebirgs- und Paßorte, wo das Fuhrgewerbe vielfach die anderen Nebengewerbe der kleinen Leute nach sich gezogen hat. Wo die Überlieferung erloschen oder unsicher geworden ist, kann die Karte sie wieder beleben und alte Zusammenhänge deutlich machen. In der „Leister“ Fuhrmannsgegend ist die Überlieferung im Anschluß an meine Schriften und die meist von mir zusammengebrachten Erinnerungsflecke an das alte Fuhrwerk im Bremer Focke-Museum durch den „Ring der Heimatfreunde“ und das Brinkumer Heimatmuseum seit 1933 erfreulich wieder aufgelebt.⁵⁾ Auch mit dem Saalfelder Heimatmuseum, wo Valentin Hopf aus der Gräfenthaler Fuhrmannsgegend gesammelt hat, bin ich in Beziehung gekommen. In Oberammergau hat das Lang'sche Schnitzerei-Museum einige Erinnerungen an das alte Rottfuhrwerk nach Italien. Aber zumeist sollen sich die alten Fuhrwerksgenden noch erst auf ihre Jahrhunderte alte Tradition besinnen.

⁴⁾ F. Rauers, Geschichte des Bremer Binnenhandels, Bremen 1913, S. 9 ff, S. 52 ff, 54 ff und Bildtafeln.

⁵⁾ Cord Hilmer Hütting „Die „Leister“, Heimatblätter“, herausgegeben vom Ring der Heimatfreunde, Brinkum 1934, S. 30 ff, 32, 45, 48.

Daß die Hänfelbräuche sich nicht bloß auf die Verkehrsgewerbe beschränkten, war mir bald deutlich geworden. Ich bin ihnen auch anderswo überall nachgegangen, wo ich ihre Spuren fand. In den Lebensbeziehungen zwischen Genossen und Ungenossen, beim Handwerk, bei den Studenten, bei der Jägerei, der Ritterschaft, im Bauerntum, im Hochzeitsbrauch, fehlte das Hänfeln nirgends, wenn es auch unter verschiedenen Bedingungen verschieden abgewandelt, auch zu mehreren Bräuchen auseinander entwickelt und verschieden benannt war. Desto mehr Vergleichsmaterial zusammenkam, desto weniger ließ sich verkennen, daß alle diese Bräuche aus der gleichen Wurzel kamen. Hier war dies, dort das gemeinsam. Und was allen gemeinsam war, ergab die Urformen.

Aus meinen Nachforschungen nach meiner eigenen väterlichen Bauernsippe und den Forschungen im niedersächsisch-friesischen Bauerntum kam ich zu dem letzten und seltensten Material.

In den alten bäuerlichen Vetterschaften der Rauerts, Wittes und Maderprangs, die mir seit 1921 auf der Insel Fehmarn bekanntgeworden waren, lebten Resten der altgermanischen Sippenverbände, „hänseten“ auch die jungen Vettern und erhielten den „Willkomm“, ähnlich wie die Lüneburger Salzfunker nicht ohne weiteres zu ihren ererbten Salzrechten gelangten. Bei ihnen hatte ich den Hänfelbrauch des „Roop-Föhrens“ gefunden.

Das unscheinbare Hänfeln war nicht nur ein Rechtsbrauch, sondern einer der wichtigsten Rechtsbräuche. Die alten Bräuche zusammen mit den dabei üblichen „Vorsagen“, nachmals auch Verlesungen der „Beliebungen“ der an- oder aufnehmenden Gemeinschaft, auf die damit der Gehänfelte verpflichtet wurde, der Bedingungen der mit ihm geschlossenen Einung ergaben ein in des Volkes Gedächtnis aufbewahrtes Gesetzbuch unserer Altvordern. Es war im Unterschiede zu den unseren auf Papier recht kurzweilig und langlebig. Das alte Brauchtum hatte uns Urzustände erhalten, obwohl es bestenfalls erst lange nach der Entstehung aufgeschrieben war, und zumeist erst, als es eine unverständene Lächerlichkeit geworden war. Das stand zuletzt als sicheres Ergebnis fest.

Auch für „Verhansungen“, für die Feme, für die bäuerlichen „Haberfeldtreiben“, allerhand Volksgerichtsbarkeit in Dörfern und Städten, „Narrengerichte“ usw. ergaben sich Zusammenhänge.

Wilhelm Kinkelin:

Wollen oder Müssen?

Als der Führer als einfacher Frontgefreiter des Krieges den militärischen Zusammenbruch des alten Reiches und im Gefolge davon den wirtschaftlichen, ja mehr noch, den Zusammenbruch des ganzen Volkes erlebte, da wurde in ihm der Gedanke vom neuen deutschen Volke in einem neuen deutschen Reiche geboren. Und er schwur sich: Ich will nicht ruh'n noch rasten, bis ich das deutsche Volk und damit Deutschland wieder freigemacht habe von allen Fesseln jeglicher Art. Ich will dazu ein neues deutsches Volk schaffen.

Und er verkündete laut auf den Straßen und in den Sälen diesen Entschluß und diesen unabänderlich festen Willen.

Da kamen andere herzu, die hörten, was hier einer als seinen Willen kundtat. Und sie fühlten sich angezogen und ergriffen von diesem Manne. Und jeder sprach einzeln zu sich in seinem Herzen und tat damit einen Schwur: Ich will diesem Manne helfen, sein Ziel zu erreichen. Und er stieß zum Führer.

Und so kam es, daß sieben Mann als erstes Häuflein zusammentamen. Und diese sieben Einzelnen stunden zusammen und taten den Schwur: Wir wollen dir, Adolf Hitler, als unserem Führer beistehen in Not und Tod, daß du dein hehres Ziel erreichst.

Dieser Sternederschwur zündete im ganzen Volke wie ein Blitz, auf den das Pulver wartet. Allerorten erhob sich derselbe Wille. Es wurde ein Duzend. Es wurden Hundert. Es wurden Tausend. Es wurden Hunderttausende und Millionen und schließlich alle Guten im Volke.

So entstand aus einem einzigen Willen eine Bewegung. Und über die Hunderttausende und Millionen einzelner Willensträger entstand doch wiederum nur ein einziger Wille, der Wille des Führers.

Wer hat den Führer geheißt, diesen Willen zu haben? Kam jemand zu ihm und sagte: du mußt, du sollst? Nein, niemand. Sprach es in ihm: du mußt dein Volk befreien, du sollst ein neues Volk schöpfen? Oder sprach gar jemand zu ihm: du sollst nicht . . . ?

Nein, niemand sprach so zu ihm. Sondern er sprach zu sich selbst und dann zu seinen Volksgenossen: Ich will, ich, Adolf Hitler, will ein neues und freies deutsches Volk schaffen!

Es ist wahr, daß die Stimme seines Blutes, die Stimme seines Volkes in ihm Gehör fand. Aber viele hörten sie und taten doch nichts, weil sie nicht wollten, also auch nicht konnten. Mancher mußte und sollte, aber aufs Wollen kommt's an. Denn nur über das Wollen wird das Müssen und Sollen zur Tat. Erst über das Wollen wird das Müssen und Sollen zur Freiheit, wird der Wille zu einer höchsten sittlichen Stufe. Der Wollende steht hoch über dem nur Sollenden oder Müßenden.

Gerade der Wille ist der Kern allen revolutionären Schaffens. So ist verständlich, daß eine solche Willensbewegung alle seither geltenden Größen, Größenordnungen und Einrichtungen überwindet, ohne sie zu verachten oder sie als geschichtlich wertlos zu erachten. Ihre Überwindung — nicht ihre Zerstörung! — ist ja bedingt im revolutionären Schaffen. Anders käme die Revolution weder voran, noch wäre sie überhaupt notwendig gewesen. So überwindet der Führer als Verkünder eines neuen Willens auch alle alten Verkünder der reinen Pflicht als solcher, des Sollens, des Müßens; vor allem aber überwindet er die, die ihre sittliche Forderung an den Menschen beginnen mit dem negativen Wort „du sollst nicht“.

Keiner von uns Nationalsozialisten „muß“ oder „soll“, geschweige denn, daß er „nicht soll“. Wir sind alle auch nicht — ohne eine Ausnahme! — aus irgendwelchem „Pflichtgefühl“ Nationalsozialisten geworden, sondern wir sind es geworden aus einem urgründigen, unbändigen Willen zum Führer und seinem Werk.

So wächst aus einem Staat die Bewegung oder Partei, aus dem Staat das Reich, aus ihm zum Schluß als die Krönung des Führerwillens das neue deutsche Volk. So wächst aus den alten Teilen, beispielsweise Preußen, das Reich, aus dem Preußen, dem Bayern, dem Schwaben usw. der volksgenössische Deutsche. Aus der seitherigen staatsbürgerlichen Pflicht wird das tätige, willengeladene Bekenntnis des Volksgenossen zu seinem Volk; aus dem Beamten alter Schule der Hoheitssträger seines Volkes; aus dem Offizier vergangener Zeit der Führer, wie ihn Himmler in seinen SS-Führern heranzieht; so wächst aus der alten Wehrpflicht der Wehrwille des Volkes. Einem guten Prinzip hat der Führer ein besseres entgegengesetzt!

Das kategorische „du mußt“, „du sollst“, erst recht das „du sollst nicht“, ist überwunden, durch das nationalsozialistische „ich und du und wir alle zusammen wollen“. Aus dem einzelnen „ich will“ hat das „wir wollen“ die alte Welt überwunden. Und so hat die neue Welt gesiegt.

Die Umschau

Das Blutserwachen in Europa

Daß es verschiedene Rassen gibt, ist eine uralte Weisheit der Menschen. Der Augenschein lehrte es ja jeden Tag. Diese Weisheit leitet sich her aus dem Wissen des Menschen um das Göttliche in der Welt. Gottes Wunderwirken in der Welt zu sehen, zu erkennen, anzuerkennen ist eine der Grundtatsachen in einem lebensgebundenen Glauben, den man heidnisch nennt. Eine solche Weltanschauung nimmt die Tatsache der durch Gott gesetzten Menschenverschiedenheit als selbstverständlich hin. Sie mäkelte nicht als Besserwisserin daran herum, so wenig, als am Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Wie

diese uralte Ordnung von Tag und Nacht, so gehört auch die Blutsordnung, also auch die Rassenverschiedenheit, zu den Grundordnungen der göttlichen Welt. Eine solche Weltanschauung vermischt sich nicht, Gott zu hofmeistern, ihn als Stümper und Nichtstönner hinzustellen.

Da wurde vor bald zweitausend Jahren eine Lehre in der Welt wirksam, deren Vertreter diese göttliche Ordnung anmaßend in ihrem winzigen „Geist“ nicht genug bemäkeln konnten. Sie nahmen Gott aus der Welt und aus den Herzen der Menschen, bannten ihn in ein Buch und verbannten ihn zugleich auf einen fernen

Stern. Seitdem ist die schöne, die göttliche Welt entgöttlicht, entweiht; in ihr herrsche der Teufel, die Sünde, ja, die Erbsünde. Erlösung von „dieser“ Welt zu „jener“ Welt, das war die Lösung. Unsere schöne Welt, die Heimat des Lichts, der Sonne, die Gebärerin ewigen Lebens, die Erde als Mutter der Menschen, die Heimat unserer Väter, unseres Volkes, die Heimat unserer Kinder und Enkel, dies alles wurde verfeimt zum Jammertal, zum Teufelsreich: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“

Kein Wunder, daß eine solche lebensfeindliche Lehre — Weltanschauung kann man sie gar nicht nennen, denn sie kommt nicht aus der Anschauung der göttlichen Welt! — die gottgesetzte Blutsordnung unter den Menschen nicht anerkennt. Nein, nicht nur, daß sie sie nicht anerkennt, sie bekämpft sie als Teufelswahn. Sie leugnet lästernd diese göttliche Offenbarung. Der Glaube an die göttliche Blutsordnung erscheint dieser lebenshasserischen Lehre als das Grundübel, als die Ur- und Ursünde, als die erste und wichtigste der Todsünden: denn wo der Glaube an die göttliche Blutsordnung herrscht, faßt jene Lehre vom „Geist“ nicht Fuß. Wie Feuer und Wasser stehen sich hier der Glaube vom Blut und die Lehre vom Geist unversöhnlich und feindsüch gegenüber. Der Sieg des Blutsglaubens ist der Untergang der Geisteslehre und umgekehrt.

Auch in unserem Volke hat jene Lehre in einer gewaltigen, machtvollen Organisation tausend Jahre lang gegen das Blutsdenken gekämpft und in einem solchen Maße gesiegt, daß wir einerseits allgemein nicht mehr an eine Blutsbindung über den Großvater hinaus dachten, das Volk nicht mehr als Blutsverband erkannten, sondern daß es andererseits Millionen von Volksgenossen gab, die im Ernst glaubten, die jüdischen Erbväter seien unsere Stammväter, daß wir nicht nur blutlich, sondern vor allem geistig Erben und Nachkommen der Juden seien. Indem man so jenen feindsüchlichen Blutsverband als „auserwähltes Volk“ anerkannte, verfiel man selbst in Schmähung und Verachtung unserer eigenen, tatsächlichen Ahnen, von denen wir doch mit ihrem Blut all ihre Erbe und Bestimmung übernommen haben. So fiel mit der Verachtung der Ahnen und der Aufrihtung der Idee „Auserwähltes Volk“ als Judenvolk und als „geistige Gemeinde“ die uralte Ahnenerehrung in unserem Volke. Ahnenerehrung und Blutsengenossenschaft aber schließt ein „Auserwähltes Volk Juda“ und eine

„geistige Gemeinde“ von „Gotteskindern“ ebenso aus, wie der oben gekennzeichnete Blutsglaube die Lehre vom Geist ausschließt. Gemäß diesem heidnisch genannten Glauben nehmen wir über unsere fernsten, gottentstammten Ahnen teil an dem Göttlichen. So ist unsere „Gotteskinderschaft“ eine blutsbedingte, in der nicht vermessen vom Blut ein „Geist“ abdestilliert wird, dem das Blut nur noch Schlacke ist. Indem wir in unserem fernsten blutlichen Ahnen den Träger des göttlichen Lebensfunken sehen, der bis auf uns kam und in uns wirksam wird, erkennen wir den letzten Wesensgehalt des Glaubens an die göttliche Blutsordnung.

In unserem Volke wurde die aus einem fernen Lande in anfänglich fremden Zungen gepredigte Lehre vom Geist und von der Blutsverachtung in einem solchen Maße wirksam, daß es nahe daran war, an diesem „Geist“ blutlich zu Grunde zu gehen. Da kam der Führer und Retter des Volkes, Adolf Hitler. In ihm war das Wissen um die urewigen Werte des Blutes noch lebendig, vielmehr wieder lebendig. Seit seiner Wirksamkeit ist der Kampf um den Blutsglauben voll entbrannt. Im eigenen Volke ist er schon in einer solchen Weise durchgedrungen, wie wir es vor Jahren noch nicht erwartet hätten. Wissen um die Blutsordnung, Ahnenkenntnis, Ahnenerehrung schreiten machtvoll voran. Und bald ist es so weit, daß sich ein Volksgenosse schämen würde, von diesen Dingen nichts zu wissen oder gar sie zu leugnen und zu schmähen.

Doch, wenn auch der Führer die Rassenlehre nur für sein Volk brachte, so kümmert sich ein Gedanke doch nicht um Grenzen. Der neue Glaube ist ausgerichtet wie ein Leuchtturm, der Licht bringt in die ganze Welt. Ohne daß wir es gewollt hätten, ist der Blutsgedanke in allen Völkern begierig im Für und Wider aufgenommen worden. Wenn auch in der Welt jahrhundertlang die Waage eindeutig zu ungunsten des Blutsgedankens stille stand, so sehen wir doch heute, daß die Waagschale „Blut“ sich schon vom Grund gehoben hat und langsam mit der Gesehmähigkeit eines unerbittlichen Naturgeschehens unaufhaltsam sich weiter hebt.

Wenn auch viele Völker mit offenen Augen am Abgrund taumeln, so erhebt sich da und dort ein einsamer Auser in der Not, sei es in Indien oder Iran, wo man sich seines indogermanischen Erbes besinnt, sei es, daß ein Forscher beispielsweise in Bulgarien seinem Volke den Blick zum Norden hinwendet als dem

Geburtslande des arisch-germanischen Menschen, so auch seines bulgarischen Volkes.

Aber das deutlichste Beispiel ist das faschistische Italien. Wenn man dort anfangs auch keineswegs dem Rassegedanken Raum ließ in dem Sinne, daß man z. B. den Unterschied zwischen einem Italiener und einem in Italien wohnenden Juden zu erkennen lehrte, so entwickelt sich doch aus dem Faschismus nach einem ihm innewohnenden Gesetz der Rassegedanken. Wenn er zwar auch noch völlig schlummerte, so war er nach der gelungenen Eroberung Abessinien doch mit einem Schlage wach. Denn die Unterscheidung zwischen weiß und schwarz, also zwischen Italienern und Äthiopiern, war nicht nur sinnfällig, sie war mehr, sie war zweckmäßig, ja sogar notwendig, wenn man auf dem anderen Regierungshügel in Rom diese Erkenntnis auch mit sehr saurer Miene feststellte. Die Folge dieser Erkenntnis waren die staatspolitisch weißen Rassegesetze des faschistischen Italiens, die für das errungene afrikanische Gebiet Geltung bekamen und gewidmet sind den 120 000 italienischen Ansiedlern zur Reinerhaltung ihres Blutes im schwarzen Erdteil.

Aber man sieht, daß ein Gedanke nicht nur halb gedacht werden kann, oder vielmehr, daß man nicht ihn nur in der Kolonie, nicht aber auch im Mutterland denken kann. Ein solches Grundgesetz wie ein Rassegesetz gilt entweder im ganzen Reich, oder es gilt gar nicht. So steht denn im italienischen Mutterland selbst schon ein Forscher auf, Giulio Cogni, der sein eigenes Volk mit den Augen des geschulten Rasseforschers erfährt. Übrigens sieht Prof. Cogni selbst aus, als hätte er seine Heimat unter uns Deutschen, vielmehr wird langobardisches oder gotisches, kurz germanisches Blutserbe in seinem Kopf lebendig wie nur irgendwo. Germanischer haben seine landnehmenden Ahnen vor anderthalb Jahrtausenden auch nicht ausgesehen.

Cogni unterscheidet also, nachdem in der Kolonie schlechtthin nur zwischen Weiß und Schwarz unterschieden wurde, im eigenen italienischen Volk zwischen weiß und „weiß“. Er will in einem von ihm zu erwartenden Buche den blutlichen Aufbau des italienischen Volkes schildern, wie er etwa uns vom deutschen Volke durch unseren Glinther längst bekannt und geläufig ist. Und dann will er besonders auf den gemeinhin verkannten und unterschätzten Gehalt an nordischem Blut

im italienischen Volke hinweisen. Dies wird er mit Stolz tun. Und mit Recht!

Wir sehen, von diesem Denken ist es zum „Nordischen Gedanken“ nur noch ein Schritt! Und man wird mehr und mehr allerorts erkennen, daß der „Nordische Gedanke“ weder etwas anmaßend nur vom nationalsozialistischen Deutschland Gehachtetes oder gar etwas die friedlichen Beziehungen der Völker untereinander Störendes ist, sondern ganz im Gegenteil. Man wird erkennen, daß im gemeinsamen Bekenntnis zum Blutsgedanken, der im „Nordischen Gedanken“ nur seine klarste Ausprägung findet, nicht nur eine bisher nicht gekannte Friedensbürgschaft liegt, sondern daß in ihm sich Völker schicksalhaft verbinden und verbünden in festerer Weise, als dies die bisherigen Rütchleits- oder gar Zwangsverträge jemals vermocht hätten. Neben der Verbindung gleichdenkender Völker fördert der Blutsgedanke erst recht das gegenseitige Verständnis, damit die Achtung und Ehre eines Volkes. Und zum Schluß erwächst aus einem solchen gemeinsamen Denken der Segen einer neuen Gesittung, die das Auftreten des Führers im Nationalsozialismus und seinem Kern, dem Blutsgedanken, für eine unabsehbare Zukunft dem deutschen Volk und ganz Europa heraufführt.

Wilhelm Kinkel

Eine grobe Irreführung!

Aufmerksame Besucher der letzten „Grünen Woche“ gelangten bei ihrem Rundgang vor eine Roje, aus der ihnen die Worte: „Die Tageszeitung der deutschen Landwirtschaft“ entgegenleuchteten. Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, daß diese Tageszeitung die Devise: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland“ in ihrem Kopfe trägt.

Es handelte sich hier nicht um eine historische Zeitungsausstellung, sondern um eine Werbemaßnahme der noch heute bestehenden Kreuzzeitung. Der Besucher hatte auch nicht geträumt. Griff er nach dem Blatte in der Annahme, daß hinter dieser bombastischen Behauptung eine entsprechende Auflage stehen würde, so erlebte er eine Enttäuschung. Sie betrug nämlich ganze 16 000. Bei einer Gesamtzahl von rd. 3 Millionen landwirtschaftlichen Betrieben in Deutschland will das nicht viel heißen. Von der kühnen Behauptung bleibt also nicht viel übrig. Interessanter ist die Zahl schon, wenn wir an Hand des Statistischen

Jahrbuches für das Deutsche Reich feststellen, daß Betriebe von 200 Hektar aufwärts rd. 17 000 umfassen. Sollte es sich hierbei um die 16 000 Leser handeln, so wäre die Begriffsbestimmung gegeben. Ein Mitarbeiter der „R. Z.“ teilte jedoch dem Unterzeichneten kürzlich mit, daß zu den Lesern des Blattes „vor allem alte Rittergutsbesitzer gehören, die die Zeitung aus Anhänglichkeit weiterlesen“. In beiden Fällen kann man also beim besten Willen nicht sagen, daß es sich dabei um die deutsche Landwirtschaft handelt.

Wenn man in der Reihe das Blatt aufschlug, mußte man unfehlbar auf eine Großanzeige: „Kreuz-Zeitung — die führende deutsche Tageszeitung der Landwirte“ stoßen. Eine sachliche Begründung hierfür wurde nicht gegeben. Es scheint sich bis zu den Propagandisten der „R. Z.“ noch nicht herumgesprochen zu haben, daß die führende Zeitung der deutschen Landwirtschaft die „R. Z.-Landpost“ ist. Die Kauschbärte der „R. Z.“ scheinen auch nicht zu wissen, daß als Tageszeitung — wie jedes Kind weiß — zunächst einmal der „B. B.“ in Frage kommt. Wenn in der Anzeige weiter von der „R. Z.“ als einem „wahren Freund und Berater der Landwirte“ gesprochen wird, so liegt darin zugleich die Unterstellung, daß die genannten Organe nicht die wahren Freunde und Berater sein sollen. — Wenn der „groß ausgestaltete Wirtschaftsteil“ so fett hervorgehoben wird, so riecht das im marktgeordneten Dritten Reich reichlich nach Liberalismus. — Wie kann eine „wöchentliche Beilage höchst aktuell“ sein? — Was die „ständig erscheinende agrarpolitische Berichterstattung und Stellungnahme“ anbetrifft, so hinkt diese schon in der täglichen Ausgabe

hinterher. Wenn es dann besonders hervorgehoben heißt „Der Landwirt braucht die Kreuz-Zeitung!“, dann muß man schließlich sagen: „Wir danken!“ — Ferner werden noch die „Anzeigen von Gütern“ unterstrichen. Die „wahren Freunde und Berater“ scheinen also den ganzen Umbruch der letzten vier Jahre verschlafen zu haben, denn sie wissen noch immer nicht, daß der heilige Boden unseres Vaterlandes keine Ware ist.

Die Inhaber der „R. Z.“ werden durch diese anreißerischen Werbemethoden, die vielleicht bei einem Semigranten-Blättchen verständlich erscheinen, schlecht beraten. Was sollen diese großsprecherischen Übertreibungen, die wirklich in jeder Beziehung unbegründet sind? Ist es der Hilfschrei eines Ertrinkenden? — Die positive Auswirkung der Aktion dürfte jedenfalls außerordentlich gering sein. Was soll diese Aufpulverung, dieser außergewöhnliche Einsatz für eine verlorene Sache, durch die im Hintergrunde stehenden Kräfte? Es ist jedenfalls naheliegend, daß es sich nicht um eine normale Werbeaktion, sondern um eine bewußt gewollte politische Demonstration handelt.

Zum 80zigsten Jahrestage ihres Erscheinens wandte sich die „R. Z.“ gegen eine „Staats- und Gesellschaftsauffassung“, die sich „mit einer nie dagewesenen Arroganz aufbläht“. Die Propagandisten der „R. Z.“ scheinen nicht zu ihren Lesern zu gehören. Das ist verständlich und genügt. Aber „noblesse oblige“. Eine Zeitung, zu deren Gründern im Jahre 1848 ein Bismarck zählte, sollte in der Wahl ihrer Mittel klüger und vorsichtiger sein.

Dr. Reumann

planmäßig dem Verfall ausgeliefert, das Heimgewerbe verschwand, die bäuerlichen Trachten und andere nationale Eigenheiten gingen verloren, der bäuerliche Einzelhof wurde vernichtet, das Verständnis für eigenen Besitz bewußt ausgetilgt und das innere Verhältnis zum Grund und Boden unmöglich gemacht. Der Bauer in Sowjetrußland ist: „Kolschosnik“ (in deutsch: Kollektivarbeiter), das heißt Proletarier geworden!

Rudolf Proksch:

Jugend auf's Land!

Der „Landdienst der Hitler-Jugend“

Im Rahmen des Vierjahresplanes sind dem deutschen Bauerntum und der deutschen Landwirtschaft weitgehende staatspolitische Aufgaben gestellt. Ihre Erfüllung aber hängt im wesentlichen von der Frage ab, wie weit der deutschen Landwirtschaft ausreichende Arbeitskräfte zur Verfügung stehen oder beschafft werden können.

In diesem Zusammenhang scheint es zweckvoll und zeitgerecht, Geschichte, Gestalt, Aufbau und Aufgabenstellung des „Landdienstes der Hitler-Jugend“ ausführlichst darzulegen, einerseits, um die Bedeutung dieser aus der Artamanenbewegung entstandenen Arbeit dem Führerkorps des deutschen Bauerntums nahezubringen, andererseits aber auch deshalb, um dadurch die Bindung von HJ. und deutschem Bauerntum zu festigen und zu verstärken.

Die Arbeit der Artamanen

Die deutsche Jugendbewegung, die nationalen Kampfbünde und Jungbauern haben die Mannschaft der ersten Artamanenschaften im Frühjahr des Jahres 1924 gestellt. Dr. Willibald Hentschel, Bruno Lanzmann und der Dichter Wilhelm Rohde waren die geistigen Väter und ersten Propagandisten der Idee: Deutsche Jugend für die Arbeit in der Landwirtschaft zu gewinnen, die ausländischen Wanderarbeiter durch diese Jugend zu verdrängen, die Landarbeit damit wieder für den deutschen Menschen zu erobern und nicht zuletzt diese Jugend über den Weg der Siedlung dem Lande auch zu erhalten.

In den Köpfen dieser Propagandisten war viel verworrene Romantik und kaum eine Ahnung der tatsächlich gegebenen praktischen Aufgabe. Aber wir müssen dem einen oder anderen in diesen Reihen heute zuerkennen, daß er mit ganzer Kraft für seine Idee eintrat und keineswegs Opfer und persönliche Entbehrungen scheute.

Entscheidend bestimmt aber wurde der Weg dieser Bewegung und damit auch die Voraussetzung ihrer heutigen Gestalt erst durch zwei Männer: den

Württemberg Friedrich Schmidt und den Österreicher Hans Holfelder.

Friedrich Schmidt, heute stellvertretender Gauleiter der NSDAP. in Württemberg, der als einer der ältesten Parteigenossen die Mitgliedsnummer 4864 hat, wirkte als einer der ersten für die Idee des Nationalsozialismus in dieser damals nur „national“ aufgezogenen Bewegung. Aus jener Zeit stammt die gedankliche Verbundenheit Friedrich Schmidts mit R. Walther Darré, die zu seiner Berufung in den deutschen Reichsbauernrat geführt hat.

Auch lange nach seinem Ausscheiden aus der Artamanenbewegung, kurz vor ihrem innerlichen und wirtschaftlichen Zusammenbruch und ihrem Neuaufbau und ihrer Neugestaltung durch Albert Wajirsch, hat Friedrich Schmidt, er war damals bereits Gaugeschäftsführer des Gaues Württemberg der NSDAP., noch einmal, wenn auch vergeblich, versucht, den auseinanderstrebenden Kräften das einigende Ziel zu geben.

In dem Vorwort zu seinem Buch „Neuadel aus Blut und Boden“ schreibt R. W. Darré, daß den Anstoß zu dieser Arbeit ein Wort des Artamanenführers Hans Holfelder gegeben hätte. Holfelder schrieb dieses Wort in einem Aufsatz des Jahres 1928:

„Wir müssen einen Blutsadel, einen Bauernadel anstreben, der sich nicht durch besondere Vorrechte, sondern durch besondere Vorplichten auszeichnet.“

Hans Holfelder, der lange Jahre als Bundeskanzler wesentlich die Entwicklung der Artamanenbewegung bestimmte, er hat in diesen Jahren in immer stärkerem Maße den Einfluß der NSDAP. innerhalb dieser Bewegung gesichert, ich erinnere nur daran, daß auch der heutige Reichsführer SS., Pj. Heinrich Himmler, als Artamagangführer des Landes Bayern wirkte, war wohl die klarste und bewußteste Führergestalt dieser Bewegung.

Holfelder, übrigens der Bruder von Professor Dr. Albert Holfelder, Chef des Ministeramtes im Reichs- und Preussischen Ministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, wurde im Jahre 1900 in Wien geboren. Er stand schon in jungen Jahren als bewußter Deutscher im Kampf gegen Juden und Tschechen. Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 erlebte er als Schüler der höheren Landwirtschaftlichen Schule in Neutöttschein (Mähren) die bekannten Zusammenstöße zwischen Sudetendeutschen und tschechischem Militär, die damals die ersten Blutsopfer der Sudetendeutschen forderten. Wieder in Österreich, trat er dem Freikorps Oberland bei. Bald danach meldete er sich zur österreichischen SA., als einer der ersten österreichischen SA.-Männer überhaupt. Nach einem, mit einer Schießerei verbundenen Straßenkampf gegen österreichische Marxisten verlangte die Wiener Judenpresse seine Landesverweisung. Da damit für Holfelder in Österreich eine berufliche Arbeit nicht mehr in Frage kam, ging er nach Deutschland und schloß sich in Sachsen der eben entstandenen Artamanenbewegung an. 1925 wurde er Artamanenführer der Provinz Sachsen und bald danach Bundeskanzler des „Bundes Artam. e. V.“. In Ausübung seines Dienstes verunglückte Hans Holfelder im Herbst des Jahres 1928 bei einer Motorradfahrt, erlitt einen doppelten Unterschenkelbruch und starb an den Folgen dieses Unfalles am 30. Januar 1929.

Am Weg der deutschen Jugend zum Acker steht das Opfer seines jungen Lebens und verpflichtet.

Seine Worte aber:

„Du junger deutscher Mensch! Du gehörst nicht Dir, sondern Deinem Volk, Du bist ein Glied einer unendlichen Kette, die aus der Ewigkeit geht.

Deine Kraft und Stärke, Deine Werke, Deine Fehler und Schwächen sind mitbestimmend für die kommende Generation. Sei Dir Deiner Verantwortung bewußt, bestimme danach Dein Handeln, denn Du bist Mitschöpfer an dem Geschick Deines Volkes“.

sie sind nun auch Richtworte der heute im Landdienst der HJ. arbeitenden Jugend, die diese Worte durch ihre Arbeit und ihren Einsatz erfüllt.

Mit dem Tode Hans Holfelders hat die alte Artamanenbewegung praktisch aufgehört zu bestehen. Was nachher kam, waren nur mehr Versuche, einer schleichenden Krise Herr zu werden. Versuche, denen jedoch kein Erfolg beschieden war. Im August des Jahres 1931 hat das Amtsgericht Fischhausen in Ostpreußen, wohin mittlerweile die „neue“ Bundesführung verlegt worden war, über das Vermögen des „Bundes Artam e. V.“ das Konkursverfahren eröffnet. Es ist hier nicht der Ort, und es ist wohl auch nicht Aufgabe dieses Berichtes, den Ursachen des Zusammenbruchs dieser Bewegung nachzugehen.

Und dann?

In Mecklenburg bestanden in diesen Jahren einige Artamanenmannschaften mit fast ausschließlich nationalsozialistischer Mannschaft.

In den arbeitslosen Monaten des Winters 1930/1931 wurde in der Nähe des bekannten Gutes Koppelow, auf dem heute aufgesiedelten Gut Stridow, mit Hilfe der Gutsverwaltung beider Güter eine Überwinterungsmöglichkeit für die Artamanen mehrerer Gruppen geschaffen. Diese Gruppe war als „Stempelgruppe“ das Vorbild für die Überwinterungsversuche der neuen Bewegung in den nächsten Jahren. Wir hatten uns in diesem Winter von den Gutskartoffeln, von Sprossen, und zu besonders feierlichen Anlässen auch von Pferdefleisch annähernd gut ernährt. Der Führer dieser Gruppe war der österreichische HJ.-Führer und Träger des Goldenen Parteiabzeichens Albert Wojirsch. Er kommt, ebenfalls wie Holfelder, aus Baden bei Wien und wurde von diesem bereits im Jahre 1928 an entscheidenden Stellen eingesetzt.

Wojirsch hat nun mit wenigen Mitarbeitern 1931 mit dem Aufbau einer neuen Organisation begonnen. Am 21. Juni 1931 konnte er auf dem Gute Gneven in Mecklenburg den „Bund der Artamanen“, den Vorläufer des heutigen „Landdienstes der HJ.“, begründen.

Wojirsch hat seine Arbeit nur mehr mit Nationalsozialisten durchgeführt. Für Mannschaft und Führer der Gruppen des neuen Bundes wurde die Mitgliedschaft bei der NSDAP. und SA. oder HJ. gefordert. Im Gegensatz zu den vielfachen und verschwommenen Siedlungsideen der alten Artamanenbewegung beschränkte Wojirsch die Aufgabe der neuen Bewegung auf drei Punkte:

1. Der Einsatz der für das Land gewonnenen nationalsozialistischen Jugend als Arbeitsgruppen in den Gütern oder Bauerndörfern erfolgt mit dem Ziel, daß diese Jugend alle ihr übertragenen Arbeiten vollverantwortlich und zuverlässig durchführe, und die Gesamtleistung der Gruppe, gleich, wie ihre Besetzung auch sei, der Leistung vollwertiger Arbeitskräfte zu entsprechen habe.

2. Das Leben der Artamanen ist politischer Dienst. Neben die Arbeit tritt der aktive Dienst in der Partei. Wo keine Parteiorganisation besteht, übernimmt die Artamanenschaft die Aufgabe dieser.

3. Der „Bund der Artamanen“ lehnt es ab, im heutigen System (1918 bis 1933) junge Menschen dem wirtschaftlichen Zusammenbruch durch Hinführung zur Siedlung auszuweichen. Er setzt sich vielmehr zum Ziel, nach Machtübernahme durch die NSDAP. eine Auslese seiner Mannschaft über die Gemeinschaftssiedlung dem Lande auf immer zu erhalten.

Den gestellten Aufgaben gemäß waren auch die Anforderungen an die Menschen. Die „Richte“ des „Bundes der Artamanen“ stellte fest:

„Der „Bund der Artamanen“ ist die Erziehungsstätte deutscher Jugend, die der Untätigkeit und dem Müßiggang ein Leben auf dem Lande bei harter Arbeit, einfachen Sitten und strenger Sucht vorzieht.

Nicht Erwerbsquelle ist uns die Arbeit, sondern ein sittliches Geseß zur Erhaltung und Wiedergesundung der Nation.

Pflichterfüllung und Leistung, Einsatz und Opfer für die Gemeinschaft sind die Leitsterne unserer Arbeit an der Scholle.“

Auf Grund dieser Auffassung über die Arbeit der Artamanen konnte Wojirsch den Arbeitgebern, Gutsbesitzern und Bauern, eine beständige und den gestellten Anforderungen entsprechende Arbeitsgruppe zur Verfügung stellen. Aus derselben Auffassung heraus aber konnte er umgekehrt auch für diese Arbeitsgruppen all jene Bedingungen schaffen, die für Wohnung und Leben deutscher Jugend als notwendig erschienen. Saubere und ausreichende Schlaf- und Gemeinschaftsräume, helle und gesunde Mädchenzimmer, Bettwäsche und Decken wurden in diesem Jahre erstmals allen Gruppen zur Verfügung gestellt.

Wojirsch wandte sich bei seiner Werbung von Arbeitsplätzen hauptsächlich an Parteigenossen. So kamen wir sehr früh mit den einzelnen Männern des agrarpolitischen Apparates der NSDAP. in engste Fühlung. Im Winter des Jahres 1931/1932 fand die Bewegung in dem damaligen Mecklenburgischen Ministerpräsidenten und heutigen Präsidenten der Rentenbank, Pg. Walter G r a n z o w auf Gut Severin b./Parchim, ihren entscheidendsten Freund und Förderer. In dem politisch so bedeutungsvollen Jahr 1932 war Severin die Zentrale der nationalsozialistischen Artamanenbewegung. Von dort aus konnten wir unsere Arbeit führen. Für uns selbst aber waren jene Tage reich an Erlebnissen. Dr. Goebbels heiratete dort in der kleinen Gutskirche. Der Führer war in den politisch entscheidenden Wochen des Jahres 1932 längere Zeit zu Gast und sprach auch zu der Mannschaft unserer Arbeits-

gruppe. R. W. Darré lernten wir dort erstmals kennen und ebenfalls seinen damaligen Mitarbeiter Pg. Jurda.

Langsam wurde von Severin aus Mecklenburg erobert. Die Partei, insbesondere der heutige Reichsstatthalter, Pg. Gauleiter Friedrich Hilbrandt, erkannte bald die Bedeutung der Artamanen. Ebenfalls muß der heutige Landeshauptabteilungsleiter III, Pg. Graf Grote, in diesem Zusammenhang als eifriger Förderer unserer Arbeit genannt werden.

Der Einsatz der nationalsozialistischen Artamanen beschränkte sich in Mecklenburg nicht nur auf die Betriebe des Großgrundbesitzes. Schon von Anfang an galt uns der Dorfgruppeneinsatz als dringlich, nur waren dort die Unterbringungsverhältnisse schlechter und die Schwierigkeiten demnach entsprechend größer. Trotzdem haben wir in den Jahren 1932 und 1933 bereits eine sehr ansehnliche Zahl Artamanen den Bauern abgegeben.

Im Juli des Jahres 1933 wurde in Güstrow der Bundestag als „Tag der Artamanen“ durchgeführt. Pg. Granzow sprach vom Balkon des Rathauses zu den auf dem Platz davor aufmarschierten Artamanen das bedeutende Wort:

„Wer den Boden bearbeitet, soll auch künftig das Recht haben, ihn zu besitzen.“

Ein Jahr später, am 7. Oktober 1934, sind die Artamanen abermals in Güstrow angetreten. Es ist der letzte Bundestag. Hinter den Reihen der schwarz gekleideten Artamanen stehen die braunen Massen der HJ. sämtlicher Mecklenburger Banne. Der 7. Oktober 1934 bringt für die nationalsozialistische Artamanenbewegung den Abschluß ihres Bestehens als Bund und ihre Eingliederung in die HJ.

Es ist das Verdienst des Obergebietsführers Armann, die Bedeutung der Artamanenbewegung für die HJ. erkannt und dem Reichsjugendführer ihre Eingliederung vorgeschlagen zu haben. Der Reichsjugendführer ist persönlich anwesend. Von der Rednertribüne aus spricht Wojtisch das Treuegelöbniß: „Wir Artamanen haben uns zur Aufgabe gestellt, die Jugend aus der Stadt auf das Land zurückzuführen, um dem deutschen Volk seine Zukunft bauen zu helfen. Als Pioniere dieses Kampfes treten wir heute in die Front Baldur von Schirachs ein. Artamanen: stillgestanden! Ich gelobe Treue dem Reichsjugendführer!“

Einen Augenblick liegen die Hände der beiden Männer ineinander, dann spricht Schirach:

„Artamanen! Kameraden! In der Geschichte der nationalsozialistischen Jugendbewegung haben wir viele Eingliederungen erlebt. Es ist nicht das erstemal, daß ein großer Jugendbund in die Millionenbewegung der Hitlerjugend eingeführt wird. Aber es ist bestimmt das erstemal, daß eine Eingliederung in solchem Geiste vor sich geht, denn innerlich seid Ihr Artamanen ein Bestandteil der nationalsozialistischen Bewegung, wie die Ideen der Artamanen ein Bestandteil des Nationalsozialismus sind. . . .“

Es konnte gar nicht anders kommen, daß Ihr heute an diesem Platze steht; das ist die glänzendste Rechtfertigung Eurer Arbeit.

Ihr habt an diesem Tage auch den tieferen Sinn der Arbeit der vergangenen Jahre erfüllt. Ihr habt die Möglichkeit, die Ideen, die Ihr im Kleinen gestaltet habt, nun auch im Großen zu formen.

Wir nehmen Euch nicht auf, daß an diesem Tage Eure Arbeit aufhöre, sondern daß sie Allgemeingut der ganzen Jugend werde. Das bedeutet für Euch eine Aufbürdung neuer ungeheurer Aufgaben auf Eure Schultern, Verpflichtung für Euch uns gegenüber, und von uns Euch gegenüber, daß wir Euch die Arbeitsmöglichkeit im Großen schaffen und Ihr auch im Großen diese Arbeitsmöglichkeit erfüllt.

Möchtet Ihr Artamanen immer mit derselben Bereitschaft zu unserer Sache stehen, mit der Ihr in den vergangenen Jahren zu Eurer einsamen Fahne gestanden habt. Kommt in unsere Reihen, die sich durch mich feierlich verpflichten, Eurem Ziel zu dienen. In diesem Sinne grüßen wir Euch und mit Euch den Führer Adolf Hitler! Sieg-Heill“

Ein Vorbeimarsch der Artamanen und der HJ. beschließt diesen Tag.

Es war ein Tag der Entscheidung. In seiner Bedeutung gleicherweise gültig für die deutsche Jugend wie auch für das deutsche Landvolk. Der Großkampf der Jugend um die Jugend, also um ihresgleichen, für den Ader zu gewinnen, begann. Eine von der Jugend selbst gestellte Aufgabe erhielt nun staatliche und parteiamtliche Förderung und Anerkennung.

Über erfüllen die Artamanen das in sie gesetzte Vertrauen?

Der Landdienst der HJ

Die Arbeit der Artamanenbewegung wird nun innerhalb des von Obergebietsführer Armann geleiteten „Sozialen Amtes der N. S. F.“ weitergeführt. Bf. Wojirsch ist heute Leiter des Hauptreferates „Landdienst“ der HJ.

Das Hauptreferat ist gegliedert in die Referate: Führerschulen, Organisation, Arbeitseinsatz, Verwaltung, Berufsfragen, Werbung und Schulung und Mädellanddienst. Weiterhin sind dem Hauptreferat die drei Verbindungsreferate: Landjahr, Reichsheimstättenamt und Studentischer Landdienst angeschlossen. In den Sozialabteilungen der Gebiete sind die Landdienstgebietsreferenten eingebaut. Ebenfalls arbeiten in den Bannern Bannreferenten. Einzelne Arbeitseinsatzgebiete, wie etwa Mecklenburg, Pommern und Mitteldeutschland sind in Inspektionen aufgeteilt, die eine verstärkte Betreuung der Landdienstgruppen ermöglichen. Um die einheitliche Durchführung der Werbung und die Gewinnung jugendlicher Arbeitskräfte für den Landdienst zu sichern, wurde im Gebiete Mittelrhein die „Landdienst-Inspektion-West“ eingerichtet, die für die Gebiete: Westfalen, Ruhr-Niederrhein, Mittelrhein, Westmark, Hessen-Nassau, Kurhessen und Saarpfalz, als Hauptabgabengebiete zuständig ist. In folgenden Gebieten sind Landdienstreferate bereits eingerichtet oder ihre Einrichtung für die nächste Zeit vorgesehen: In den Einsatzgebieten: Ostland, Kurmark, Mittelland,

Sachsen, Thüringen, Niedersachsen, Hessen-Nassau, Westfalen, Bayerische Ostmark, Baden, Württemberg, Nordmark, Saarpfalz, Mecklenburg, Pommern, Mittelelbe, Hochland, Kurhessen, Nordsee . . . und in den Hauptabgabengebieten: Berlin, Westfalen, Westmark Mittelrhein, Hessen-Nassau, Baden, Schlesien, Württemberg, Ruhr-Niederrhein, Kurhessen, Saarpfalz.

Das ist im wesentlichen das Bild der Organisation. Und das der Bericht über die Arbeit bisher:

Auf eine Anregung des Chefs des Sozialen Amtes der R.F.F., Obergebietsführer *U z m a n n*, hat die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, in ihrer Eigenschaft als alleinige Trägerin jeglicher Arbeitsvermittlung, im Jahre 1934 den Landdienst der Hitler-Jugend als geeignete Einsatzform städtischer Jugend auf dem Lande neben der damals bestehenden Landhilfe anerkannt und in die Landhilfeförderung als Gruppenlandhilfe mit einbezogen. Am 28. Mai 1934 erließ Präsident *Syrup* den ersten Erlaß zwecks Einrichtung von zwanzig geförderten Versuchgruppen im ganzen Reichsgebiet. Der erste Versuch wurde mit Erfolg abgeschlossen. Für das Jahr 1935 erschien ein weiterer Erlaß am 6. März und die Durchführungsbestimmungen am 9. April, die bereits die im Vorjahr gewonnenen Erfahrungen berücksichtigten. Für das Jahr 1936 erschien am 3. April 1936 eine generelle Anordnung des Präsidenten *Syrup* über die „Bereitstellung von Arbeitskräften für die Erzeugungsschlacht“. An diesem Erlaß haben Reichsjugendführung und Reichsnährstand gemeinsam mitgearbeitet. Der Erlaß legt das geförderte Einsatzkontingent des Landdienstes auf 5000 Mann fest und erstellte das gesamte Melde-, Einberufungs-, Vermittlungs- und Förderungsverfahren.

Es ist hier nicht die Stelle, auf die Kompliziertheit des Verfahrens hinzuweisen und die Schwierigkeiten aufzuzählen, die seiner Durchführung anhaften. Ich gebe hier nur der Hoffnung Ausdruck, daß die kommenden Jahre auch hier den Boden für die so nötige Vereinfachung bereiten, die für eine reibungslose Durchführung jeder staatspolitisch notwendigen Arbeit als Erstfordernis angesprochen werden muß.

Am 6. Februar 1937 hat Präsident *Syrup* nunmehr die Anordnung zur „Bereitstellung von Arbeitskräften für die Erzeugungsschlacht 1937“ erlassen. Nach diesem Erlaß kommt eine Förderung für Einzellandhelfer im Rechnungsjahr 1937 nicht mehr in Betracht, dagegen wird der Gruppeneinsatz von Landhelfern, als dessen alleiniger Träger der Landdienst der H.J. gilt, in diesem Jahr, und zwar überwiegend in der Form des Dorfgruppeneinsatzes wie bisher gefördert und weitergeführt. Die Zahl der einzusetzenden Gruppenlandhelfer soll nach Möglichkeit bis auf 10 000 erhöht werden. (Einschließlich der ungeforderten Landdienstler wird das Hauptreferat Landdienst der deutschen Landwirtschaft in diesem Jahre voraussichtlich 15 000 Jugendliche zuführen können.) Für den Einsatz der weiblichen Landdienstgruppen wurden mit diesem Erlaß ebenfalls einige der bisherigen Schwierigkeiten beseitigt.

Das zur Frage der Arbeitsvermittlung an sich.

Der Einsatz der Landdienstler auf den Gütern und in den Bauerndörfern geschieht natürlich nur in engster und bester Zusammenarbeit mit den entsprechenden Dienststellen des Reichsnährstandes.

Der Erfolg der Arbeit aber?

Im Jahre 1934, dem Jahr der Eingliederung der Artamanen in die HJ., konnten etwa 45 Gruppen besetzt werden. Der Gesamtstand dieses Jahres betrug ungefähr 500 Mann. Der Einsatz selbst blieb im wesentlichen auf Mecklenburg beschränkt. Knapp 150 Landdienstler konnten in diesem Winter als Stammanschaft für den Einsatz 1935 in Arbeit auf dem Lande verbleiben.

Trotzdem gelang es 1935, 240 Gruppen zu besetzen. Der Mannschaftsstand dieses Jahres stieg auf 3500 Landdienstler. Der erste Vorstoß ins Reich gelang. Mecklenburg war Stammland. Nun wurde Pommern, Ostpreußen und Mitteldeutschland erobert. In diesem Winter konnten bereits 1500 Kameraden in Arbeit bleiben.

Das Jahr 1936 brachte den ersten, nennenswerten Erfolg. 462 Gruppen wurden abgeschlossen und besetzt. 6608 Landdienstler arbeiteten nun in fast allen Gebieten Deutschlands. Das erstmal wurde in diesem Jahre der Dorfgruppeneinsatz des Landdienstes in Angriff genommen. Mehr als 1300 Landdienstler arbeiteten in 118 Dorfgruppen. Im Winter 1936/1937 konnten bereits 3000 Landdienstler als Stamm überwintert werden. Damit ist für den Einsatz des Jahres 1937 die Erstvoraussetzung geschaffen, andererseits aber auch der Beweis erbracht, daß es dem Landdienst bisher in einem immerhin nennenswerten Maße gelungen ist, die Jugendlichen, vorläufig zumindest auf längere Zeit, dem Lande zu erhalten.

Im Jahre 1936 wurde ebenfalls mit dem Landdienst-Mädelsinsatz begonnen. In 59 Dorfgruppen arbeiteten etwa 800 Mädel. In diesem Jahr ist der Einsatz von etwa 3000 Mädeln vorgesehen.

Der Landdiensteinsatz im Dorf

Die Frage, warum der Landdienst den Dorfgruppeneinsatz erst verhältnismäßig spät in Angriff nahm, wurde in den letzten Jahren sehr häufig gestellt. Dazu ist folgendes zu sagen:

1. Die Möglichkeit, städtische Jugend mit der landwirtschaftlichen Arbeit vertraut zu machen, sie zur Verantwortung zu erziehen und sie an die Härte und Einfachheit des Landlebens zu gewöhnen, ist in einer Gutsgruppe, bei häufiger Kolonnenarbeit und damit ständiger Betreuung durch den Führer besser als in einer Dorfgruppe gegeben. Der Jugendliche, der hier, vielfach das erstmal in seinem Leben, in eine totale, d. h. Lebens- und Arbeitsgemeinschaft eintritt, bekommt aus dieser Gemeinschaft heraus und aus der in ihr zu leistenden Arbeit jene Haltung und jenes Können, das ihn

später innerhalb der Dorfgruppen leichter seinen Pflichtenkreis erfüllen läßt.

2. Die gemeinsame Unterbringung der Landdienstler in einem Heim hat im Bauerndorf bisher sehr vielmehr Schwierigkeiten hervorgerufen als im Großbetrieb.

Ohne das gemeinsame Heim für die Landdienstgruppen ist aber der Dorfeinsatz kaum zu verantworten. Soweit diese Schwierigkeiten, insbesondere in der Heimbeschaffung, durch gemeinsames Bemühen aller beteiligten Stellen beseitigt werden können, ist der Dorfgruppeneinsatz der Landdienstler möglich und auch von Seiten der R.F. wünschenswert. Aber nur soweit. Ein Einsatz im Stil der Einzelandhelfer kommt für den Landdienst der H.J. in keinem Fall in Frage.

Jugend aus allen Berufen

Um von der tatsächlichen Struktur des Landdienstes ein brauchbares Bild zu bekommen, gebe ich im nachfolgenden über die im Jahre 1936 im Landdienst der H.J. tätig gewesene Jugend folgende Zahlen zur Kenntnis:

1. Jugend aus allen Altersklassen:

15 Jahre	10,1%
16 "	12,5%
17 "	11,3%
18 "	13,6%
19 "	10,0%
20 "	6,9%
21 "	5,5%
22 "	8,10%
23 "	8,3%
24 "	4,5%
25 " und darüber	9,2%

2. Jugend aus allen Berufen:

Ademiker	3,2%
Landarbeiter und Jungbauern	19,0%
Kaufm. Angestellte	14,8%
Handwerker	34,5%
Arbeiter	18,2%
ohne Beruf	10,3%

3. Jugend aus allen Gauen:

Rheinland	22,2%
Süd-Westdeutschland	9,5%
Norddeutschland	8,5%
Sachsen	5,9%
Schlesien	13,9%
Berlin	18,3%
Mitteldeutschland	14,0%
Thüringen	3,1%
Nord-Ostdeutschland	4,6%

Das innere Gesicht des Landdienstes

Ich habe zuvor das Wort gebraucht von der totalen, d. h. der Arbeits-Lebensgemeinschaft, in der der Landdienstler lebt. Zucht, Ordnung und Kameradschaft sind die wesentlichen inneren Richtpunkte dieser Landdienstgemeinschaften. Hier erfährt jeder einzelne Junge täglich, daß Kameradschaft gelebter Sozialismus ist. Sozialismus, der sich täglich tausendfach bewähren muß, weil sonst die ganze Kameradschaft zur Lüge wird und damit in die Brüche geht. Kameradschaft aber ist die Stärke und das Recht unserer Jugend. Sie ist heute die neue Lebensform, die sich täglich mehr Lebensgebiete erobert, immer weiter eindringt in den Organismus des Volkes, bis sie, so hoffen wir, einmal das ganze Antlitz des Volkes bestimmt. Denn sie ist das Erbe der Front und nicht minder das Erbe der Kampfzeit. Sie allein scheidet den Bürger von dem Soldaten. Und wer wollte denn heute noch Bürger sein?

Fern der Heimat, in einer meist völlig fremden Welt, lebt der Landdienstjunge ein ganzes Jahr draußen auf den einsamen Gütern und Dörfern. Hier, zwischen harter Arbeit und selbstgestalteter Freizeit geht sein Tag dahin. Der Kamerad neben ihm ist ihm plötzlich eine Notwendigkeit. Ist dieser Kamerad stärker, so hilft er ihm bei schweren Arbeiten, ist er schwächer, so ist es ein unausgesprochenes Gesetz, sich seiner anzunehmen. Der reine Egoismus des einzelnen hält sich in diesen Gemeinschaften nicht lange. Begreift einer aber etwas schwerer, fühlt er sich etwa zu erhaben über seine Kameraden und leugnet er damit das Gesetz der Kameradschaft — dann treten jene Mittel in Aktion, die niemals „höheren“ Orts gebilligt werden und die doch immer in ihrer Anwendung Wunder wirken.

Tausend kleine Dinge sind es, die eine solche Kameradschaft formen. Übernommene Dienste, geliebene Sachen, Hilfe bei der Arbeit, Schweigen statt Angeberei, Teilen der berühmten „Wunderpatete“ von Müttern oder sonstwem. Rau, aber herzlich ist der Ton — und ehrlich Sprache und Urteil.

Aber was wäre Kameradschaft ohne den Führer? Er ist ihre Mitte. Er ist der Sprecher der Idee, um derentwillen die Kameradschaft sich fand oder geformt wurde. Und wiederum ist er der Sprecher seiner Kameradschaft selbst.

Und erst hier. Keine Arbeit fordert mehr den ganzen Menschen, sein wirkliches Vorbild, sein tatsächliches Leben — als gerade die Arbeit — besser der Beruf des Landdienstführers. Es sind heute viele Jugendliche in seiner Gruppe. Nicht allein, daß er diese vielfach erst erziehen muß. Daß manche noch niemals Ordnung und Unterordnung kannten. Mehr noch: sie ist nicht leicht, die Landarbeit. Am wenigsten für einen Jungen, der vielleicht das erstmal, fern von Müttern, einen ganzen langen Tag, in Rasse und Dred, über den Acker schleicht, beim Rübenverziehen, bei der Kartoffelernte, oder bei der Rübenerte. Oder der mit tränenden Augen beim Raff steht, oder den beim Hoden die verfluchten Disteln die ganzen Hände und Arme zerfetzen — oder, der vermeint, die schmerzenden Augen nicht mehr zu ertragen, die ihm der Kalk beim Ausladen der Lore bereitet. Wie aber sollte dieser Junge dem Lande erhalten bleiben, wenn der Landdienstgruppenführer nicht wäre.

Die praktische Tätigkeit in den Landdienstgruppen der HJ. wird heute von seiten des Reichsnährstandes auf die Landarbeitslehre angerechnet.

Der Landdienst der HJ. stellt damit, hinsichtlich der Gewinnung neuer junger Kräfte für das Land, die modernste und zeitgemäße Form der Landarbeitslehre dar.

Durch die Landarbeitslehre ist dem Landdienstler heute der Weg zu sämtlichen landwirtschaftlichen Berufen geöffnet. Damit ist ihm auch in der Zukunft die Erlangung einer Neubauernstelle möglich. Vielleicht gelingt es bis dahin, eine neue und brauchbare Form der Gemeinschafts-siedlung zu entwickeln.

Dem wieder in städtische Berufe zurückkehrenden Landdienstler aber ist durch das Abkommen der Reichsjugendführung mit dem Reichsheimstättenamt der NSDAP. die Möglichkeit gegeben, als Siedlungsanwärter weitergeschult und später, nach Familiengründung, auf einer Heimstätten-siedlung ange-setzt zu werden.

Die Bedeutung des Landdienstes

Für die Landwirtschaft selbst aber bedeutet der Landdienst der HJ., ich fasse kurz zusammen, im wesentlichen folgendes:

1. Er stellt der Landwirtschaft in einem Jahr für Jahr sich steigendem Maße brauchbare, willige und disziplinierte jugendliche Arbeitskräfte, in weltanschaulich und führungs-mäßig festzusammengesehnten Arbeitsgemeinschaften, zur Verfügung.

2. Er bemüht sich, einen wesentlichen Teil der von ihm erworbenen Jugend auf die Dauer dem Lande zu erhalten.

3. Er leistet durch seinen Landdienstgruppeneinsatz einen wesentlichen Beitrag für die Lösung der Landarbeiterfrage, da er mit dem Einsatz von Jugendlichen in Arbeitsgruppen eine Möglichkeit geschaffen hat, das, insbesondere in Ostpreußen stark entwickelte, für die Lage des Landarbeiters auf die Dauer aber untragbare „Hofgängerwesen“, durch die bessere Form seines Landdienstgruppeneinsatzes abzulösen.

4. Er trägt, durch jene Landdienstler, die nur ein oder mehrere Jahre in der Landwirtschaft bleiben, danach aber wieder in ihren städtischen Beruf zurückkehren, zu einem besseren Verhältnis zwischen Stadt und Land bei, zu einem Verhältnis, das, aufgebaut auf gegenseitige Achtung und auf das Wissen um die Schwere der bäuerlichen Arbeit, in der Zukunft die letzten Schranken des Nichtverstehens zwischen Stadt und Land beseitigen wird.

So ist der Landdienst der HJ., als Werk der Jugend für die Jugend entstanden, heute schon zu einem staatspolitisch wichtigen Faktor geworden, der im Aufbau des neuen Volkes nicht mehr entbehrt werden kann.

Friedrich Rauers:

Don Hänfeln, Hansen und Verhansen, auch Sippenrecht und Bauernbrauch

Teil I

**Von Frachtbauern und Fuhrleuten und wie ich zu der Hänfel- und anderen
Wissenschaften gekommen bin**

In meine Kinderzeit fällt das Licht einer Laterne, die an einer Hausecke angebracht ist und durch ein Fenster in eine Stube scheint. Auf diese Laterne mit den zwei seitlichen Licht- und oberen und unteren dunklen Regeln bin ich oftmals mit meiner Mutter zugegangen, und in der Stube beim Fenster habe ich manches Mal mit ihr gegessen.

Es war ihr Lieblingsplatz gewesen, als sie noch zu Hause war, und das Haus war das alte Fuhrmannshaus meines Großvaters und nun meines Onkels Friedrich Wilhelm Neufirch in Bremen, das langgestreckt mit Wohnhaus und Ställen zwischen zwei Torwegen am Treffpunkt von fünf Straßen lag.

Es war ein sonderbares Licht, das durch das Fenster guckte, so etwas gibt es heute nicht mehr, wie es ja auch keine Schummerstunden mehr gibt. Bei und nach solchen Besuchen im Elternhaus und in der alten Stube, an der an Feierabend das Pferdegetrappel vorbeizog, kam am ersten die Rede auf den Großvater und Urgroßvater und ihre weiten Reisen von Ladestadt zu Ladestadt bis nach Triest, an die Grenzen von Polen, Holland und Frankreich, und in der Franzosenzeit sogar nach Paris, von denen ich gerne hören mochte. Auch von den alten Knechten wurde erzählt, die in der alten Stube am Schreibtisch meiner Großmutter, den heute meine Frau hat, dem damaligen Fuhrmannskontor, abrechnen mußten und sehr eiferlütlich aufeinander waren, wer die dickste Geldkase von der Reise nach Hause brachte. Nach Fuhrmannssitte waren sie meist lebenslang bei ihrem Herrn, „Jan Knuppel“¹⁾, der sich bei Prag ein Bein abgefahren hatte und das Gnadenbrot bekam, „Ottersbarger Friedrich“ und andere, die im Gedächtnis der Kinder geblieben waren, denen sie Puppen und Lebkuchen von Nürnberg mitgebracht hatten. Der erste Weg der Kinder war immer ans „Schiff“ des heimgekehrten Wagens, wo solche Herrlichkeiten bei dem schweren eisernen Geldtober zu liegen pflegten.

¹⁾ In dem Roman „De Borspanntweert“ des blinden Bremer Dichters Georg Droste ist Jan Knuppel, von dem ich ihm erzählt habe, in die Literatur eingegangen. Doch hat Droste die wenigen Notizen, die ich ihm geben konnte, mit zu viel Phantasie ergänzen müssen, als daß ein richtiges Bild des Frachtfuhrwerks hätte entstehen können.

Nürnberg war damals die Fuhrmannszentrale. Auch der Geldkober war Nürnberger Arbeit, die klappernden Messingscheiben am Geschirr hießen die Nürnberger Rosen, der zünftige Strauß am Hute war in Nürnberg gekauft, soweit er nicht noch am Wege gepflückt wurde, und wer nicht in Nürnberg „gehänfelt“ war, der war kein rechter Fuhrmann. Auch mein Großvater war in Nürnberg im „Goldenen Engel“, wo die Bremer und die „Leister“ Fuhrleute, die in den Fuhrmannsdörfern um Leeste bei Bremen zu Hause waren, Harzer und andere norddeutsche Fuhrleute ihre Einkehr hatten, gehänfelt worden. Es war die „Linie“ der Fuhrleute, wie Onkel Willigerod, der feinerzeit ein berühmter Schnelldampferkapitän des Lloyd war, als Seemann am Äquator gekauft war. Die noch vorhandene Seeromantik wurde aber in der Seestadt von der vergangenen Fuhrmannsromantik weit übertroffen.

In diesen Geschichten habe ich zum ersten Male vom „Hänseln“ gehört, über das ich mein „Hänselbuch, Recht und Gewohnheit aller ehrlichen Kauf-, Fuhr- und Seeleute, eines ehrbaren Handwerks, der Universitäten, der Bauern, Jäger und Ritterchaft, aller Geschlechter und löblichen Vetterchaften“ geschrieben habe, das Weihnachten 1936 bei der Essener Verlagsanstalt in Essen herausgekommen ist.²⁾ Ein Menschenleben liegt dazwischen, ehe aus den Rinder Geschichten eine gelehrte Geschichte und Rechts Geschichte unserer Volksgliederung und Arbeitsverfassung aus Quellen vor der Schrift, wie sie diese Hänselbräuche sind, und ein Buch lachender Weisheit unserer Altvordern werden konnte.

Es war eine heimliche Welt, von der niemand mehr etwas wußte und um die sich niemand mehr kümmerte, selbst nicht auf den alten Fuhrmannsdörfern, wo das meiste Fuhrwerk als jetzt vergessenes Bauerngewerbe gefessen hatte, die alte Frachtfuhrmannswelt, die bei den Neufirchs noch lebte. Aus dieser Anderen verborgenen Welt ist mir auch die Uchtfamkeit auf volkstümliche Überlieferungen überhaupt, für die damals noch keine Konjunktur bestand, zuerst erwachsen. Daraus und aus den Erzählungen meines Vaters von den alten Höfen im Bremer Lande und den alten Bremer Bauerngeschlechtern, aus denen er selber stammte, und dazu aus der starken Eradition der alten See- und Handelsstadt Bremen, auch Seemanns- und Kaufmannsverwandtschaften, bin ich eigentlich zu allen meinen späteren Arbeitsgebieten gekommen.

In Verkehrs- und Handelsgeschichte, Geschichte der alten deutschen Straßen, Geschichte des Bauerntums und der häuerlichen Nebengewerbe, der Rechtssymbolik und des Rechtsbrauchtums bin ich eigentlich von selbst hineingewachsen. Es waren weite Gebiete dabei, auf denen noch alle Vorarbeit zu leisten war, wo die Wissenschaft noch nicht konfektioniert war.

Im „Odal“ ist im Heumond- und Erntingheft 1934 und im Brachmondheft 1935 einiges von meinen Forschungen zur Geschichte des Bauerntums, zu den letzten erhaltenen altgermanischen Sippenverbänden und von dem alten bis ins 14. Jahrhundert zurück nachweisbaren Bremer Bauerngeschlecht der Rauers veröffentlicht.

Das hundertjährige Jubiläum der Firma F. W. Neufirch, die es damals zu hundert Pferden, meist schweren Brabantern, bei denen mein Onkel das alte reiche Frachtfuhrmannsgeschirr wieder eingeführt hatte, und dreihundert Arbeitern gebracht hatte, war der Anlaß, eine Chronik der Familie Neufirch

²⁾ Friedrich Rauers „Hänselbuch“, Essener Verlagsanstalt, Essen 1936, Preis geb. 6,50 RM.

— eigentlich „Nienkerken“, von einem Hofe in Hunteburg bei Lemförde, auf Bremer Platt „Neelarten“ —, zu schreiben. Sie wurde 1901 fertig.

1900, als Student in Tübingen, bin ich auch noch nach der Weise meiner Vorfahren, mit Pferd und Wagen durchs Land gefahren, nicht bloß in Halbtags- und Tages-, „Spuzen“ nach dem Lichtenstein, Hechingen-Hohenzollern und zu Fasching im Kostüm auf dem Wurstschlitten nach Urach, wie es üblich war, sondern auch in tagelangen Ferienreisen durch den Schwarzwald, nach Nagold, Calw usw., und über Leonberg, Solitude und den Schönbuch zurück. Der Wagenverleiher Dill gab in den Ferien Wagen und Pferde fast umsonst gegen das Futter unterwegs her, und da er mich als zuverlässigen Kutscher schätzte, hatte ich meist seine besten Pferde, „Fuchs“ und „Bella“. Jetzt gibt es das auch nicht mehr.

Auf einer Rückreise von Tübingen bin ich auch zuerst nach Nürnberg gekommen und habe da nicht nur den alten Fuhrmannsgasthof zum „Goldenen Engel“, sondern auch das alte „Hänkelbuch“ gefunden, in dem unter dem 20. Mai 1842 mein Großvater Fritz Neukirch eingetragen stand.

In der Röttenbachischen Hänkelordnung der Nürnberger Kaufleute auf der Salzburger, Tyroler und Münchener Straße von 1697 fand ich dann auch eine ganze Gruppe von kaufmännischen Hänkelbräuchen an verschiedenen Orten und Straßen, auf die in der Ordnung Bezug genommen war. Aus den wenigen, dort erwähnten Bräuchen sind im Lauf der Jahre viele, im ganzen sechsundzwanzig kaufmännische Hänkel-Bräuche und -Orte geworden, die mir nach und nach im Bereich der Hanse, im italienischen und Orientverkehr und im binnendeutschen Meßverkehr bekanntgeworden sind.

1902 sah ich das erste „Nadelöhr“, einen durchlöchernten Stein an der Straße, durch den die gehänkelten Kaufleute und Fuhrleute kriechen mußten, wie ich schon in einigen Hänkelnachrichten gefunden hatte. Das war an der alten Harzstraße bei Ilfeld. Ich war in Göttingen Student und wollte sehen, ob das Nadelöhr, das ich damals zuerst in Blumenhagens Wanderungen durch den Harz mit den schönen Ludwig Richter'schen Stichen, um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei Wigand in Leipzig erschienen, mit einem Hänkelbrauch der Fuhrleute erwähnt gefunden hatte, noch da wäre. Der Ausflug lohnte sich. Ich konnte es zeichnen und fand sogar, daß es jetzt die Ilfelder Klosterschüler für ihre Aufnahmebräuche benutzten, wie wir am Bremer Gymnasium die „Baumrutsche“ hatten. Später fand ich sogar, in einem Buch von 1729, dieses Ilfelder Fuhrmannshänkeln auf einem Kupfer dargestellt.

Nadelöhere heißen beim alten Niedersachsenhaus die seitlichen Nebentüren des Fletts. In Bremen heißt der Zugang zu dem alten Nebentor des Bischofs, dem Bischofsstor, die Bischofsnatel. Wie ein Schlupfloch neben einem einstmals durch ein Verhad versperrten Wege, in dem man den Fremden, wie nachmals die Fuhrleute, verprügelte, wenn man ihn faßte, sah das Ilfelder Nadelöhr aus, das noch ein Naturfelsen war. Bei Friedewald in der Nähe von Hersfeld an der Frankfurt-Leipziger Geleitstraße durch die kurzen Hessen, ist das „Nadelöhr“ kein Naturfelsen, sondern ein sorgfältig ausgehauener durchlöcherter Stein.^{*)} An ihm haben einst die Meßkaufleute gehänfelt, wenn

^{*)} Siehe dazu auch Touristische Mitteilungen aus beiden Hessen, Kassau usw., Jahrg. III, Nr. 2, August 1894. 1697 spricht die Röttenbacher Hänkelordnung von dem durchlöchernten Stein, das Nadelöhr genannt, bei Hersfeld.

sie zum ersten Male die Straße führen. Solche „Nadelöhre“ gibt es noch mehrere in Thüringen, manchmal auch nur noch als Ortsbezeichnung erhalten. Süddeutsche Nachrichten von Nürnberg, vom Brenner usw. kennen wohl durchlöchernte Steine, aber nicht den Namen Nadelöhr.

Als Göttinger Student passierte mir auch in der alten Klosterkirche Bursfelde, die damals wieder ausgebaut wurde, an der Oberweser etwas Sonderbares. Da banden mich die Maurer unter Aufzagung eines alten Reimes mit Lot und Schnur, und ich mußte mich mit einem Trinkgeld lösen. Das erinnerte mich lebhaft an das „Binden“ mit dem „Aufband“ auf dem Felde, das ich von Bremen her kannte. Ich war sogar auf den Heuwiesen meines Onkels mit ihm zusammen „gebunden“ worden, während es sonst hauptsächlich Brauch bei der Kornernte war.

Allmählich wurde mir klar, daß die „Linie“ der Fuhrleute in Nürnberg und der Seeleute am Äquator nur der letzte Rest eines viel vielgestaltigeren Brauchtums gewesen waren, das sich in seinen Formen, dem Jagen durch den Windsack bei der Seemannstaupe, dem Prügeln durch's Nadelöhr, dem „Binden“ und dem Fangen in der Zange beim Fuhrmannshänseln usw. überall sehr ähnelte.

Ich fand auch die scherzhaften Bräuche späterer Zeiten noch als sehr ernsthafte Angelegenheiten im Mittelalter, wenn nach einer Kölner Stapelurkunde des dreizehnten Jahrhunderts die Kölner Bürger die Fremden, die Kölns Stapelrechte nicht achteten und ohne Erlaubnis mit ihrer Ware durchzogen, binden und ihnen an Leib und Gut gehen konnten, wenn sie sich nicht mit ihnen verglichen. Das nannte man „hansen“, „quod vulgo hansin vocatur“, „was zu deutsch *hansin* heißt“. Ich fand ferner livländische Verträge um Frieden und Markt, in denen sich die Fremden ausbedungen hatten, daß die, die sie künftig mitbringen würden, mit in dem Frieden und Vergleich sein sollten. Bei der großen deutschen Hanse fand ich, daß diese „neykamers“ bei ihrer ersten Reise von ihren Genossen gehänselt wurden, wobei die Hänselnden z. B. in der Maske von Einheimischen auftraten.

Es ergab sich zugleich, daß dieselben Bräuche bei der ernsthaften norddeutschen Hanse und bei den binnen- und süddeutschen schließlich nicht mehr ernstgenommenen Meßreisegemeinschaften auftraten. Das ließ wohl darauf schließen, daß auch diese Meßreisegemeinschaften einmal wirkliche Hansens gewesen waren, von denen wir im Binnenland nur vereinzelt, so bei der Regensburger Hanse, noch unmittelbare Kunde hatten. Sie waren mit diesen nur noch als Kuriositäten gewertet, dennoch aber noch von den Rechtsgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts abgehandelten Bräuchen, nun in allen deutschen Handels- und Verkehrsbezirken nachgewiesen. Mit anderen Worten, ich merkte, daß es sich bei dem Hänseln um einen ernsthaften *R e c h t s b r a u c h* handelte, der einmal wirkliche Rechte vermittelt und gewahrt hatte, nicht um mehr oder weniger gute Scherze. Es war so altherwürdig, daß es komisch geworden war.

Dennoch ist das Hänseln mir in der ersten Veröffentlichung, in dem von ihm die Rede ist, in meiner „Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland“, die 1907 bei Justus Perthes in Gotha erschien, in erster Linie in einer anderen Richtung zugute gekommen.

Ich habe in den dem Buche beigegebenen Karten erstmalig das mittelalterliche und nachmittelalterliche, zum Teil auf Urzeiten zurückgehende deutsche Straßennetz festgelegt. Es galt bis dahin für unmöglich, weil man die Methoden der Römerstraßenforschung, die nach deutscher Ansicht früher entwickelt war, auf die deutschen Straßen angewandt hatte, die rechtlich, nicht technisch, wie die Römerstraßen als Kunststraßen, gebunden waren. In diese Karten habe ich auch die Fuhrmannsorte eingetragen, wie sie mir aus meinen Forschungen zur Geschichte des alten Frachtfuhrwerks bekanntgeworden waren, die mir auch Methode und Material für meine Straßenforschung selbst geliefert hatten. Dabei sind mir neben vielem anderem Material auch die Fuhrmannsmatrakeln der alten Hänsehbücher wertvoll geworden, aus denen ich für viele Orte und Gegenden ersehen konnte, daß dieselben Gegenden, die ich aus dem Mittelalter oder dem 17. Jahrhundert kannte, noch im 19. Jahrhundert beim Fuhrwerk waren. Daß auch die Namen der aus oft Jahrhunderte alten Fuhrmannsgeschlechtern stammenden Fuhrleute, die als Gehänselte oder als Zeugen oder Paten mit ihren Heimatdörfern in den Hänsehbüchern verzeichnet stehen, interessant sind, brauche ich heute nicht mehr zu sagen. Die vielen kaufmännischen Hänsehbücher, die die Dummheit der geschichtlich Unmündigen und der Hochmut einseitiger Gelehrsamkeit, der keine Geschichtsquelle in solchen Dingen sehen konnte, hat verkommen lassen, wären uns heute sehr wertvoll. So sind noch die ältesten Seligenstädter Hänsehbücher aus dem 17. Jahrhundert den Weg des Einwickelpapiers eines Messgers gegangen.

Daß ich die Fuhrmannsorte und -gegenden in meinen Karten — in die meiner Bremer Binnenhandels-geschichte¹⁾ beigegebene Karte auch die Schifferorte — eingetragen habe, gewinnt erst heute seinen vollen Sinn, seit die Geschlechterforschung eingeseht hat und das Bauerntum selbst seiner Geschichte nachspürt. Das Frachtfuhrwerk war eins der wichtigsten bäuerlichen Nebengewerbe sowohl der „bespannten“ großen Bauern in vielen Straßengegenden des Flachlandes, der „Frachtbauern“, wie sie sich selber nannten, wie vieler Gebirgs- und Paforte, wo das Fuhrgewerbe vielfach die anderen Nebengewerbe der kleinen Leute nach sich gezogen hat. Wo die Überlieferung erloschen oder unsicher geworden ist, kann die Karte sie wieder beleben und alte Zusammenhänge deutlich machen. In der „Leister“ Fuhrmannsgegend ist die Überlieferung im Anschluß an meine Schriften und die meist von mir zusammengebrachten Erinnerungsstücke an das alte Fuhrwerk im Bremer Fode-Museum durch den „Ring der Heimatfreunde“ und das Brinkumer Heimatmuseum seit 1933 erfreulich wieder aufgelebt.²⁾ Auch mit dem Saalfelder Heimatmuseum, wo Valentin Hopf aus der Gräfenthaler Fuhrmannsgegend gesammelt hat, bin ich in Beziehung gekommen. In Oberammergau hat das Lang'sche Schnitzerei-Museum einige Erinnerungen an das alte Rottfuhrwerk nach Italien. Aber zumeist sollen sich die alten Fuhrwerksgegenden noch erst auf ihre Jahrhunderte alte Tradition besinnen.

¹⁾ F. Rauers, Geschichte des Bremer Binnenhandels, Bremen 1913, S. 9 ff, S. 52 ff, 54 ff und Bildtafeln.

²⁾ Cord Hilmer Hütting „Die „Leister“, Heimatblätter“, herausgegeben vom Ring der Heimatfreunde, Brinkum 1934, S. 30 ff, 32, 45, 48.

Daß die Hänfelbräuche sich nicht bloß auf die Verkehrsgewerbe beschränkten, war mir bald deutlich geworden. Ich bin ihnen auch anderswo überall nachgegangen, wo ich ihre Spuren fand. In den Lebensbeziehungen zwischen Genossen und Ungenossen, beim Handwerk, bei den Studenten, bei der Jägerei, der Ritterschaft, im Bauerntum, im Hochzeitsbrauch, fehlte das Hänfeln nirgends, wenn es auch unter verschiedenen Bedingungen verschieden abgewandelt, auch zu mehreren Bräuchen auseinander entwickelt und verschieden benannt war. Desto mehr Vergleichsmaterial zusammenkam, desto weniger ließ sich verkennen, daß alle diese Bräuche aus der gleichen Wurzel kamen. Hier war dies, dort das gemeinsam. Und was allen gemeinsam war, ergab die Urformen.

Aus meinen Nachforschungen nach meiner eigenen väterlichen Bauernsippe und den Forschungen im niedersächsisch-friesschen Bauerntum kam ich zu dem letzten und seltensten Material.

In den alten bäuerlichen Vetterschaften der Rauerts, Wittes und Madepangs, die mir seit 1921 auf der Insel Fehmarn bekanntgeworden waren, letzten Resten der altgermanischen Sippenverbände, „hänseten“ auch die jungen Vettern und erhielten den „Willkomm“, ähnlich wie die Lüneburger Salzkunker nicht ohne weiteres zu ihren ererbten Salzrechten gelangten. Bei ihnen hatte ich den Hänfelbrauch des „Roop-Föhrens“ gefunden.

Das unscheinbare Hänfeln war nicht nur ein Rechtsbrauch, sondern einer der wichtigsten Rechtsbräuche. Die alten Bräuche zusammen mit den dabei üblichen „Vorsagen“, nachmals auch Verlesungen der „Beliebungen“ der an- oder aufnehmenden Gemeinschaft, auf die damit der Gehänfelte verpflichtet wurde, der Bedingungen der mit ihm geschlossenen Einung ergaben ein in des Volkes Gedächtnis aufbewahrtes Gesetzbuch unserer Altvordern. Es war im Unterschiede zu den unseren auf Papier recht kurzweilig und langlebig. Das alte Brauchtum hatte uns Urzustände erhalten, obwohl es bestenfalls erst lange nach der Entstehung aufgeschrieben war, und zumeist erst, als es eine unverstandene Lächerlichkeit geworden war. Das stand zuletzt als sicheres Ergebnis fest.

Auch für „Verhansungen“, für die Feme, für die bäuerlichen „Haberfeldtreiben“, allerhand Volksgerichtsbarkeit in Dörfern und Städten, „Narrengerichte“ usw. ergaben sich Zusammenhänge.

Wilhelm Kinkelin:

Wollen oder Müssen?

Als der Führer als einfacher Frontgefreiter des Krieges den militärischen Zusammenbruch des alten Reiches und im Gefolge davon den wirtschaftlichen, ja mehr noch, den Zusammenbruch des ganzen Volkes erlebte, da wurde in ihm der Gedanke vom neuen deutschen Volke in einem neuen deutschen Reiche geboren. Und er schwur sich: Ich will nicht ruh'n noch rasten, bis ich das deutsche Volk und damit Deutschland wieder freigemacht habe von allen Fesseln jeglicher Art. Ich will dazu ein neues deutsches Volk schaffen.

Und er verkündete laut auf den Straßen und in den Sälen diesen Entschluß und diesen unabänderlich festen Willen.

Da kamen andere herzu, die hörten, was hier einer als seinen Willen kundtat. Und sie fühlten sich angezogen und ergriffen von diesem Manne. Und jeder sprach einzeln zu sich in seinem Herzen und tat damit einen Schwur: Ich will diesem Manne helfen, sein Ziel zu erreichen. Und er stieß zum Führer.

Und so kam es, daß sieben Mann als erstes Häuflein zusammentamen. Und diese sieben Einzelnen stunden zusammen und taten den Schwur: Wir wollen dir, Adolf Hitler, als unserem Führer beistehen in Not und Tod, daß du dein hehres Ziel erreichst.

Dieser Sternederschwur zündete im ganzen Volke wie ein Blitz, auf den das Pulver wartet. Allerorten erhob sich derselbe Wille. Es wurde ein Duzend. Es wurden Hundert. Es wurden Tausend. Es wurden Hunderttausende und Millionen und schließlich alle Guten im Volke.

So entstand aus einem einzigen Willen eine Bewegung. Und über die Hunderttausende und Millionen einzelner Willensträger entstand doch wiederum nur ein einziger Wille, der Wille des Führers.

Wer hat den Führer geheißt, diesen Willen zu haben? Kam jemand zu ihm und sagte: du mußt, du sollst? Nein, niemand. Sprach es in ihm: du mußt dein Volk befreien, du sollst ein neues Volk schöpfen? Oder sprach gar jemand zu ihm: du sollst nicht . . . ?

Nein, niemand sprach so zu ihm. Sondern er sprach zu sich selbst und dann zu seinen Volksgenossen: Ich will, ich, Adolf Hitler, will ein neues und freies deutsches Volk schaffen!

Es ist wahr, daß die Stimme seines Blutes, die Stimme seines Volkes in ihm Gehör fand. Aber viele hörten sie und taten doch nichts, weil sie nicht wollten, also auch nicht konnten. Mancher mußte und sollte, aber aufs Wollen kommt's an. Denn nur über das Wollen wird das Müssen und Sollen zur Tat. Erst über das Wollen wird das Müssen und Sollen zur Freiheit, wird der Wille zu einer höchsten sittlichen Stufe. Der Wollende steht hoch über dem nur Sollenden oder Müßenden.

Gerade der Wille ist der Kern allen revolutionären Schaffens. So ist verständlich, daß eine solche Willensbewegung alle seither geltenden Größen, Größenordnungen und Einrichtungen überwindet, ohne sie zu verachten oder sie als geschichtlich wertlos zu erachten. Ihre Überwindung — nicht ihre Zerstörung! — ist ja bedingt im revolutionären Schaffen. Anders käme die Revolution weder voran, noch wäre sie überhaupt notwendig gewesen. So überwindet der Führer als Verkünder eines neuen Willens auch alle alten Verkünder der reinen Pflicht als solcher, des Sollens, des Müßens; vor allem aber überwindet er die, die ihre sittliche Forderung an den Menschen beginnen mit dem negativen Wort „du sollst nicht“.

Keiner von uns Nationalsozialisten „muß“ oder „soll“, geschweige denn, daß er „nicht soll“. Wir sind alle auch nicht — ohne eine Ausnahme! — aus irgendwelchem „Pflichtgefühl“ Nationalsozialisten geworden, sondern wir sind es geworden aus einem urgründigen, unbändigen Willen zum Führer und seinem Werk.

So wächst aus einem Staat die Bewegung oder Partei, aus dem Staat das Reich, aus ihm zum Schluß als die Krönung des Führerwillens das neue deutsche Volk. So wächst aus den alten Teilen, beispielsweise Preußen, das Reich, aus dem Preußen, dem Bayern, dem Schwaben usw. der volksgenössische Deutsche. Aus der seitherigen staatsbürgerlichen Pflicht wird das tätige, willengeladene Bekenntnis des Volksgenossen zu seinem Volk; aus dem Beamten alter Schule der Hobeitsträger seines Volkes; aus dem Offizier vergangener Zeit der Führer, wie ihn Himmler in seinen SS-Führern heranzieht; so wächst aus der alten Wehrpflicht der Wehrwille des Volkes. Einem guten Prinzip hat der Führer ein besseres entgegengesetzt!

Das kategorische „du mußt“, „du sollst“, erst recht das „du sollst nicht“, ist überwunden, durch das nationalsozialistische „ich und du und wir alle zusammen wollen“. Aus dem einzelnen „ich will“ hat das „wir wollen“ die alte Welt überwunden. Und so hat die neue Welt gesiegt.

Die Umschau

Das Blutverwachen in Europa

Daß es verschiedene Rassen gibt, ist eine uralte Weisheit der Menschen. Der Augenschein lehrte es ja jeden Tag. Diese Weisheit leitet sich her aus dem Wissen des Menschen um das Göttliche in der Welt. Gottes Wunderwirken in der Welt zu sehen, zu erkennen, anzuerkennen ist eine der Grundtatsachen in einem lebensgebundenen Glauben, den man heidnisch nennt. Eine solche Weltanschauung nimmt die Tatsache der durch Gott gesetzten Menschenverschiedenheit als selbstverständlich hin. Sie mäkelte nicht als Bessermisserin daran herum, so wenig, als am Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Wie

diese uralte Ordnung von Tag und Nacht, so gehört auch die Blutsordnung, also auch die Rassenverschiedenheit, zu den Grundordnungen der göttlichen Welt. Eine solche Weltanschauung vermischt sich nicht, Gott zu hofmeistern, ihn als Stümper und Nichtskönner hinzustellen.

Da wurde vor bald zweitausend Jahren eine Lehre in der Welt wirksam, deren Vertreter diese göttliche Ordnung anmaßend in ihrem winzigen „Geist“ nicht genug bemädeln konnten. Sie nahmen Gott aus der Welt und aus den Herzen der Menschen, bannten ihn in ein Buch und verbannten ihn zugleich auf einen fernen

Stern. Seitdem ist die schöne, die göttliche Welt entgöttlicht, entweiht; in ihr herrsche der Teufel, die Sünde, ja, die Erbsünde. Erlösung von „dieser“ Welt zu „jener“ Welt, das war die Lösung. Unsere schöne Welt, die Heimat des Lichts, der Sonne, die Gebälerin ewigen Lebens, die Erde als Mutter der Menschen, die Heimat unserer Väter, unseres Volkes, die Heimat unserer Kinder und Enkel, dies alles wurde verpönt zum Jammerthal, zum Teufelsreich: „**Rein Reich ist nicht von dieser Welt!**“

Kein Wunder, daß eine solche lebensfeindliche Lehre — Weltanschauung kann man sie gar nicht nennen, denn sie kommt nicht aus der Anschauung der göttlichen Welt! — die gottgesetzte Blutsordnung unter den Menschen nicht anerkennt. Nein, nicht nur, daß sie sie nicht anerkennt, sie bekämpft sie als Teufelswahn. Sie leugnet lästernd diese göttliche Offenbarung. Der Glaube an die göttliche Blutsordnung erscheint dieser lebenshasserischen Lehre als das Grundübel, als die Ur- und Erzsünde, als die erste und wichtigste der Todsünden: denn wo der Glaube an die göttliche Blutsordnung herrscht, faßt jene Lehre vom „Geist“ nicht Fuß. Wie Feuer und Wasser stehen sich hier der Glaube vom Blut und die Lehre vom Geist unversöhnlich und feindlich gegenüber. Der Sieg des Blutsglaubens ist der Untergang der Geisteslehre und umgekehrt.

Auch in unserem Volke hat jene Lehre in einer gewaltigen, machtvollen Organisation tausend Jahre lang gegen das Blutsdenken gekämpft und in einem solchen Maße gesiegt, daß wir einerseits allgemein nicht mehr an eine Blutsbindung über den Großvater hinaus dachten, das Volk nicht mehr als Blutsverband erkannten, sondern daß es andererseits Millionen von Volksgenossen gab, die im Ernst glaubten, die jüdischen Erzbäter seien unsere Stammväter, daß wir nicht nur blutlich, sondern vor allem geistig Erben und Nachkommen der Juden seien. Indem man so jenen feindlichen Blutsverband als „**außerwähltes Volk**“ anerkannte, verfiel man selbst in Schmähung und Verachtung unserer eigenen, tatsächlichen Ahnen, von denen wir doch mit ihrem Blut all ihr Erbe und Verfassung übernommen haben. So fiel mit der Verachtung der Ahnen und der Aufrihtung der Idee „**Außerwähltes Volk**“ als Judenvolk und als „**geistige Gemeinde**“ die uralte **Ahnenverehrung** in unserem Volke. Ahnenverehrung und Blutsgenossenschaft aber schließt ein „**Außerwähltes Volk Juda**“ und eine

„**geistige Gemeinde**“ von „**Gotteskindern**“ ebenso aus, wie der oben gekennzeichnete Blutsglaube die Lehre vom Geist ausschließt. Gemäß diesem heidnisch genannten Glauben nehmen wir über unsere fernsten, gottentporenen Ahnen teil an dem Göttlichen. So ist unsere „**Gotteskinderschaft**“ eine blutsbedingte, in der nicht vermessene vom Blut ein „**Geist**“ abdestilliert wird, dem das Blut nur noch Schlacke ist. Indem wir in unserem fernsten blutlichen Ahnen den Träger des göttlichen Lebensfunken sehen, der bis auf uns kam und in uns wirksam wird, erkennen wir den letzten Wesensgehalt des Glaubens an die göttliche Blutsordnung.

In unserem Volke wurde die aus einem fernem Lande in anfänglich fremden Zungen gepredigte Lehre vom Geist und von der Blutsverachtung in einem solchen Maße wirksam, daß es nahe daran war, an diesem „**Geist**“ blutlich zu Grunde zu gehen. Da kam der Führer und Retter des Volkes, **Adolf Hitler**. In ihm war das Wissen um die urewigen Werte des Blutes noch lebendig, vielmehr wieder lebendig. Seit seiner Wirksamkeit ist der Kampf um den Blutsglauben voll entbrannt. Im eigenen Volke ist er schon in einer solchen Weise durchgedrungen, wie wir es vor Jahren noch nicht erwartet hätten. Wissen um die Blutsordnung, Ahnenkenntnis, Ahnenverehrung schreiten machtvoll voran. Und bald ist es so weit, daß sich ein Volksgenosse schämen würde, von diesen Dingen nichts zu wissen oder gar sie zu leugnen und zu schmähen.

Doch, wenn auch der Führer die Rassenlehre nur für sein Volk brachte, so kümmert sich ein Gedanke doch nicht um Grenzen. Der neue Glaube ist ausgerichtet wie ein Leuchtturm, der Licht bringt in die ganze Welt. Ohne daß wir es gewollt hätten, ist der Blutsgeanke in allen Völkern begierig im Für und Wider aufgenommen worden. Wenn auch in der Welt jahrhundertlang die Waage eindeutig zu ungunsten des Blutsgedankens stille stand, so sehen wir doch heute, daß die Waagschale „**Blut**“ sich schon vom Grund gehoben hat und langsam mit der Gesezmäßigkeit eines unerbittlichen Naturgeschehens unaufhaltsam sich weiter hebt.

Wenn auch viele Völker mit offenen Augen am Abgrund taumeln, so erhebt sich da und dort ein einsamer Rufer in der Not, sei es in Indien oder Iran, wo man sich seines indogermantischen Erbes besinnt, sei es, daß ein Forscher beispielsweise in Bulgarien seinem Volke den Blick zum Norden hintendbet als dem

Geburtslande des arisch-germanischen Menschen, so auch seines bulgarischen Volkes.

Aber das deutlichste Beispiel ist das faschistische Italien. Wenn man dort anfangs auch keineswegs dem Rassegedanken Raum ließ in dem Sinne, daß man z. B. den Unterschied zwischen einem Italiener und einem in Italien wohnenden Juden zu erkennen lehrte, so entwickelt sich doch aus dem Faschismus nach einem ihm innewohnenden Gesez der Rassegedanken. Wenn er zwar auch noch völlig schlummerte, so war er nach der gelungenen Eroberung Abessinien doch mit einem Schlage wach. Denn die Unterscheidung zwischen weiß und schwarz, also zwischen Italienern und Äthiopiern, war nicht nur sinnfällig, sie war mehr, sie war zweckmäßig, ja sogar notwendig, wenn man auf dem anderen Regierungshügel in Rom diese Erkenntnis auch mit sehr saurer Miene feststellte. Die Folge dieser Erkenntnis waren die staatspolitisch weisen Rassegesetze des faschistischen Italiens, die für das errungene afrikanische Gebiet Geltung bekamen und gewidmet sind den 120 000 italienischen Ansiedlern zur Reinerhaltung ihres Blutes im schwarzen Erdteil.

Aber man sieht, daß ein Gedanke nicht nur halb gedacht werden kann, oder vielmehr, daß man nicht ihn nur in der Kolonie, nicht aber auch im Mutterland denken kann. Ein solches Grundgesetz wie ein Rassegesetz gilt entweder im ganzen Reich, oder es gilt gar nicht. So steht denn im italienischen Mutterland selbst schon ein Forscher auf, Giulio Cogni, der sein eigenes Volk mit den Augen des geschulten Rasseforschers erfaßt. Übrigens sieht Prof. Cogni selbst aus, als hätte er seine Heimat unter uns Deutschen, vielmehr wird langobardisches oder gotisches, kurz germanisches Blutserbe in seinem Kopf lebendig wie nur irgendwo. Germanischer haben seine landnehmenden Ahnen vor anderthalb Jahrtausenden auch nicht ausgesehen.

Cogni unterscheidet also, nachdem in der Kolonie schlechtthin nur zwischen Weiß und Schwarz unterschieden wurde, im eigenen italienischen Volk zwischen weiß und „weiß“. Er will in einem von ihm zu erwartenden Buche den blutlichen Aufbau des italienischen Volkes schildern, wie er etwa uns vom deutschen Volke durch unseren Gönther längst bekannt und geläufig ist. Und dann will er besonders auf den gemeinhin verkannten und unterschätzten Gehalt an nordischem Blut

im italienischen Volke hinweisen. Dies wird er mit Stolz tun. Und mit Recht!

Wir sehen, von diesem Denken ist es zum „Nordischen Gedanken“ nur noch ein Schritt! Und man wird mehr und mehr allerorts erkennen, daß der „Nordische Gedanke“ weder etwas anmaßend nur vom nationalsozialistischen Deutschland Gepachtetes oder gar etwas die friedlichen Beziehungen der Völker untereinander Störendes ist, sondern ganz im Gegenteil. Man wird erkennen, daß im gemeinsamen Bekenntnis zum Blutsgebanten, der im „Nordischen Gedanken“ nur seine klarste Ausprägung findet, nicht nur eine bisher nicht gekannte Friedensbürgschaft liegt, sondern daß in ihm sich Völker schicksalhaft verbinden und verbünden in festerer Weise, als dies die bisherigen Rüstlichkeits- oder gar Zwangsverträge jemals vermocht hätten. Neben der Verbindung gleichdenkender Völker fördert der Blutsgebante erst recht das gegenseitige Verständnis, damit die Achtung und Ehre eines Volkes. Und zum Schluß erwächst aus einem solchen gemeinsamen Denken der Segen einer neuen Besittung, die das Auftreten des Führers im Nationalsozialismus und seinem Kern, dem Blutsgebanten, für eine unabsehbare Zukunft dem deutschen Volk und ganz Europa heraufführt.

Wilhelm Rinkeln

Eine grobe Irrführung!

Aufmerksame Besucher der letzten „Grünen Woche“ gelangten bei ihrem Rundgang vor eine Koje, aus der ihnen die Worte: „Die Tageszeitung der deutschen Landwirtschaft“ entgegenleuchteten. Bei näherem Hinsehen konnte man feststellen, daß diese Tageszeitung die Devise: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland“ in ihrem Kopfe trägt.

Es handelte sich hier nicht um eine historische Zeltungsausstellung, sondern um eine Werbemaßnahme der noch heute bestehenden Kreuzzeitung. Der Besucher hatte auch nicht geträumt. Griff er nach dem Blatte in der Annahme, daß hinter dieser bombastischen Behauptung eine entsprechende Auflage stehen würde, so erlebte er eine Enttäuschung. Sie betrug nämlich ganze 16 000. Bei einer Gesamtzahl von rd. 3 Millionen landwirtschaftlichen Betrieben in Deutschland will das nicht viel heißen. Von der kühnen Behauptung bleibt also nicht viel übrig. Interessanter ist die Zahl schon, wenn wir an Hand des Statistischen

Jahrbuches für das Deutsche Reich feststellen, daß Betriebe von 200 Hektar aufwärts rd. 17 000 umfassen. Sollte es sich hierbei um die 16 000 Leser handeln, so wäre die Begriffsbestimmung gegeben. Ein Mitarbeiter der „R. Z.“ teilte jedoch dem Unterzeichneten kürzlich mit, daß zu den Lesern des Blattes „vor allem alte Rittergutsbesitzer gehören, die die Zeitung aus Anhänglichkeit weiterlesen“. In beiden Fällen kann man also beim besten Willen nicht sagen, daß es sich dabei um die deutsche Landwirtschaft handelt.

Wenn man in der Rolle das Blatt aufschlug, mühte man unfehlbar auf eine Großanzeige: „Kreuz-Zeitung — die führende deutsche Tageszeitung der Landwirte“ stießen. Eine sachliche Begründung hierfür wurde nicht gegeben. Es scheint sich bis zu den Propagandisten der „R. Z.“ noch nicht herumgesprochen zu haben, daß die führende Zeitung der deutschen Landwirtschaft die „R. Z.“ ist. Die Kauschbärte der „R. Z.“ scheinen auch nicht zu wissen, daß als Tageszeitung — wie jedes Kind weiß — zunächst einmal der „B. B.“ in Frage kommt. Wenn in der Anzeige weiter von der „R. Z.“ als einem „wahren Freund und Berater der Landwirte“ gesprochen wird, so liegt darin zugleich die Unterstellung, daß die genannten Organe nicht die wahren Freunde und Berater sein sollen. — Wenn der „groß ausgestattete Wirtschaftsteil“ so fett hervorgehoben wird, so riecht das im marktgeordneten Dritten Reich reichlich nach Liberalismus. — Wie kann eine „wöchentliche Beilage höchst aktuell“ sein? — Was die „ständig erscheinende agrarpolitische Berichterstattung und Stellungnahme“ anbetrifft, so hinkt diese schon in der täglichen Ausgabe

hinterher. Wenn es dann besonders hervorgehoben heißt „Der Landwirt braucht die Kreuz-Zeitung!“, dann muß man schließlich sagen: „Wir danken!“ — Ferner werden noch die „Anzeigen von Gütern“ unterstrichen. Die „wahren Freunde und Berater“ scheinen also den ganzen Umbruch der letzten vier Jahre verschlafen zu haben, denn sie wissen noch immer nicht, daß der heilige Boden unseres Vaterlandes keine Ware ist.

Die Inhaber der „R. Z.“ werden durch diese anreizertischen Werbemethoden, die vielleicht bei einem Semigranten-Blättchen verständlich erscheinen, schlecht beraten. Was sollen diese großsprecherischen Übertreibungen, die wirklich in jeder Beziehung unbegründet sind? Ist es der Hilfschrei eines Ertrinkenden? — Die positive Auswirkung der Aktion dürfte jedenfalls außerordentlich gering sein. Was soll diese Aufpulverung, dieser außergewöhnliche Einsatz für eine verlorene Sache, durch die im Hintergrunde stehenden Kräfte? Es ist jedenfalls naheliegend, daß es sich nicht um eine normale Werbeaktion, sondern um eine bewußt gewollte politische Demonstration handelt.

Zum 80zigsten Jahrestage ihres Erscheinens wandte sich die „R. Z.“ gegen eine „Staats- und Gesellschaftsauffassung“, die sich „mit einer nie dagewesenen Arroganz ausbläht“. Die Propagandisten der „R. Z.“ scheinen nicht zu ihren Lesern zu gehören. Das ist verständlich und genügt. Aber „noblesse oblige“. Eine Zeitung, zu deren Gründern im Jahre 1848 ein Bismarck zählte, sollte in der Wahl ihrer Mittel klüger und vorsichtiger sein.

Dr. Reumann

Neues Schrifttum

Zeitschriftenchau

RG.-Monatshefte (2/37)

Der Zeitaussatz bringt den wesentlichen Inhalt einer Kampfschrift, die Alfred Rosenberg im Jahre 1922 gegen das bolschewistische Kollektivsystem hat erscheinen lassen. Die „Fest in Rußland“ ist als Schrift zwar längst vergriffen, als Bolschewismus wütet sie aber immer noch und bestätigt durch die Ergebnisse ihrer Außenpolitik Rosenbergs Hinweis auf die Verwandtschaft von Liberalismus, Marxismus und Bolschewismus. Bolschewismus als Superlativ des Liberalismus bewirkt die Überspizung der blutleeren Theorie hypothetischer Menschenrechte, die unbedingt lebensfeindlich wirken muß. Der Nationalsozialismus hat der Theorie die blutvolle Volksgemeinschaft als Wirklichkeit entgegengesetzt. Eine Einigung zwischen beiden ist ebenso wenig möglich wie zwischen Wahrheit und Lüge. Hier kann es nur ein Siegen oder Besiegtwerden geben. Der Ausgang kann nicht zweifelhaft sein; auf die Dauer bleibt die Wirklichkeit immer die stärkere und mit ihr die Wahrheit.

Die Tschekoslowakei, diese „Mißgeburt von einem Staat“ hat in dieser Beziehung auf das falsche Pferd gesetzt. Sie hat sich Rußland ausgeliefert und der „Kultur bolschewismus in der Tschekoslowakei“ ist ein besonders deutlicher Ausdruck ihrer politischen Prostitution. Dr. Karl Biererbl bringt Einzelheiten hierüber und beweist, daß dieser Wechselbals der Entente allein nicht lebensfähig ist. Daher sein Haß gegen das lebensstarke Deutschland, vor dem es sich in hysterischer Angst entweder hinter den Rockfalten Marianne verkriecht oder vor dem es — als neuestes — bei den Bolschewisten Schutz sucht.

Dr. F. Koch geht mit viel Verständnis dem Wesen von Heinrich von Kleist nach, dessen „Weltbild germanischer, im innersten tragischer Natur“ ist. Er sieht in Kleist einen Anfang, „dessen Ende wir durchzulämpfen haben“. Kleists Tod war „der Tod eines Helden, der es als sein Schicksal erkannt hatte,

Opfer zu sein, dieses Schicksal bejahnte und es bis an die äußerste mögliche Grenze trug“.

„Das Brauchtum der Faschnächte“ veranlaßt Dr. Hans Strobel, auf die kirchliche Verballhornung dieser Nächte in „Fastnächte“ aufmerksam zu machen. An Hand mannigfaltiger Bräuche weist der Verfasser das vorchristliche Alter der Faschnächte nach und verdeutlicht seine Ausführung durch zahlreiche Bilder.

Die „Kritik der Zeit“ bringt eine kurze Betrachtung über die Grundlagen japanischer Weltanschauung. „Yamato damashi“ — japanischer Geist“ wurzelt in Blut und Boden, denn die Heiligkeit der Erde und die Verbundenheit mit den Ahnen sind die Quellen, aus denen dem Japaner als Volk der Glaube an seine göttliche Sendung und damit an seine irdische Aufgabe zuströmt. „Dieser Mythos gibt dem japanischen Volk auch das Gefühl der Überlegenheit, das in einem Ausspruch des Philosophen Hirata besonders deutlich zum Ausdruck gekommen ist. „Unser Land, das einzige Vermächtnis der Götter, das einzige Land der Sonnengöttin und das allein von ihren Nachfolgern regiert wird, wird den anderen Ländern immer überlegen sein, ihr Herrscher und ihr Führer.“ Die Bewährung dieser Ansicht gegenüber Buddhismus, Christentum usw. wird vom Verfasser Karl Rosenfelder kurz umrissen und in Beziehung zur Rassenkunde gesetzt.

„Zur weltanschaulichen Sage“ berichtet der gleiche Verfasser über die Anstrengungen der Kirchen, eine Wiedervereinigung unter der Führung Roms herbeizuführen. Das neueste Propagandaunternehmen der römischen Kirche, eine „eucharistische Nordlandfahrt“, verrät, daß man deutsche Gegenwartsbegriffe mißbraucht, um veralteten Plänen ein neues Gesicht zu geben und heimliche Absichten zu maskieren.

„Das Buch“ befaßt sich mit den bekannten Versuchen der katholischen Wissenschaft, Dogma

gegen Lebenskunde und Biologie so auszuspielen, daß jenes bleibt, diese aber verschwinden. Da die Ericks bekannt sind, bleibt höchstens die Fingerfertigkeit zu bewundern übrig.

Außer den erwähnten Bildern zu den Faschnachtsbräuden enthält das Fest noch eine Bilderreihe über den Bau von Zeppelin und mehrfarbige Webergaben von Landschaften des norwegischen Malers Einar Berger. Auch zwei Fischereibilder von Peter Wjatorski werden in schwarz-weiß gebracht.

Germanien (2/37)

Dr. Gerhard Raab schreibt über germanischen Glauben und kommt trotz der spärlichen Reste, die uns davon überliefert worden sind, zu der wohl richtigen Annahme, daß alle Götter und Göttinnen „eigentlich nur Teile, Ausgliederungen, „Kinder“ des einen ursprünglichen „Alvaters“ waren, des Allgottes, der im Grunde gestaltlos und namenlos (oder, was dasselbe ist, unter buchstäblich zahllosen Namen und Gestalten) gedacht wurde, von Hause aus als „das Gott“ (in allen germanischen Sprachen war dieses Wort ja vor der Christianisierung nur sächlich!).“

Dr. Hugo Dingler zeigt „Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung“ auf. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satze, daß „Symbole ursprünglich gar keine Ornamente waren, sondern sinn- und bedeutungsvolle Formen“. Der Aufsatz wird fortgesetzt.

Dr. Walther Brewitz stellt „das Löwentor von Rhykenä“ an Hand von zahlreichen Zeichnungen als ein nordisches Symbol dar.

„Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Ur-Indogermanentum“ von Otto Futh setzt sich mit den Guanaken auseinander, die nicht Germanen, „wohl aber Indogermanen oder besser Früh-Indogermanen“ gewesen sind.

„Rarefische Zauberbeschwörungen“ in Wort und Bild bringt Georg von Grönhagen.

Die kleineren Beiträge des Festes befassen sich mit Felix Dahn und Eugen Weiß und bringen außerdem verschiedene kurze Hinweise.

Wille und Macht (2/37)

In dem Aufsatz „Schwarz-Gelb und Blutigrot“ gibt Ernst Willing einen Überblick über die innerpolitische Lage Öster-

reichs, besonders über die wohlwollende Einstellung der österreichischen Regierung zum Legitimitätsaus und der duldsamen Einstellung der gleichen Regierung gegenüber dem Kommunismus bei gleichbleibender rücksichtsloser Unterdrückung des Nationalsozialismus. In diesem Zusammenhange überrascht es zu hören, daß von den 5—6000 politischen Häftlingen, wovon mehr als 80 v. H. Nationalsozialisten sind, 4000 erst nach dem 11. Juli verhaftet wurden.

Felix Eyle beschreibt die „Ukraine-Tragödie“. Dieser flächenmäßig an Größe nur von Rußland übertroffene Volkstraum wurde entgegen dem Selbstbestimmungsrecht der Völker weiterhin der Oberherrschaft Rußlands überlassen, soweit er nicht teilweise an Polen, Rumänien und die Tschechoslowakei geschlagen wurde. Für Rußland bedeutet die Ukraine das ungefähr fruchtbarste Land seiner Sowjet-Union, und gerade in ihm brachte es die bäuerliche Kollektivwirtschaft in ausgebehtem Maße zur Anwendung. Da diese Wirtschaftsweise für den Bauern den Hungertod bedeutet, richtet sich diese Maßnahme zugleich gegen das bereits seit Peter dem Großen unterdrückte Volkstum in der Ukraine. Bedeutsam ist auch, daß die Ukraine nach der Republik Weiß-Rußland das Gebiet mit dem stärksten jüdischen Bevölkerungsanteil ist. Er beträgt bis zu 14 v. H.

Der übrige Inhalt des Festes setzt sich aus den „Außenpolitischen Notizen“, „Kleinen Beiträgen“ und „Randbemerkungen“ zusammen.

Deutschlands Erneuerung (2/37)

Erich Jung schreibt „Zur deutschen Volkskunde“. Bei seinen Ausführungen bezieht er sich mehrfach auf das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Oswald A. Erich und Richard Beitel, dessen „ausgezeichneter Überblick“ durchaus der Ansicht widerspricht, die Dr. Hans Strobel in seiner Stellungnahme zu dem Buch (vgl. Obalheft 1/37) niedergelegt hat.

Georg Widenbauer schreibt über „Deutschland und Böhmen“ und zeigt auf, „wie Böhmen durch deutsche Schuld ‚vertschecht‘ wurde“.

„Kritische Jahre der preussischen Geschichte“ nennt W. W. die Zeit zwischen 1848—64, in der „der Raubische Geist oder die Aura der Henriette Herz auf deutsche Männer gewirkt hat“.

Dr. F. F. Leistner bringt einen Beitrag über „Die Kleindeutschen in Bayern 1868—1871“.

„Englands Wehrpolitik“ wird von Walter von Reiser als Ausdruck dafür gewertet, daß „England wieder den Willen zur Macht hat; es will in die große Weltpolitik wieder einschneidend eingreifen, will sich in Europa von der Vormundschaft Frankreichs lösen und seine starke Stellung im Mittelmeer wieder herstellen“.

Arbeitsführer Dr. Krüger gibt einen Überblick über die Entwicklung des Arbeitsdienstes unter der Überschrift „Arbeit und Gemeinschaft“.

Siegfried Kallenberg schreibt über „Carl Maria von Webers musikalische Sendung“.

Kleinere Beiträge und das „Bild der Lage“ schließen das Heft ab.

Boll und Rasse (2/37)

Dr. Paul Ludwig Rieger weist auf die Zusammenhänge hin zwischen „Rhythmus, Rasse und Schreibbewegung“ und erläutert sie an Hand von vier Tafeln.

B. R. Schulz wendet sich gegen die von R. Saller herausgestellten Typen der Insel Fehmarn, und dagegen, daß er von den dortigen Bewohnern als einer Bastardbevölkerung spricht. Der Verfasser beweist durch Bilder, wie vollkommen willkürlich, um nicht zu sagen böswillig, Saller bei seinen Darstellungen vorgegangen ist.

Verfasser und Überschriften der übrigen Aufsätze heißen: „Vom Deutschtum in Lettland“ (nach den Baltischen Monatsheften). / Statistiken über den Familienstand einzelner Berufsgruppen. / Dr. W. Hartnack: „Der Gebärdefreudigkeitsquotient, eine irreführende Größe“. / Dr. Kurt Riebel: „Wer hat den Ausdruck ‚Nordische Rasse‘ geprägt?“

Die Tat (2/37)

Der einleitende Aufsatz fragt: „Was ist ‚katholische Aktion?‘“ Um seine Antwort vorweg zu nehmen: eine Körperschaft des öffentlichen Rechts, daher kein kirchlicher Verein im gewöhnlichen Sinne. Sie hat denselben Anspruch auf den Genuß öffentlicher Rechte und Freiheiten im Staat wie die Kirche und fällt nicht unter das staatliche Vereinsrecht. Mithin kann sie vom Staate weder aufgelöst, noch kann ihr Vermögen beschlagnahmt werden. Staatsgesehe haben für sie nur insofern Gültigkeit, wie für die Kirche selbst.

In der katholischen Aktion macht die Kirche

den Versuch, Laten zu einer geschlossenen Kampftruppe zu disziplinieren, sie unter ein einheitliches Oberkommando zu stellen und so einen organisierten Kirchenstaat im Staate zu bilden.

Es sind dies die Schlussfolgerungen, die der Verfasser aus seinen einleitenden Ausführungen zieht, in denen er die katholische Aktion als den Latenorden der Jesuiten kennzeichnet. Eine kurze, klare Übersicht über die Entwicklung dieses kirchlichen Unternehmens schildert dessen Geschichte namentlich in dem Beispiel der katholischen Aktion in Italien. Die Rollen, die Papsst, Bischöfe usw. darin spielen, werden aufgezeigt.

H. Ch. Mettin hatte den Einfall, einen Fürstenspiegel wie Machiavellis „Principe“ aus den Dramen Shakespeares zusammenzustellen. In seinem Aufsatz „Shakespeares Fürstenspiegel“ beweist er, daß sein Einfall nicht nur klug, sondern auch fruchtbar gewesen ist.

Durch die „Herrschaft, die der Fürst ausübt, wird aus Natur erst eine gefügte Welt“. Das gleiche läßt er für den Dramatiker gelten, mit dem Unterschied, daß dessen gefügte Welt allerdings nur eine Scheinwelt bleibt.

Die Grundlage für seine Ausführungen schafft er sich durch das Wechselspiel von „Herrscher und Schicksal“. Sein Schicksalsgedanke ist plastisch und klar. „In dem persönlichen Schicksal offenbart sich das allgemeine Menschliche in höchster Steigerung und lester Deutlichkeit.“ Darum ist es der Stoff, in dem der Dramatiker gestaltet, und der Betrachter erfährt daher „in der Tragödie des einzelnen Herrschers so viel von dessen Wesen, wie z. B. der Priester von einem Sterbenden, der in einer Weichte auf dem Totenbette sein ganzes Leben in gedrängter Form enthüllt“. Er gliedert die Schicksalsträger in tatfähige, gedankliche und weise Persönlichkeiten. Zu den ersten zählt er Cäsar, Coriolan usw., zu den zweiten Brutus und Hamlet. Die dritten kennzeichnet er durch den Herzog Vincenzio in dem „Mysterienspiele“, wie er es nennt, „Maß für Maß“.

Die Tattaturen gehen alle „in einer großen Leidenschaft zugrunde“. In Coriolan sieht er „das Wesen des echten Führers umschrieben“.

Brutus und Hamlet sind von Natur aus tragische Menschen. „Das Unkönigliche intellektueller Gebrochenheit“ wird durch sie gekennzeichnet. „Die durch den Intellekt wissenden Herrscher scheitern tragisch oder haben die Möglichkeit zum Demagogen.“

Wie sich schon aus diesen kurzen Anmerkungen ersehen läßt, treibt Mettin ein Gedankenspiel im guten Sinne des Wortes. Seine Darstellung ist einleuchtend und fesselnd.

In „Roosevelts zweiter Term“ hebt Gerhart Stromer die besondere Bedeutung der amerikanischen Präsidentenwahl von 1936 hervor. In ihr „ging der Kampf eigentlich gar nicht mehr um Demokratie und Republikaner, der Kampf ging um Roosevelt als Mensch und als System“. Die Rolle der Presse in diesem Kampfe wird geschildert, ebenso der Einfluß, den die Naturkatastrophen, Dürre und Wasserfluten, dabei gespielt haben. Erst diese haben den Amerikanern in dem vergangenen Jahre die Augen geöffnet und sie zu der Erkenntnis gezwungen, daß der Individualismus ihnen machtlos gegenübersteht. Das Schicksal selbst gebietet hier eine zentrale Gewalt, die alle Kräfte planmäßig zu wirksamen Abwehrmaßnahmen zusammensetzt.

Die Bedeutung des Arbeiters in USA. wird kurz gestreift, auf ihre Neuorganisation durch John L. Lewis hingewiesen. Der aus den Tageszeitungen bekannte Kampf der Arbeiter gegen die „General Motors“ verdeutlicht diesen Hinweis.

Bekannt ist der Knüppel, den der Oberste Gerichtshof seinerzeit in Angelegenheiten der KKK Roosevelt zwischen die Beine geworfen hat. Der Verfasser verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß das jüngste Mitglied dieses Obersten Gerichtshofes 61 Jahre alt ist, und daß das Durchschnittsalter seiner sämtlichen Mitglieder 71 Jahre beträgt. Trotzdem ist er Optimist genug, es für möglich zu halten, daß „die alten Herren vom Obersten Gericht von den Ereignissen der Wahlnacht nicht ganz unbeflügelt geblieben“ sind und so doch noch von sich aus zur Vernunft kommen könnten. Abschließend wird darauf hingewiesen, daß Deutschland von Roosevelt wenig Verständnis zu erwarten habe, da es offensichtlich ist, „daß die französische Parole von dem Zusammenstehen der großen Demokratien gegen den ‚Faschismus‘ auf Roosevelt ihren Eindruck nicht ganz verfehlt hat“. Wie für Roosevelt die Zweifelsfrage lautet: Beschränkung der Politik auf den amerikanischen Erdteil oder Einmischung in die gesamte Weltpolitik, so lautet die Zweifelsfrage für USA.: Individuum oder Staat, Führung oder Demokratie.

Das Fest schließt mit einer Novelle von Adolf Frise „Der letzte Tag“, Hermann

Proebst, „Lloyd George“, einer Stellungnahme zu dessen „Kriegserinnerungen“ und dem bekannten „Ausblick in die Weltpolitik“ nebst „Glossen zur Zeit“.

Die Sonne (2/37)

Mit dem Aufsatz von Hermann Schwarz „Von Gottes Wirklichkeit“ bringt das Fest einen sehr wesentlichen Beitrag zur Klärung unseres gegenwärtigen Gottbewußtseins.

„Der germanische Mensch kennt keinen Gott, ehe er ihn im Handeln erlebt“, und zwar „ohne den begleitenden Zusatz ‚Gott will es!‘“. Darum ist ihm „alles Dasein von selbst schicksalhaft aufeinander bezogen“. Hiermit hat der Verfasser die wesentlichsten Grundzüge herausgestellt. Wem Schicksal und Notwendigkeit als Wesen der Weltordnung offenbar geworden ist, der läßt sich nicht mehr von Gottesgesetzen befehlen, sondern erfüllt Lebensgesetze.

„Von Gottes Wirklichkeit können wir überhaupt nichts wissen, ehe sie sich uns schenkt... Wie könnte Gott das Gesetz der Dinge sein! Gesetze drücken die Art aus, wie sich dingliches Geschehen wiederholt.“ Gesetz ist also nicht Ursache, sondern Folge eines Geschehens, und zwar des Geschehens, das wir Leben nennen.

„Mit keiner der Worte Eigenschaft, Kraft, Gesetz, Ganzheit (Weltseele) kommt man dem Wesen Gottes nahe.“ Will man Gott einen Namen geben, so kann man ihn nur als das Ich-Min bezeichnen. Dies ist das Geheimnis des Wortes Ich, daß es das Wesen eines jeden selbstbewußten Seins begreiflich macht, ohne ihm irgendwelche Eigenschaften, Gesetze oder dergl. anhängen zu müssen. Gott ist nicht, Gott west. Diese Anschauungen sind von dem Verfasser leider nicht hervorgehoben worden. Darum kommt er wohl zu dem Satz „Es gibt nichts Deutlicheres, als das innige Erleben unseres Zusammenhanges mit der Natur und dem Leben. Aber man vergöttere nicht beides! Denn dann müßte man auch sich selbst vergöttern“. Wir möchten sagen, man soll sich selbst zu vergöttern suchen. Das hat nichts mit Vermessenheit zu tun, im Gegenteil, nur in der Selbstvergötzung liegt die Gefahr.

„Wir haben die Freiheit unseres Willens. Mit der stehen wir in der reinen Wirklichkeit und im reinen Gesetz der Dinge. Für den behandelnden Willen kann es niemals etwas anderes geben, als immer nur seine eigene

lebendige Spannung und die lebendige Spannung der Weltwirklichkeit, in die er mit der Königshand seine Entscheidung in freier Vollmacht hineingreift.“ Wir fügen hinzu, in freier, aus Erkenntnis und Einsicht erworbener Vollmacht.

„Die Leistung des Menschen ist das Auseinanderstehen in sich selbst und die Unterscheidung seines Ich von den Gegenständen“, die vorausgehen muß, ehe eine Einwardung mit ihnen vollzogen werden kann, fügen wir auch hier hinzu.

Der Verfasser kommt dann auf die Idee zu sprechen, die ihren Ausdruck in den Begriffen Liebe, Güte, Wahrheit, Schönheit u. s. f. findet. „Diese Werte ergreifen uns, nicht wir erzeugen sie“, aber erst wenn wir uns für sie reif gemacht haben, muß notwendig ergänzt werden.

In diesen Werten, die keine bloßen Begriffe sind, denn für solche „hat noch niemand sein Leben hingegeben“, begegnen uns, wie der Verfasser sagt, „nicht Verstandesbegriffe, sondern Willenswunder“.

Dieses Willenswunder ist nicht eine Angelegenheit der Erfahrung oder der Spekulation oder der Wahrnehmung, sondern einzig und allein des Erlebnisses. Hier kommt der Verfasser dem Wesentlichen sehr nahe. „Das Erlebnis drängt uns den Namen (Gott) auf die Lippen. So entzündet sich am Erlebnis selbst der Glaube, der Himmel und Erde verbindet, nämlich die Wertfälle in uns mit der Allweite um uns. In der Seele des Menschen entgegelt sich das Geheimnis, es wird daraus Ereignis.“ Dieses Wort bekommt eine besondere Bedeutung, wenn man er-eignen mit an-eignen, d. h. sich zu eigen machen gleich setzt. Dann ist Ereignis die Form des fruchtbar gemachten Erlebnisses.

Als den Fehler aller Konfessionen und ihrer Theologen bezeichnet der Verfasser deren Denken von außen her. Man muß aber nicht über Gott, sondern aus Gott denken. Da der Theologe dies nicht tut, hat er „den reinen und unmittelbaren und freien Willen zu den Dingen verloren und ist auf das Gebot einer Herrengewalt eingestellt, der er ‚dienen‘ will (soll wäre richtiger). So im besonderen auch, wenn man sich vor aller Gotteserfahrung einen Gott der naturwissenschaftlichen Begriffe zurechtmacht, in die man die Befehlsgewalt des jüdischen Jahwe hineinlegt. Da entwürdigt man sich selber“. Und in sich entwürdigt man Gott.

Schwarz faßt zusammen: „Wer sein Tun auf eine Gottesvorstellung bezieht und nicht auf die

reinen Wirklichkeiten des Daseins, an dem geht das Ewigkeitsleben vorbei, in dem die Wirklichkeit Gottes ausbricht. Diese inneren Wunder verdirbt man sich, wenn man ein gegenständliches Gottesbild, einen „gedachten“ Gott vor sich her trägt, dem man hörig sein will. Deutsche Art ist es, sich mit reinem, untheologischen Willen in die reinen Wirklichkeiten des gegebenen Daseins hineinzuwenden“.

Wir haben diesen Ausführungen nichts mehr hinzuzufügen als den Wunsch, daß der Aufsatz von möglichst vielen gelesen werden möge.

Das stark gefühlsmäßige „andere Wort von Seele und Ewigkeit“ von Wilhelm Schlog, das die Schriftleitung unter der Überschrift „Tanne“ dem Aufsatz von Schwarz folgen läßt, läßt die Gedanken- und Bewußtseinsklarheit der Schwarz'schen Arbeit noch kräftiger hervortreten.

„Wo Wir verflacht, vertieft uns der Humor.“ Siegfried Rabner und Wilhelm Fein schreiben über „Humor als Ausdruck der Rassen Seele“ und „Nordischen Humor“.

Walther Eardt und Werner Kulz liefern für „Die Rassen Seele des Fernen Ostens“ die Beiträge: „Der Chinese“ und „Die gelbe Gefahr“.

„Nationalsozialistisches Bildungswesen“

erscheint als neue Zeitschrift. Der Inhalt des vorliegenden Heftes bezieht sich ausschließlich auf Fragen der Rassenwissenschaft. Da es in erster Linie auf den Leserkreis der Lehrerschaft zugeschnitten ist, begnügen wir uns mit der Wiedergabe des Inhaltsverzeichnis:

Dr. Alfred Eyd: Rassenpolitische Erziehungswissenschaft und Rassenseelenkunde. / Dr. Karl Zimmermann: Rassenpolitische Lebensschau als Grundlage neuer Geschichtsbetrachtung. / Dr. Werner Dittich: Rassenkunde und Biologieunterricht. / Dr. R. Zimmermann: Anschauung und Bild im rassenkundlichen Unterricht. / Albert Höft: Rassenbiologische und volkskundliche Erziehung im abschließenden Gesamtunterricht der Volksschule. / Dr. E. Widmann: Die Erblehre im Unterricht der höheren Schulen. / Dr. D. Harlander: Rassenpolitische Erziehung und neuere Sprachen. / Dr. E. Schäffer: Erworbene Eigenschaften. / Zeitschriftenchau. / Rassenpädagogik und rassenpolitische Erziehung. Bücherverzeichnis.

„Raumforschung und Raumordnung“ (2/37)

Wenn man nach den ersten Folgen dieser Zeitschrift noch manchmal argwöhnen mußte, daß in ihr die alte Balge „Geopolitik“ — auf eine neue Art — weiter gepflegt werden würde, sieht man sich jetzt angenehm enttäuscht. Nicht mehr der menschengestaltende Raum, sondern der raumgestaltende Mensch steht im Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Dies wird besonders deutlich durch die Aufsätze von Heinrich Fr. Wiepking-Jürgensmann: „Das Volk als Gestalter der Landschaft“ und Wilhelm Staudinger: „Mensch und Boden als Träger der deutschen Einheit“.

An Hand zahlreicher Bildbeispiele beweist Wiepking-Jürgensmann, wie stark ein Volk seiner Landschaft zwar nicht das Gesicht schlechthin, wohl aber das charakteristische Gesicht gibt. Auch die alte Stadt war nicht, wie heute, ein Fremdkörper in der Landschaft, sondern wie der Verfasser sagt, „in den glücklichsten Fällen war sie die Krone der Landschaft, in der keine fremden Menschen wohnten“. Was der stammverwandte Bauer seiner Landschaft als Gepräge gegeben hatte, das fand in der alten Stadt gewissermaßen seine stärkste Zusammenfassung. Der Verfasser weist nach, daß man an Hand bestimmter Merkmale einer Landschaft untrüglich nachweisen kann, von welchem Stamme sie ursprünglich besiedelt worden ist. Daher ist „das genaueste Studium bäuerlicher Wirtschaftsweise, bäuerlichen Denkens und Fühlens in den alten Kulturprovinzen die wichtigste Voraussetzung für alle Berufe, die den Bauern, den Boden und damit das Volk zu betreuen haben.“

Staudinger räumt mit der Behauptung auf, daß die Verschiedenheit der deutschen Stämme und Landschaften die Ursache der bekannten Zerissenheit des deutschen Volkes gewesen sei, indem er diejenigen fremden Kräfte herausstellt, die die Bildung eines deutschen Gemeinheitsstaates immer wieder aus eigenbüchtigen Erwägungen bekämpft und verhindert haben. In der Vielfalt der deutschen Landschaft und der deutschen Stämme erkennt der Verfasser den eigentlichen Reichtum unseres Volkes. Er bejaht ihn als die Grundlage, von der aus das Volk selbst zu einer Einheit gelangen will, die jetzt durch das Dritte Reich Wirklichkeit geworden ist.

Infolge des beschränkten Raumes seien die übrigen Aufsätze nur durch Überschrift und Verfasser gekennzeichnet: Hermann Tholens: „Der Arbeitsdienst im deutschen Landeskultur-

werk“. / Heinrich Dörr: „Raumordnung und Raumerleben“. / Walther Schoenichen: „Naturschutz und Landschaftspflege als Planungsaufgaben“. / Konrad Meyer: „Ein Beitrag zur Frage der Reichsgebiete“. / Kurd von Hilow: „Die Aufgaben der Geologie in der Raumforschung“. / Bruno Wehner: „Planungsnormen für die Raumordnung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika“. / Umschau: „Von der Schriftleitung.“ „Wissenschaft und Reichsnährstand.“ „Hochschulnachrichten.“ / Mitteilungen: „Die Arbeitsauschüsse der RWG.“ „Bericht über laufende Forschungsarbeiten.“ / Recht und Verwaltung: „Der Reichsgebäude im Gesetz.“ / Schrifttum: „Zeitschriftenchau.“ „Buchbesprechungen.“

Der Vierjahresplan (2/37)

Die zweite Folge wird vom Ministerpräsident Generaloberst Hermann Göring eingeleitet. Seine Ausführungen: „Verantwortliche Wirtschaftsführung“ fassen noch einmal den Inhalt der Rede des Führers vom 30. 1. 37 zusammen und ziehen die Folgerungen, die sich daraus für die Durchführung des Vierjahresplanes ergeben. Im übrigen geht der Inhalt des reichsgebilderten Festes aus den Überschriften der einzelnen Beiträge hervor, die wir mit den Namen der Verfasser nachstehend aufzählen: Gauleiter Oberpräsident Wagner: „Preisstop und Wirtschaftsinitiative“. / Bad. Ministerpräsident Walter Köhler: „Die Aufgaben der Geschäftsruppe Rohstoffverteilung“. / Ministerialdirektor Dr. Mansfeld: „Der Bau von Arbeiterwohnstätten im Rahmen des Vierjahresplanes“. / Dr. Robert Ley: „Erüchtigung durch Berufsziehung — eine nationalsozialistische Verpflichtung“. / Dr. Johannes Eckel: „Suna, der deutsche synthetische Kautschuk“. / Dr. Wilhelm Siegelmaier: „Rohstoff, Eisen“. / Robert Ahlf: „Aufgaben der Seefischerei“. / F. Berlin: „Vier Jahre Aufbau in der Motorisierung“. / Dr. Rentrop: „Gebundene und freie Preise“. / Dr. Weisenje: „Steuerfragen im Rahmen des Vierjahresplanes“. / „Deutsches Erz — deutscher Stahl“. / „Die Versorgung der Landwirtschaft mit Arbeitskräften“. / „Groß-Hamburg“. / „Der vierte Reichsberufswettkampf“. / „Ausfüllung der deutschen Viehbestände“. / „Die Sicherstellung des Holzbedarfs“. / „Automobil-ausstellung 1937“. / „Auslandsberichte“. / „Schrifttum“. / „Markt- und Börsenberichte“. / „Amtliche Mitteilungen“.

Salbe

Buchbesprechungen

Claudius Frhr. von Schwerin: „Germanische Rechtsgeschichte“. Ein Grundriss. Junfer und Dünnhaupt Verlag, Berlin, 1936. Preis geb. 8,50 RM., br. 6,50 RM.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die geschichtliche Entwicklung des germanischen Rechts bis zum entscheidenden Eindringen des römischen Rechts in Form eines Grundrisses darzustellen. Darüber hinaus werden im letzten Kapitel die wesentlichsten Tatsachen der neueren Verfassungsgeschichte gestreift. Wie der Verfasser in seinem Vorwort betont, richtet sich das Werk an den Lernenden, an den jungen Rechtsstudenten.

Von der weltgeschichtlichen Bedeutung des germanischen Rechts ausgehend, versucht der Verfasser neben der Entwicklung in Deutschland durch kurze Hinweise auf die Entwicklung des germanischen Rechts in anderen europäischen Staaten einen Gesamtüberblick zu vermitteln, eine Aufgabe, die bei der gewaltigen Ausdehnung des germanischen Rechts und der damit verbundenen teilweise verschiedenen Entwicklung in den einzelnen von der germanischen Rechtsauffassung beeinflussten Staaten nicht einfach ist.

Aus der Fülle hervorzuheben ist die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Privatrechts und des Strafrechts. Besonders erfreulich ist vor allem die Tatsache, daß endlich einmal in einer rechtsgeschichtlichen Abhandlung dieser Art festgestellt wird, daß unsere Vorfahren auf einer hohen Kulturstufe gestanden haben, ehe fremde Einflüsse die Weiterentwicklung abschnitten. Es verblüfft dann allerdings, wenn Verfasser die Behauptung aufstellt, „die Einteilung des Heeres war ebenso kunstlos und einfach wie die Bewaffnung“ (S. 20). Die Kunstfertigkeit der Germanen im Herstellen und Verzierer gerade von Waffen ist eine Tatsache. Aber auch die Heeresverfassung kann nicht „kunstlos“ gewesen sein, da sonst die Siege germanischer Stämme über die Römer nicht erklärlich sind. Aus vielen Einzelbarstellungen neuerer Zeit wissen wir überdies, wie sehr der gesamte staatsrechtliche Aufbau überhaupt von sehr zweckmäßigen wehrpolitischen Rücksichten geleitet war.

Nicht ganz eindeutig sind ferner die Ausführungen über die Mehrhe bei den Germanen. Der Satz: „Der Mann konnte mehrere Ehefrauen haben“ (S. 27), verleitet zu dem Schluß, daß die mehreren Ehefrauen gleichberechtigte Herrinnen eines Herdfeuers gewesen sind. Wie Darré (Neuabel aus Blut und Boden S. 41, das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse S. 400) ausgeführt hat, konnte stets nur eine Ehefrau Herrin eines Herdfeuers sein. Auch dürfen ganz allgemein bekannte Einzelfälle der Mehrhe (Karl I.) nicht zu dem Schluß verleiten, daß etwa die Mehrhe das Normale gewesen ist. Der Verfasser betont sehr richtig (S. 27), daß die Vielweiberei tatsächlich recht selten war.

Auch die Erklärung der Tatsache, daß der Ehebruch der Frau weit schärfer beurteilt wurde als der des Mannes (S. 27) als Folge der stärkeren eheherrlichen Munt befriedigt nicht. Der wahre Grund ist in erster Linie ein rassenpolitischer. Die Gefahr einer Rassenverschlechterung war bei einem Ehebruch der Frau, etwa mit unbekanntem Männern, ungleich größer als bei einem Ehebruch des Mannes. Die Frau ist Hüterin des Blutes!

Schließlich sei für eine weitere Auflage empfohlen, die andauernde Bezeichnung „heidnisch“ für die vorchristliche Zeit fortzulassen. Man könnte leicht den Schluß ziehen, daß mit dieser Bezeichnung ein Vorurteil verbunden sein soll.

Im großen und ganzen ist das Werk als gelungen zu bezeichnen.

Dr. Schmidt-Liebenow

Graff Haedels Bluts- und Geisteserbe, eine kulturbiologische Monographie von Heinz Brücher. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1936. Preis geb. 8,80 RM., geb. 10,— RM.

Das Buch wird eingeleitet durch ein Vorwort von Präsident Prof. Dr. Karl AsteI, Jena, in dem er auf die Bedeutung Haedels für unseren heutigen weltanschaulichen Kampf gegen die Mächte der geistigen und kulturellen Reaktion hinweist und Haedel gegen die systematischen Verleumdungen in Schutz nimmt, durch die man

seine Forschungsergebnisse zu verdächtigen und seine Lehre entkräften zu können glaubt. Der Verfasser H. Brücher nennt das vorliegende Werk eine „kulturbioologische Monographie“ und gibt in der Einleitung eine Erläuterung dieser Begriffsbildung. Er will keine Biographie im alten Sinne schreiben, sondern macht den Versuch, die Persönlichkeit Haedels aus den biologischen Erbanlagen seiner Vorfahren abzuleiten und dadurch ein vollkommeneres Bild dieses großen Mannes zu zeichnen, als das mit den herkömmlichen biographischen Methoden möglich war. Man muß den Verfasser beglückwünschen, denn sein Versuch ist im großen ganzen wohl gelungen. Haedels Persönlichkeit und seine Sippe werden unter der gewandten Feder Brüchers außerordentlich lebendig. Wir finden in der Entwicklungsgeschichte und der Darstellung des Rassenerbes Haedels eine ungemein fesselnde Darstellung seines Wesens, seines Werdegangs, seiner geistigen Entwicklung, seiner großen Lebensentwürfe, aber auch seines stets ungebrochenen Geisteskampfes und Sieges. Haedel war eine echt nordische Kämpfernatur von einem so ungetrübten reinen, edlen Charakter, wie man ihn nur ganz selten unter Geistesgrößen wiederfinden wird. In seiner Vereinigung von Geisteskampf und Lebensfreude erscheint er uns als der Inbegriff eines Germanen. Man könnte vielleicht darüber streiten, ob die dinarischen und obbaltischen Rassenein-schläge bei Haedel nicht vielleicht überschätzt, die ohne Zweifel vorhandenen fälschen dagegen vom Verfasser unterschätzt worden sind. Sicher aber hat er Recht, wenn er ihn leblich wie feilsch als einen Menschen von ganz vorwiegend nordischer Rasse schildert. Durch die Beschreibung des Lebensbildes von Haedels Ahnen entsteht vor uns das Erbbild, die Herleitung seiner hervorragenden Anlagen aus dem großen Reichtum an Begabungen juristischer, künstlerischer u. a. Art unter seinen Ahnen, die andererseits in gerader Linie in ein gesundes Bauerntum zurückführen.

Ausführlich und eingehend führt uns dann das Buch in Haedels Leistungen und sein Geistes-erbe ein. Haedel wurde als Naturforscher zuerst berühmt durch hervorragende systematische Arbeiten. Aber er blieb nicht im Spezialisten-tum stecken, sondern er errichtete, aufbauend auf den biologischen Kenntnissen seiner Zeit, ein gewaltiges weltanschaulich-biologisches Gedanken-gebäude. In großartiger Schau zeigte er zum ersten Male die biologischen Gesetzmäßigkeiten in

der Entwicklungslehre. So konnte es nicht ausbleiben, daß er von allen bekämpft wurde, die sich von ihm in ihrer Macht bedroht fühlten oder seine genialen Erkenntnisse aus enger Gelehrten-sube nicht zu erfassen vermochten, so besonders von der Kirche und von der gelehrten Reaktion. Andererseits fand er aber auch die Anerkennung von fast allen überragenden biologischen Denkern und Forschern seiner Zeit. Er war der Schöpfer des heute anerkannten biogenetischen Grund-gesetzes, das besagt, daß ein Keimling in seiner In-dividualentwicklung die eigene Stammesgeschichte durchmacht. Am bekanntesten wurde er durch die Aufstellung des menschlichen Stammbaums, der — damals heftig umstritten — heute doch im wesentlichen als richtig anerkannt wird. Wir finden bei Haedel schon klare Erkenntnisse über die Vererbung der Rasse, auch klare Erkenntnisse zur nordischen Rasse, der er sich zugehörig fühlte. Daß daneben auch Teile seines Lehrgebäudes noch umstritten oder überholt und unhaltbar geworden sind — wie die Annahme der Ver-erbung erworbenener Eigenschaften oder die Auf-fassung flüssiger Kristalle als Ubergangs-formen zwischen organischer und anorganischer Materie — kann den Gesamtwert seiner Er-kenntnisse nicht mindern. Auch in seiner kultur-biologischen Arbeit hat Haedel Bedeutendes geleistet und sein Streben, zu einer monistischen, d. h. einheitlichen Auffassung von Leib und Seele, oder Geist und Stoff zu kommen zeigt ihn uns wieder als echte nordische Forschernatur. Vielleicht können wir ihm in seiner starken Verstandesbewertung heute nicht immer so ganz folgen, wie wir ja auch heute dank der hoch-entwickelten Atomphysik zu einer fast völligen Auflösung des für Haedel noch so grundlegenden Begriffs der Materie gekommen sind. Und den letzten Belästigungen, etwa der Frage nach den Übergängen zwischen lebloser und lebender Substanz oder etwa nach der Umwandlung von Empfindungen in Vorstellungen im Gehirn sind wir noch keinen Schritt näher gekommen, so daß diese Rätsel ungelöst bleiben. Dennoch bleibt sein Lösungsversuch eine Meisterleistung und seine Werke geben uns unendlich viele An-regungen und Lösungen. Immer wieder ist Haedel auf dem Wege zu Forderungen, die man geradezu nationalsozialistisch nennen könnte, so, wenn er die Wichtigkeit der Erbbiologie für Staat und Gesellschaft hervorhebt.

Da, wo Haedel, der Heide, die Fragen des Glaubens berührt, erweist er sich als ein Mensch von edelstem, nordischen Ethos. Hier erbebt er

in grimmigem Kampfe für geistige Freiheit gegen kirchlichen Glaubenszwang und Geistesnebelung und bekennet sich zu einer so gläubigen und frohen Diesseitsbejahung, daß man immer wieder an die „Frömmigkeit nordischer Artung“ unserer indogermanischen Vorfahren erinnert wird. Wer in Haedel nur den Materialisten sieht, der hat ihn nie recht gelesen und kennen gelernt. Gegenüber den immer noch andauernden Verleumdungsversuchen jener Dunkelmänner, die heute in gleicher Weise gegen den Nationalsozialismus und den Rassegedanken wirken, ist das vorliegende Buch ein tapferer und dankenswerter Vorstoß. Viele werden Haedel nach der Lektüre des Buches in ganz neuem Lichte sehen und erst dann erkennen, welche Dresche er für uns in die Front der Dunkelmänner geschlagen hat und wieviel er uns auch heute noch zu geben hat.

R. SOLLER

Dr. Johannes D e s t r e i c h : Die Stellung des Nationalsozialismus zur Bevölkerungslehre von Thomas Malthus und seinen Anhängern. Eine nationalsozialistische Studie — mit 7 Schaubildern. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg, 1936.

Aber die Lehren von Malthus ist man sich heute im allgemeinen klar. Malthus vertrat die Anschauung, daß durch eine fortdauernde Steigerung der Geburtenzahl ein Mangel an Nahrungsmitteln eintreten müsse. Um diesem drohenden Zustand zu entgehen, hielt er eine Beschränkung der Volkszahl für notwendig. Als Geistlicher glaubte er den Staat vor Laster und Elend, das aus einer Überbevölkerung notgedrungen entsände, bewahren zu müssen. Er wendet sich nun aber nicht gegen eine Geburtenverhinderung in der Ehe, das verurteilt er als unftittlich, sondern er glaubt, eine unbegrenzte Volksvermehrung durch die Epätehen z. B. erreichen zu können. Auch rechnet er mit den Verstandeskräften des Menschen, die von selbst zu einem vernünftigen Ausgleich zwischen Bevölkerungszahl und Nahrungsmitteln hinstreben. Man kann also aus 'den Schriften Malthus' nicht unbedingt den Schluß ziehen, daß er für eine niedrigere Geburtenziffer eintritt und ein Feind der Bevölkerungsvermehrung sei. Er ist ein Feind des Lasters und des Elends, die die ungunstigen Verhältnisse hervorrufen. Erst seine Nachfolger, die man unter der Sammelbezeichnung der Neomalthusianisten zusammenfaßt, gingen dazu über, aus den Lehren des Malthus Konsequenzen zu ziehen, die eine bewußte Klein-

haltung der Volkszahl bedingen. Ihr Hauptmittel war die Propagierung der Empfängnisverhütung. Die Auswirkung dieser verderblichen Lehren war bis in die neueste Zeit zu spüren. Dieser Auffassung wird in dem vorliegenden Heft die nationalsozialistische Bevölkerungslehre entgegengestellt und an Hand von zahlreichen Aussprüchen und Belegen aufgezeigt. Die heutige Bevölkerungspolitik bezweckt das genaue Gegenteil des Malthusianismus und stellt nicht die Beschränkung der Geburtenziffer als Ziel hin, sondern die Förderung aller lebendigen Kräfte.

Die Arbeit zeugt von Fleiß und ist sicher geeignet, in den Händen von Schulungsleitern ein wirksames Mittel unserer rassenpolitischen Aufklärung zu sein, wenn auch der Titel des Heftes zu dogmatisch ist.

E. Wiegand

Hans Surén : Mensch und Sonne — arisch-olympischer Geist. Neuaufgabe im Verlag Scherl, Berlin SW 68, 1936. Preis gebunden 4,20 RM., br. 3,— RM.

Das ganze Buch ist ein Aufruf zur Rückkehr zu den Kräften, die aus der Verbundenheit des Menschen mit der Natur einem jeden einzelnen zufließen. Sind wir nicht alle noch Sklaven unnatürlicher Anschauungen, befangen im letzten doch noch in mittelalterlicher Finsternis? Hat man das Recht, zu behaupten, man habe die Vorstellungen der Vergangenheit überwunden und seinen Weg zur Verjüngung des Blutes — also auch des Körpers vollendet, wenn im Gefühl des einzelnen doch immer wieder aufsteigt die so gänzlich widernatürliche Scheu vor dem Körper? Wieso ist denn überhaupt etwas Anstößiges dabei, so fragt der Verfasser, wenn man die engste Verbindung mit der Natur und ihren Kräften, vor allem den Kräften der Sonne anstrebt, ohne seinen Körper ganz oder teilweise durch Bekleidung von dem Kraftquell zu isolieren? Es ist nur aus dem unftreten und unreinen Denken ungermanischer Menschen und Weltanschauungen heraus überhaupt möglich geworden, in diesem Zusammenhang den Begriff der Anstößigkeit, der Sittlichkeit oder Unftittlichkeit zu erörtern. Der germanische Mensch empfand das Nacktsein in früheren Zeiten als etwas absolut Selbstverständliches. Er zog gerade aus dieser Natürlichkeit, aus der Naturverbundenheit seine Kraft.

Auch wir können diese Kräfte noch empfinden, wenn wir nur für uns selbst den Mut finden,

uns von überlebten Vorstellungen frei zu machen — allerdings gilt dieser Aufruf nur dem Träger nordischen Blutes. Er hat von Natur aus die Gabe, den Körper als etwas Reines, als gottgegebenes Gefäß der seelischen und charakterlichen Werte seines Blutes zu betrachten und zu würdigen. Ihm liegt von Natur aus weltferne die Atmosphäre einer künstlich durch widernatürliche Lebensweise hochgepeitschten Gesellschaft. Unsere Zeit krankt noch an den Ausläufern dieser undeutschen, ungermanischen Einstellung — zugegeben. Aber soll man sich etwa mit dieser Tatsache abfinden, vor ihr kapitulieren? Der Verfasser sieht gerade in der Fortführung der Revolution des Blutes auch auf diesem Gebiet das entscheidende Gebot unserer Zeit. Und er sieht einen Weg zur Überwindung dieses Übels: es ist die Freikörperkultur, die unbehinderte Eingliederung des Lebewesens Mensch in den Kraftstrom der Natur! Körperfreude — d. h. Freude am eigenen Körper und an der Schönheit anderer Körper — ist eine aufwärtsgerichtete, erhebende Kraft und ihre Auswirkung auf den Träger edlen nordischen Blutes ist die Veredelung des inneren Menschen. Freikörperkultur unter solchen Gesichtspunkten ist bereits Erziehung und Dienst am Blut. Das gilt aber nicht nur im abstrakten Sinn, sondern die Sache hat auch eine zweite Seite — es gilt, auch hier den Zuchtgedanken zu erkennen und im vollendetsten Sinne in die Tat des Lebens umzusetzen. Der Zuchtgedanke erfordert es geradezu, daß den Geschlechtern die Möglichkeit gegeben wird, sich auch gegenseitig bei bestimmten Gelegenheiten unverhüllt zu sehen. Erst wenn der einzelne die edle Körperform kennen und erkennen gelernt hat, erst wenn so sein Blick für edle Bewegung geschult wurde, wird er in seinem Urteil und schließlich seiner Gattenwahl unabhängig werden von all den vielen Außerlichkeiten. Wer den Zuchtgedanken anerkennt, wird sich dieser Folgerung grundsätzlich nicht verschließen können. Und ein Blick auf das alte Fellaas und die Lebensweise unserer germanischen Ahnen beweist uns die Richtigkeit dieser Erkenntnis.

Der Verfasser spricht aus einem Schatz reicher Erfahrung, indem er diese Gedankengänge immer wieder und aus allen Gesichtspunkten darlegt. Er versäumt keine Gelegenheit, immer und immer wieder hinzuweisen auf den befreienden und veredelnden Einfluß, den die Freikörperkultur auf jeden ihrer Anhänger ausübt, soweit er sich unter den dargelegten sitt-

lichen Gesichtspunkten zu ihr findet. Aus des Vf. Erfahrung erwächst die Erkenntnis „auf diesem Aufwärts- und Entwicklungsweg wird sich unser Volk auch wieder zu den unbergänglichen und ewigen Erziehungs- und Moralanschauungen hinfinden, wie sie im nordischen Blute noch lebendig sind und in der nordischen Freikörperkultur wieder erwachen.“

Daß der Vf. sich in diesem Zusammenhange besonders auseinanderzusetzen hat mit all den vielen artfremden Strömungen der „Nacktkultur“ der Vergangenheit, ist klar. Die Scheidewand, die er hier zieht, ist unübersteigbar. Mit all dem bolschewistischen Getriebe gewisser Vereinigungen hat das Wollen Eurðns nichts gemeinsam.

Andererseits kann natürlich die Tatsache nicht übersehen werden, daß unsere Zeit für eine breitere Verwirklichung der Freikörperkultur natürlich noch nicht reif ist. Die Voraussetzung ist, daß sich jeder einzelne zu dieser Aufgabe findet als raschbewußter Kämpfer. Deshalb muß auch die Teilnahme an der Verwirklichung dieser sittlichen und rassistischen Aufgabe von der weltanschaulichen Festigung des Blutsgebdenkens abhängig gemacht werden. Auf die „Rasse“ kommt es zunächst gar nicht so sehr an.

Gegenüber der grundsätzlichen Zustimmung, mit der man das Wollen Eurðns begrüßen kann; und gegenüber der Anerkennung seines Kampfes um die „Rehabilitierung“ des Körpers im Sinne des arisch-olympischen Geistes spielt die gelegentlich aufgeworfene Frage nach dem Wege nur eine untergeordnete Rolle. Die Frage, ob hier alles glücklich beantwortet wird, soll uns in diesem Zusammenhang nicht interessieren.

Vielleicht wäre es, um auf die Form der Darstellung zu kommen, richtiger gewesen, die vielen Zitate führender Männer der NSDAP. nicht so unmittelbar in die GesamtDarstellung des Buches einzugliedern. Denn zu der hier in klar umrissener Form vorgelegten Frage haben diese Männer wohl kaum ihre Stellungnahme abgeben wollen.

Alles in allem: das Buch Eurðns muß als bahnbrechend im Sinne des Blutsgebdenkens durchaus begrüßt werden. Niemand, der das Buch ernsthaft liest, wird sich dem elementaren Eindruck des lautereren und idealistischen Strebens entziehen können, das Hans Eurðn als Mahnung vor ihm darlegt.

Karl Mos

Friedrich Behn: „Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit.“ J. F. Lehmann's Verlag, München 1937. Preis kart. 3,— RM.

Das vorliegende Büchlein gibt an Hand ausgezeichneter Kunstdrucktafeln ein anschauliches Bild der kulturellen Größe des Germanentums zur Zeit als die Römerherrschaft in Deutschland zu Ende ging.

Die Einleitung, die Behn den Bildern mitgibt, ist reichlich knapp bemessen, nur das Allerwichtigste kann der Verfasser mitteilen. Manche seiner Behauptungen scheinen etwas gewagt und sind wohl nur verständlich, wenn man die frühere Einstellung des Verfassers zum Germanentum und dem Ursprung seiner Kultur kennt. So wenn er jetzt auf Seite 9 und 10 behauptet: „Der Aufenthalt am Schwarzen Meere wies den Goten durch die nahe Verbindung mit den Klaffischen, Skythischen und sassanidischen Kulturkreisen eine wichtige kulturelle Vermittlerrolle zu. Die schon lange vorher bei den Germanen ausgebildeten Runen wurden wohl hier zu Schriftzeichen umgebildet und kamen in dieser neuen Bedeutung bald auch den anderen germanischen Stämmen zu. Die Skythische Kunst belebte die bei den Germanen schon in der Bronzezeit in ersten Anfängen erkennbare Neigung, das starre Linienmuster durch eingefügte Tierkörpertheile zu beleben; so entstand die germanische „Tierornamentik“, die ihre reichste Entwicklung bei den Nordgermanen fand und an der Bildung des „romanischen“ Stils entscheidenden Anteil hat.“ Wie kann Behn solche Behauptungen aufstellen angesichts der Tatsache, daß schon mehrere Jahrhunderte vor Beginn der Zeitrechnung Runeninschriften als Mitteilungen und Aussprüche verwendet wurden. Z. B. steht auf dem Helm von Regau, der aus dem 2. Jahrhundert vor Beginn der Zeitrechnung stammt, der Spruch: „Fergasti Teiwa“, d. h. Fergast beim Kriegsgott Ziu, d. h. der Träger des Helmes weiht sein Leben dem Kriegsgott. Dabei sollen doch die Goten erst am Schwarzen Meer fast ein halbes Jahrtausend später „durch nahe Berührung“ mit den Klaffischen Kulturkreisen die Runen zu Schriftzeichen umgebildet haben.

An diesem Büchlein sind die ganz hervorragenden Silber bei weitem das Beste. Ihre wegen sollte das Buch in keiner Bücherei eines Freundes germanischen Altertums fehlen.

Dr. Berner Petersen

Hinrich Ewald Hoff: „Hfeldor, Wieglesdor, Halthabu.“ Neue Forschungen zur Frühgeschichte Schleswigs. Verlag Balthfer G. Mühlan, Kiel, 1936. Preis geb. 7,50 RM.

Über Halthabu und seine Bedeutung für den germanischen Norden ist sicher noch nicht das letzte Wort gesprochen, obgleich von Berufenen sowie Unberufenen über dieses nordische Troja viel geschrieben und gebichtet wurde. Aus der Flut solcher Veröffentlichungen hebt sich das vorliegende Werk Hoff's wohlthuend hervor. Es ist ein ernstes und gründliches Werk, das mit heißer Liebe für die Heimat, insbesondere die engere Heimat des Verfassers, Stapelholm, geschrieben wurde, das aber darum mit nicht geringerem Ernst an die schwierigen Probleme herangeht.

Der Verfasser glaubt auf Grund eingehenden Studiums der Geschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks, sowie nach genauester Kenntnis der Ortschaften das alte verschollene Hfeldor sowie die Übergangsstelle bei der Eibertinsel, das alte Wieglesdor des deutschen Grenzwallen, den Kaiser Otto II. auf seinem zweiten Kriegszuge erstürmte, gefunden zu haben.

Er glaubt in dem Hfeldor den alten Strom, der noch im 14. Jahrhundert die beiden Westinseln von Süderstapel und Bergenhusen voneinander trennt, festgestellt zu haben, wobei er darauf hinweist, daß Agisdor und Hfeldor geographisch und sprachlich dasselbe sind. Von der Landschaft Stapelholm aus läßt er die Züge der Angeln und Sachsen nach „Angelland“ (England), und die Züge der Wikingen in alle Welt gehen. Er glaubt, daß Schleswig-Halthabu in Verbindung mit dem Seeweg durch das heutige Treene- und Eiberggebiet der engere Ausgangspunkt für diese Züge war.

Ob der Verfasser mit seinen Behauptungen im einzelnen recht hat, muß der Spaten der Vorgeschichtsforscher beweisen. Jedenfalls ist es das große Verdienst Hoff's, einmal in die ganze Halthabuforschung eine ernst zu nehmende Problemstellung gebracht zu haben. Die im Werke Hoff's aufgeworfenen Fragen sind zum Teil so neu und so grundlegend, daß die Fachvorgeschichtsforschung auf dieses Buch antworten muß.

Im übrigen ist das Werk mit großer Liebe und Sorgfalt und trotz zahlreicher Quellenangaben stilistisch gut und interessant geschrieben, so daß das Lesen ein Genuß ist. Wir können dieses Werk unseren Freunden bestens empfehlen.

Dr. Berner Petersen

„Germanische Welt vor tausend Jahren.“ Die Isländerjagas vom Stalben Egil, den Lachswassertal-Leuten und Grettir dem Geächteten. Eugen Diederichs Verlag, Jena. Volksausgabe in Leinen gebunden 4,80 RM.

Die Bedeutung der altisländischen Sagas für die Geschichte germanisch-deutscher Volkstums ist so bekannt, daß auf sie nicht weiter hingewiesen zu werden braucht. Bisher ist es ein Fehler gewesen, daß diese Geschichten nur schwer und zu verhältnismäßig teuren Preisen zugänglich gewesen sind. Die grundlegende Ausgabe für sie ist die Sammlung „Thule“ des Diederichs-Verlages.

Wenn der gleiche Verlag jetzt drei der bedeutendsten Sagen vom Stalben Egil, von den Lachswassertal-Leuten und Grettir dem Geächteten in einer einbändigen Volksausgabe herausbringt, dann wird er seiner zwar preiswerten, aber für den gewöhnlichen Sterblichen teuren Ausgabe „Thule“ damit Abbruch, dem Leser aber einen außerordentlichen Gefallen tun. Der billige Preis dieses 550 Seiten und drei Karten umfassenden Bandes ermöglicht es weitesten Kreisen, sich mit diesen Sagen vertraut zu machen und leistet somit wirklich gemeinnützige Dienste. Das Buch gehört in die Hände eines jeden, der sich einen Einblick in die Frühzeit unserer Geschichte verschaffen will und sollte namentlich der älteren Jugend in die Hand gegeben werden.

In dem Stalben Egil wird das Urbild des wagemutigen, selbstbewußten und kampfesüchtigen Wikingers gezeichnet, in den Lachswassertalgeschichten wird durch Gudrun die germanische Frau dargestellt, während an Grettir der einsame Mensch, der unheimliche Einzelgänger geschildert wird.

S a l b e

W. Andrejew: „Hier spricht Rußland!“ Universitätsverlag von Robert Koske, Leipzig, 1936. Preis broschiert 2,90 RM.

Das Buch enthält „Selbstbekenntnisse der Sowjetpresse“, darunter 245 Karikaturen und Bilder. Diese Art der Darstellung macht das Buch außerordentlich aufschlußreich über die tatsächlichen Verhältnisse, die in Rußland herrschen. Sollte man gehässige Nachrichten über Rußland erfinden, könnten sie nicht vernichtender ausfallen als dieser Schmutz, der aus dem eigenen Reste stammt. Den ganzen Zynismus der Karikaturen usw. erfährt man erst, wenn man sich klar macht, daß mit dieser billigen Art jüdischer Witzerei vor der Welt

die Vernichtung und das Verhungernlassen von Millionen von Menschen bagatelisiert und lächerlich gemacht werden soll. Außerdem geht der ganze Frust des Bolschewismus in seiner höchsten Potenz aus diesen Bildern hervor. Man besät z. B. mit Fluggewehren nicht Äcker, sondern ganze Ländereien und muß „halmweise“ ernten, weil die vorhandenen Mäh-drescher unbrauchbar sind.

Die „Pravda“ vom 20. und 21. März 1935 berichtet: „Im Jahre 1934 waren 62 000 (!) Savarien und Eisenbahnunglücke verzeichnet, 7 000 Lokomotiven wurden beschädigt, 4 500 Wagen gingen zu Bruch, über 60 000 Wagen wurden beschädigt. Hunderte von Eisenbahnern und Passagieren wurden dabei getötet, Tausende verwundet.“ Wenn solche Zustände bereits im Frieden herrschen, dann kann man sich die Verhältnisse während eines Krieges un schwer vorstellen.

Die Hilflosigkeit gegenüber den Maschinen wie überhaupt gegenüber der rein intellektuellen Systematisierung des gesamten Lebens steht in nichts hinter diesen Eisenbahnverhältnissen zurück. Der Russe geht an ihnen zugrunde. Übrig bleibt der ewig grinsende Jude, der aus dieser Volksnot sein Geschäft macht.

S a l b e

Gulbranssen: „Und ewig singen die Wälder.“ Preis geb. 5,50 RM. „Das Erbe von Björndal.“ Preis geb. 6,50 RM. Verlag A. Langen/S. Müller, München, 1935/36.

Die Tatsache, daß der erste Band dieses Romans in noch nicht zwei Jahren die Auflagenziffer von 90 000 erreicht hat, spricht in diesem Falle nicht nur für das Buch, sondern auch für den guten Geschmack der Leser. Der Grundton des ersten Bandes ist durch seinen Titel vollkommen zum Ausdruck gebracht. Er ist die Begleitmusik zu der Ewigkeit der Sippen, die im Bergwald als Bauern ihren Hof bewirtschaften und erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus ihrer Abgeschlossenheit hervortreten.

Die Sippe ist wie der Wald. Mögen einzelne Stämme zusammenbrechen, der Wald selbst hält jeglichem Umwetter stand. Ebenso die Sippe; in ihrem Verbands lebt der einzelne Mensch, bis das Schicksal ihn fällt; sei es, daß der erschlagene Vär ihn mit letzter Todeskraft eben noch überwindet, sei es, daß ein Unglück ihn heim sucht oder der natürliche Tod ihn von seinem Alter befreit.

Der Verfasser versteht es vorzüglich, die einzelnen Menschen der Sippe in ihrer inneren Geschlossenheit, Fähigkeit und Kraft zu schildern. Sie sind andere Wesen als die Bauern der offenen Ebene, von denen sie mißtrauisch betrachtet und nur dann gerufen werden, wenn Not am Mann ist. Dem benachbarten Grafengeschlecht stehen sie als echte Freibauern gegenüber, bis sie es endlich aus dem Sattel heben. Sehr geschickt wird auch die einsetzende Verflechtung der Bauernsippe mit dem Kaufherrn der Stadt geschildert. Alles in allem ist der Roman das Lebensbild eines Bauerngeschlechtes, das um so wertvoller ist, als es ohne jegliche Tendenz gezeichnet wurde. Der Roman ist in jeder Beziehung ein Kunstwerk.

Der zweite Band, „Das Erbe von Björndal“ hält sich nicht ganz auf der Höhe des ersten, steht aber immer noch weit über dem Durch-

schnitt eines üblichen Romans. Er setzt die Geschichte des Geschlechtes im 19. Jahrhundert fort. Die Schwäche der damaligen Zeit, der zunehmenden Einfluß der Stadt u. dergl. bieten dem Dichter nicht die Grundlage, die er für sein Schaffen braucht. Hierin und nicht etwa in einer geringeren Gestaltungskraft Gulbrandsens liegt die Schwäche des zweiten Bandes. Den Mangel an Kraft der damaligen Zeit sucht der Dichter durch stärkere Behandlungen psychologischer Fragen auszugleichen. Seine auf diesem Gebiet nicht sehr glückliche Hand verrät anscheinend, daß er selbst zu gesund ist, als daß er den oft krankhaften Erscheinungen auf diesem Gebiete gerecht werden könnte. Auch der zweite Band steht, wie gesagt, weit über den üblichen Romanen und ist zur Anschaffung ebenso zu empfehlen wie das Kunstwerk des ersten. Salbe



Sie finden zweckmäßigen Versicherungsschutz

bei der

Deutscher Bauerndienst

Allgemeine Versicherungs-A. G.

Feuer
Haftpflicht
Einbruchdiebstahl
Unfall

Kraftfahrzeug
Transport
Veraubung
Hagel

Lebensversicherungs-Ges. a. G.

Witwen
Anerkennung
Esterklasse
Erbregelung
Kinderversorgung
Altersversorgung
Hinterbliebenenvers.
Pension

Tierversicherungs-Gesellschaft a. G.

Tierleben
Zuchtstier
Weide

Schlachtvieh
Transport
Anstellung

Kostenlose Auskunft und Beratung durch die Landesstellen, die örtlichen Vertrauensleute sowie durch die Direktion Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 1a

Jeder Zentner

Kali

dient



**der Erhaltung der
Bodenfruchtbarkeit,
der Sicherung der
Ernte und damit**

**der Nahrungsfreiheit
Deutschlands**

LANZ

hat sich als

Deutschlands größte Landmaschinenfabrik

stets für die fortschrittliche Gestaltung der Landmaschine eingesetzt. Vieljährige Erfahrungen, wissenschaftliche Erkenntnisse und ständige Zusammenarbeit mit der Praxis haben die Entwicklung immer wieder voran gebracht und Lanz-Maschinen zu wirklich nutzbringenden Werkzeugen des deutschen Bauern gemacht. Zweckmäßiger Maschineneinsatz aber dient der Erleichterung und Vereinfachung der schweren Landarbeit und ist ein wirksamer Helfer in der Erzeugungsschlacht. Darüber hinaus wurde Lanz für die deutsche Landmaschine zum

Begriff für Qualität und Preiswürdigkeit

338.105
OD

THE LIBRARY OF THE
JUN 18 1937
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Wdral

Monatschrift für Blut und Boden
Herausgeber R. Walther Darré

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorpruch	865
Hermann Reifschle / Ziel, Weg und Einsatz	866
Ferdinand Fried. Zimmermann / Die Umwälzung der Technik	869
Erich Kulke / Warum Dorfverschönerung?	884
Wilhelm Rinkelin / Deutschland und Japan (Zu dem Film: „Die Tochter des Samurai“)	889
Walther Ranjer / Noch einmal: Ludwig von der Marwitz	896
Helmut Körner / Der Aufbau der Hofberatung	903
Rolf Helm / Die Dorfbücherei — eine Aufgabe	910
Umschau	914
Neues Schrifttum	918

Das Umschlagsbild des Heftes wurde nach einer Aufnahme von Photograph Hans Reglaff, Berlin - Charlottenburg, gefertigt. Die Bildbeilage des Heftes, Aufnahmen zu dem Film „Die Tochter des Samurai“, wurde mit Erlaubnis der „Foto-Terra“ veröffentlicht.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Post-
anstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Viertel-
jahresende. Postvertrieb ab Berlin.

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden

Verlag G. m. b. H.



Hermann Reischle

Reichsbauernstadt

Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 11

5. Jahrgang

Mai 1937

Don der Gläubigkeit

Trommeln und Fahnen sind unser Gebet,
gläubig im Wandel der Zeit,
bis unser letzter Mann vergeht
glüht diese Gläubigkeit.

So schreiten wir stumm ins endlose Feld,
wie eine einz'ge Gestalt,
wissen die Sorgen der kreisenden Welt
kennen der Räte Gewalt.

Schreiten empor auf beschwerlicher Bahn
rufen die Brüder im Land;
zeigen, wie unser zeitloser Ahn
tapfer sein Leben bestand.

Fügen uns ein in den ehernen Bann,
folgen getreu diesem Ruf,
wenn der Strom unseres Lebens verrann
er dieses Reich mit erschuf.

Trommeln und Fahnen sind unser Gebet,
gläubig im Wandel der Zeit,
bis unser letzter Mann vergeht
glüht diese Gläubigkeit.

Max Wegner

Ziel, Weg und Einsatz

Der Nationalsozialismus stellt sein Ringen um die Durchsetzung der Lebensrechte des deutschen Volkes seit 1933 bewußt unter militärische Begriffe: er schlug die **Arbeitschlacht**, um alle Schaffenswilligen in den Erzeugungs- und Verbrauchsprozeß wieder einzugliedern, er entfesselte die **Erzeugungsschlacht**, um alle in der deutschen Landwirtschaft schlummernden Erzeugungsreserven zu mobilisieren und er hat mit dem von Göring soeben verkündigten Programm die **Ernährungsschlacht** auf der ganzen Linie eröffnet. Wir machen zwischen der vom Landvolk aus freien Stücken bereits im Jahre 1934 in Angriff genommenen **Erzeugungsschlacht** und der jetzt von dem Beauftragten für den Vierjahresplan angeordneten **Ernährungsschlacht** bewußt einen Unterschied, den wir kurz aufzeigen wollen. In der **Erzeugungsschlacht** konnte der Reichsnährstand nur die **innerhalb** seines Verfügungsbereiches — also der Landwirtschaft und der ihr unmittelbar zugeordneten Be- und Verarbeiter sowie Verteilergruppen — erfassbaren produktiven und ordnenden Kräfte mobilisieren. In der **Ernährungsschlacht** dagegen schwenken auf das Kommando des Beauftragten für den Vierjahresplan die außerhalb des Reichsnährstands stehenden Kräftegruppen unterstützend in die Kampffront ein: die Düngemittelkonzerne, das Reich mit großen finanziellen Opfern, die Kreditwirtschaft, der öffentliche Arbeitseinsatz, der Gesetzgeber mit der Landbewirtschaftungsverordnung und schließlich Arbeitsdienst, Wehrmacht, Hitler-Jugend, Studentenschaft usw. Man kann den Unterschied auch so klarmachen, wie das Bade im Herrenhaus tat: Marktordnung und Erzeugungsschlacht waren noch **agrarpolitische** Maßnahmen, die Ernährungsschlacht des 2. Vierjahresplanes aber ist eine Maßnahme zur Sicherung der Existenz des deutschen Volkes schlechthin, also ein **politischer Akt** erster Ordnung. R. Walthar Darré formulierte diese fundamentale Tatsache so: „Nur wenn Deutschland seine volle Unabhängigkeit in Beziehung auf seine Nahrungsvorsorgung erreicht hat, ist das jüdische Spiel verloren, eine neue Epoche für die Menschheit wird dann anheben!“

Schlachten werden nicht um ihrer selbst willen geschlagen, sondern um einen Krieg zu gewinnen. Die Führung eines Krieges aber setzt voraus: 1. ein Ziel, 2. Klarheit über den Weg, d. h. einen Operationsplan und 3. ein

I n s t r u m e n t, d. h. eine Armee für den Einsatz. Es ist im politischen Kampf eines Volkes, also dem Krieg mit friedlichen Mitteln, nicht um ein Haar anders. Als die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei sich in der Kampfzeit im Rahmen ihres totalen Kampfes um die Rettung des deutschen Volkes zu einem Spezialeinsatz im landwirtschaftlichen Sektor entschloß und der Führer K. Walthar Darré mit dem Kommando über diesen Frontabschnitt beauftragte, handelte dieser genau nach den drei Grundsätzen, die wir oben als eine Voraussetzung für jede sinnvolle Kriegsführung herausgestellt haben. Er stellte 1. ein Ziel fest, er bestimmte weiter die Grundlinien des Weges zu diesem Ziel und er nahm 3. die Schaffung eines Instrumentes für den Einsatz in diesem Kampfe in Angriff. Wer heute bezweifelt, daß Darré diese Dinge bereits damals so klar sah, der nehme sich erinnerungshalber einmal wieder das Heft 1 der damals (im Juli 1932) neu erschienenen Monatschrift „Deutsche Agrarpolitik“ vor. Die beiden programmatischen Aufsätze „Das Ziel“ und „Der Weg“ geben genau das, was wir oben als notwendig herausgestellt haben. Der a. A. (agrarpolitische Apparat) war in jenem Zeitpunkt als Führungsgerippe des künftigen Instrumentes „Reichsnährstand“ bereits weit im Aufbau vorgeschritten! Alle drei Punkte: Zielsetzung, Wegplanung und Aufbau des Instrumentes zum Einsatz waren also gesichert.

Der Operationsplan für den Zeitpunkt der Machtübernahme sah, in knappen Strichen gezeichnet, folgendermaßen aus: Zunächst schlagartige rechtliche Absicherung der landwirtschaftlichen Betriebe gegen weitere Zwangsversteigerungen durch Ausbau des Vollstreckungsschutzes, der im weiteren Verlauf durch die organische Maßnahme des Reichserbhofgesetzes abgelöst und einer grundsätzlichen Lösung zugeführt wurde. Hinter diesem Schutzwall wurde dann die wirtschaftliche Sicherung der Betriebe durch die Marktordnung in Angriff genommen und im wesentlichen bis Ende 1934 durchgeführt. Im Zuge dieser Marktordnung wurde der Preispiegel der landwirtschaftlichen Erzeugerpreise planmäßig im Durchschnitt an die Indexziffer 100 herangeführt und etwa dort zur Ruhelage gebracht. Dabei ging nur ein Bruchteil der Preisaufbesserung zu Lasten des Verbraucherpreises, da seitens der Reichsnährstandsführung bewußt Rücksicht auf die Unveränderlichkeit des gewerblichen Lohnspiegels genommen wurde. Auf der so durch die Marktordnung geschaffenen, tragfähigen Grundlage wurde dann Ende 1934 die Parole zur Erzeugungsschlacht durch den Reichsbauernführer gegeben.

Die Stabilisierung der landwirtschaftlichen Erzeugerpreise bei etwa Indexziffer 100 war allerdings unter einer unsererseits immer sehr klar heraus-

gestellten Voraussetzung vorgenommen worden. Diese Voraussetzung war, daß der Index der landwirtschaftlichen Betriebsmittelpreise, also in erster Linie der Düngemittel, Pflanzenschutzmittel, Maschinen, Baustoffe, Elektrizität, Zinsen usw. eine klar fallende Tendenz nehmen würde, daß sich also die Schenkel der Preisschere von beiden Seiten her dem Ruhepunkt 100 nähern und so die Schere zum Schließen bringen würden. Diese Erwartung war aus folgender Überlegung berechtigt: Die Arbeitsschlacht allgemein wie auch die landwirtschaftliche Erzeugungsschlacht im besonderen mußten ja zwangsläufig zu einer gewaltigen Ausweitung der gewerblichen Produktion führen. Erhöhte Produktion der gewerblichen Wirtschaft aber bedeutet Mehrausnutzung der Kapazität, vergrößerten Umsatz bei sinkenden Generalunkosten und damit Erhöhung der Überschüsse insbesondere dann, wenn der Lohn und seine Kaufkraft durch feste Preise der Ernährungsgüter festgehalten wird. Es war daher ein operativ durchaus folgerichtiger Ansatz, von einem bestimmten Zeitpunkt ab mit der Möglichkeit fallender Preise für die Betriebsmittel der Landwirtschaft zu rechnen eben dadurch, daß die automatisch steigenden Gewinne der Industrien zu Preisentfaltungen verwendet würden.

Die Folgerichtigkeit dieses Operationsplanes ist mit der jetzt erfolgten scharfen Preisentfaltung für künstliche Düngemittel, die gewiß in diesem Ausmaß ein schweres Opfer der einschlägigen Konzerne bedingt, erwiesen. Wir sind auch der festen Überzeugung, daß im Interesse der Volksernährung die Preisentfaltungen nicht auf das Gebiet des künstlichen Düngers beschränkt bleiben werden, sondern daß dieser Weg konsequent auch hinsichtlich anderer industrieller Betriebsmittel der Landwirtschaft weiterbeschritten werden wird. Auf dieser Grundlage wird nicht nur automatisch ein immer mehr gesteigerter Einsatz dieser Betriebsmittel und in seinem Gefolge ein vergrößerter Rohertrag der deutschen Böden erreicht werden, sondern es wird auch eine weitere Aufwertung der Kaufkraft des flachen Landes und damit ein organischer Beitrag für die Umkehrung der Landflucht geleistet werden.

Hermann Reischle

Ferdinand Fried. Zimmermann:

Die Umwälzung der Technik

Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Vierjahresplans

Verdichtung und Vertiefung der deutschen Wirtschaft, Rückbesinnung auf sich selbst und Neubelebung, Aufrufung der eigenen Kräfte, wie sie als eigentlicher Sinn und Inhalt des Vierjahresplans gekennzeichnet wurden, bedeuten keine eigenwillige Abwendung von der Weltwirtschaft und von der friedlichen Zusammenarbeit mit anderen Völkern, sondern stellen nichts anderes dar als eine unausweichliche Notwendigkeit, in die wir, wie andere Völker auch, durch die Entwicklung und den Umbruch der Weltwirtschaft hineingepreßt worden sind. Diese Entwicklung war hervorgerufen durch die Technik, und sie muß nun auch durch die Technik zu Ende gebracht werden.

Damit rückt für uns die Bedeutung der Technik für Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in ein ganz neues Licht. Ja, schon die Beziehung der Technik auf Staat und Gesellschaft bedeutet für diese einen ganz neuen Gesichtspunkt, die bisher nur naturwissenschaftlich und höchstens noch wirtschaftlich betrachtet wurde. Technik war geradezu das Ergebnis naturwissenschaftlicher Forschungsarbeit und wirtschaftlicher Erwägungen und Berechnungen. Sie wurde dadurch zu einem Zwillingsbegriff des Kapitals, denn die eigentliche Entfaltung des Kapitalismus begann mit der Entwicklung der Technik, und diese wiederum, die industrielle Umwälzung der Welt, vollzog sich nur unter den kapitalistischen Begleiterscheinungen. Gewiß wird von den meisten Forschern die Entstehung des Kapitalismus viel früher angefaßt. Das bezieht sich aber hauptsächlich auf eine bestimmte wirtschaftliche Denkungsart und Handlungsweise, über die man sich nicht ganz einig ist. Von einem wirklichen modernen Kapitalismus kann man jedoch erst sprechen, sobald der wissenschaftliche Begriff des „Kapitals“ als einer der wesentlichen Träger der wirtschaftlichen Entwicklung auftaucht. Kapital — das stellte früher gemeinhin nichts anderes dar, als eine bestimmte Geldsumme, und die verschiedenen Auslegungen stritten sich nur darum, ob diese Geldsumme in Edelmetall oder geprägten Münzen vorhanden sein muß, oder ob es genügt, wenn sie lediglich zahlenmäßig in den Büchern steht. Mit der Begründung der Technik kommt erst der Begriff des Kapitals auf, wie er uns überliefert ist, nämlich als einer der „Produktionsfaktoren“ neben Boden (oder Natur) und Arbeit (oder Mensch).

Tatsächlich sind bei genauer Untersuchung nur diese beiden Kräfte als Träger jeder Entwicklung: des Staates, der Gesellschaft und auch der Wirtschaft vorhanden; sie sind es, die auch heute weltanschaulich in dem Gedanken von Blut und Boden wieder neue Gestalt gewonnen haben. Alles was uns umgibt, alle Segnungen der Zivilisation sind lediglich auf diese beiden Kräfte zurückzuführen, auf die Schätze und Gaben der Natur, und auf den Erfindungsgeist und die Arbeit des Menschen. Der Kapitalbegriff schob sich nur all-

mächlich zwischen Natur und Arbeit als ein Hilfsmittel, und zwar gleichermaßen als ein technisches und wirtschaftliches Hilfsmittel. Ein technisches Hilfsmittel entstand schon mit dem ersten Werkzeug überhaupt, und insofern kann man auch schon die Steinbeile und Feuersteingeräte unserer Vorfahren als Kapital ansehen; sie wurden es aber erst durch die gleichzeitige wirtschaftliche Bedeutung des Werkzeugs, durch die Verlagerung des Schwergewichts der wirtschaftlichen Tätigkeit auf dieses Werkzeug mit der Entwicklung der Technik. Solange Werkzeuge und Hilfsgeräte leicht anfielen und herzustellen waren, und solange das Schwergewicht der Herstellung von Erzeugnissen noch immer bei der menschlichen Arbeit blieb, wurden die Geräte nicht als eine selbständige wirtschaftliche Kraft angesehen, die gleichberechtigt neben die Natur und neben den Menschen trat. Im Altertum wurden daher außer den Edelmetallen höchstens noch die Sklaven als Kapital angesehen und gewertet, als Verkörperung der wertvollsten wirtschaftlichen Kraft, der menschlichen Arbeit.

In diesen Auffassungen trat nun eine völlige Umwälzung mit dem Augenblick ein, in dem es dem menschlichen Erfindungsgeist gelang, der Natur noch andere Kräfte abzulisten, die die menschliche Arbeit weitgehend verdrängten und deren Entfesselung eine gewaltige Ausdehnung der Menschheit überhaupt ermöglichte. Hier liegt der Sinn der Technik. Es ist zunächst nicht das Gerät an sich, das die Umwälzung hervorruft, denn es gab schon früher sehr sinnvolle und fein durchdachte Geräte, die den heutigen Maschinen kaum nachstehen; sondern es ist die Umstellung der ganzen Wirtschaft auf gewaltige, neu erschlossene Kraftquellen der Natur. Nach einer Zeit der ersten, einfachen Ausnutzung der Wasserkräfte und des Windes setzte die eigentliche Umwälzung ein mit dem Dampf; dazu kamen später die Elektrizität, die verbesserte Ausnutzung der Wasserkräfte, und schließlich das Öl. So verschieden die Quellen sein mögen: gemeinsam ist allen die Ausnutzung von gewaltigen Kräften, die bisher in der Natur gebunden waren, vermöge des menschlichen Erfindungsgeistes; und insofern ist auch diese ungeheure Kraftentfaltung mit ihrer riesigen technischen Ausrüstung nichts als ein Ergebnis der beiden einzigen Kräfte: Natur und Arbeit. Dennoch wirken nun beide nicht mehr so unmittelbar aufeinander, sondern sie haben gemeinsam Kräfte entfesselt, durch die sie nur noch mittelbar verbunden sind: vor einer Turbinen-Wasserkraft-Anlage ist unmittelbar weder das Wirken der Natur mehr zu spüren, das mehr oder weniger heftige natürliche Wassergefälle, noch die Arbeit menschlichen Geistes und menschlicher Hände, die dahintersteckt. Man begreift sie erst, wenn man überlegt, also mittelbar. Das neue Zeitalter, das mit dieser ganzen Entwicklung heraufgeführt wurde, ist also nicht aufzuspalten in ein Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität, des Benzinmotors usw., sondern gerade zusammenzufassen als das Zeitalter der künstlichen Kraftgewinnung. Das Mittel nun, mit dem diese Kraftgewinnung erst möglich wurde, war die Maschine, und insofern spricht man auch mit Recht vom Maschinen-Zeitalter.

Die Technik als Sinnbild des Kapitalismus

Es ist nun erklärlich, daß die Maschine in jeder Hinsicht eine erhöhte Bedeutung gewann, vor allem aber in wirtschaftlicher Hinsicht, und damit entsteht der Kapitalbegriff als ein wirtschaftliches Hilfsmittel. Um den Dampf, die Wasserkraft und andere Kraftquellen der Natur zu bändigen und dienstbar zu

machen, sind gewaltige wirtschaftliche Anstrengungen und Aufwendungen nötig; andererseits stellen die dafür hergestellten Maschinen und Großanlagen große wirtschaftliche Werte dar, die Jahre hindurch nützlich sind, ehe sie abgebraucht oder durch anderweitige Fortschritte überholt sind. Es stellt sich das alles dem wirtschaftenden Menschen so dar, als habe er bei der Erstellung von Maschinen oder Anlagen große Geldbeträge in dieser Form zurückgelegt, gespart, und diese Anlagen stellen infolgedessen sein Kapital dar.

Gleichzeitig damit rückt der Schwerpunkt seines wirtschaftlichen Denkens auf dieses Kapital; die Frage, wie sich dieses Kapital am höchsten verzinst und wie es auch am sichersten arbeitet, wird zum Mittelpunkt jeglicher Wirtschaftsbetrachtung. Die beiden ursprünglichen Wirtschaftskräfte, Natur und Arbeit, durch die geschilderte Entwicklung aus ihrer unmittelbaren Verknüpfung schon auseinandergepalten, fallen nun immer mehr ins Bedeutungslose zurück, in dem Maße, wie der Kapitalbegriff in den Vordergrund rückt. Damit wurde aber nicht nur die überkommene Wirtschaftsweise, der altgewohnte Erzeugungsgang, sondern wurde vor allem auch das ganze überlieferte gesellschaftliche Gefüge und alle völkischen Zusammenhänge aus den Angeln gehoben. Und wie es kein Zufall ist, daß die Anbetung des Kapitals, die Entstehung des eigentlichen modernen Kapitalismus, zusammenfällt mit der Anbetung und Vergottung der Maschine, so ist es auch kein Zufall, daß die Entfaltung von Technik und Kapitalismus zusammenfällt mit der amerikanischen und französischen Revolution. Denn hier löste sich das alte gesellschaftliche Gefüge auf; und das entsprach notwendig und folgerichtig dem Absinken der Bedeutung von Natur und Arbeit als Wirtschaftskräfte. Denn aus der verminderten Wertschätzung der Arbeit ergaben sich die großen gesellschaftlichen Erschütterungen des 19. Jahrhunderts, und aus der verminderten Wertschätzung der Natur, das ist des eigenen Bodens, ergab sich die Auflösung der völkischen Zusammenhänge und die Entstehung des Begriffes der Weltwirtschaft, wie sie kürzlich hier geschildert wurde. Freihandel englischer Prägung, Demokratie französischer Prägung, Kapitalismus amerikanischer und Marxismus russischer Prägung — alles sind schließlich nur Ergebnisse dieses Zeitalters der Anbetung der Maschine und der Vergottung des Kapitals.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Untersuchung sein, die Zusammenhänge zwischen dieser Entwicklung und der Seele der Menschen zu ergründen und zu erklären. Aber notwendig erscheint doch, die Einstellung des Menschen zur Technik zu betrachten, weil sie nämlich heute wieder in einer Umgestaltung begriffen ist. Man muß sich vor Augen halten, daß die Entfaltung der Technik mit all ihren Begleiterscheinungen ganz einmalig in der Weltgeschichte war und einer Explosion von Kräften gleichkommt, die derartige Erschütterungen und Umwälzungen, wie wir sie erlebt haben, schon erklärlich machen. Im ganzen aber ist dem Menschen die Technik zunächst wie eine Gabe des Himmels in den Schoß gefallen, an der er Gefallen gefunden hat, wie ein Kind an einem überraschend geschenkten, bisher unbekanntem Spielzeug. Er spielte zunächst damit und vergaß alles andere darüber. Man könnte zum Beweise dessen vielerlei komische und auch tragische Verirrungen der technischen Entwicklung anführen; oder man braucht auch nur unvoreingenommen einmal in den Akten der Patentämter zu blättern. Aber um dieses Geschenk des Himmels nun wirklich als ein Mittel anzusehen, das sinnvoll in die Lebensordnung des

Menschen eingefügt werden könnte, dazu bedurfte es erst einmal der Rückbesinnung auf die eigene natürliche Lebensordnung, die bisher durch die Technik gerade zersprengt worden war.

Die natürliche Lebensordnung — das bedeutet die Rückbesinnung auf die eigentlichen wirkenden Kräfte: Natur und Arbeit; oder, um diese wirtschaftlichen Begriffe in weltanschauliche zu übertragen: auf Blut und Boden. Nicht umsonst hat das nationalsozialistische Deutschland, das diese Rückbesinnung auf die eigene natürliche Lebensordnung ganz bewußt herbeigeführt hat, in den Mittelpunkt seiner Aufbauarbeit — im Gegensatz zum Kapitalismus — den Boden und die Arbeit gestellt. Daß der Bauer, die sinnfälligste und eindrucksvollste, unmittelbare Verbindung von Boden und Arbeit, im neuen Deutschland einen so hohen Ehrenplatz erhalten hat, ist mehr als Beispiel: ist Sinnbild. Dies geradezu im Gegensatz zur kapitalistischen Entwicklung, in der infolge der überragenden Bedeutung des Kapitalbegriffes und der geringen Wertschätzung von Boden und Arbeit, der Bauer geradezu zu einem Gegenstand des Spottes und der Verachtung wurde. Und so ist auch die Einstellung des Bauern zur Technik mehr als beispielhaft aufzufassen. Der verachtete Stand lehnte die Technik ab als Vergottung der Maschine, in dem unbewußten Gefühl, daß seine bedingungslose Unterwerfung unter diesen Geist der Selbstaufopferung gleichkommt. Es wäre der Weg zu den Kolchofen gewesen, der Knechtung des Menschen durch die Maschine. Wenn der Bauer also „rückständig“ blieb, so war das eine Wechselbeziehung zur technischen und kapitalistischen Entwicklung: jeder lehnte das andere ab und verachtete es. Und jetzt erst, im Rahmen einer neuen völkischen Ordnung, die dem Bauern die Gewißheit seines Wertes und seiner Arbeit gibt, kann die Technik im weitesten Umfange als wirkliche Helferin aufgenommen werden, da die Gefahr einer Knechtung durch die Technik nicht mehr besteht.

Dies ist aber bezeichnend für die Einstellung des Volkes zur Technik überhaupt. Sie war bisher gerade durch ihre Gleichsetzung mit dem Kapitalbegriff das Sinnbild der kapitalistischen Entwicklung. Einerseits wurden durch die kapitalistische Wirtschaftsweise die gesamten technischen Hilfsmittel zum Angelpunkt des Denkens und damit auch zu einseitigen Wirtschaftsauffassungen; ja, zu Formen der politischen Herrschaft. Andererseits löste das die Einstellung aus von der Gewalt über die „Produktionsmittel“ als Schlüssel zur politischen Herrschaft überhaupt; Kapitalismus ergab also den marxistischen Sozialismus. Beide waren und blieben befangen in der Gewalt der Technik, der beide ihre Entstehung verdankten. Eine Grundvoraussetzung für die Wandlung auf diesem Gebiete war also auch gewissermaßen die Überwindung der Technik. Diese ist vielfach mißverstanden und mißdeutet worden als eine Ablehnung der Technik überhaupt. Das hieße, die Weltgeschichte um Jahrhunderte und Jahrtausende zurückschrauben — und das aber war vielleicht nur bei Oswald Spengler möglich, der einmal das Bild zeichnete, daß auf unseren Eisenbahnen Gras wachsen würde, das mongolische Nomadenherden abweiden. Überwindung der Technik hieß dagegen, ihre bisherige Rolle als Beherrscherin der Entwicklung, als Beherrscherin von Boden und Arbeit zu überwinden, und sie als wirkliche Dienerin des Volkes, des Bodens und der darauf wohnenden Menschen auszunutzen. Die völkische Wiedergeburt, die das ermöglichte, bedeutete also zugleich mit der Überwindung der Technik als Herrscherin auch die Überwindung des Kapitalismus.

Die nationale und soziale Aufgabe der Technik

Damit kommt der Technik nun in der allgemeinen Entwicklung eine neue, entscheidende Rolle zu. Während sie nämlich bisher als eigentliche Trägerin der Entwicklung eine Zerspaltung der alten Gemeinschaftsformen herbeigeführt hatte, hat sie jetzt, als Dienerin einen entscheidenden Anteil an den neuen Gemeinschaftsbildungen, an der Volkwerdung. Bei allen Betrachtungen über den technischen Fortschritt überwiegt immer noch die weltwirtschaftliche und weltbürgerliche Einstellung; man weist darauf hin, um wieviel kleiner die Welt geworden ist durch Eisenbahn, Auto, Flugzeug und Nachrichtendienst. Wichtig für die geschichtliche Entwicklung erscheint es demgegenüber, daß die Technik jetzt erst die wahre Gemeinschaftsbildung großer Völker in sich selbst ermöglicht, wie sie im nationalsozialistischen Deutschland eindrucksvolle Wirklichkeit geworden ist. Wie mit neuen Nervensträngen und Blutbahnen wird das ganze Volk zu einem einheitlichen Lebewesen zusammengeschlossen: die Technik ist ein wesentlicher Träger der deutschen Reichseinheit geworden, nachdem sie durch einen großen geistigen Umbruch in den Dienst des Volksganges gestellt wurde; gerade die Technik, die früher als Ausdruck des Kapitals zur Auseinanderentwicklung in verschiedene Wirtschaftslandschaften, Stadt und Land, und in verschiedene Klassen geführt hatte! Dieselbe Entwicklung wird sich überall dort beobachten lassen, wo ein ähnlicher geistiger Umbruch erfolgt ist. Denn am Anfang steht immer nur die Idee; ein Führer hat die Idee der Einheit des Volkes und der Vorherrschaft des Volkes vor allem anderen — dann ordnen sich schlagartig alle bisher noch so auseinander und gegeneinander strebenden Kräfte diesem einen Gedanken unter, und alle bisher unlösbar erscheinenden staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Fragen liegen plötzlich klar auf der Hand und lösen sich fast von selbst.

Die Ausnutzung der Technik zur inneren völkischen Neuordnung ist aber nur die eine Seite dieser neuen Entwicklung, die ein neues Zeitalter einleitet. Gleichzeitig führt ihr die bereits geschilderte weltwirtschaftliche Entwicklung, die eng damit zusammenhängt, neue, andersartige und lebenswichtige Aufgaben zu. Kann man den Zusammenschluß des Volksganges zu einem einheitlichen Lebewesen als eine Leistung am Menschen ansehen, so entsteht daneben die Aufgabe am Boden: nämlich aus dem für das Volk gegebenen Raum das herauszuholen, was unter Ausnutzung aller Kräfte, von Natur und Arbeit, nur eben möglich ist. Und damit sind wir von dieser Seite wieder an den Vierjahresplan gelangt. Auch von dieser Seite wird der Vierjahresplan also als ein ganz bedeutender geschichtlicher Einschnitt gewertet werden müssen, denn mit der neuen Einstellung zur Technik und mit den neuen Aufgaben der Technik wird schließlich auch nichts anderes herausgeführt als ein neues Zeitalter der Technik. Ein neues Zeitalter nicht nur in dem Sinne, daß die Technik jetzt in eine dienende Rolle zurückverwiesen wird und dabei vielleicht noch größere technische Leistungen vollbringen wird, sondern auch in dem Sinne, daß die Technik durch diese neuen Aufgaben, die ihr gestellt werden, durch diesen Ansporn zu höheren Leistungen einen ganz neuen Inhalt erhält.

Die alte Rolle der Technik im Rahmen der kapitalistischen Entwicklung beschränkte sie im wesentlichen auf die Kraftgewinnung, auf die Erstellung von Maschinen hierzu. Die neue Aufgabe der Technik bedeutet aber für sie einen Einbruch in die Geheimnisse der Natur selbst. Die eiserne Notwendigkeit, aus dem beschränkten deutschen Raum alle die Stoffe hervor-

zuholen, die gebraucht werden und die bisher die offene Welt freiwillig gespendet hatte als Gaben einer üppigeren Natur, zwingt die Technik einfach, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen und diese Stoffe selbst herzustellen zu versuchen. Damit überschreitet die Technik eine entscheidende Schwelle der Entwicklung, denn sie verläßt das Gebiet der Gewinnung von Kraftquellen, die in der Natur verborgen aufgespeichert sind und versucht nun in die Natur selbst, in das Wachstum und Werden der Stoffe einzudringen. Oder schlagwortartig ausgedrückt: wir gehen über vom Zeitalter der Maschine in das Zeitalter der Moleküle. Man kann bei dieser entscheidenden Wandlung der Technik von einer List des Gedankens sprechen. Denn ihrer inneren Entwicklung nach war die Technik schon lange befähigt, solche Wandlung durchzumachen; aber was sie bisher hinderte, die ersten entscheidenden Schritte zu unternehmen, war eben die Tatsache, daß sie in die kapitalistische Entwicklung eingespannt war: sie hätte sich gleichsam selbst aufgeben müssen, wenn sie diesen Weg gegangen wäre. Der Weg mußte vielmehr erst durch die Idee und die von ihr ausgelöste Umwälzung oder Umwertung aller Werte geebnet werden. Das kapitalistische Wirtschaftsdenken verbot die Herstellung von eigenen Stoffen durch chemische Umgestaltung, weil sie einfach teurer waren als die in fremden Ländern gewonnenen und gewachsenen. Die Erstellung von neuen Großanlagen für solche Zwecke war nicht „rentabel“; das darin angelegte Kapital konnte sich vorerst nicht verzinsen, und infolgedessen unterblieb die Anlage. Eine bezeichnende Erscheinung für die reine kapitalistische Wirtschaft und ihre angebliche Fortschrittsfreudigkeit! Nicht nur ein einzelner technischer Fortschritt wurde aus wirtschaftlichen Erwägungen gehemmt, sondern eine grundlegende technische Umwälzung, die Einleitung eines neuen Zeitalters der Technik! Aber wie sehr tatsächlich durch dieses neue Zeitalter auch die enge Verknüpfung von Technik und Kapitalismus gelöst und damit dem Kapitalismus seine fernere Daseinsberechtigung entzogen werden sollte, wie erklärlich also im Grunde die ablehnende Haltung der Wirtschaft gegenüber diesen Neuerungen war, das soll später einmal besonders untersucht werden. Andererseits zeigt die Entwicklung der Stickstoff-Industrie, wie sehr der Krieg, wahrlich das unwirtschaftlichste aller Unternehmungen, der Vater aller Dinge ist! Und ähnlich übt die Zwangslage, in der sich Deutschland heute befindet, einen so scharfen Ansporn auf die gesamte technische Entwicklung aus, daß man heute bereits allerseits von dem Anbruch eines neuen technischen Zeitalters spricht. Viele Erfindungen, die grundsätzlich schon lange Zeit gemacht waren, können jetzt erst in die Wirklichkeit umgesetzt werden, da die Frage der Wirtschaftlichkeit nicht mehr im Sinne einzelner, sondern im Sinne des Volksganzen betrachtet und gelöst wird.

Und noch eine andere Entwicklungslinie stößt auf diese Stelle. Die Frage der Rohstoffbeschaffung ist als solche erst entstanden mit der Entfaltung der Technik. Je gewaltiger unsere technischen Ausrüstungen wurden und je vielfältiger unsere technischen Ansprüche, um so umfangreicher wurde der Rohstoffhunger, der nach der früher geschilderten Lage der Dinge, nur aus der übrigen, offenliegenden Welt befriedigt werden konnte. Die Technik hat die Rohstoff-Frage entstehen lassen, die Technik mußte sie infolgedessen auch lösen. Hier liegt eine weitere, tiefe innere Notwendigkeit zu der Wandlung der Technik und zu der Umgestaltung aller Dinge, wie sie durch den Vierjahresplan erfolgen wird.

Das Zeitalter der Moleküle

Wenn wir nun mit Hilfe der Technik in die Geheimnisse der Natur eindringen wollen, um ihr Lebensvorgänge abzulauschen und eigene, neue Stoffe herzustellen, so müssen wir uns darüber klar sein, über welche Stoffe wir von Natur aus verfügen, und welche Stoffe wir daraus durch Einwirkung menschlichen Geistes und menschlicher Arbeit gewinnen wollen. Ein roher Überblick über das, was wir haben und was wir brauchen, sieht zunächst nicht sehr ermutigend aus. Abgesehen von unserem Boden, aus dem der Bauer durch vermehrte Arbeit und nun auch vermehrte technische Hilfsmittel an Nahrungs- und Futtermitteln herausholen soll, was nur eben möglich ist, verfügen wir nur über unsere Wälder auf dem Boden, und im Boden selbst über reichlich Kohle und einige Erze. Aus diesen Schätzen sind nun ebenfalls unter Anwendung unserer reichlich vorhandenen Arbeitskräfte möglichst alle jene Stoffe zu entwickeln, die uns nach der Abschürfung von der Welt fehlen und die wir dennoch dringend brauchen.

Dabei schweben uns an sich natürlich diejenigen Stoffe vor, die wir gewohnt sind, und die wir aus nahen oder fernen Ländern erhielten; also als Spinnstoffe Baumwolle, Wolle, Leinen oder Seide; als Maschinenteile Eisen und Metalle; als Treibstoffe Erdöl und seine Abkömmlinge; als Fettstoffe alle natürlichen Fette. Aber bei den vielfältigen Forschungsarbeiten erfährt man, daß man diesen oder jenen von der Natur gelieferten Stoff nicht haargenau in der chemischen Retorte nachmachen kann, daß sich aber ein anderer Stoff ergibt, der teils ähnliche, teils andere Eigenschaften hat, die ihn sogar über den ursprünglich nachzuahmenden Stoff hinausheben. Wir ahmen also nicht ängstlich einen ganz bestimmten Stoff nach, sondern wir suchen und finden nun ganz neue Stoffe. Ursprünglich suchten wir Rohstoffe, weil wir uns nun einmal an das Vorbild der Natur halten mußten, aber wir fanden Werkstoffe. Rohstoffe waren ausländisch, Werkstoffe sind heimisch. Und da wir jetzt nicht allein im ersten Jahre des Vierjahresplans stehen, sondern am Anfang einer ganz neuen bedeutsamen Entwicklung überhaupt, so kann es uns noch so gehen, wie weiland Saul, der auszog um eine Eselin zu suchen, und der ein Königreich fand.

Bei all diesen Versuchen, neue Stoffe aus den uns von der Natur gegebenen Stoffen zu gewinnen, wurde die Technik auf jenen entscheidenden Weg gedrängt, der sie in das neue Zeitalter der Moleküle führte. Die allgemeine Richtung der Entwicklung geht immer mehr zum hochmolekularen Aufbau, denn nur auf diesem Wege besteht die Aussicht, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, da die Natur selbst fast nur den hochmolekularen Aufbau kennt, wenigstens bei den organischen Gebilden, die hier in Frage stehen, bei Fetten, Eiweiß, Zellstoff, Kautschuk usw. Der Mensch arbeitete nun bisher meist nur mit wenigen Atomen, selbst dort, wo er in das organische Gefilde eindrang und künstliche Zusammenstellungen vornahm. Äthylen beispielsweise hat nur 2 Kohlenstoff- und 2 Wasserstoff-Atome, Benzol hat 12 Atome — aber was besagt das gegenüber den Hunderten, ja Tausenden von Atomen, die künftig bei den neuen Stoffen zu einem neuen Reigen zusammengefügt werden sollen! Tatsächlich betritt die Forschung, vor allem aber die Technik, die in die Wirklichkeit überfeste Forschung, hiermit Neuland, ein noch völlig unerschlossenes Gebiet. Alle Ansätze zu neuen Stoffen und neuen Entwicklungsreihen, so er-

folgreich sie heute schon sein mögen, beruhen auf diesem tausendfältigen Reigen der Atome in neuartigen Molekülen; und so neu und geheimnisvoll, größtenteils noch unfasslich und unverständlich uns diese selbstherrliche Stoffgestaltung und Stoffverwandlung erscheinen mag, so wissen wir nicht, ob nicht unsere Söhne und Enkel mit derselben Selbstverständlichkeit von Molekülen und Molekül-Reihen reden werden wie wir von Atmosphären, Pferdestärken oder Volt.

Als Ausgangsstoffe für diese Umgestaltungen und Umwandlungen mancherlei Art hat uns die Natur, wie bereits angedeutet, im wesentlichen nur mit drei wertvollen Schätzen gesegnet, mit der Kohle, dem Holz und dem Erz. Der Reichtum ist verschieden gestaffelt; Kohle scheint schier unerschöpflich vorhanden zu sein, mit Holz müssen wir haushalten, und unsere Erzvorräte galten bisher als nicht ausreichend. Aber auch ihre Verwendung ist verschieden gestaffelt; bei den Erzen handelt es sich im wesentlichen um eine verstärkte Ausbeutung und um eine einfache Anreicherung, bei Holz um eine Abwandlung des Zellstoffes, während die Kohle die Grundlage für die völlige Stoff-Umgestaltung zu neuen Molekülen abgeben wird.

Der Reichtum der Kohle

So wird gerade die Kohle zu dem Sinnbild für die gesamte technische Entwicklung und ihre Wandlung. Denn diese war es, die der Kohle Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre gewaltige Bedeutung verlieh und ihren Aufschwung begründete; und die technische Entwicklung war es auch, die die Kohle Anfang des 20. Jahrhunderts, bis in die jüngste Zeit hinein in ihre größte Krise geraten ließ, durch das Vordringen von Erdöl und Wasserkraft, durch die neue Wärmetechnik; die technische Entwicklung ist es schließlich, die nun der Kohle einen neuen Auftrieb verleiht, wahrscheinlich wieder für einen langen Zeitraum. Denn der Ausfall der Kohle als unmittelbarer Kraftstoff wird nun mehr als ausgeglichen durch ihre neue Verwendung als Grundlage für viele neue Werkstoffe; schon soweit sich heute übersehen läßt, da wir erst am Anfang der Entwicklung stehen, bedingt die künstliche Herstellung von Benzin und Gummi einen Mehrverbrauch von jährlich 20 bis 30 Millionen Tonnen Stein- und Braunkohle. Die erhöhte Bedeutung der Kohle in verwandelter Form in einem neuen technischen Zeitalter muß auch in der Ordnung des Kohlenbergbaus selbst zum Ausdruck kommen; in einem Vortrage über die Entwicklungslinien des Ruhrbergbaus wies kürzlich Bergrat Dr. Herbig vom Rheinisch-Westfälischen Kohlen Syndikat sehr eindringlich darauf hin. Das erste Jahrhundert des Kohlenbergbaus, das nunmehr hinter uns liegt, sei extensiv gewesen — extensiv wie die ganze Volkswirtschaft! — Das jetzt beginnende zweite Jahrhundert wird intensiv sein. Ursprünglich, als es darum ging, den Kohlenbergbau aufzuschließen, herrschte der Kaufmann vor, die Unternehmergestalt, die wagte und die gewann. (Als bezeichnende Gestalt hierfür darf Friedrich Grillo angesehen werden, teilweise auch Emil Kirdorf, der aber schon in die nächste Zeit überleitet.) In der darauffolgenden Syndikatszeit rückte der Techniker in den Vordergrund, der Bergassessor, wenn man so abwandeln darf. Dann, in der Zeit der Zusammenballung zu Konzernen und großen Gesellschaften, der Jurist (als dessen Vertreter man den Juden Paul Silberberg ansehen kann), und heute nun wieder der kaufmännische Leiter, allerdings

wohl mehr beamtenmäßig gezeichnet, der die technischen Arbeiten zusammenfaßt, und zwar sowohl die des Bergmannes als vor allem auch die des Chemikers, der heute die entscheidende Rolle spielt. Denn er ist es, der aus der Kohle, wie sie aus der Erde gegraben wird, die drei neuen Werkstoffe entwickelt, die im Zeichen der neuen Entwicklung stehen: das künstliche Benzin, der künstliche Gummi und das Kunstharz.

Der Grundvorgang ist dabei das Aneinanderreihen von Molekülen, das Anreichern leichter zu schweren Molekülen: er ist überall gleich. Nur bei der Benzinherstellung sind die verschiedenen Verfahren zu berücksichtigen, die gegenwärtig gebräuchlich sind. Das sogenannte Schwelen ist kein eigentlicher Eingriff in den molekularen Bau, sondern nur ein Herausdestillieren von Bestandteilen, die in der Kohle bereits vorhanden sind, vornehmlich in der Braunkohle und im bituminösen Schiefer. Aber sonst ist der Eingriff in die Moleküle gerade beim Erdöl schon am frühesten entwickelt worden, und zwar sowohl die Aufspaltung schwerer Moleküle in leichtere, also etwa von Schwerölen zu Benzin, das sogenannte Craden; als auch das Anreichern leichter Moleküle zu schwereren, von Erdgasen zu Öl, das sogenannte Polymerisieren. Auf ähnlicher Grundlage ruht auch das Hydrieren der Steinkohle, also der Aufbau von Kohlenwasserstoff-Verbindungen in den verschiedensten molekularen Abwandlungen, das Kernstück unserer künstlichen Benzinherstellung (Bergius-Verfahren). Beide Möglichkeiten der Benzinherstellung, das Schwelen und das Hydrieren, sind nicht nur in Deutschland bereits weitgehend ausgebaut, so daß heute bereits über die Hälfte des deutschen Benzinbedarfs hieraus gedeckt werden kann, sondern werden auch in anderen Ländern weitgehend ausgenutzt. Frankreich beispielsweise hat bereits drei Betriebe errichtet, davon zwei mit staatlicher Hilfe, die nach beiden Verfahren künstlich Benzin erzeugen; im Rahmen eines Arbeitsbeschaffungsplanes sollen diese Werke zu einer Erzeugungsfähigkeit von je 100 000 Tonnen gebracht werden, damit zunächst einmal 10 v. H. des gesamten französischen Bedarfs gedeckt, oder zum mindesten die Benzinversorgung der französischen Luftwaffe gesichert ist. Dies soll aber erst der erste Abschnitt sein: das Ziel ist die völlige Selbstversorgung! Auch in England ist die Erzeugung von Kunstbenzin nach dem Schwelverfahren durch den britischen Chemietrust aufgenommen worden. — Eine Abzweigung dieser Herstellung von künstlichen Ölen ist der Ausbau der Gewinnung von künstlichen Fetten, der es uns ermöglicht, den Bedarf zur Herstellung von Seifen, Läden und Farben zu decken und damit die menschliche Fettversorgung weitgehend zu entlasten.

Eine Polymerisation, eine Anreicherung von Molekülen zu vielgestaltigen Reihen, stellt auch das Grundverfahren zur Gewinnung von künstlichem Gummi dar, und zwar ausgehend von der Kohle. Die Reihenfolge ist ungefähr: Karbid, Azethylen und Azetaldehyd; eine Aneinanderreihung zweier Moleküle Azetaldehyd ergibt Albol, Anlagerung von Wasserstoff Butol, Abspaltung von zwei Molekülen Wasser: Butadien, der Grundstoff für die künstliche Herstellung von Kautschuk. Von hier aus können durch beliebige Anreicherung verschiedene hochmolekulare Stoffe aufgebaut werden, also in erster Linie das gummiartige Buna, dann auch die korkartigen Nipolame, die lederartigen Erolitule. Auch bei der Herstellung von Buna oder künstlichem Kautschuk nach anderen Verfahren handelt es sich nicht nur um eine eigenwillige Spielerei der deutschen Autarkisten, sondern die beiden Mächte, die sonst reich mit Rohstoffen gesegnet

sind, wie die Vereinigten Staaten und die Sowjet-Union, denen nur Gummi als eigener Rohstoff fehlt, sind ebenfalls zur künstlichen Erzeugung übergegangen. Allerdings ist Deutschland führend: das erste große Werk wird Anfang 1938 die Erzeugung aufnehmen, ein zweites Werk ist in Vorbereitung, und das Endziel der völligen Selbstversorgung ist bestimmt mit dem Ablauf des Vierjahresplans erreicht.

Schließlich liefert uns die Kohle, unser reichster Rohstoff, noch eine neue Gruppe von Werkstoffen, die sogenannten Kunstharze, deren wirtschaftliche Bedeutung noch gar nicht voll zu übersehen ist, weil es sich hier wirklich um ganz neue, neuartige Stoffe handelt. Sie werden hergestellt aus den Rückständen oder „Schmier“ der Steinkohle, die früher Abfall waren und heute bereits bewußt hergestellt werden. Es werden daraus Kohlenwasserstoffe entwickelt, die dem Benzol und Acetylen nahe stehen, Abkömmlinge des Stickstoffs (Phenol, Kresol), die unter Wasserentzug verdichtet oder zu größeren Molekülen zusammengeballt werden. Je nach dem Verfahren entwickeln sich formbare oder feste Stoffe, Phenol-, Carbamid- und Spritzmassen, denen mannigfache Füll- und Farbstoffe (Holzmehl, Gewebeschnitzel, Asbestfäden) zugesetzt werden können, und die zum Teil wasser- und glutbeständige Werkstoffe ergeben, mit Eigenschaften, die sie oft wertvoller machen als Naturstoffe. Das älteste Phenolharz „Bakelit“ wird in der Geschirrinindustrie verwendet, ein weites Feld eröffnet sich in der elektrischen und Radio-Industrie (Isolierstoffe, Gehäuse), in der Kabelindustrie, in der Hartpapierverarbeitung; ein ganz neues Feld im Maschinenbau, wo Ritzel, Lager, Zahnräder aus solchen Hartgeweben hergestellt werden können, sie sind stahlhart, ölbeständig, geräusch- und schwingungsdämpfend. Welch einen Aufschwung dieser ganz neue Industriezweig nimmt, geht daraus hervor, daß die Welterzeugung 1920 noch 800 Tonnen betrug, 1929 schon 23 000 Tonnen, 1935 aber bereits über 200 000 Tonnen. Und auch hier sind alle Länder beteiligt: an erster Stelle stehen die Vereinigten Staaten, an zweiter Deutschland (mit einem Viertel der Welterzeugung) und an dritter Stelle England.

Die deutschen Erze

Die Bedeutung der Kunstharze liegt in der Möglichkeit der teilweisen Ersetzung von Eisen und Metallen, ganz besonders für Deutschland, das auf diesem Gebiete mit den von der Natur verliehenen Schätzen haushalten muß. Zwar ist der Traum der Menschheit, der Stein der Weisen oder die künstliche Herstellung von Gold noch nicht Wirklichkeit geworden; aber heute, da es wissenschaftlich schon denkbar geworden ist, würde es nicht mehr den ungeheuren Reiz ausüben wie früher, denn was man eigentlich braucht, ist nicht Gold, sondern sind Rohstoffe, in erster Linie Eisen und Metalle. Wichtiger als die Goldgewinnung wäre also die Eisen- und Metallgewinnung — aber das bedeutet einen Eingriff in den Bau der Atome selbst; und wenn uns dieser Eingriff auch im Laboratorium schon hier und da gelungen ist, so ist doch von der Beherrschung und Lenkung des Aufbaus der Moleküle bis zu dem Eindringen in den Kern der Atome noch ein weiter Weg. Bis dahin müssen wir versuchen, die Schätze, die uns gegeben sind, auch wirklich zu nutzen.

Das ist bisher beim Eisen am wenigsten der Fall gewesen, und war doch hier am notwendigsten, denn die wirtschaftliche Belebung und die Aufrüstung

haben einen übersteigerten Eisenbedarf hervorgerufen, so daß ein Eisenmangel in der ganzen Welt droht. Die Erzgewinnung kommt mit der Erzeugung von Rohstahl nicht mehr mit; diese liegt schon höher als im letzten Jahr der kapitalistischen Hochkonjunktur 1929, während die Erzausfuhr aus Schweden erst dieselbe Höhe hat, die Erzgewinnung in England und Frankreich noch niedriger ist, und gar die spanische Förderung auf den dritten Teil zurückgeworfen ist. Alle Länder beginnen hauszuhalten, und das Verbot der Ausfuhr von Schrott ist schon die geringste Schutzmaßnahme. Selbst das sonst freiwirtschaftliche England hat eine überraschende Überwachung des Schrottmarktes einführen müssen.

Für Deutschland wird damit die Frage der Versorgung mit Eisenerzen und mit Schrott zu einer der dringendsten. Noch 1934 betrug unser gesamter Bedarf an Eisen- und Manganerzen etwa 16,7 Millionen Tonnen; davon gewannen wir 6 Millionen Tonnen aus dem Inland. Wenn man die Gewinnung aus Abbrand und Schlacke abzieht, so bleibt eine reine eigentliche Erzförderung von 4,1 Millionen Tonnen. Dabei haben unsere Erze mit durchschnittlich 45 v. H. einen geringeren Eisengehalt als die ausländischen Erze mit durchschnittlich 52½ v. H. Im ganzen kann man sagen, daß die deutsche Eisenversorgung zu ungefähr einem Drittel aus heimischen Quellen sichergestellt ist. Um nun die Eigenversorgung zu steigern, muß auf die bisher ungenutzt gebliebenen Erzvorräte in Deutschland weitgehend zurückgegriffen werden, und zwar ohne Rücksicht auf die Kosten. Ein Überblick über die deutschen Erzvorräte führte zu der Einteilung in drei Gruppen; in Erze erster Ordnung, die ohne weiteres abzubauen sind, Erze zweiter Ordnung, die erst noch aufbereitet werden müssen, bevor sie verwendet werden können, und in Erze dritter Ordnung, die praktisch noch nicht verwendbar sind. Über die Vorräte gibt es nun zwei verschiedene, stark auseinandergehende Schätzungen, die nachstehend gegenübergestellt werden:

In Millionen Tonnen	Walter Luyken, Düsseldorf, November 1932	G. Einede, Weilburg, September 1935
Erzvorräte 1. Ordnung	323	468
„ 2. Ordnung	162	über 1000
„ 3. Ordnung	32	?

Die zweite, auf Grund neuer und verbesserter Mittel gewonnene Schätzung deutet darauf hin, was der Führer bei Eröffnung der Automobil-Ausstellung 1937 sagte: „Die deutschen Eisenlager sind unbegrenzte.“ Die Hauptbezirke der Eisenvorräte erster Ordnung sind die bekannten im Siegerland, Lahn- und Dillbezirk, Bayern, Thüringen, Peine-Salzgitter; die Hauptvorräte zweiter Ordnung sind die Doggererze in Südbaden, ferner Vorkommen in Bayern und im Harz. Auf diese wird es bei der Ausgestaltung unserer heimischen Erzversorgung hauptsächlich ankommen. Ihre Erschließung ist erst möglich geworden durch neue Aufbereitungsverfahren, wodurch das minderwertige Erz veredelt wird. In dem sogenannten Rennverfahren werden diese Erze mit geringem Eisengehalt in einem Drehbrofen gebrannt und geschmolzen, so daß Luppen mit einem Eisengehalt von über 90 v. H. entstehen, die nun ihrerseits beliebig verwendet werden können. Eine Reihe von Großversuchsanlagen

(Krupp-Essen, Nidelwerke-Frankenstein) und Großaufbereitungsanlagen (Maghütte-Pegnitz, Gutehoffnungshütte-Gutmadingen, Schwarzwald) sind bereits errichtet oder in Bau. Das Ziel ist zunächst die Verhüttung von etwa 10 Millionen Tonnen deutscher Erze, womit die Versorgung schon fast zur Hälfte sichergestellt wäre. Dazu kommt noch der Schrottbedarf von bisher ungefähr $8\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen im Jahre, der fast nur aus dem Inlande gedeckt wurde. Die steigende Bedeutung des Siemens-Martins-Stahles erhöht auch den Schrottbedarf, so daß die Sammlung von Altstoffen immer dringender wird.

Auch für die Nichteisen-Metalle trifft das zu. Während beispielsweise unsere Zinkversorgung verhältnismäßig günstig ist, bleibt die Kupferversorgung knapp, und für die Zinnversorgung sind wir ganz auf das Ausland angewiesen. Hier ist die Rückgewinnung aus Altstoffen und Abfall am wichtigsten, und bezeichnenderweise sind hierin die Vereinigten Staaten am weitesten fortgeschritten, weil Zinn neben dem Gummi fast der einzige Rohstoff ist, über den sie nicht verfügen. Bei Kupfer und anderen Metallen wird die Verdrängung durch andere Stoffe die wichtigste Rolle zu spielen haben, und hierbei rückt Aluminium immer stärker in den Vordergrund. Der Weltbedarf und die Welterzeugung an diesem neuen Metall sind gerade in den letzten Jahren ganz gewaltig gestiegen; in Deutschland allein haben sich Erzeugung und Verbrauch seit 1933 verdreifacht. Mit einer Erzeugung von rund einem Drittel der Welt steht Deutschland auch an der Spitze, vor den Vereinigten Staaten und Kanada. Um so bedeutsamer ist für uns die Versorgung mit Bauxit geworden, einer hochwertigen Tonerde, aus der mit Hilfe der Elektrizität das Aluminium gewonnen wird. Wir bezogen es früher vornehmlich aus Frankreich, heute aus Ungarn, Jugoslawien, Italien und Griechenland. Aber darüber hinaus stehen wir hier vor derselben Frage wie bei den Eisenerzen: nämlich dem Rückgriff auf die heimischen Lagerstätten und Vorräte, obwohl diese minderwertiger sind. Tonerde haben wir genug, allerdings nur mit beträchtlich geringerem Aluminiumgehalt. Dennoch sind jetzt auch zunehmend deutsche Lagerstätten erschlossen worden, vornehmlich in der Umgebung von Bauxen. Auch hier ist damit wenigstens eine Entwicklung eingeleitet, die über kurz oder lang zum Ziele der Selbstversorgung führen kann.

Spinnstoffe aus Holz

Die schönsten Fortschritte auf diesem Wege haben wir wohl bei unserer Versorgung mit Spinnstoffen gemacht, um so schöner, als hier die Aussichten zunächst am geringsten erschienen, unsere Versorgungslage fast hoffnungslos abhängig vom Ausland. Auch hier haben wir uns mit einem kühnen Griff in die Natur helfen können durch die einfache Überlegung, daß die verbreitetsten Spinnstoffe, Leinen und Baumwolle, schließlich nichts anderes darstellen als Zellstoff, daß sie als Erzeugnis der Pflanzenwelt im Grunde genommen dieselben Stoffarten darstellen, und daß daher eine Ersetzung durch den bei uns reichlich vorhandenen Zellstoff, nämlich durch das Holz der deutschen Wälder, sehr wohl denkbar ist. Es handelte sich also nur darum, ein Verfahren zu finden, um daraus den Zellstoff so herauszuarbeiten, wie wir ihn haben wollten. Und schließlich gelang mehr als das: nachdem wir in der Kunstseide zuerst einen Ersatzfaden für Seide gefunden hatten, der dann zu einem selbständigen Stoff entwickelt wurde, und nachdem wir auch einen der Baumwolle ähnlichen Stoff in der Zellwolle ent-

widelt hatten, fielen uns noch außerdem mannigfache Abwandlungsmöglichkeiten des Fadens und des Stoffes in den Schoß, die die Natur nicht liefert, ähnlich wie es beim Rautschut und beim Kunstbarz durch die Aneinanderreihung von Molekülen gelungen war, ganz neuartige Stoffe zu entwickeln.

Der eigentliche Ursprung dieses Verfahrens liegt schon in der Kriegszeit, als die Kunstseide recht und schlecht gemacht wurde. Aber aus diesem übel beleumdeten Erfasstoff der Kriegszeit wurde nach dem Kriege der Träger einer neuen Entwicklung, eines ungeahnten Aufschwunges, und heute ist die Kunstseide nicht mehr fortzudenken. Aus ihr, die nur wenig anderes darstellt als fein versponnenen Zellstoff, wurde auch die Zellwolle entwickelt. Während der Kunstseidenfaden aus der Spinndüse unendlich lang und ohne Unterbrechung ganz fein herausläuft, ähnlich wie der Seidenfaden aus der Seidentraupe, wird er für die Bereitung von Zellwolle in kleine Fasern von bestimmter Länge (Stapel) zerkleinert oder zerhackt. Es entsteht dadurch ein ähnlich wattiger Stoff wie die Baumwolle. Dieser kann nun auf den bestehenden Maschinen beliebig versponnen werden, in allen Graden der Feinheit, in denen uns das berühmte englische Baumwoll-Garn bisher noch überlegen war. Ja, es können ganz neue Wirkungen erzielt werden, wenn man Stapel-Längen wählt, die weder die Baumwolle noch die Wolle aufzuweisen hat und wenn man auch noch besondere Maschinen dafür benützt. Schließlich kann der Faden durch verschiedene chemische Verfahren, durch Ausrüstung behandelt und wasserabstoßend, schmutzbeständig gemacht werden. Man kann, kurz und gut, alle Abarten der Gewebe aus Zellwolle herstellen, wollartige, flauschige, baumwollartige, leinen-ähnliche Gewebe. Die Zellwolle ist also aus einem Beimischungsstoff zu einem neuen, selbständigen Werkstoff geworden, zu dem sich noch die Kunstseide gesellt, die diese Entwicklung schon lange hinter sich hat. Die Bedeutung der Kunstseide erstreckt sich wieder mehr auf die Gebiete, wo sie unter Umständen auch das Leinen verdrängen kann (im Sinne einer Entlastung!), also etwa bei der Futterstoffweberei.

Beide neuen Stoffe haben daher in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufstieg erfahren. Die Erzeugung von Kunstseide, die noch 1933/34 eine gewisse Krise durchmachte, ist 1935 in der ganzen Welt um ein Drittel gestiegen, 1936 abermals um 10 v. H.; sie beträgt damit 450 000 Tonnen, von denen die Vereinigten Staaten 131 000, Japan 115 000 und Deutschland 55 000 Tonnen bestreiten; dann folgen England mit 52 000 und Italien mit 40 000 Tonnen. Noch größer ist aber der Aufschwung bei der Zellwolle — und hier hat sich Deutschland unbedingt die führende Stellung gesichert. Erst von 1929 ab kann überhaupt von einer Erzeugung gesprochen werden, wenn sie damals auch noch ganz unbedeutend war; und die stürmische Aufwärtsentwicklung setzte seit 1933 ein. 1935 betrug die Welterzeugung 60 000 Tonnen, wovon Deutschland knapp ein Viertel bestritt, an zweiter Stelle hinter Italien, das — aus ähnlichen Gründen wie wir! — bereits die Hälfte der Welterzeugung erreicht hatte. Diese betrug nun 1936 bereits 140 000 Tonnen, hat sich also mehr als verdoppelt — und jetzt stand Deutschland mit 45 000 Tonnen, einer verdreifachten Erzeugung, an der Spitze. Dabei hat Italien seine Erzeugung an Zellwolle über die Kunstseidenerzeugung hinaus gesteigert, Japan hat sie vervierfacht, und sogar England hat sie verdreifacht und die Vereinigten Staaten sind mit frischen Kräften angetreten! Und in welchem Ausmaß die Erzeugung vorangetrieben werden soll, das zeigt der deutsche Plan, sie 1937 auf 70- bis

80 000 Tonnen zu steigern, und sie 1938 auf 140- bis 150 000 Tonnen abermals zu verdoppeln. Wenn man den Gesamtbedarf an Bekleidungsstoffen in Deutschland jährlich auf 600 000 Tonnen schätzt, so sind gegenwärtig schon etwa 15 v. H. durch Zellwolle und Kunstseide gedeckt, und dieser Anteil wird nach den vorliegenden Plänen noch erheblich weiter ansteigen; andererseits ist hier noch in Rechnung zu stellen, daß es inzwischen auch gelungen ist, durch die Leistungssteigerung der deutschen Landwirtschaft den inländischen Anteil an der Versorgung mit Flachs und Wolle auf fast 12 v. H. zu erhöhen.

Man muß bedenken, daß noch 1870 die Hälfte aller Textilrohstoffe Deutschlands aus seiner Landwirtschaft stammten. Dieser Anteil sank bis 1890 auf 16 v. H., bis 1913 auf knapp 5 v. H., wo er sich ungefähr bis 1933 hielt — und im vergangenen Jahr war er bereits wieder auf 12 v. H. angestiegen und dürfte sich im laufenden Jahr abermals auf rund 17 v. H. erhöhen, also ungefähr auf den Stand um 1890. Während der Aufbau unserer Schafbestände naturgemäß langsamer vor sich geht, ist die Wiederbelebung des Flachsanbaus glänzend gelungen; die Anbaufläche hat sich seit 1932 verzehnfacht — und eine abermalige Verdoppelung würde schon zur vollen Deckung des gegenwärtigen Gesamtbedarfs an eigentlichem Leinen ausreichen. Allerdings ist nun auch der Bedarf ganz erheblich gestiegen, schon durch die vielen Mischmöglichkeiten mit der Zellwolle.

Schließlich ist ja auch die Zellwolle ein Erzeugnis des deutschen Bodens, des deutschen Waldes, und in der verstärkten Ausnutzung unserer eigenen Wirtschaftskräfte besitzen wir uns ebenso sehr auf unser Holz wie auf unsere Kohle und unsere Erze. Da über ein Viertel der deutschen Bodenfläche mit Wald bestanden ist (und davon über zwei Drittel Kiefer und Fichte, die für die Zellstoffgewinnung wichtig sind), scheint der Reichtum groß zu sein, aber wenn man die Papiergewinnung hinzurechnet, muß doch hausgehalten werden. Zunächst erschien eine Erhöhung des Einschlages zur besseren Bedarfsdeckung möglich, weil sie auch eine Verjüngung der Altersklassen herbeiführt. Vor allem kann in der Verwendung des Holzes gespart werden; fast die Hälfte der jährlichen Gesamtgewinnung wurde bisher als Brennholz verbrannt, kann aber zum großen Teil, bei zweckmäßiger und planmäßiger Bewirtschaftung, durch Kohle ersetzt werden, über die wir reichlich verfügen. Und auch bei der Verwendung als Bauholz kann durch neue technische Mittel eine Einsparung erzielt werden, ohne daß man sie als solche empfindet.

Die Auswirkung auf Staat und Wirtschaft

Das ist es, was überhaupt aus diesen nur andeutungsmäßigen Darstellungen hervorgeht: daß in diesem neuen Zeitabschnitt die gesamte deutsche Wirtschaft planmäßig gelenkt und abgestimmt werden muß, gerade im Hinblick auf die große Aufgabe, die ihr mit dem Vierjahresplan gestellt ist und die ein neues Zeitalter einleitet; so wie der Forstmann seinen Wald mit Bedacht auf Jahrzehnte und Jahrhunderte hegen muß, und der Landmann seinen Acker nach wohlüberlegtem Plane bestellen muß. Nichts, was die geschilderte technische Entwicklung gebracht hat, die eine Umwälzung bedeutet, ist wild und von selbst angewachsen, sondern alles verlangte sorgsame Hege und Pflege. Nichts ist auf der Grundlage rein wirtschaftlicher Erwägungen entstanden, sondern alles ausgesprochen unwirtschaftlichem Denken. Der Krieg war der Vater all dieser

Dinge: die Ansätze der künstlichen Benzingerinnung liegen im Kriege, die ersten paar Sonnen künstlichen Gummis sind im Kriege schon hergestellt worden, und die Kunstseide haben wir im Kriege kennengelernt. Damals war alles noch verächtlicher Ersatz, er blieb nach dem Kriege unbeachtet liegen, als die Weltwirtschaft ihren letzten Auftritt vollführte und sich vor ihrem Ende noch einmal schön machte. Aber aus diesen Ersatzstoffen sind inzwischen schon neue Stoffe geworden und werden noch mehr unentbehrliche Stoffe werden. Mit anderem Vorzeichen vollzieht sich heute dasselbe, was sich vor einem Jahrhundert vollzog: auch damals wurde der Krieg, der „Große Krieg“ Napoleons gegen England zum Vater vieler neuer Dinge. Einerseits schuf die Kontinental Sperre, die Absperrung des Kontinents von Kolonialwaren, die Ersetzung des Rohzuckers durch Rübenzucker; andererseits aber sperrte sie eigentlich England von den kontinentalen Lieferungen ab, und dadurch ging damals England dazu über, sich aus seinem Überseereich andere Stoffe als „Ersatz“ hereinzuholen. Und damals erst wurde die Grundlage für den Aufstieg von „King Cotton“, von Lancashire und Manchester gelegt! Heute vollzieht sich, wieder unter dem bitteren Zwang einer „Sperre“, dasselbe: Deutschland, von Baumwolllieferungen abgesperrt, greift zunächst als Ersatz auf die Zellwolle und ähnlich auf Buna, Kunstbenzin usw., und aus diesen Ersatzstoffen werden in dieser Zeit neue Werkstoffe. Und genau wie damals, so wird auch heute ein neues technisches Zeitalter eingeleitet.

Wirtschaftliche Erwägungen können dabei keine ausschlaggebende Rolle spielen, wie sie bisher diese neue technische Entwicklung lediglich gehemmt hatten, wenigstens nicht privatwirtschaftliche, kapitalistische Erwägungen. Gewiß muß in der ersten Zeit mit vergleichsweise verhältnismäßig höheren Preisen für die neuen Werkstoffe gerechnet werden: solange die Erzeugung über den ersten versuchsmäßigen Anlauf noch nicht hinweggekommen ist. Dafür hat sie mit der Aussicht auf eine stetige, manchmal gewaltige Ausdehnung auch die größte Aussicht auf eine stetige, manchmal gewaltige Preis senkung. Aus der zurückliegenden Geschichte sei nur an ein Beispiel erinnert: um 1850, als das Aluminium zuerst industriell entwickelt wurde, betrug sein Preis 4800 Mark für das Kilogramm; heute ist es auf 1,44 Mark gesunken! Dabei hat dieser „Werkstoff“, der in industriellen Großanlagen erzeugt wird, noch den Vorzug einer stetigen Preisentwicklung; selbst in Zeiten wilder Preissprünge an den Rohstoffmärkten, wie wir sie heute wieder erleben, blieb sein Preis unverändert. Insofern hinken auch die internationalen Preisvergleiche: der Preisauftrieb für Gummi, Baumwolle, Benzin und Metalle an den Weltmärkten läßt unsere Ersatzstoffe doch nicht mehr so teuer erscheinen. Aber sie haben den Vorzug, daß ihre grundläufige Preisentwicklung nach unten gerichtet ist. Es bleibt die Tatsache, daß die gesamte Volkswirtschaft nur für den ersten Anlauf mehr bezahlen muß: für gewaltige neue Anlagen müssen immer Aufwendungen gemacht werden. Die deutsche Volkswirtschaft kann diese Anlagen verantworten, weil sie sonst noch größere Summen aufwenden müßte, um eine Ausfuhr zu erreichen, die zur Dedung ausländischer Rohstoffeinfuhr erforderlich ist und die sich aber nur unter erheblichen Verlustpreisen, also Zuschüssen behaupten läßt. Und diese Zuschüsse muß die gesamte Volkswirtschaft aufbringen — und leistet sie tatsächlich auch heute. Man kann diese Zuschüsse volkswirtschaftlich mit demselben Recht in die Neuanlagen zur Herstellung heimischer Werkstoffe abzweigen.

Schließlich aber handelt es sich um eine Entwicklung, die zwar von Deutschland als Pionier einer neuen Zeit vorangetrieben wird, die sich aber auch auf andere Länder zu erstrecken beginnt. Die bereits angeführten Beispiele haben gewiß gezeigt, daß wir uns mitten in einer technischen Umwälzung befinden, die nicht einer Laune Deutschlands entspringt, sondern die sich aus der gesamten Entwicklung, der technischen, politischen und weltwirtschaftlichen Entwicklung zwangsläufig ergibt. Diese Umwälzung der Technik führt aber gleichzeitig eine Vernachlässigung aller bisher maßgebenden wirtschaftlichen Gesichtspunkte herbei; weil die bisherige technische Entwicklung unlöslich eng mit der kapitalistischen Entwicklung verknüpft war. Die Umgestaltung der Technik konnte erst dadurch herbeigeführt werden, daß ihre bisher ausschlaggebende Herrschaft als Produktionsmittel, die den Wesenszug der kapitalistischen Wirtschaft ausmacht, abgelöst wurde durch eine Herrschaft der höheren menschlichen Gemeinschaft über sie. Nachdem die bisherige technische Entwicklung alle alten, überkommenen Gemeinschaftsformen aufgelöst, zersprengt hatte, mußte diese höhere Gemeinschaftsbildung in den neuen, sogenannten autoritären Staaten erfolgen, die dann der technischen Entwicklung wieder Herr werden konnte. Die Umwälzung der Technik bedeutet also notwendig ein ganz anderes, engeres Verhältnis des Staates zu ihr; und man kann sagen, daß genau so, wie die bisherige Entwicklung mit dem Kapitalismus unlöslich verbunden war, das jetzt anhebende neue Zeitalter der Technik unlöslich mit dem Staat und seinen Erfordernissen verknüpft sein wird. Und das führt selbstverständlich auch eine Umgestaltung der Wirtschaft, ihrer Form und ihrer Gesinnung herbei: ein neues Zeitalter der Technik bedingt ein neues Zeitalter der Wirtschaft!

Erich Kulke:

Warum Dorfverschönerung?

Der Reichsnährstand hat mit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in der DAF. ein Arbeitsabkommen über die Weiterführung der Dorfverschönerung getroffen. Damit hat die bisher fast ausschließlich von der DAF. betreute Angelegenheit eine wesentlich erweiterte Grundlage gefunden und tritt nunmehr erneut und verstärkt mit denjenigen Forderungen hervor, die die Grundgedanken der Dorfverschönerung bestimmen und deren Verwirklichung abhängt von dem Verständnis der inneren Notwendigkeiten dieser Arbeit.

Um den Kerngedanken unserer Dorfverschönerung zu erfassen und um damit die Größe der vor uns liegenden Aufgabe zu kennzeichnen ist notwendig, die wesentlichen Merkmale herauszustellen, die zwangsweise zum Begriff und zum Vorgehen „Dorfverschönerung“ geführt haben. Zuerst gilt die Festsetzung, daß einstmals unsere Dörfer in der Gesamtheit ihrer Erscheinung durchaus „schön“ — im umfassendsten Sinne — waren. Noch vor einhundert Jahren stellten unsere Dörfer in baulicher Hinsicht eine Einbeit und Geschlossenheit und darum Schönheit dar, von deren Erscheinungsbilde unsere

Altmeister der Volksforschung — Riehl, Arndt, Jahn usw. — uns häufig berichtet haben und wie es in seiner Reinheit heute nur noch in seltenen Gebieten unseres Vaterlandes anzutreffen ist. Unsere Dörfer stellten einst eine unübertreffliche Einheit in den Bauformen, den Werkstoffen, den Hofgestaltungen dar — bis eine Zeit einbrach, die den Bauern herausriß aus der Kraftfülle seiner Lebensordnungen, ihn über den Weg der kapitalistischen und liberalistischen Volksverneinung in die Bahnen der Oberflächlichkeiten und der vom Stadtgeschmack aufgezwungenen Inhaltsarmut führte. Was nun folgte, war der Weg der Entstellung, Stilverwilderung und Auflösung aller Gebundenheiten. Die dörfliche Baukultur schien zu zerbrechen in dem Wahne einer allgemeinen Gleichstellung zu dem von Prunkbedürfnissen abhängigen Stadtbauwesen. Sie schien sich aufzulösen mit einem völligen Verzicht auf die seit Jahrhunderten — vielleicht seit Jahrtausenden überlieferten Baugewohnheiten. Es ist eine Tatsache, daß z. B. im Gebiet der mittleren Oder eine vollständige Wandlung im Aussehen der Dorfeinheiten einsetzte. Ein freudloses Antlitz, „nur nützlich“ und dabei häßlich zugleich, kennzeichnet die bauliche Gesinnung der letzten Jahrzehnte. Trotz aller Besserungsversuche schwand mehr und mehr jede Harmonie edler Baugeschlichkeiten aus dem Blickfeld des Dorfvolkes.

Genug der Anklage! Das Wort: „Fehler kann man machen, aber bauen darf man keine“ ist eine Mahnung für die Gegenwartsgestaltung unserer Bauaufgaben. Denn immer ist es die Baukunst gewesen, die vor allen anderen Künsten — Malerei, Bildhauerei, Musik usw. — große Zeitwenden ablöste und einleitete. Jedes Volk äußert sein Kulturideal, sein Gemeinschaftserlebnis zunächst in der Baukunst. Was aus dem Mittelalter in seinen Zeiten überdauernden Bauwerten der „Romanik“ und Gotik uns überkommen ist, gilt heute für die nachfolgenden Geschlechter in den Straßen des Führers, den neuen Bauwerken Nürnbergs und Münchens. Die Gesinnung jeder edlen Zeit spricht vornehmlich aus der Größe des Bauwillens und der Bauleistung.

Die Kulturhöhe eines Geschlechtes bewerten, heißt aber auch diejenigen Lebensäußerungen beobachten, die jenseits der hohen Künste, der Höchstleistungen auf kulturellem Gebiete liegen. Die Kultur eines Volkes wird nach der Summe der Einzelcharaktere im Leben des Alltags bestimmt, wird festgelegt nach der Bindung des einzelnen an die ewigen Gesetzmäßigkeiten des gesamten Volkes. Und so auch der Bauer mit seinem Hofe im Dorfbilde einer durch vielhundertjährige Geschichte bestimmten Landschaft!

„Deutschland ist schöner geworden!“ Diese Losung bestimmt den Lebenswillen unseres Volkes seit der Machtübernahme. Das Deutschland Adolf Hitlers konnte sich mit dieser Losung einer Welt von Gästen vor, in und nach den Olympischen Spielen offenbaren. Da sollte auch das Bild des deutschen Dorfes den Gesamteindruck begünstigen helfen: hier liegt nun die Geburtsstunde der „Dorfverschönerungsaktion“.

„Aktion“ heißt nun aber: das Gesetz des Handelns schlagartig bestimmen, heißt in einem Angriff mit stärkstem Kräfteinsatz vorstoßen in der festen Erwartung eines sofortigen Erfolges. Die „Aktion“ rechtfertigte vor den Olympischen Spielen ihr Dasein; denn nur schnelle und fleißige Arbeit konnte die Erwartungen erfüllen. Nach den Spielen tritt nunmehr die „Aktion“ in ihren zweiten Abschnitt des langsamen und stetigen Wachstums

der nach bestimmten Werten und Gesichtspunkten vorgeschriebenen Verschönerung des deutschen Dorfes. In diese Lage trifft äußerst günstig das Abkommen zwischen Arbeitsfront und Reichsnährstand.

Was ist bisher erreicht? Der Begriff „Dorfverschönerung“ ist über den Weg der Partei- und Arbeitsfrontdienststellen mit Unterstützung der Bauernführer, Landräte, Oberpräsidenten usw. bis ins kleinste Dorf vorgebrungen. Schon allein diese Tatsache, daß das Dorfvolk ernsthaft an die Verbesserung des gesamten Dorfbildes herantreten muß, ist ein großer Erfolg. Denn darin werden alle, die Deutschland kennen, einig sein: unzählige Schlacken müssen aus unseren Dörfern verschwinden! Zu stark ist die Zerstörung heimatlicher Baugeschlossenheit vorgeschritten. Weit über die bloße Werbung für den Gedanken konnten schon für 1936 die Gaumusterdörfer festgelegt werden. Der Grundstein ist damit gelegt, die Arbeit kann nunmehr für 1937 recht erfolversprechend angepakt werden.

Äußere Ordnung verlangt innere Ordnung und umgekehrt! Die Auflösung der Baueinheitlichkeit unserer Dörfer war nur die Folge einer fortwährenden inneren Zerrüttung und Verflachung! Gelingt es uns also, die inneren Gegebenheiten, als die für ein dauerhaftes Wirken einzig wahrhaften Kräfte wieder zu ordnen, sie wieder nach echten, sinngebundenen bäuerlichen Werten aufzubauen, so werden auch Haus und Hof und Dorf und Flur wieder zu einer Schönheit heranreifen, die einen tatsächlichen Wertmesser für eine Kultureinheit in sich birgt.

Ein jahrzehntelanges Mühen wird hierfür erforderlich sein. Wir können aber nicht diese Stufe der Vollkommenheit in der inneren Ordnung abwarten, ohne Gefahr zu laufen, bis dahin noch wesentliche Bauwerte des deutschen Dorfes zu verlieren. Wir müssen in vielen Gegenden sogar schnellstens zupacken, um beispielsweise nicht das letzte stilgebundene Fachwerkhaus verschwinden zu sehen. Zu „verschönern“ ist nachher an der „Vorstadtvilla“ kaum etwas. Ein Baufehler verschandelt für weitere Jahrzehnte ein ganzes Dorf! Darum darf nicht gezögert werden — äußere und innere Wandlung schreiten nebeneinander! Der Weg der Verinnerlichung aber, der den dauerhaften Erfolg für kommende Geschlechter einzig sichern kann, ist der schwerere, erfordert die Echtheit bäuerlichen Lebensbildes, weiler die Ganzheit des Daseins zu erfassen hat.

Damit liegt auch schon eine Wertung für den Begriff „Musterdorf“ vor. Niemals darf die äußere Aufmachung allein den Ausschlag geben! Vielmehr gilt es, festzustellen, welcher Einklang zwischen äußerer Erscheinung und dem inneren Kraftfeld einer dörflichen Gemeinschaft im Laufe eines Jahres herangewachsen ist. Z. B. entscheidet in einem Dorfe nicht der Anstrich der Häuser, sondern die Stärke des in den Häusern gebundenen Sippenlebens, das, soweit es tatsächlich in Ordnung ist, jede äußere Unsauberkeit an Haus und Hof ohne Anstoß von außen her von selbst schon verhindern wird.

Praktisch wird sich die Lage mithin derart auswirken, daß der Stil der im Jahre begangenen Feste und Feiern, dazu die Dorfgeschichte, die Verlebendigung vergessenen Volksgutes, die durchgeführten Dorf-

gemeinschaftsabend usw. einen sehr wesentlichen Maßstab für die zur Bewertung vorgeschlagenen Dörfer abzugeben haben. Zwar wird dadurch die Beurteilung ganz wesentlich erschwert, fördert aber auch die Richtigkeit der Ergebnisse. Daß dazu die wirtschaftliche Leistungskraft der Bauern innerhalb der Erzeugungsschlacht einen weiteren sehr bedeutsamen Punkt in der Begutachtung ergibt, ist nur allzu erklärlich; denn nur wo auch diese Voraussetzung zutrifft, daß der Bauer seinen Verpflichtungen gegenüber den Ernährungsforderungen der Gegenwart mit bestem Willen nachiefert, kann von einer mustergültigen, beispielhaften Dorfordnung gesprochen werden. Auch der Wille zur Lösung der sozialen Fragen innerhalb eines Dorfes muß vorbildliche Leistungen aufzuweisen haben. Sie erschöpfen sich nicht nur in der Erstellung gesunder und ausreichender Landarbeiterwohnungen, sondern greifen auch über in das Gebiet der Schulverhältnisse, der Wasserversorgung, der Einstellung einer Gemeindefschwester, der Einrichtung eines Kinderhortes usw.

Dies ist also der Weg zum „schönen“ Dorf, der sich in seinem Willen zur Ganzheit unendlich weit unterscheidet von der nur zu einer geringen Auswirkung gekommenen Tätigkeit der sog. „Verschönerungsvereine“, deren Unternehmungsgelüste sich häufig im Aufstellen einiger Sitzgelegenheiten an günstigen Aussichtsplätzen erschöpfte. Dabei darf jedoch der Reinlichkeitswert unserer Dörfer nicht nach städtischen Sauberkeitsbegriffen bemessen werden; nur ein gedankenarmer Städter, der nie in enger Verbindung mit dem Wirtschaftsablauf des Dorflebens stand, kann sich darüber aufhalten, daß Groß- und Kleinvieh noch nicht „straßenrein“ erzogen sind und daß zur Erntezeit eine Gabel voll Heu, einige Halme Stroh oder einige Rüben vom Wagen gefallen sind. Diese kleinen „Beigaben“ gehören zum Dorfleben, wie das Straßenbahngeräusch zur Großstadt. Was aber im Dorfvolk wieder angestrebt werden muß, ist der natürliche Sinn für Ordnungsliebe und Heimatpflege, ist das saubere Straßenbild an den Sonntagen und Feiertagen, ist die Reinlichkeit auf dem Hofe und in dem Garten. Es gibt in Deutschland Gegenden, in denen Jahr um Jahr die Häuser neu mit Kalkfarbe gestrichen werden und wo kein einziger Bauer im Dorfe sich ausschließt, um nicht die Schönheit des gesamten Dorfes herabzumwürdigen.

Nur wenige Dörfer werden wir in Deutschland finden, die heute schon restlos den hohen gestellten Forderungen entsprechen. Überall sind Schäden äußerer wie auch innerer Art zu beseitigen. Jedoch, wenn es schon den Tatsachen entspricht, daß das deutsche Dorf verschönerungsbedürftig ist, so ist noch viel sicherer, daß auch die deutsche Stadt einer „Stadtverschönerungsaktion“ bedarf, und zwar in einem Umfange, der in nichts hinter der Beseitigung der Dorfschäden zurücksteht; und diese Zukunftsarbeit am deutschen Stadtbilde rechtfertigt sich um so mehr, als heute fast Achtzig von Hundert des gesamten deutschen Volkes in der Stadt ihren Lebensunterhalt finden!

Wenige Schäden nur können hier für die Dorfverschönerung aufgeführt werden. Von der Pflege der nach Möglichkeit zu wachsenden und mit einer Baumreihe zu verschönernden Dorfsstraße führt die Aufgabe zu Haus und Hof. Sauberkeit, bodenständige Bauweise und Betriebsmäßigkeit zugleich kennzeichnen hier die Arbeit; die Pflege der Giebelzeichen und — soweit sie arteigen sind — der Hausinschriften und Sinnbilder, dazu ein artgemäßer

bäuerlicher Hausrat ist hierin einzuschließen. In zahlreichen Dörfern sind schöne Gärten — sowohl vor dem Hause, wie auch hinter dem Hause — vorhanden; sie müssen sowohl als Obst- und Gemüsegarten, wie auch zum Anbau von Heilkräutern reichliche Verwendung finden. Auf die Ausgestaltung des Angers, als dem gegebenen Mittelpunkt dörflichen Lebens, mit dem Weiber, der Spielwiese und dem Ehrenmal ist ebenfalls größter Wert zu legen. Die oft trostlos ausschauenden Schulbauten müssen durch eine Grünberantung in das Dorfbild eingeschlossen werden. Zur Pflege des Gemeinschaftslebens werden Dorfgemeinschaftshäuser zu errichten sein; sie dienen zur Aufnahme des Feierraumes, des H. J. - Heimes, der Dorfbücherei, der Dorfschau, des Rindergartens und der Wohnung der Gemeindefschwester. Einer wesentlichen Pflege muß auch das Gasthaus mit den Schankstuben und dem Tanzsaal unterworfen werden. Daß die Friedhöfe langsam vom „Grabsteintisch“ zu bereinigen sind, ist eine ebenso notwendige Aufgabe, wie die Beseitigung konfessioneller Trennung.

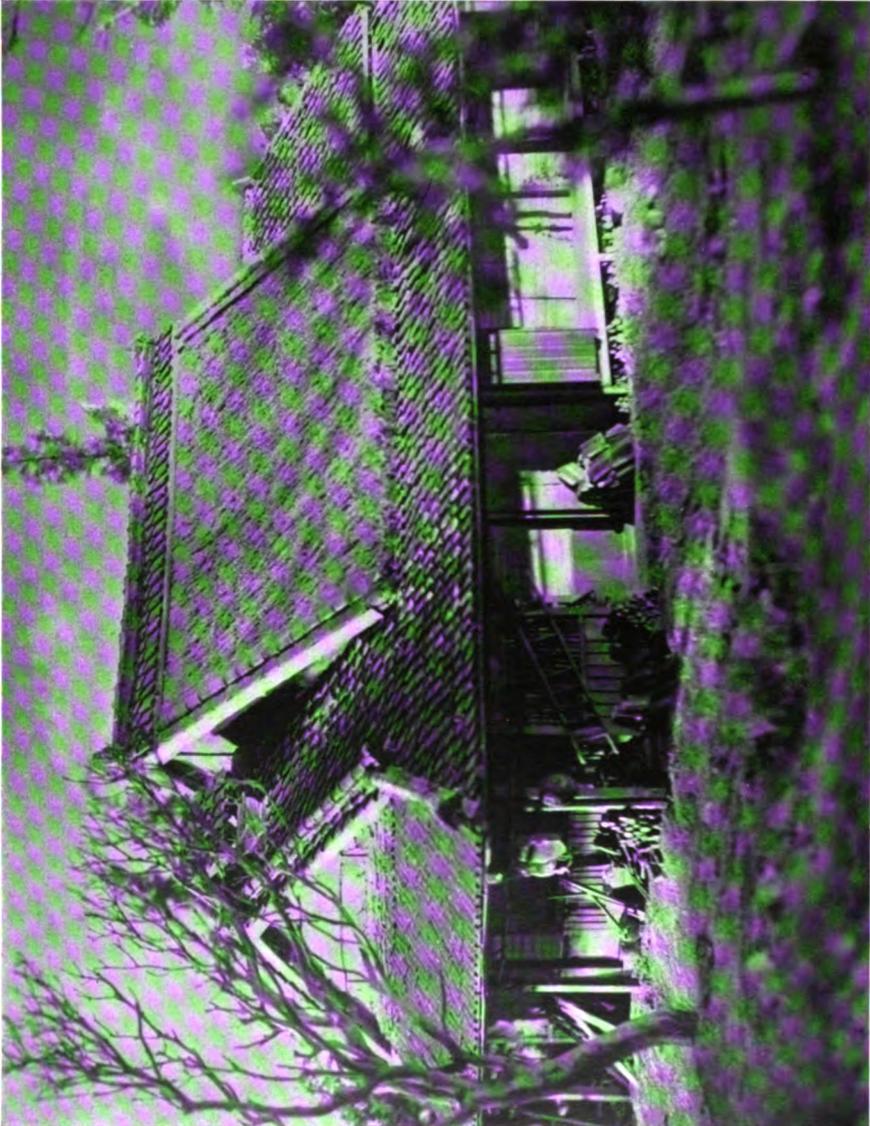
Aus den einzelnen Höfen erwächst das Dorf. Gelingt der Vorstoß zu Haus und Hof, wächst hier das Verständnis für Ordnung am Äußerem des Hauses bis zu den Blumen am Fenster und im Garten, bis zu der Farbenfreudigkeit des Fachwerks, so ändert sich auch das gesamte Dorfbild und entwickelt sich wiederum zu der Heimat einer Gemeinschaft, deren Lebenskreis dann nichts Zufälliges mehr darstellt, sondern einen Ausdruck wahrer geschichtlicher Verbundenheit und damit gewachsener Volkskultur widerpiegelt. Höchste Zweckmäßigkeit wird sich dann wiederum mit Schönheit verbinden und beide Werte erwirken, fern jeder lebensfremden Romantik, die Steigerung bäuerlichen Daseins.

Eine so umfassende, ein Zeitmaß von vielen Jahren benötigende Aufgabe kann nur im einmütigen Zusammenstehen aller in einem Dorfe Ansässigen zu einem Ergebnis führen. Zwei Aufgaben hat hierbei die „Dorfverschönerung“ zu erfüllen: den Ruf von außen her zu vernehmen, ihn aber von innen her, von der Gemeinschaft des Dorfes aus zu beantworten, zu befolgen. Wohl selten haben unsere Dörfer Gelegenheit gehabt, die Stärke ihres Gemeinschaftswillens in einem so hohen Maße zu erforschen, wie bei dem nun erfolgten Anruf. Über die Grenzen der NS.-Gliederungen hinweg muß unter einheitlicher Führung, in Gestalt kleiner Arbeitsgemeinschaften die Arbeit angepaßt werden. Wird nach genauen Planungen vorgegangen, die nicht in ein oder zwei Jahren — sofern sie großen Umfangs sind — vollendet sein können, so wird der Erfolg nicht ausbleiben. Manches Dorf wird kaum damit zu rechnen haben, in den nächsten fünf Jahren als Musterdorf hervortreten zu können; zu viel an Trostlosigkeit muß erst beseitigt werden — und Bäume wachsen langsam! Aber hierin liegt nunmehr die bedeutsame Aufgabe der Kreis- und Ortsbauernführer, ihren Gefolgschaften klare, über mehrere Jahre hinwegreichende Arbeitswege zu weisen. Mit solchen Voraussetzungen muß jede dörfliche Gemeinschaft ans Werk gehen, darf kein Dorf etwa aus Mangel an Selbstvertrauen zurückstehen. Es geht im Letzten nicht darum, Preise und Auszeichnungen zu erwerben, sondern das Dorf, als den Blutsquell des deutschen Volkes, zu einer Heimat zu gestalten, die im äußeren Bilde schön ist, im inneren Lebensvorgang aber den Bauern und der Sippe das unzerstörbare Odal erhält.



Deutschland und Japan

Bildbeigabe zu: Wilhelm Kinkelin, Deutschland und Japan



Meisänenhaus



Bauernarbeit im Angejocht des heiligen Berges



Feierliche Teehunde im Samurairahaus



Der Familienrat tagt in der Ahnenhalle. Im Wintergrund der Abn



Samienrat



Japanische Landnahme. Der moderne Pflug unter Waffen



Im Sienite des Gesellschafts und des Volkes

Wilhelm Kinkelin:

Deutschland und Japan

Zu dem Film: „Die Tochter des Samurai“

Nachdem das Abkommen zwischen Deutschland und Japan mehr und mehr in der Presse in Erscheinung tritt, hat die Zusammenarbeit der beiden großen befreundeten Völker auch im Film Gestalt gewonnen. Man muß sagen, daß damit ein sehr erfolgreicher Weg beschritten worden ist, denn das Bild, insbesondere der Film, sprechen beredter und deutlicher, als das geschriebene Wort. In ihm erleben wir unmittelbar Japan. Kaum einer hatte wohl, als er die Uraufführung des Films „Die Tochter des Samurai“ in Berlin miterlebte noch das Empfinden, er wäre in Deutschland; vielmehr fühlte man sich völlig in eine andere Welt, auch räumlich, versetzt: mitten hinein ins Land Japan und ins japanische Volk. Und diesem unmittelbaren Selbsterleben ist die Wirkung zuzuschreiben, die darin besteht, daß auf einmal sozusagen der Schleier fällt, der uns das wahre Gesicht Japans bisher verhüllte.

Man begnügte sich früher damit, dieses ferne Inselvolk nicht nur als fremd, sondern als merkwürdig, ja beinahe als komisch anzusehen, wie man eben Merkwürdigkeiten anzuschauen pflegte. Man stellte fest, schüttelte im Weglaufen den Kopf und sagte verwundert vor sich hin: „Japan? Nein so was!“ Damit war die seitherige Haltung des Durchschnittsdeutschen abgetan. Irgendeine innere Bindung oder gar Verbindung, irgend ein Verstehen und Begreifen war nicht vorhanden.

Diese Atmosphäre des Ablehnens, des Verwunderns, des Nichtverstehens, hat nun allerdings der Film „Die Tochter des Samurai“ gründlich beseitigt. Unter den Hunderttausenden, die den Film in Deutschland sehen werden, kann nun auch „der Mann auf der Straße“ feststellen, daß das Bündnis zwischen Deutschland und Japan nicht ein reines Zweckbündnis gegen den Kommunismus ist, der in Tat und Gedanken seine beiden Nachbarvölker im Westen und Osten in gleich ernstlicher Weise bedroht, sondern daß es tatsächlich ein Bündnis ist, das aus einer verwandten Weltanschauung entspringt und deswegen hierin auch seinen Schwerpunkt hat. Es wird deutlich, daß das japanische Volk und das nationalsozialistische Deutschland nicht nur dieselben Werte als Grundlage ihres Aufbaues und Bestehens betrachten, sondern daß es auch dieselben Güter sind, die beide Völker gegen den jüdisch-bolschewistischen Weltfeind zu erhalten und zu verteidigen haben: den alten Glauben, das Blut und das Land.

Was waren dann wohl die Gründe für dieses innere Nichtverstehen des deutschen und des japanischen Volkes? Es lag nicht nur an den spärlichen, falschen oder entstellten Nachrichten, die aus dem fernen Lande der aufgehenden Sonne zu uns kamen. Es waren auch nicht wesentlich wirtschaftliche oder

politische Gegensätze, es waren doch im wesentlichen weltanschauliche Gegensätze.

Man schilderte uns beispielsweise das japanische Volk als Heiden. Damit war, bewußt oder unbewußt, etwas Abfälliges verknüpft. Man lehrte uns, einen Heiden wenn nicht zu verachten oder gar zu hassen, so doch mindestens zu bemitleiden. Anders- und damit minderwertig — von diesem düffelhaften Hochmutsstandort aus betrachtet — müsse so ein heidnisches Volk auf alle Fälle sein.

In der Weltanschauung, also im Glauben des Japaners, nehmen drei Dinge eine Hauptstellung ein:

Die Verehrung der heiligen Heimat, die ihr Sinnbild im heiligen Berg Fudschijama findet;

die Verehrung des göttlichen Ahnherrn, die in der ausgesprochenen Bluts- und Familienspflege und im Kaiserkult ihren Ausdruck gewinnt;

die tiefe Verehrung vor der göttlichen Wirklichkeit, die im japanischen Hoheitszeichen, der sieghaften Sonne, ihr Sinnbild hat.

Indem wir das feststellen, begreifen wir auch, daß das alte Deutschland dieses Japan eben so sicher ablehnte, als nunmehr das neue Deutschland dieses selbe Japan versteht. Auch wir sehen in der Blutspflege und in der Bodenverbundenheit die Grundlage unserer völkischen Zukunft; auch wir erkennen, daß im Treuebekenntnis eines Volkes zu seiner ungebrochenen Überlieferung die Gewähr für seinen Bestand liegt; auch wir stehen heute wieder der göttlichen Wirklichkeit in einer unmittelbaren, lebendigen, tiefinnerlichen Verbundenheit nahe. Und wer sieht nicht auf den ersten Blick die Wesensverwandtschaft der Zeichen, unter denen das junge Deutschland und das alte und wieder neue Japan stehen? Deutschland im Zeichen des uralten Sonnenfinnbildes, unseres urarischen Hakenkreuzes, und Japan im Zeichen des glutroten Sonnenballes, der strahlenden Sonne auf der Kriegsfahne. Hakenkreuz und Sonnenscheibe sind nur verschiedene Sinnbilder ein und derselben Wesenheit; der Sonne als der göttlichen Allerhalterin des Lebens, der Gestalterin des bäuerlichen Jahres und des beredtesten Zeugnisses der menschlichen Verbundenheit mit dem Göttlichen.

So steht der Nationalsozialist vor dieser Offenbarung des japanischen Wesens zunächst überrascht und ergriffen da, dann aber tief verstehend und nicht mehr verwundert, sondern bewundernd. Ja, er sieht manches sogar dort als beispielhaft noch oder wieder oder schon verwirklicht, was zu tun uns noch bevorsteht. So begrüßt auch der Nationalsozialist, daß Teruos Heimfinden zu seinem Volke genau dem entspricht, was der wesentliche Weg eines jeden Nationalsozialisten war und immer sein wird. Der von fremden, in diesem Falle „europäischen“ Ideen angekränkelte Japaner findet heim zu seinem Lande, zu seinem Volke; er begreift den Sinn der Ahnenerverehrung und der Blutspflege; er wird erfüllt von der innersten Pflicht, die ihm seine Volksgemeinschaft auferlegt, Blut und Land zu wahren im Lebensraum eines neuen Volkes; er begreift wieder die ungeheure Wucht einer alten herkömmlichen völkischen Überlieferung, aber auch ihren Wert und ihre Notwendigkeit und stellt sich in ihren Dienst. Nichts anderes wollen wir Nationalsozialisten auch.

Es muß nun noch hinzugefügt werden, daß der Sinn des Nationalsozialisten heute auch fremden Völkern gegenüber in einer ganz anderen Weise aufgelodert und verständnisbereit gemacht worden ist. Wo man uns seither ablehnen, ja verachten lehrte, da wollen wir heute verstehen. Der Nationalsozialist ist duldsam; aus seiner eigenen Sicherheit heraus ist er großmütig und großzügig geworden. Er lehnt ab, was man uns seither lehrte: daß wir überall gleich missionieren und befehlen müßten, was nicht so ist, wie bei uns! Diesen anmaßenden Weltbeglückungskomplex hat der Nationalsozialist gänzlich verloren. Wo eine alte Welt missioniert, gebeten oder verwünscht, da achten wir und halten uns verstehend taktvoll zurück. Wo die alte Welt urteilte und kritisierte, da stehen wir unter Umständen voll Hochachtung. Das kommt davon, daß der Nationalsozialist ein eingeborenes Wertgefühl für alles arteigen Gewordene und Gewachsene in sich trägt. Die alte Einteilung in Barbaren und Nichtbarbaren hat er völlig verlernt. Er will einem fremden Volke gegenüber weder Professor noch Priester sein: typische Vertreter der alten Welt! So also tritt nun der Nationalsozialist Japan gegenüber.

Was uns seither ganz besonders merkwürdig berührte und was am meisten zur Ablehnung veranlaßte, das waren die uns komisch und ganz und gar unbegreiflich erscheinenden Sitten und Gebräuche des japanischen Volkes. Nicht nur, daß wir gemeint hatten, es müßte auf der weiten Welt alles so sein, wie bei uns, wir waren darüber hinaus zu dem Verständnis eines Anderssein innerlich gar nicht bereit. Man ließ uns bis vor kurzem ja nie aus unserem geistigen Pferch. Die Zahl derer, die für Sitte und Gebräuche sogar in unserem eigenen Volke nicht nur keinerlei Sinn hatten, sondern Brauch und Sitte bekämpften, wo es ging, war ja bekanntlich nicht gering. Eine völkische, d. h. an Blut und Boden gebundene Gesittung wurde weder zugestanden noch geduldet; sie wurde geleugnet und zugleich bekämpft. Man gestand hier unduldsam nur ein einziges zu: die allerweltchristliche Gesittung.

Als Nationalsozialisten aber sind wir heute bereit, in Sitte und Gebräuchen des in Rede stehenden japanischen Volkes seine ihm wesensgemäßen Äußerungen zu erkennen. Wir lachen darüber nicht mehr je nachdem verächtlich ablehnend oder mitleidig belustigt, auch suchen wir nicht darin das Trennende, sondern in der Suche nach dem Gemeinsamen finden wir auch den gemeinsamen Antrieb und das gemeinsame Wesen, ja manchmal sogar die gemeinsame Form. Wovor wir allerdings auch jetzt noch bewundernd stehen, daß ist die *Überfülle* und *Mannigfaltigkeit* des japanischen *Volksebens*. Wir sind deshalb überrascht, weil wir selbst nur noch Bruchstücke unseres eigenen herkömmlichen arteigenen Volkstums besitzen, dort aber nun ein ungebrochenes, auf uralter Überlieferung beruhendes Volkstum in seiner ganzen Mannigfaltigkeit und Schönheit, in ungebrochener Kraft und unerschöpflichem Reichtum vor uns sich entfalten sehen. Wir sind gewissermaßen geblendet von dem Glanze eines so reichen Volkstums. Wir erkennen daran die Aufgabe, die wir von unserem eingeebneten Volkstum aus für die Zukunft haben.

Wie über das Volkstum, so haben wir früher auch über *Japans heiligen Berg*, den *Fudschijama*, gelacht. Wenn wir auf japanischem Porzellan, auf Gemälden und sonstigen Dingen immer wieder diesen *Fudschijama* sahen, schüttelten wir den Kopf und fragten: was wollen denn diese

Japaner immer und überall mit diesem albernem Berg? Es gibt doch viele Berge, noch höhere, noch schönere usw. Wie kann einem Volk ein Berg heilig sein? Ein Berg! Uns war ein Berg doch nichts als eine einfache geographische Tatsache, vielleicht noch eine Gelegenheit zu Wanderung und Erholung. Am wichtigsten war seine Höhe in Metern. So entgöttlicht, so leblos, so entweicht war uns die Erde.

Wir Nationalsozialisten begreifen, daß und warum die Japaner einen heiligen Berg haben, der ihr allgegenwärtiges Mahn- und Wahrzeichen ist. Denn wir erinnern uns, daß auch das deutsche Volk einst einen heiligen Berg gehabt hat, den *Untersberg*, den *Kyffhäuser*, in dem der Alte im Berg als Vater und Führer des Volkes nach dem alten Glauben seiner Wiederkunft harret. Wir wissen, daß jeder Gau im alten Deutschland, ja jede Dorfmarkung ihren heiligen Berg hatte, in den die Ahnen eingegangen waren. Wo sind heute unsere heiligen Stätten? Wo ist der heilige Berg der Deutschen, die höchste Weisstätte? Auch das deutsche Volk wird einst wieder sein Volksheiligtum haben!

Stellen wir uns diesen *Fudschijama* vor: über Land und Meer ragt in Himmelsöhe der heilige Berg Japans, fast 4000 Meter hoch aus unmittelbarer Meereshöhe und der höchste Berg des ganzen Landes. Bei jeglicher Arbeit steht der Japaner unter seinem schimmernden, zeitlosen Antlitz. Ewig ist dieser Berg. Schon vor Jahrtausenden sah er so über Land und Volk, über brandendes Meer, über trutzende Klippen, über Reisfelder und noch einmal über Reisfelder mit fleißigen, zähen japanischen Bauern. In seinen Firnkaren rinnt über den eisigen Gipfel das himmlische Licht der Sonne zur gesegneten Erde hernieder. Sein Haupt trägt wie Atlas das Gewölbe des Himmels. In strahlendem, unirdischem Glanze leuchtet sein königlicher Gipfel. Jeden Tag weist er die Menschen zu Gott. Wo hat das Göttliche eine würdigere Stätte als auf solch gewaltigem Berg? Die Augen von ungezählten Millionen japanischen Ahnen schauten schon zu ihm auf, Abermillionen sah er zu seinen Füßen siedeln. Ewig und zeitlos ist dieser Berg, wie sein Volk um ihn, ewig ist dieses Land der Sonne, dieses Land der Ahnen, dieses Land der Arbeit. Zu allen Zeiten ist dieser Berg Zeuge der japanischen Geschichte; er erzählt aus Urzeit und weist mahnend in die Zukunft. Was ist ein solcher zeitloser Mittelpunkt eines Volkes nicht wert! Wundert es uns noch, daß der *Fudschijama* Japans heiliger Berg ist?

Ein anderes ist, was uns weiter verständnisfreudig anspricht: die *Ahnenverehrung* und die aus ihr entspringende *Blutspflege*, die ihre herkömmlichen uralten Formen hat. *Seruo* ist vom europäischen Individualismus angenagt worden. Er will nicht mehr bereit sein, dem Ganzen, Volk und Sippe, ein Opfer zu bringen oder ein Zugeständnis zu machen. Er erkennt aber, unter sein Volk heimgekehrt, seinen Irrtum, erlebt eine innere Wandlung und erkennt, daß eigensüchtiger Individualismus als Selbstzweck der Tod jeglicher Gemeinschaft, insbesondere der Blutsgemeinschaft ist. So heiratet er die liebliche Tochter seines Pflegevaters, um die uralte Blutlinie der *Yamatinger* im Namensstamme fortzusehen und damit den gemeinsamen Ahnen dienend. Denn auch er ist, wenn auch einfacher bäuerlicher Herkunft, doch aus altadeligem *Samurairblut*.

Sinn und Form der japanischen Blutspflege lernen wir eindrucksvoll im *Familienrat* kennen, der um *Seruos* Sache willen zusammentritt. Nicht

dem einzelnen mit seiner unsicheren Einsicht und seiner möglichen Jähsucht kann die Blutspflege überlassen bleiben, sondern über sie wacht der Familienrat. Weiße Worte werden dort geredet, insbesondere diese „wenn die Sitten unserer alten Familien wanken, wankt Japan“. So hat vor tausend Jahren bei uns ein Geschlechtsältester wohl schon gesagt, als damals auch „eine Flut von Westen“ zu uns herankam.

Entscheidend für Teruos innere Wandlung ist, was sein alter Lehrer ihm wie die Stimme seiner mahnenden Ahnen eindringlich ins Herz redet. Er spricht es zu ihm im Ahnentempel, den ein Geländer mit Hakentkreuzmuster ziert. Weil es von entscheidender Bedeutung ist und weil, was dieser alte japanische Weise sagt, dem Sinne nach genau so ein nationalsozialistischer Weiser sagen könnte, sei es wörtlich hier wiedergegeben: „Ja, mein Sohn, es ist lange her, daß Du die Stimme Deines Lehrers hören konntest! Du hast seitdem in diesen westlichen Ländern wohl vieles gehört und viel Weisheit in Dich aufgenommen, die man dort drüben benennt mit dem Worte „modern“ und Du hast recht, wenn Du sehr gehorcht hast auf den Klang und den Inhalt dieses Wortes, denn wehe, wenn unser Volk die Kräfte verlassen wollten, die in diesem Wort verborgen sind. Rastlos scheinen mir diese Völker des Westens in ihrem ruhelosen Streben nach vorwärts. Sie kommen mir vor, wie wagemutige Seefahrer, die über immer unbekanntere Meere hinausfahren wollen in unbekannte Zukunft und es ist gut, wenn Du von diesem Geist des Westens ein wenig eingeatmet hast, denn er ist nötig geworden, auf daß unser gealtertes Nippon bestehen könne im Kampf dieser Mächte um den Raum der Erde. Wenn Du aber je von Deinem alten Lehrer etwas gelernt hattest, dann höre noch einmal auf seine Stimme. Was unsere Ahnen einst dunkel fühlten oder klar dachten, diesen Inhalt von Jahrtausenden fassen wir heute zusammen in dem kurzen Wort „Shinto“. Ein kleines Teilchen dieses uralten Wissens aber besagt folgendes: Du bist als einzelnes Individuum nicht so sehr wichtig, denn Du bist als solches nur ein kleines Glied in der langen Kette Deiner Ahnen, aber jedes noch so kleine Glied ist Träger der ganzen Kette und damit verantwortlich gegenüber dem Ganzen, das vor ihm war, und verantwortlich für das Folgende, das nach ihm kommt aus seinem Blut, und dieses Blut ist wiederum nur ein vorüberfließender Tropfen in dem ewigen Lebensstrom eines Volkes, dem Du alles verdankst und dessen Ursprungsquelle somit das Tiefste und Höchste ist, vor dem Du Dich dienend verneigen kannst in kindlicher Ehrfurcht. Die Verneigung aber vor dem eigenen Vater sei das alltägliche Symbol Deiner Liebe in Dankbarkeit dem Ganzen gegenüber, das für uns den Namen hat: Japan.“

Im Grunde vermögen auch wir nicht, den Sinn der Ahnenverehrung und der Blutspflege, die Bindung zur Volksgemeinschaft deutlicher auszusprechen. In diesem Gedanken schlägt unser nationalsozialistisches Herz den gleichen Takt, wie das japanische. Es ist uns, wenn wir andächtig im Filmschauspiel sitzen, als hörten wir die mahnende Stimme der eigenen Ahnen.

Es kann kein Volk ungestraft von seiner artgemäßen, blutsgebundenen Überlieferung abgehen. Es ist frei in der Form, da diese wechseln kann, ja manchmal wechseln muß, doch verträgt Wesen und Inhalt dieser Überlieferung kein Zugeständnis. Den Bruch mit seiner Überlieferung hat noch jedes

Volk mit seinem Tode bezahlt, zwar nicht nach Jahren schon, aber nach Jahrhunderten. Wobei man wissen muß, daß ein Volk sozusagen noch bei Lebzeiten schon tot sein kann.

Das neue Japan ist uns ein Beispiel. Yamato, der Samurai aus altem Geschlecht, spricht es gegenüber der Deutschen aus, die sich verwundert über die Vereinigung des alten und neuen Japans in einer Person ausspricht. Er sagt zu ihr: „Sie sehen in mir einen alten Samurai und einen modernen Japaner.“ Hierin sehen wir, daß das ganze „Geheimnis“ des modernen Japan darin liegt, mit modernen Mitteln sich in den Dienst der uralten Idee zu stellen. Es haben viele bei uns daran herumgeraten, wie es sein könnte, daß Japan mit seiner uralten, gewachsenen Gesittung und Überlieferung, auch rassenmäßig anders gefügt wie wir, plötzlich sozusagen ein europäischer moderner Staat werden konnte, ohne in seinem innersten Wesen zu erkranken. Gewiß ist, daß Japan nicht bestehen bleiben könnte, wenn es mit der westlerischen Form auch den westlerischen Inhalt übernehme. Doch eben das Letztere tut es nicht, es macht sich nur das Äußere zunutze. Und das ist das Wesen des modernen Japan. Wir erleben dies an dem aus Europa heimkehrenden Teruo. Ausgerüstet mit dem, was er als Wissenschaftler in Deutschland gelernt hat, stellt er sich in den ureigensten Dienst seines alten und doch immer jungen Volkes: fußend auf Blutspflege und Ahnenverehrung schreitet er zur japanischen Landnahme in Mandschukuo! Nicht mit dem altjapanischen Hakenpflug, sondern mit dem europäischen Traktor!

Wenn wir übrigens den Samurai so, wie oben erwähnt, sprechen hören, befällt uns ein gewisses Bedauern. Wo ist, so fragen wir uns, der deutsche Adel, der so wie Yamato das Alte und das Neue bei uns verbinden könnte und wollte? So wird die Zukunft denen gehören, die bei uns nicht Form und Inhalt verwechseln und umgekehrt, und denen, die in bewußtestem Bekenntnis aus ihrem noch unversehrten Blute zu einer ungebrochenen, wahrhaft deutschen Überlieferung und zur lebendigen zeitgemäßen Gestaltung der Gegenwarts- und Zukunftsfragen sich entschließen.

Aber nicht nur in Gedankenführungen, sondern auch rein in äußerlichen Bildern wirkt der Samurairfilm verständnisfördernd. Wir erleben, abgesehen von dem schönen, blütenreichen Land mit entzückenden Einzelbildern den Japaner als fleißigen, geschickten Arbeiter, vor allem aber bringt er uns Einblick in das Dasein eines Reiskbauern. Was bei uns das Korn, das ist dort der Reis. Und wenn Teruos alter Vater, ein Reiskbauer in den Bergen, sagt, „der Reis muß gesät werden und muß wachsen zur Ernte, sonst kann Nippon nicht bestehen“, so könnte das heute bei uns ebensogut ein Bauer bezüglich seines Kornes sagen als Willenskundgebung in unserer Erzeugungsschlacht.

Wir fühlen uns diesen fleißigen Reiskbauern in ihrer schweren Arbeit in greller Sonne, in Wasser und Dred, verbunden. Wie mühsam ist der Reiskbau, wie kündet die Wasserversorgung der Reiskfelder allein von einem Heldenlied der Arbeit! Die Mühseligkeit der Reiskbauernarbeit gemahnt uns an die Mühseligkeit unserer Weingärtner, die auch jahraus jahrein auf schmalen Stücken an ihren Steilhalden mit Aufbietung aller Kraft und mit zähem Willen ihre schwere Arbeit an der Weinrebe tun, dazu noch manches Jahr ungelohnt.

Auch im Aussehen der japanischen Darsteller liegt für manchen von uns etwas Überraschendes. Nicht nur, was er sagt und was er tut, nicht nur in Gebärde und Haltung, könnte der Samurai Yamato auch ebensogut ein deutscher Edelmann sein, wie wir ihn uns vorstellen, sondern auch rein seinem Aussehen nach. Mancher wird erstaunt fragen, ob es denn auch solche Japaner gebe. Einer solchen Erscheinung gegenüber kann man sich ja gar nicht fremd fühlen. Auch seine Tochter Mitsuko ist von einem unendlichen Liebreiz. Sie wird dargestellt von der Satfuko Hara, einer hochbegabten jungen japanischen Filmkünstlerin. Die innige Lebensverbundenheit dieser Samuraitochter tut sich dar, als ihr Anverlobter von Deutschland zurückkommt. Allen tut sie kund: „Teruo kommt heim“, den Tieren, den Pflanzen, dem Wasser, dem Wind. Alle sollen von ihrem Glück wissen. Wir erinnern uns dabei, daß auch unsere Bauern noch ihren Haustieren Freud und Leid kund tun in Erinnerung an eine einstige unmittelbare und freundliche Verbundenheit des Menschen mit allem Lebendigen, da rund um ihn nicht alles nur „seufzende Kreatur“ war, darüber stolz erhaben der Herr der Erde, daß er sie sich „untertan mache“.

Es würde etwas fehlen, gedächte man in diesem Zusammenhang nicht der hohen Verdienste, die sich der altbekannte Bergfilmer Dr. Arnold Fand und die Terrafilmsgesellschaft um die Herstellung dieses Filmes erworben haben; insbesondere aber müssen wir der drei japanischen Hauptdarsteller gedenken, voraus der lieblichen Mitsuko, die alle den Weg zum Herzen des deutschen Volkes gefunden und so wahrhaft eine Brücke des Verständnisses zwischen japanischem und deutschem Wesen geschlagen haben.

Wir haben das japanische Volk kennengelernt. Wir verstehen, wie das ganze Volk durch ungezählte Jahrhunderte auf seinen Inseln in eine harte und unerbittliche Zucht genommen wurde durch „Erdbeben, Vulkane und Taifune“, und, kann man wohl noch hinzufügen, durch Landnot. Und wiederum hat sich das ausgelesene edle Blut dieses Volkes in seiner raffischen Kraft selbst in Zucht genommen durch die ebenso harten und unerbittlichen Gesetze der Ehre, des Gehorsams und der Treue, alle ausgerichtet auf den Dienst am eigenen Volke, seinem Blute und seinem Wesen.

Der Film klingt aus in der japanischen Landnahme auf dem Festland. Dort zeigt sich die ganze ungebrochene Kraft Japans, die die modernsten Hilfsmittel in den Dienst einer uralten Idee stellt. Auch hier erleben wir an Teruo und seinem nunmehrigen Weibe Mitsuko, beide aus altem Samurai-Adelsblut, daß in Wahrheit Adel immer vom Bauern her ist.

Fassen wir alle Eindrücke des Filmes und die durch ihn angeregten Gedanken zusammen, so wird es uns klar, ja selbstverständlich, daß in Zukunft das japanische Sonnenbanner und das Hakenkreuzbanner nebeneinander aufgepflanzt sein werden.

Walthar Kayser:

Noch einmal: Ludwig von der Marwitz*)

Die bisherige Beurteilung des geschichtlichen Wesens und Standortes Ludwigs von der Marwitz in der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und in der lange Zeit allein maßgeblichen Auffassung Friedrich Meusels war durch zwei Fehlerquellen beeinträchtigt. Die eine Fehlerquelle lag in jener grundsätzlichen Fehldeutung der Reformzeit, die meinte, die sogenannten Stein-Hardenbergschen Reformen bildeten eine innere Einheit der Gesinnung und der Zielsetzung. Die andere Fehlerquelle war durch den Umstand verursacht, daß Friedrich Meusels dreibändige Ausgabe der Lebenserinnerungen und verschiedener politischer Schriften Ludwigs von der Marwitz fast nur die nachträglichen Altersbetrachtungen Marwitzens sowie seine polemischen Aufzeichnungen aus dem einen kurzen Kampfsjahr der ständischen Opposition gegen das System Hardenberg 1811/12 als Quellenmaterial zu Wort kommen ließen. Diese beiden Tatbestände führten dazu, daß man einmal Marwitzens Widerstand gegen das politische System des Staatskanzlers Hardenberg ohne kritische Nachprüfung als zugleich gegen den Reformwillen Steins gerichtet ansah, und daß man zum zweiten Marwitzens verbitterte Altersäußerungen ebenfalls ohne kritische Nachprüfung als vollgültigen Beleg für die Motive seines früheren politischen Denkens und Handelns hinnahm.

Das neue Marwitzbild, das ich auf Grund langjähriger Quellenstudiums in kurzer Zusammenfassung in dem in Nr. 71 (Februar 1936) der *N. G. Monatshefte* veröffentlichten Aufsatz „Marwitz und die unvollendete preußisch-deutsche Erhebung“ und in ausführlicher Begründung in dem im September 1936 in der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg erschienenen Buch „Marwitz. Ein Schicksalsbericht aus dem Zeitalter der unvollendeten preußisch-deutschen Erhebung“ entwickelt habe, geht von der kritischen Nachprüfung und Berichtigung der beiden oben genannten Fehlerquellen aus. Die doppelte Voraussetzung meiner neuen Auffassung und Würdigung von Marwitz ist erstens die Erkenntnis der wesentlichen Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit der Ziele und Taten Steins und Hardenbergs, und zweitens die Verwertung bisher unbekannter gleichzeitiger

*) Wir verweisen den Leser auf die dem Aufsatz Sommerlad, „Ludwig von der Marwitz und das Bauerntum“ in der Aprilfolge von „Ddal“ vorangestellte Bemerkung der Schriftleitung.

Selbstzeugnisse Marwitzens, vor allem aus dem vor seiner Auseinandersetzung mit Hardenberg liegenden Zeitraum zwischen 1795 und 1809, die zugleich ein neues Licht des folgerichtigen inneren Zusammenhangs auf seine Anschauungen in den Jahren von 1812—1815 und auf seine grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Politik der Heiligen Allianz und der Restauration werfen.

Die Tatsachen zeigen folgenden Entwicklungsgang des Marwitz inwohnenden Bestrebens.

Der junge Marwitz der Jahre zwischen 1795 und 1805 lebte in der Gedankenwelt Klopstocks und Herders, Schillers und Rants, Pestalozzis und Thaers, war ein Schüler Scharnhorsts und gehörte mit Clausewitz zu dem Kreis junger national-revolutionär gesonnener Offiziere, die in dem Prinzen Louis Ferdinand ihren Anführer sahen. Dieser gleiche Marwitz bezeugte durch seine Taten als jugendlicher Gutsherr in Friedersdorf die Echtheit und den Ernst seiner revolutionären Gesinnung. Er bekämpfte an der Spitze der Reichsverwaltung im Oberbruch den Schlandrian des alten Ständewesens, er führte bahnbrechende landwirtschaftliche Reformen durch, er schuf gegen mannigfaltige Widerstände ein vorbildliches Volksschulwesen für die Friedersdorfer Bauernkinder und er plante, seiner Zeit vorausseilend, bereits im Jahre 1805 eine Bauernbefreiung für das Gebiet seiner Gutsherrschaft.

In den Jahren von 1805—1807 wurde Marwitz zum leidenschaftlichen Vorkämpfer einer national-deutschen Politik Preußens und einer umstürzenden Heranziehung aller Kräfte der Nation zu bewaffneter Volkserhebung und zu neuer klassenloser nationaler Staatsgesinnung. Es hat schlechterdings weder mit altpreußisch-absolutistischer Staatsauffassung noch mit altständisch-feudalen Anschauungen etwas zu tun, wenn Marwitz durch eine öffentliche Flugschrift „einen National-Enthusiasmus erwecken“ und „den König dadurch ansteden“ wollte, und wenn er gegen eine Staatsauffassung anging, der „Untertanen ein Gut find, das dem Fürsten gehört, wie etwa seine Schlösser und sein Tafelgeschirr“, während in Wahrheit „Fürst und Untertanen nur einen Körper ausmachen, von dem diese die Glieder, er aber das Haupt ist“.

Es ist eindeutig und unbestreitbar der Geist der nationalen Revolution, der Geist Scharnhorsts und Gneisenaus, der aus dem Wortlaut der in meinem Buch zum erstenmal der Öffentlichkeit bekanntgegebenen Marwitzschen Tagebuchaufzeichnungen von 1805—1807 spricht. Die Völker deutschen Namens und Ursprungs sollten den morschen und entheiligten Verein deutscher Reichsverfassung verlassen und sich unter der Führung eines neuen Preußens wiedervereinen. Es gäbe in Deutschland keinen preußischen, österreichischen oder bayerischen, keinen nassauischen, hessendarmstädtischen oder schwarzburg-rudolstädtschen, sondern allein einen deutschen Vorteil. Der preußische Staat habe bisher nicht durch seine innere Kraft und nicht durch den Gemeingeist der Nation, sondern nur durch die Ordnung in seiner inneren Verwaltung und durch seine Armee bestanden. Nun, da dieses bloße Werk der Kunst zusammenbreche, müsse der außer-

ordentlich zusammengefaßte Staat durch außerordentliche Mittel gerettet werden. Nur durch sie könnten die in der Nation lebendigen Talente zum Erwachen und zur Auswirkung gebracht werden. Eine jede Kraft, die sich im Volke zeige, müsse benutzt werden. Der Staat bestehe aus den vereinigten Kräften der Bürger. Der König habe diese Kräfte, nicht zu seinem Besten sondern zum Besten aller, zu dirigieren. Der Staat bestehe nur durch die Vereinigung aller, also daß der Bürger Soldat, und der Soldat Staatsbürger sei. Der König aber müsse der erste Soldat und der erste Bürger sein. Man müsse sich über gewohnte und gelernte Formen kühn hinwegsetzen. In jedem Regiment müsse ohne Rücksicht auf die Rangliste dem Fähigsten der Befehl gegeben werden. Das ganze Deutschland würde sich erheben, wenn ihm nur ein Haltepunkt gegeben werde, an den sich alles anschließen könne. Das Kriegsschicksal allein sei fähig, in seiner ferneren Entwicklung Talente zu erheben und Kräfte zu erwecken, die jetzt schlummerten. Die vorhandene Organisation von Heer und Staat müsse als das Element betrachtet werden, aus welchem etwas Neues und Besseres hervorgerufen werden solle.

Dies war der nicht gerade reaktionäre Marwitz, dem Schill versicherte, daß er sein Vorbild sei, von dem er zu lernen hoffe, dem Gneisenau schrieb: „Außerordentliche Zeiten bedürfen solcher Männer wie Sie“, und dem Blücher 1807 das Abschiedswort mitgab: „Bleiben Sie mein Freund, ich bin ganz von Herzen der Ihrige“.

Dies war der Marwitz, der als Schöpfer und Führer seines Freikorps 1807 ein praktisches Beispiel aufstellte, wie er sich die Verwirklichung der von ihm geforderten neuen Staatsgestimmung dachte. Das Freikorps Marwitz, von dem Blücher erklärte, es sei die beste Truppe, die er bei sich habe, beruhte auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit und bekannte sich zur Nationallehre und zur Nationalfreiheit des gemeinschaftlichen deutschen Vaterlandes. In ihm stand jedem Soldaten allein nach seiner Bewährung im Dienst der Weg zu allen Führerstellen offen, er sei von welchem Stande und welchem Vermögen er wolle. Von dem Geiste seines Freikorps erwartete Marwitz die Entflammung eines allgemeinen deutschen Nationalgefühls, die Erhebung eines neuen volksverbundenen Gemeinwesens und die Auslese der Würdigsten aus allen Schichten des Volkes.

Das Freikorps Marwitz verfiel 1807 nach dem Tilsiter Friedensdiktat der Auflösung. Marwitz kehrte auf sein Friedersdorfer Gut zurück und widmete sich dem Neuaufbau der durch die französische Besatzung und einen Gutsbrand zerstörten Wirtschaft, „der Scholle verhaftet, die mir der Herr gegeben, bis ich davon abgerufen werde“. Albrecht Thaer führte 1809 die Mitglieder der von ihm gegründeten landwirtschaftlichen Gesellschaft nach Friedersdorf, damit sie dort ein fortschrittliches Mustergut und einen der ausgezeichnetsten Landwirte der Mark kennenlernten. In dem gleichen Jahre 1809 führte Marwitz die von ihm seit 1805 erstrebte Bauernbefreiung in Friedersdorf durch und nahm an den Beratungen des kurmärkischen Landtages teil. Auf

diesem Landtag trat er als Anwalt der Regierung und der Staatsnotwendigkeiten gegen seine reaktionären Mitstände auf, die er als „gar zu erbärmliche Kerle“ bezeichnete. Während der gesamten Reformpolitik Steins ist Marwitz niemals als Gegner der Regierung und der Reformen aufgetreten. Vielmehr gehörten zu seinem freundschaftlichen Verkehrskreis Arnim-Boppenburg, Niebuhr, Vinde und Rheden, die Anhänger Steins. Sein damaliges Verhältnis zu Stein erhellt am besten aus der Tatsache, daß er bei dessen erster Entlassung als Staatsminister 1807 in sein Tagebuch schrieb: „Die letzte Stütze des Staates im Zivilsach, der Minister Stein, erhielt seinen Abschied. Ich sah keine Rettung für den Staat und keine Aussicht, ihm nützlich werden zu können.“

1808 schrieb Gneisenau an Marwitz: „Aller ungünstigen Konstellationen ungeachtet lasse ich dennoch die Hoffnung nicht sinken. Es kann noch alles sehr gut werden, und daß es so werde, habe ich meine Hoffnung mit auf Sie, mein Freund, gerichtet!“ Gleichfalls 1808 weilte Marwitz in Wien und beriet den Erzherzog Karl und den Grafen Stadion bei ihren Plänen einer national-deutschen Volkserhebung.

Marwitzens Beteiligung an der ständischen Opposition beginnt erst unter den Erlebnissen und Eindrücken der Hardenbergschen Staatskanzlerschaft, ihrer schrankenlosen Mobilisierung von Grund und Boden und ihrer ehrverletzenden Rechtsbrüche. Wofern man überhaupt Marwitzens eigenen Worten Glauben schenken will, muß man es als geschichtliche Tatsache anerkennen, daß Marwitz selbst seinen Kampf gegen das System Hardenberg ausdrücklich und unmißverständlich mit dessen Volksfeindlichkeit begründet hat. „Dieser zeigte viele Mängel des Alten und neue Theorien, die dem Übel abhelfen würden. — Das aber sah er nicht, daß diese zwar ausgeführt, niemals aber Leben erhalten könnten, wenn nicht das Volk selbst vaterländischer gemacht und sein innerstes Leben mit dem Staatsleben verflochten würde.“ „Ich war durchdrungen von der Verderblichkeit dieses Beginns und sah ein, daß dem Staate nur zu helfen sei durch eine ordentliche Verfassung, durch Teilnahme der Bürger an den Staatsangelegenheiten und durch eine feste Gesetzgebung.“

Darüber, daß Marwitz bei seinem Widerstand gegen Hardenbergs Politik unter „Nation“ und unter „Staatsbürgern“ etwas gänzlich anderes verstand, als etwa feudale Kastengefinnung und Klassenherrschaft, lassen Marwitzens eigene Worte keinen Zweifel: „Man bedenke, daß die Nation aus denjenigen Individuen nur besteht, die die Idee Vaterland zu denken vermögen und einer Begeisterung für dasselbe fähig sind. — Daß also der Wille der Nation in sehr wenigen Individuen zu erkennen ist, und daß diese aus den verschiedenen Ständen binnen kurzem herausgefunden werden können, wenn man sie nur an den Geschäften und an der Not des Staates teilnehmen läßt. Da wird sich die tote Masse gleich absondern, — die lebendigen, die wirklichen Staatsbürger werden stehen bleiben.“

Die alte Feudalverfassung bezeichnete Marwitz nachdrücklich als „überlebt“. Das einmal Erstorbene könne nicht wiedergewedt werden, vielmehr müsse sich durch die Zerstörung hindurch etwas Neues gestalten. Dies aber könne nicht geschehen durch Wiederherstellung dessen, was sich schon überlebt habe.

Marwitzens positive Zielsetzung war die Bildung einer neuen, volksverbundenen adelstümlichen Führerschicht. „Da der Adel versunken ist in gleiches Verderben mit allen übrigen Klassen der Nation und von wahren Adel nichts übrig hat als den Namen, so täte not, einen neuen Adel hervorzurufen und denselben an die Erdscholle zu knüpfen, dergestalt, daß dieselbe unveräußerlich und nur der Besitzer adelig sei.“ In diesem erst hervorzurufenden „neuen Adel“ sah Marwitz den „Anführer des Volkes, sich selbst erneuernd aus diesem“.

Die Tragweite dieser niemals verwirklichten Marwitzschen Gedanken über die Bildung eines neuen Adels ist meiner Überzeugung nach bisher von der Geschichtschreibung völlig verkannt worden und gewinnt für eine nationalsozialistische Betrachtung eine ganz neue Bedeutung. Um sie aus Marwitzens eigenem Bestreben verstehen und würdigen zu können, muß man sich drei Gesichtspunkte vor Augen halten.

Erstens: Die entscheidende Auslese für die neue adelige Führerschicht erwartete Marwitz von der kriegerischen Bewährung. Nur von ihr könne man auf den Charakter des Menschen schließen, der sich nur durch Taten offenbare und nicht durch Examen erprobt oder durch Reichtum ersetzt werden könne. Diesen natürlichen Adel der kriegerischen Leistung solle der König anerkennen und durch Verleihung des Titels und erblichen Grundeigentums auf die Nachkommen erstrecken. Am Beispiel des Marwitzschen Freikorps von 1807 und seines Landwehroffizierkorps von 1813 ist leicht zu ermessen, daß es sich bei der Durchführung von Marwitzens Ideen keineswegs etwa um eine geringfügige Ergänzung des alten Adels durch einige wenige Bürgersöhne oder Bauernsöhne gehandelt hätte, sondern um die wahrhaft umstürzende und revolutionäre Neubildung einer gänzlich neuen Führerschicht. Man vergesse nicht, daß Marwitz von der festen Gewißheit eines schwierigen und langwierigen Befreiungskampfes ausging, aus dessen kriegerischen Taten dieser neue Adel hervorgehen sollte.

Zweitens: Marwitzens Vorstellung von dem neuen Adel setzte ausdrücklich dessen ständige Erneuerung aus deutschem Bauernblut voraus. Diejenigen Bauern, die, über ihre Arbeit hinaus, sich als lebendige Staatsbürger erwiesen, seien dem Adel gleichzurechnen. Durch diesen organischen Aufstieg sollte nach Marwitzens Auffassung an die Stelle der alten äußeren Subordination der Erbuntertänigkeit die neue innere Subordination der Adelsverpflichtung treten. Wie sich Marwitz die Verwirklichung dieses Aufstieges dachte, geht aus seiner Einschätzung der erzieherischen Bedeutung

staatsbürgerlicher Selbstverwaltung und aus seinem Glauben an die Wirkungskraft Pestalozzi'scher Volkserziehung hervor. In der Gemeinde und im Kreis sollte sich in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten die Auslese der Charaktere vollziehen. Der sich in diesem Wirkungskreis offenbarende Charakter beruhe auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente könnten sich zwar zum Charakter gesellen, dieser aber nicht zu ihnen. Von der planmäßigen Volkserziehung meinte Marwitz, daß, wenn Pestalozzi 50 Jahre ganz allgemein gewirkt hätte, die Gesamtheit der bisher erbuntertägigen Bauern für eine adelstümliche Selbstständigkeit reif sei. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, festzuhalten, daß Marwitz seit Beginn seiner Guts-herrschaft nicht etwa nur mit unverbindlichen Worten, sondern mit eindeutigen und bahnbrechenden Taten für die praktische Durchführung Pestalozzi'scher Volkserziehung unter den Bauern eingetreten war.

Drittens: Marwitzens Forderung, daß der Staat das erbliche Grundeigentum der Adelsfamilien bei Bewährung verleihen und ebenso bei Verfall einziehen solle, bedeutete nicht weniger, als die Abschaffung des unbeschränkten privaten Verfügungsrechtes über Grund und Boden und die Anerkennung eines sozialistischen Obereigentumes des Staates an allem Grund und Boden.

Viertens: Obwohl Marwitz gewiß keinerlei bewußte Erkenntnis der Rassegesetze besaß, entstammte doch sein adelstümliches Denken einem sicheren Instinkt für Sippenzusammenhang und Erbwerte. Die Wurzel des Adels solle die Erhaltung der Familie, übereinstimmend mit dem Naturgesetz, sein. Vom Vater würden weit mehr Eigenschaften auf den Sohn hin vererbt, als man gemeinlich zugeben wolle. Der Mensch sei keine isolierte Pflanze in der Schöpfung, die für sich allein lebe und sterbe, sondern seine Geschlechter seien ein zusammenhängendes Ganzes, das nach dem Willen des Schöpfers zusammenhängend bleiben und gute Gesinnung fortpflanzen solle.

Aus gekränktem Rechtsgefühl und verletztem Freiheitsbewußtsein ließ sich Marwitz 1811/12 Schritt für Schritt in die Bundesgenossenschaft mit den feudalköniglichen Bestrebungen eines Adam Müller und eines Finkenstein hineinziehen. Indem er dies tat und vorübergehend aus der Leidenschaft seines Rechtstroses heraus zum Mitversucher der historischen ritterschaftlichen Privilegien wurde, ließ er, wie ich in meinem Buch näher ausgeführt habe, seine eigentliche vollbaste Zielsetzung im Stich. Hierin liegt eine tragische Schuld seines Lebens und die Ursache des nicht nur für Marwitzens persönliches Lebensschicksal, sondern für die gesamte innenpolitische Entwicklung Preußen-Deutschlands im 19. Jahrhundert verhängnisvollen Scheiterns seiner völkisch-adelstümlichen Zielsetzung.

In den Jahren von 1812—1815 brach in Marwitz wieder mit ursprünglicher Kraft seine alte national-revolutionäre Gesinnung durch. Als Organisator und Anführer der märkischen Landwehr setzte er sie auf dem Gebiete der Wehrverfassung in die Wirklichkeit um. In seiner grundlegenden Denkschrift „Von dem Wesen

des jetzigen Krieges“ verkündete er das Gesetz des freien Eigenlebens der Volkstümer als Grundlage einer dauerhaften europäischen Friedensordnung und forderte er die Selbstbestimmung und Unabhängigkeit des großdeutschen Volksraumes. Das Verdienst an dem soldatischen Sieg in den Freiheitskriegen sprach er dem Enthusiasmus der Nation, der Tapferkeit der Armee und dem redlichen Eifer Scharnhorsts und derer, auf denen nach seinem Tode sein Geist ruhte, zu.

In der Zeit des Alters zwischen 1816 und 1837 wurde Marwitzens Gesinnung mehr und mehr eine zwiespältige. Auf der einen Seite bekannte er sich zu seinem alten Glauben an die gesunden Lebenskräfte der Nation. Auf der anderen Seite verhärtete er sich zunehmend in einem einseitigen Haßgefühl gegen alle Erscheinungen des Zeitgeistes, hinter denen er irgendeine Verwandtschaft mit Ideen der französischen Revolution witterte. Prophetisch aber sah er die volkszerstörenden Auswirkungen des internationalen Finanzkapitals und der Proletarisierung der Bauern- und Handwerkerlöhne.

Ludwig von der Marwitz war ein Wanderer zwischen den Zeiten und ein Mensch mit manchem inneren Widerspruch, denkwürdiger durch sein Wollen als durch sein Vollbringen. Über alle Zeitgebundenheit hinaus aber war er einer der Großen der deutschen Geschichte als Zeuge zeitlos gültiger Charakterwerte unserer Rasse und als Sucher nach einer völkischen Erneuerung, deren Erfüllung zu schauen ihm nicht vergönnt war. Aus seinem Leben und Wirken klingt in unsere Gegenwart sein Wort: „Dieses Deutsche ist ein wahres Chaos, es soll seine Bestimmung und sein Leben erst noch bekommen.“

Zur Vermeidung von Mißverständnissen möchte ich in Ergänzung zu meinen obenstehenden allgemeinen Ausführungen noch kurz folgendes bemerken.

1. Marwitz ist nach meiner Auffassung keineswegs ein Vorläufer nationalsozialistischer Bauernpolitik oder ein Verkünder des Odbalbauerntums im Sinne des Reichsnährstandes oder ein Vertreter der rassistisch-völkischen Weltanschauung des Nationalsozialismus. Wohl aber wirkt er auf mich verehrungswürdig als Zeuge und Träger seinem Charakter eingeborener nordisch-germanischer Rassewerte, als Verkörperung adelsbäuerlichen Wesens und adelsbäuerlicher Lebensführung und als Befechter völkischen Freiheitsstrebens und völkischer Ehrauffassung.

2. Es ist mir bekannt, daß Marwitz in seinen Altersaufzeichnungen sich sehr heftig und ablehnend über Stein geäußert hat, und daß Marwitz während seiner vorübergehenden Zugehörigkeit zur ständischen Opposition sich weitgehend nicht nur die feudalen Rechtsvorstellungen, sondern auch eine feudale Geschichtsauffassung zu eigen gemacht hat. Mir erscheint aber für die geschichtliche Darstellung und Beurteilung das tatsächliche Verhältnis Marwitzens zu Stein in der Zeit der Erhebung wichtiger, als die späteren Äußerungen seiner allgemeinen Verbitterung. Und ich halte die unverwirklichte positive Zielfetzung Marwitzens in seinem Widerstand gegen das System der Vergangenheit der ja nach seinem eigenen Urteil überlebten Feudalverfas-

fung. Marwizens Sätze über den Bauer als des Edelmannes Knecht und über das patriarchalische Band der Erbuntertänigkeit sind völlig eindeutig Vergangenheits schilderungen und keine Zukunftsforderungen. Die so abfällig klingenden Stellen über das Bauerntum wirken wesentlich anders, wenn man sie mit Marwizens nicht weniger drastischen Äußerungen über „die niedrige Gesinnung unserer Fürsten“, „die Verworfenheit des Adels“, „die Aufgeblasenheit des Bürgers“ und „die beschränkte Weltlichkeit unserer Geistlichen“ zusammenhält. Bei den Altersauffassungen Marwizens aber ist zu berücksichtigen, daß in jenem Jahrzehnt der revolutionären Zudungen in Westeuropa auch Stein und Gneisenau, ja selbst Jahn erheblich von ihrem früheren national-revolutionären Willen abgerückt sind.

3. Nach meiner Überzeugung kann bei der allgemeingeschichtlichen Beurteilung des Zeitalters der Erhebung weder das Willen Marwizens mit dem Adam Müllers, noch das Willen Steins mit dem Ernst Moritz Arndts gleichgesetzt werden. Ich glaube vielmehr, daß man neben dem Agrarliberalismus Hardenbergs und Thäers drei verschieden geartete Richtungen unterscheiden muß: die feudalreaktionäre Findensteins und Adam Müllers, die konservativ-reformerische Steins und Marwizens, und die rein völkische Jahns und Arndts.

Helmut Körner:

Der Aufbau der Hofberatung*)

Die Erzeugungsschlacht ist und muß eine gewaltige Mobilisierung aller Kräfte sein. Sie entspricht dem Leistungsgedanken, zu dem wir uns alle bekennen. Wir müssen uns bemühen, ihn so schnell als möglich in die Tat umzusetzen. Als 1934 zur Erzeugungsschlacht aufgerufen wurde, galt es, zunächst die gesamte Landwirtschaft in allen Fragen auszurichten. Die von Berlin aus angeordneten Versammlungswellen wurden in den letzten Jahren ordnungsgemäß durchgeführt, so daß jährlich in ca. 18 000 Versammlungen die grundsätzlichen Fragen eingehend behandelt werden konnten.

Es stellte sich aber bald heraus, daß mit dieser Versammlungstätigkeit allein für die Dauer kein voller Erfolg zu erzielen war, denn an diesen Versammlungen nahmen gewöhnlich nur dieselben Landwirte teil, eine Anzahl, die es am nötigsten hatte, blieb diesen Versammlungen meist fern. Ich war mir darüber im klaren, daß die Erzeugungsschlachtpropaganda mit den Beamten und Angestellten der Landesbauernschaft allein nie zu schaffen war, sondern man

*) Landesbauernführer Körner berichtet hier über die Erfahrungen, die er beim Aufbau der Hofberatung im Gebiete der Landesbauernschaft Freistaat Sachsen machen konnte. Die Schriftlitzig.

mußte einen großen, weit verzweigten ehrenamtlichen Apparat aufbauen. Die Einschaltung dieser ehrenamtlichen Helfer wurde wie folgt organisiert.

Da in der Landesbauernschaft die Hauptabteilung II die größte Abteilung ist und der Stabsleiter der H.L. II in Folge der Größe dieses Apparates mehr und mehr mit der Verwaltung zu tun hat, vor allen Dingen in unserer Landesbauernschaft, wo das gesamte landwirtschaftliche Schulwesen und die gesamte Landeskultur zu betreuen ist, setzte ich einen Sonderbeauftragten für die Erzeugungsschlacht ein, den jetzigen stellvertretenden Landeshauptabteilungsleiter II. Dieser Sonderbeauftragte für die Erzeugungsschlacht hat im Auftrage des Landeshauptabteilungsleiters II dafür zu sorgen, daß alle Abteilungen der H.L. II zusammen mit dem ehrenamtlichen Apparat und den Kreisbauernschaften einheitlich für die Erzeugungsschlacht eingesetzt wurden. Bei der Auswahl dieses Sachbearbeiters kam es mir darauf an, einen Mann zu finden, der

über die nötige praktische Erfahrung verfügt,
die Verhältnisse der Landesbauernschaft genau kennt und
ein guter Redner ist.

Entsprechend dieser Maßnahme setzte ich in jede Kreisbauernschaft einen Kreisbeauftragten für die Erzeugungsschlacht als Helfer für den Kreishauptabteilungsleiter II und ebenso in jeden Bezirk einen Bezirksbeauftragten und im Dorf einen Ortsbeauftragten für die Erzeugungsschlacht ein. Während der Bauernführer im Kreis, im Bezirk und in der Ortsbauernschaft der gesetzliche Vertreter des Reichsnährstandes ist, ist der Beauftragte für die Erzeugungsschlacht der Sachbearbeiter auf diesem Gebiet. Irgendwelche Zuständigkeitschwierigkeiten hat es dabei nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben. Diese Einrichtung der Beauftragten hat sich bei uns so gut bewährt, daß diese bereits zu einem Begriff geworden sind und im Volksmund schlechtthin als „Erzeugungsschlächter“ bezeichnet werden.

Aus der Tatsache heraus, daß ein Teil der Bauern und Landwirte unseren Versammlungen fern blieb, haben wir uns die Frage gestellt, was mit diesen zu tun sei. Ich beschloß daher, dem insofern Rechnung zu tragen, als nunmehr die Bauern und Landwirte, die nicht zu uns kommen, von uns besucht würden. Wir kamen somit zu einer Einrichtung der Hofbegehungen, die später auch vom Reichsnährstand für das ganze Reich angeordnet wurden. Wir haben in den letzten beiden Wintern ca. 70 000 Höfe besucht. Das sind alle Höfe über 2 ha im Bezirk der Landesbauernschaft Sachsen.

Wie haben wir nun die Hofbegehung organisiert? In jeder Kreisbauernschaft haben wir etwa 10 Hofbegehungskommissionen gebildet. Dafür haben wir 10 tüchtige Praktiker als Führer dieser Kommissionen herangezogen. Im Dorfe selbst gehört zu dieser Kommission der Ortsbauernführer und der Ortsbeauftragte für die Erzeugungsschlacht. Die Kommission besteht also aus 3 Leuten und hat nun die Aufgabe, nach einem bestimmten Schema festzustellen, in welcher Weise sich der betreffende Bauer an der Erzeugungsschlacht beteiligt hat und wie seine Wirtschaft in Ordnung ist. 14 Tage vor der Hofbegehung bekommt jeder Bauer einen Wirtschaftsbeschreibungsbogen in die Hand gedrückt, also ungefähr das, was heute die Hofkarte bildet, den der Bauer bis zum Tage der Hofbegehung eventuell mit Hilfe des Ortsbauernführers

oder des Ortsbeauftragten auszufüllen hat. Sollte jedoch die Ausfüllung der Wirtschaftsbeschreibung bis zur Hofbegehung Schwierigkeiten gemacht haben, so setzt sich die Hofbegehungskommission zusammen und füllt in Kürze die noch fehlenden Punkte aus.

Bevor die Hofbegehungskommissionen in Funktion traten, wurden sie ausgerichtet, denn es war klar, daß bei 10 Kommissionen in einer Kreisbauernschaft 10 verschiedene Ansichten in Erscheinung treten konnten. Das mußte vermieden werden. Aus diesem Grunde wurden die Kommissionsmitglieder vor Beginn der Kommission an Hand eines Bewertungsschemas unterrichtet, so daß eine einheitliche Beurteilung gewährleistet wurde. Schon die Ankündigung der Hofbegehung hat zunächst einmal Wunder gezeigt. Die Baumeister erklärten, daß sie in früheren Zeiten noch nie so viel Weiskalk verkauft hätten als wie jetzt zu Beginn der Hofbegehungen. Die Klauenschneider hatten noch nie so viel Beschäftigung gehabt wie gerade zu dieser Zeit. Die Kühe werden dabei manchmal gar nicht gewischt haben, von wem ihnen diese Wohlthat erwiesen wurde. Ein Gesichtspunkt, der noch besondere Beachtung verdient, war, daß wir bei den Hofbegehungen Gelegenheit hatten, uns auch einmal mit der Bäuerin richtig über wirtschaftliche Fragen unterhalten zu können. Wir konnten ihr im Beisein ihres Mannes sagen, worauf es heute ankommt, und im Beisein der Bäuerin konnten wir dem Manne sagen, was er zu tun hat. Gerade durch diesen Gedankenaustausch ist eine ersprießliche Arbeit geleistet worden. Man interessierte die Bäuerin vor allen Dingen für die Erzeugungsschlacht, Kampf dem Verderb usw., und es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade über den Weg zur Frau mitunter manches zu erreichen ist, was sonst nicht so leicht gegangen wäre. Wir gewannen also die Bäuerin für uns und haben so in Zukunft ein leichteres Spiel.

Wenn die Hofbegehungskommission auf dem Hof ankommt, wird in der Küche mit der Beschäftigung begonnen. Dort sieht man, ob arbeitserleichternde Einrichtungen für die Bäuerin angeschafft sind oder ob sich solche Dinge leicht einrichten lassen. Es werden dann die Speisekammer und der Vorratskeller besucht und hier nachgesehen, ob die Vorratshaltung verlustfrei und nach dem Prinzip „Kampf dem Verderb“ stattfindet. Von da geht es durch die Waschküche, Futterküche in die Ställe. Im Kuhstall wenden wir uns an den Bauern und fragen ihn nach Leistung und Zuchtwert und müssen sehr oft feststellen, daß hier nur die Bäuerin Bescheid weiß, ebenso im Schweinestall und Hühnerstall. Dabei entwickeln sich oft interessante Unterhaltungen, und der eine oder andere Teil der Bauersfamilie, Kinder oder Bauersfrauen, freuen sich, wenn Neuerungen, die schon geplant sind, durch die Hofbegehungskommission nun in greifbare Nähe rücken, weil sie für gut befunden worden sind. Von da geht es dann in die Scheune, in den Maschinenschuppen, Geräteschuppen. In Rede und Gegentrede wird alles erörtert, was nach Meinung der Kommission richtig oder nicht richtig gemacht wird.

Über die Hofbegehung wird dann von der Kommission eine Bewertung ausgefüllt, und mit besonderen Bemerkungen wird das versehen, was verbesserungsbedürftig ist. Daß hierbei natürlich besonders auf die Mistpflege Wert gelegt wird, ist wohl klar, denn ein gut gepflegter Mist ist doch die Visitenkarte des Hofes. Von der Beurteilung und den Ausstellungen bekommt der Bauer eine Abschrift, so daß er sich in Zukunft danach richten kann.

Ist das ganze Dorf begangen, bei kleineren Dörfern auch mehrere zugleich, dann werden alle Bauern und Bäuerinnen, Gefolgschaftsmitglieder und Kinder, soweit es möglich ist, in den Gasthof gerufen zu einer Schlußbesprechung, und da wird unter Herausstellung der besonders guten Leistungen einzelner Höfe offen und ehrlich das gesagt und erklärt, was gut und was noch verbesserungsbedürftig ist. Diese Schlußbesprechungen haben sich sehr segensreich ausgewirkt. Oft hat daran das ganze Dorf teilgenommen, und in vielen Fällen hat sich aus dieser Schlußkritik noch ein netter Dorfabend entwickelt.

Es würde nun verfehlt sein, die vorhandenen Wirtschaftsbeschreibungen als Aktenbündel verstauben zu lassen, ohne sie auszuwerten. Genau so geht bei der Hofkarte ist nicht allein die Eintragung die Hauptsache, sondern die Nutzenanwendung daraus, nämlich die Auswertung dieser Aufzeichnungen. Gerade die Auswertung dieser Wirtschaftsbeschreibungen und Hofbehebungsergebnisse bildet erst wertvolle Unterlagen für alle Maßnahmen der Erzeugungsschlacht. Genau so wie das Kreisvergleichsmaterial einen genauen Überblick verschaffte über den Stand der Erzeugungsschlacht in den Kreisbauernschaften, haben wir nunmehr durch die Wirtschaftsbeschreibung und die Hofbehebungsergebnisse einen Überblick über den Stand der Erzeugungsschlacht in jeder Ortsbauernschaft, ja in jedem Betrieb. Wir haben beispielsweise die Kreisbauernschaft *R o c h l i z* restlos durchgearbeitet. Das Beispiel dieser Kreisbauernschaft soll zeigen, welche ungeahnten Möglichkeiten sich aus dieser über das Kreisvergleichsmaterial hinausgehenden Wirtschaftsbeschreibung ergeben. In dieser Kreisbauernschaft wurden alle Bauern in der gleichen Weise wie geschildert mobilisiert. Auf Grund dieser Aufklärung wurde allgemein eine starke Steigerung des Düngerabsatzes festgestellt, ferner eine starke Beteiligung im Saatgutwechsel, Verbesserung des Zuchtviehes usw. An registrierbaren Leistungen liegen folgende Zahlen vor:

	1933:	1936:
Schafhaltung	267 Stück	1 596 Stück
die Zahl der der Milchkontrolle ange- geschlossenen Kühe betrug	3 711	8 329
der Luzerneanbau	13 ha	125 ha
der Flachsanbau	3	101
der Anbau von Raps und Rübsen stieg um das 10fache in dieser Zeit,		
der Siloraum betrug	3 547 cbm	19 045 cbm
auf Kalk waren Böden unterfucht . . .	1 845 Morgen	28 900 Morgen.

Man sieht, daß also die Leistungen dieser Kreisbauernschaft sehr beachtlich sind. Gegenüber dem Reichsdurchschnitt, wie er aus dem Kreisvergleichsmaterial zu ersehen ist, marschiert dieser Kreis hoch über den durchschnittlichen Zahlen vieler Landesbauernschaften.

Man könnte nun annehmen, daß dort alles zum Besten entwickelt sei und daß man mit dem Gang der Erzeugungsschlacht zufrieden sein müsse. Aus den in diesem Kreise restlos durchgearbeiteten Wirtschaftsbeschreibungen von 2693 Betrieben über 5 ha ergibt sich nun folgende interessante Zusammenstellung:

Von diesen 2693 Betrieben über 5 ha beteiligten sich z. B. 1936:

am Zwischenfruchtbau	1833 Betriebe	860 nicht
Grünfütterfilos haben	428 „	2265 haben noch keine
Kartoffeleinsäuerungs- gruben haben	390 „	2303 haben noch keine
Trodengerüste verwenden	1273 „	1420 Betriebe haben noch keine Trodengerüste ange- schafft
Schafhaltung haben ein- geführt	657 „	2036 Betriebe halten noch keine Schafe
Flachsbau treiben	1804 „	889 Betriebe haben sich noch davon gedrückt
Bodenuntersuchungen haben	434 „	durchgeführt 2259 Betriebe haben ihre Böden noch nicht untersucht.

Diese Übersicht, die ich beliebig erweitern könnte, ergibt das, was die Hofbegehung schon zeigte. Wenn in einem Dorf 10 Betriebe vorhanden sind, so ist auf Grund der Wirtschaftsbeschreibung und der Hofbegehung festzustellen, daß meistens jeder Betrieb einen Betriebszweig sehr gut in Ordnung hat, einige Betriebszweige sind mittelmäßig und einige sind schwach entwickelt. Man muß sich nun unwillkürlich die Frage stellen: Warum können nicht in allen Betrieben alle Betriebszweige gut sein oder warum muß in jedem Betrieb ein Teil der Betriebszweige schlecht sein? —

Die Ergebnisse dieser Wirtschaftsbeschreibungen und Hofbegehungen haben wir dann an unseren Kreisbauerntagen graphisch dargestellt und den Ortsbauernführern und Ortsbeauftragten wie den übrigen interessierten Bauern und Landwirten gezeigt, wo ihre Ortsbauernschaft steht. Es stellte sich heraus, daß viele Ortsbauernschaften sehr gut sind und manche Ortsbauernschaften sehr schlecht mitgearbeitet haben, und da lag es oft an der Führung. Haben Ortsbauernführer und Ortsbeauftragter gut zusammen gearbeitet und sich richtig dahinter gekniet, dann war die Ortsbauernschaft auch in Ordnung. Ist das nicht der Fall gewesen, so sind eben auch die Ergebnisse dementsprechend gewesen.

Man erkannte also ganz deutlich auf Grund dieser Auswertungen und dieser bildlichen Darstellungen, wer als Bauernführer etwas kann und wer nicht. Im allgemeinen liegen die Verhältnisse so: wenn in einem Betrieb ein Teil der Betriebszweige gut und ein anderer Teil schlecht ist, sieht man, daß hier eine besondere Eigenart der Bauern die Schuld daran trägt. Hat einer einen Betriebszweig sehr gut in Ordnung, dann hütet er dieses Geheimnis, damit ja keiner im Dorf dahinter kommt, wie er das zustande bringt. Diese Art stammt noch aus der Zeit, wo man Angst hatte, wegen der Überproduktion dann in Absatzschwierigkeiten zu geraten. Da heute diese Dinge aus der Welt geschafft sind, muß auf den Dörfern das Prinzip des gegenseitigen Vertrauens und der Offenheit Platz greifen. Einer muß dem anderen helfen, die unterdurchschnittlichen Betriebszweige hochzubringen und die ungeheueren Reserven zu mobilisieren, die hier noch brachliegen.

Die so durchgeführten Arbeiten versprechen den sichersten Erfolg. Man hat dadurch einen Überblick über jeden Betrieb. Man bekommt eine Übersicht über den Bezirk und letzten Endes über die gesamte Kreisbauernschaft. Man weiß, wo es erforderlich ist, mit der Wirtschaftsberatung einzusetzen. Es hat nicht so sehr viel Sinn, dauernd auf Erfolge hinzuweisen, als vielmehr die Mängel und Lücken zu erkennen, die unbedingt durch planmäßige Wirtschaftsberatung beseitigt werden müssen. Aus diesem Grunde ist es unbedingt erforderlich, daß man die Verantwortung hinauslegt in die Kreisbauernschaften, also nicht zentralisiert, sondern dezentralisiert. Allerdings muß diese Arbeit scharf überwacht und dann hineingefunkt werden, wenn die Erfolge ausbleiben. Auch bedeutet diese Arbeit durchaus kein Hineinregieren in den Hof, sondern wir verlangen nur, daß jeder Betrieb die grundlegenden Dinge ausführt, die nun einmal nötig sind, um die Ernährungssicherung zu vollenden.

Wir fordern z. B., daß die Kalkunterfuchung überall 100%ig durchgeführt wird, und wir lassen nicht eher Loder, bis jedes Dorf diese Forderung erfüllt hat. Wir fordern z. B., daß der Zwischenfruchtbau bei einer geordneten Wirtschaft etwa 10—15% der Aderfläche umfassen muß, mehr können wir — und das kann ich aus meiner eigenen Wirtschaft sagen — bei der sonstigen Vielseitigkeit unserer Wirtschaft arbeitstechnisch nicht vertragen.

Wir fordern,

daß jede Wirtschaft zunächst 2—3 cbm Siloraum je Stück Großvieh anschafft,

daß das Heu möglichst auf Reutern getrodnet wird,

daß der Luzerneanbau ausgedehnt wird,

daß der Raps- und Flachsanbau wieder eingeführt wird,

daß die Schafhaltung wieder Eingang findet usw.

Mit diesen Forderungen stellen wir gleichzeitig für die einzelnen Kreisbauernschaften ein Ziel heraus, ein Ziel für das ganze Land, für den Kreis, für das Dorf und letzten Endes für den einzelnen Betrieb. Diese Zielsetzung darf nicht schematisch vorgenommen werden, sondern muß von guten Betrieben abgeleitet sein und sicher erreicht werden können.

In der angeführten Kreisbauernschaft Rochlis sind 1936 1596 Schafe gehalten worden.

Ziel im Vierjahresplan rund 4000.

Die Zahl der kontrollierten Kühe 1936 betrug	8 300
Ziel im Vierjahresplan	40 000
Der Flachsanbau 1936	101 ha
Ziel im Vierjahresplan	150 "
Siloraum 1936	19 054 cbm
Ziel im Vierjahresplan	40 000 "
Kalkunterfuchungen 1936	28 900 Morgen
Ziel im Vierjahresplan	120 000 "
Luzerneanbau 1936	125 ha "
Ziel im Vierjahresplan	1 000 "
Zwischenfruchtbau 1936	6% der Aderfläche
Ziel im Vierjahresplan	12—15% "
Rapsanbau 1936	32 ha "
Ziel im Vierjahresplan	150 "

In den Etappen des Vierjahresplanes werden wir nun nachkontrollieren, wie die einzelnen Orte und Höfe diesen Zielsetzungen nachkommen. Es kann nicht oft genug betont werden, daß eine klare Herausarbeitung des Zieles auf jedem einzelnen Gebiete unbedingt nötig ist, und wir stehen auf dem Standpunkt, daß man den Vierjahresplan so am besten gewinnen wird.

Neben dieser Zielsetzung haben wir begonnen, in jedem Bezirk einen Richtbetrieb zu schaffen, einen Betrieb, wie er sein muß, wenn er den Anforderungen des Vierjahresplanes entspricht. In den Dorfschulen wollen wir uns schließlich die Auswertung der Hofarten des betreffenden Dorfes aufhängen, um so Bauern und Kinder auszurichten und zu höherer Leistung anzuspornen. Sehr oft fragen mich die Leute, was das Geheimnis unseres Erfolges ist. Zunächst gehört ein eiserner Wille dazu, diese Aufgaben zu lösen, die uns gestellt werden. Kompetenzstreitigkeiten und ähnliche Dinge haben in der Landesbauernschaft keinen Platz, sondern in der harmonischen Zusammenarbeit aller liegt letzten Endes der Erfolg. Als ich zu Beginn unserer Arbeiten eine Menge tüchtiger Wirtschaftler zur Mitarbeit aufrief, freute ich mich, daß, obwohl die nationalsozialistische Revolution manche davon an die Wand gedrückt hatte, so viele bereit waren, mitzuarbeiten. Wir müssen eben alle an einem Strang ziehen, auch der ehemalige Reaktionär kann mitmachen, wenn er zu der Überzeugung gekommen ist, daß er nunmehr von seiner Krankheit geheilt ist. Im engeren und weiteren Mitarbeiterstab selbst ist Kameradschaft Grundsatz, eine Kameradschaft, die gleichzeitig eine Leistungsgemeinschaft bilden muß. Ich habe daher wöchentlich Dienstbesprechungen mit meinen Mitarbeitern in der Landesbauernschaft durchgeführt, ebenso in den Kreisbauernschaften, damit man sich über die laufenden Dinge aussprechen kann, damit man in offener, ehrlicher Aussprache alle die Dinge bereinigt, die mitunter Veranlassung zur Entwicklung von Explostitoff bilden könnten. Wir besuchen ferner unsere Höfe gegenseitig. Ich lade die Kreisbauernführer zu mir ein und besuche auch, soweit es mir möglich ist, die Höfe meiner Kreisbauernführer, damit wir uns an Ort und Stelle von der Verfassung des betreffenden Hofes überzeugen können. Denn eines steht fest: der Bauernführer muß, ganz gleich, wo er steht, auch mit seinem Hof an der Spitze stehen.

Alle Arbeiten aber müssen getragen sein von dem Gedanken der Gemeinschaftsarbeit, das Prinzip des gegenseitigen Helfens um der Sache willen muß wieder Eingang finden in unseren Dörfern. Wie oft ist früher Schadenfreude vorhanden gewesen, wenn dem einen oder anderen Bauern etwas schief ging oder wenn ein junger Anfänger bei irgendeiner Sache auf die Nase fiel. An Stelle dieses schlechten Prinzips der Schadenfreude muß im Rahmen des Vierjahresplanes das Prinzip des gegenseitigen Helfens treten, denn nicht der betreffende Bauer leidet allein Schaden, sondern die Volkswirtschaft leidet darunter. Unter diesen Gesichtspunkten müssen wir an die Arbeit gehen, um die Nahrungsfreiheit unseres Volkes im Rahmen des Vierjahresplanes schnell und sicher herstellen zu können.

Rolf Helm:

Die Dorfbücherei — eine Aufgabe

Ende Februar dieses Jahres veröffentlichte die gesamte Presse ein Preis-ausschreiben „Die deutsche Dorfbücherei“, das der vom Reichsbauernführer aus Mitgliedern des Deutschen Reichsbauernrates gebildete Unterausschuß für öffentliche Dorfbüchereien veranstaltet.

In diesem Zusammenhang ist ein kurzer Überblick auf die Entwicklung des Dorfbüchereiwesens und seinen augenblicklichen Stand recht nützlich, da er die Grundlage für weitere Arbeiten auf diesem Gebiet geben kann.

Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß die Dorfbüchereibewegung etwas verhältnismäßig Neues darstellt, also etwa erst kurz vor oder nach dem Weltkriege entstanden sei. Bereits Anfang des vorigen Jahrhunderts sind, zuerst von privater, dann aber auch von amtlicher Seite mehr oder minder erfolgreiche Versuche zur Förderung des „Volksbüchereiwesens auf dem Lande“ unternommen worden. So wurde z. B. 1827 in der Landschaft Angeln (Schleswig-Holstein) ein ländlicher Lesezirkel gebildet. 1828 setzte sich der sächsische Rentamtmann Karl Preusker für die Gründung „ländlicher Leseanstalten“ ein. Es gelang ihm mit Hilfe anderer die ersten derartigen Einrichtungen ins Leben zu rufen. Seine Erfahrungen legte er in dem 1843 erschienenen Buch „Die Dorfbibliothek, Lesezirkel, Gemeinde- oder Kirchspiel- und Wanderbibliotheken zur Verbreitung nützlicher Bücher auf dem Lande und in kleinen Städten . . . geschildert für die Landleute selbst“ nieder. In Thüringen unterstützte die Gothaische Landesregierung auf Anregung des Pfarrers Sch w e r d t ab 1851 die Gründung von Volksbüchereien auf dem Lande und stellte jährlich Mittel für diesen Zweck bereit. Auch in anderen Teilen Deutschlands finden wir vereinzelt derartige Versuche.

Der liberalistisch-aufklärerische Zeitgeist wirkte sich naturgemäß auch auf die Zusammenstellung dieser Büchereien aus. Man wollte „nur nützliche Kenntnisse verbreiten, das Licht der Aufklärung auch in die niederen Hütten tragen“. Es wurden daher in erster Linie Bücher moralisierender, belehrender Art bevorzugt, während reine Unterhaltungslektüre kaum zu finden war. Der ländliche Leserkreis verlangte aber schon damals offensichtlich nach anderer geistiger Nahrung und so finden sich sehr häufig Klagen der Pfarrer, Lehrer und anderer Bibliothekare, die feststellen, daß der Bauer die „belehrenden Sachen“ nicht lesen wolle, sondern lieber zu Romanen, historischen Erzählungen usw. griffe. Auch Gustav Freytag, der eine Zeitlang eine solche Dorfbücherei leitete, kam zu ähnlichen Feststellungen. So selbstverständlich es ist, daß die Dorfbücherei gerade auf dem Gebiete der weltanschaulichen Erziehung und Belehrung eine gewaltige Aufgabe zu erfüllen hat, so selbstverständlich ist es aber auf der anderen Seite auch, daß sie sich weitestgehend dem Geschmack ihrer Leserschaft anpassen muß, da sonst das Interesse an ihr schnell erlahmen wird.

Diese Entwicklung kann auch etwa ab Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr deutlich beobachtet werden. Gerade um diese Zeit gab es in Deutschland noch zahlreiche blühende Dorfbüchereien, die zumeist der Tatkraft einzelner Persönlichkeiten oder privater Vereinigungen ihr Dasein verdankten. Bald aber machte sich gewöhnlich ein Mangel an geeigneten Führernaturen bemerkbar, die die Dinge weiter vorwärts trieben und für Ergänzungen und Erneuerungen sorgten. Die Zeit aber schritt weiter, die Büchereien veralteten und wurden kaum noch benutzt. Bis in die 90er Jahre wird es dann um die Dorfbüchereibewegung sehr still.

Erst im Jahre 1892 versucht die „Gesellschaft für Volksbildung“ mit teilweisem Erfolg auch das Land wieder mit Büchereien zu versorgen und wendet hierfür jährlich beachtliche Mittel auf. Auch die „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung“ ließ dem Büchereiwesen auf dem Lande ihre Unterstützung zukommen. Daneben beschäftigten sich noch einige Vereinigungen meist privater Natur mit dieser Frage, so u. a. auch der 1896 auf Anregung des Schriftstellers und Lehrers Heinrich S o h n r e y gebildete „Auschuß für Wohlfahrtspflege auf dem Lande“, aus dem später der „Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrt- und Heimatpflege“ entstand. Erwähnenswert sind daneben noch einige Gutsbüchereien, die von sozial und fortschrittlich denkenden Landwirten aus eigenen Mitteln für ihre Gefolgschaft errichtet wurden.

Auch nach dem Weltkriege ist die Dorfbüchereibewegung nicht mehr völlig zum Stillstand gekommen. Besonders im deutschen Osten verbreiteten sich die seit etwa 1900 entstandenen „Beratungsstellen für Volksbüchereien“, die amtlichen Charakter trugen und nach 1919 auch in verschiedenen anderen Landesteilen eingerichtet wurden. Von nun ab macht sich immer mehr das Bestreben bemerkbar, Ordnung in das Volksbüchereiwesen zu bringen, die Auswahl und Erneuerung der Bestände von Staats wegen zu beeinflussen und für einen geregelten Verleih zu sorgen. Bis 1933 aber ist auch auf diesem Gebiet alles noch in Fluß und trotz mancher gut gemeinter Ansätze seitens tatkräftiger Einzelpersonlichkeiten herrscht weitestgehende Zersplitterung.

Erst nach der 1934 erfolgten Beauftragung des Reichserziehungsministeriums mit der Ordnung und Überwachung des Volksbüchereiwesens beginnt sich das Bild zu klären. Es wird eine „Reichsstelle für volkstümliches Büchereiwesen“ gebildet, die unter anderem auch Reichslisten für Dorfbüchereien zusammenstellt. Bei jedem Regierungspräsidenten und in den Ländern werden staatliche Beratungsstellen eingerichtet, die die Bildung von Büchereien anregen, überwachen und notfalls durch verlorene Beihilfen ermöglichen sollen. Der Bezug von Büchern in Orten unter 10 000 Einwohnern hat nach einem Erlaß des Reichserziehungsministeriums durch Vermittlung dieser Büchereiberatungsstellen zu geschehen und erfolgt teils unmittelbar vom Buchhandel, teils durch das ebenfalls neu gegründete „Einkaufshaus für Büchereien G. m. b. H.“ in Leipzig, das die Bücher in dauerhaftem zweckdienlichen Leihbüchereieinband liefert.

Der Erfolg dieser einheitlichen Zusammenfassung ist nicht zu verkennen. In den letzten Jahren sind zahlreiche neue Dorfbüchereien entstanden und tragen mit dazu bei, die Landbevölkerung auf das engste mit dem kulturellen Wollen und dem geistigen Schaffen des deutschen Volkes zu verbinden.

Mit einer Schwierigkeit aber hat man auch heute noch zu kämpfen. Das ist die Schwerfälligkeit und mangelnde Entschlußkraft häufig gerade der, bisher wenigstens, für die Errichtung von Dorfbüchereien in erster Linie in Betracht kommenden Stellen im Dorfe selbst. Idealismus und Opferbereitschaft gehören nun einmal dazu, wenn ein derartiges Werk, das weniger dem einzelnen als vielmehr der Gemeinschaft dienen soll, errichtet werden soll. Nur zu oft hört man die bequeme Ausrede: „Bei uns im Dorfe hat niemand Zeit zum Lesen“ oder „Bei uns hat der Pfarrer (oder der Lehrer) schon lange eine Bücherei, die benutzt doch kein Mensch“.

Diese Feststellungen sind aber nur sehr bedingt richtig. Wo gut geleitete Büchereien vorhanden sind, die ständig sinngemäß ergänzt werden, da ist die Benutzung durch die Dorfbewohner fast regelmäßig außergewöhnlich stark und übertrifft sogar die Benutzungsziffern städtischer Leihbüchereien. Während der Bücherverleih naturgemäß in den arbeitsreichen Monaten zurückgeht, ist an den langen Winterabenden auch auf dem Dorfe genügend Zeit, um ein gutes Buch zu lesen. Nicht benutzt werden die Büchereien nur dort, wo die richtige Leitung fehlt, wo sie veraltet sind — und das ist gerade bei einem großen Teil der alten Pfarr- und Schulhausbüchereien der Fall — oder aber dort, wo ihre Errichtung nicht von vornherein eine Angelegenheit des ganzen Dorfes war, sondern auf Grund eines gewissen Zwanges von amtlicher Seite erfolgte. Das beweisen sehr deutlich die Zahlen, die ein anerkannter Fachmann auf diesem Gebiet, der jetzige Leiter der Reichsstelle für vollstämmliches Bücherwesen, Dr. Franz Schriever, 1933 angab. Nach seiner Schätzung waren zu dieser Zeit in den rund 60 000 kleineren deutschen Gemeinden zwar etliche Tausende von Büchereien vorhanden, von denen aber höchstens 4000 als wirklich aktiv und lebensfähig angesprochen werden konnten. Wenn diese Zahl sich heute auch wesentlich erhöht hat, so ist doch festzustellen, daß auch jetzt noch die übergroße Mehrzahl der deutschen Dörfer keine Bücherei besitzt.

Dieser Mangel, der gerade im Hinblick auf die weltanschauliche Ausrichtung der Landbevölkerung, besonders auch der ländlichen Jugend, äußerst bedenklich erscheinen muß, veranlaßte den Reichsbauernführer zur Bildung des „Unterausschusses für öffentliche Dorfbüchereien“.

Der Unterausschuß hätte sich die Arbeit verhältnismäßig leicht machen können. Statistische Untersuchungen über die Anzahl der bisher errichteten Büchereien, ihre Benutzung und ihre Zusammensetzung hätten ein immerhin beachtliches Arbeitsvorhaben ergeben und zur Auswertung in Gestalt empfehlender und belehrender Artikel führen können. Die propagandistische Durchschlagskraft einer solchen Betätigung und damit der praktische Erfolg wäre aber nach den bisherigen Erfahrungen zweifellos nur gering gewesen.

Der Unterausschuß hat es daher vorgezogen, sich an die breite Öffentlichkeit zu wenden, um diese unmittelbar an der Errichtung von Dorfbüchereien zu interessieren. Der Zweck des Preisausschreibens ist sehr einfach und durch die Fragestellung klar zum Ausdruck gebracht. Nicht die Erlangung wirklich positiver Vorschläge für die Zusammenstellung einer zweckmäßigen Bücherei, für ihre Finanzierung und Unterbringung ist die Hauptsache — trotzdem sich sicherlich aus den eingehenden Lösungen die eine oder andere wertvolle Anregung entnehmen lassen wird —, sondern die Heranführung der dörflichen Gemeinschaft an den Gedanken „Wie können wir uns aus eigener Kraft eine

solche Bücherei aufbauen?“ soll die beabsichtigte Auswirkung des Wettbewerbes sein.

In der Entwicklungsgeſchichte der Dorfbüchereien, auf die oben näher eingegangen wurde, hat es ſich immer wieder gezeigt, daß ſie nur dort errichtet wurden und Beſtand hatten, wo ſich aktive Menſchen aus eigenem Entſchluß mit ihrer Errichtung beſchäftigten, daß aber die Erfaffung der großen Mehrzahl der Dörfer an tauſend Kleinigkeiten, zum Teil rein bürokratiſcher Art, ſcheiterte. Es kommt alſo darauf an, nicht nur den einzelnen, ſondern die Gemeinſchaft aufzurütteln und ihr den Weg zu weiſen, wie aus der Kraft des Dorfes heraus ein Werk geſchaffen werden kann, das Beſtand hat. Nicht der Staat, nicht der Dorſſchulze, der Pfarrer oder der Lehrer ſoll dem Dorfe, oft gegen deſſen Willen, eine Bücherei aufzwingen, ſondern das ganze Dorf ſoll ſich aktiv an ihrer Errichtung beteiligen. Dorfbüchereien, die nicht dem Bedürfnis der Gemeinſchaft entſpringen, deren Gründung und Erhaltung nicht Herzangelegenheiten, deren baldiges Ende vorausgeſagt werden kann. Dieſe Erkenntnis ſchließt allerdings nicht aus, daß der Anstoß und die Zuſammenfaſſung des Gemeinſchaftswillens durch eine tatkräftige Perſönlichkeit aus der Mitte der Dorſgenossen erfolgt. Im Gegenteil — eine erfolgreiche Löſung dieſer Frage verlangt geradezu gebieteriſch den führenden Kopf. Nicht im Beratungszimmer des Schulzenamtes oder am „Honoratiorenbiertisch“ wird unter Berücksichtigung der verſchiedenſten „Wenn und Aber“ die ſchöpferiſche Tat geboren. Dieſe erwächſt nur aus dem Zuſammenfluß jugendlicher Tatkraft und volksgemeinſchaftlichem Idealismus, der aber, das ſei ausdrücklich vermerkt, keineswegs mit dem Erſcheinen der erſten grauen Haare verſchwunden zu ſein braucht.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Auswertung der Ergebniſſe des Preisauſſchreibens in einer Form geſchehen wird, die für die Praxis brauchbar iſt. In Zuſammenarbeit mit den durch die Unterzeichner des Aufrufes vertretenen Reichsminiſterien und Organisationen wird bereits jezt die Liſte für Dorfbüchereien zuſammengestellt. Nach ihrer Abrundung an Hand der von den Löſern des Preisauſſchreibens gemachten Vorſchläge wird ſie der Öffentlichkeit in geeigneter Form zur Verfügung geſtellt werden. Darüber hinaus aber ſollen wichtige Ratſchläge für die Finanzierung, Beſchaffung, Unterbringung und den Verleih der Bücher jede Dorfgemeinſchaft in die Lage verſetzen, der praktiſchen Arbeit näherzutreten.

Soviel über das Preisauſſchreiben und ſeine Bedeutung. Bereits jezt kann feſtgeſtellt werden, daß der Aufruf einen unerwartet ſtarken Widerhall in der breiten Öffentlichkeit gefunden hat. Dieſe erfreuliche Tatſache wird einmal darauf zurückzuführen ſein, daß die Unterzeichnung des Aufrufes durch namhafte Perſönlichkeiten des Staates klar beweist, daß es ſich hier nicht um einen Wettbewerb der üblichen Art handelt, ſondern daß hier Dinge angepakt werden, die für das kulturelle, aber auch für das politiſche Leben unſeres Volkes von größter Wichtigkeit ſind. Zum anderen aber iſt ſchon jezt der Beweis erbracht, daß das Verlangen nach dem guten Buch gerade auch auf dem Lande überaus groß iſt und ſehr wahrſcheinlich deſwegen bisher nicht befriedigt werden konnte, weil die billige Bücherquelle, alſo die Leihbücherei fehlte.

Aufgabe aller verantwortlichen Stellen muß es daher sein, gerade in dieser Zeit, wo im Rahmen des Vierjahresplanes das Denken auch des Bauern sehr stark auf wirtschaftliche Dinge hingelenkt wird, dafür zu sorgen, daß die weltanschauliche Erziehung unseres Volkes und damit verbunden die Versorgung des Landes mit guter geistiger Nahrung mit allen Mitteln gefördert wird. Von rein materiellen Dingen kann ein Volk auf die Dauer nicht leben, und der ausschließliche Umgang mit rein wirtschaftlichen Fragen führt zwangsläufig zu einer geistigen Verödung, die der beste Nährboden für die zersetzenden Gedankengänge des jüdischen Bolschewismus ist. Hauptträger der dringend notwendigen Weiterentwicklung des Dorfbüchereiwesens aber muß die Gemeinschaft des Dorfes selbst sein. Sie aufzukurufen zur entscheidenden, fruchtbringenden Tat ist letzten Endes das Ziel.

Die Umschau

Er muß es wissen!

Im allgemeinen reden Juden nicht viel über Juden, es sei denn . . . Gutes! Einer hat von dieser Regel eine Ausnahme gemacht, der Jude Karl Marx. Es ist recht aufschlußreich, zu lesen, was er in einer Polemik gegen Bruno Bauer über seine Artgenossen zu sagen hat. (Abgedruckt in einer Broschüre „Zur Judenfrage“, Herausgegeben von Stefan Großmann im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1919.) Karl Marx bestätigt hier haargenau, das, was den Grundgedanken unseres Vortrages auf dem letzten Reichsbauernntag in Goslar 1936 ausmachte, nämlich, daß der kapitalistische Schacher der Nährboden sei, auf dem erst der jüdische Bazillus virulent zu werden vermöge, und daß demgemäß die kapitalistische Wirtschaftsform zu allen Zeiten vom Juden planmäßig den Wirtschaftskern aufgeschwacht oder ausgezungen worden sei, um damit die innere Voraussetzung für das allmähliche Auffressen der Wirtschaftskern durch die Juden zu schaffen.

Karl Marx sagt a.a.O. folgendes:

„Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden.“

Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennuß.

Welches ist der weltliche Kultus des Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld.

Kun wohl! Die Emanzipation vom Schacher und vom Geld, also vom praktischen realen

Judentum wäre die Selbstemanzipation unserer Zeit.

Eine Organisation der Gesellschaft, welche die Voraussetzungen des Schachers, also die Möglichkeit des Schachers aufhobe, hätte den Juden unmöglich gemacht. Sein religiöses Bewußtsein würde wie ein sader Dunst in der wirklichen Lebensluft der Gesellschaft sich auflösen. Andererseits: Wenn der Jude dies sein praktisches Wesen als nichtig erkennt und an seiner Aufhebung arbeitet, arbeitet er aus seiner bisherigen Entwicklung heraus, an der menschlichen Emanzipation schlechthin und lehrt sich gegen den höchsten praktischen Ausdruck der menschlichen Selbstentfremdung.

Wir erkennen also im Judentum ein allgemeines gegenwärtiges antisoziales Element, welches durch die geschichtliche Entwicklung, an welcher die Juden in dieser schlechten Beziehung eifrig mitgearbeitet, auf seine jetzige Höhe getrieben wurde, auf eine Höhe, auf welcher es sich notwendig auflösen muß.

Die Judenemanzipation in ihrer letzten Bedeutung ist die Emanzipation der Menschheit vom Judentum.

Der Jude hat sich bereits auf jüdische Weise emanzipiert. „Der Jude, der in Wien zum Beispiel nur toleriert ist, bestimmt durch seine Geldmacht das Geschick des ganzen Reiches. Der Jude, der in dem kleinsten deutschen Staate rechtlos sein kann, entscheidet über das Schicksal Europas.“

„Während die Korporationen und Zünfte sich dem Juden verschließen, oder ihm noch nicht

geneigt sind, spottet die Kühnheit der Industrie des Eigensinns der mittelalterlichen Institute.“ (Bauer, Judenfrage.)

Es ist dies kein vereinzeltes Faktum. Der Jude hat sich auf jüdische Weise emanzipiert, nicht nur, indem er sich die Geldmacht angeeignet, sondern indem durch ihn und ohne ihn das Geld zur Weltmacht und der praktische Judentum zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden ist. Die Juden haben sich insoweit emanzipiert, als die Christen zu Juden geworden sind.

„Der fromme und politisch freie Bewohner von Neuengland“, berichtet zum Beispiel Oberst Hamilton, „ist eine Art von Laotzon, der auch nicht die geringste Anstrengung macht, um sich von den Schlangen zu befreien, die ihn zusammenschwürzen. Rammon ist ihr Götz, sie beten ihn nicht nur allein mit den Lippen, sondern mit allen Kräften ihres Körpers und Gemütes an. Die Erde ist in ihren Augen nichts anderes, als eine Börse, und sie sind überzeugt, daß sie hienieden keine andere Bestimmung haben, als reicher zu werden, denn ihre Nachbarn. Der Schächer hat sich aller ihrer Gedanken bemächtigt, die Abwechslung in den Gegenständen bildet ihre einzige Erhebung. Wenn sie reisen, tragen sie, sozusagen, ihren Kram oder Kontor auf dem Rücken mit sich herum und sprechen von nichts als Zinsen und Gewinn, und wenn sie einen Augenblick ihre Geschäfte aus den Augen verlieren, so geschieht dies bloß, um jene von anderen zu beschmüßeln.“

Ja, die praktische Herrschaft des Judentums über die christliche Welt hat in Nordamerika den unzweideutigen, normalen Ausdruck erreicht, daß die Verkündigung des Evangeliums selbst, daß das christliche Lehramt zu einem Handelsartikel geworden ist, und der banterotte Kaufmann im Evangelium macht, wie der reichgewordene Evangelist in Geschäften.

„Der, den sie an der Spitze einer geachteten Kongregation sehen, war zunächst Kaufmann; als sein Handel schlug, machte er sich zum Geistlichen; ein anderer ist durch die Geistlichkeit hochgekommen, aber sobald er etwas Geld zur Verfügung hatte, verließ er die Kanzel um des Handels willen. In den Augen vieler ist der geistliche Stand eine wahrhaft gewerbliche Karriere.“ (Beaumont)

Nach Bauer ist es ein lügenhafter Zustand, wenn in der Theorie dem Juden die politischen Rechte vorenthalten werden, während er in der

Praxis eine ungeheure Gewalt besitzt, und seinen politischen Einfluß, wenn er ihm im Detail berührt wird, en gros ausübt. (Judenfrage.)

Der Widerspruch, in welchem die praktische politische Macht des Juden zu seinen politischen Rechten steht, ist der Widerspruch der Politik und Geldmacht überhaupt. Während die erste ideal über der zweiten steht, ist sie in der Tat zu ihrem Leibeigenen geworden.

Das Judentum hat sich neben dem Christentum gehalten, nicht nur als religiöse Kritik des Christentums, sondern eben so sehr, weil der praktisch-jüdische Geist, weil das Judentum in der christlichen Gesellschaft selbst sich gehalten, und sogar seine höchste Ausbildung erhalten hat. Der Jude, der als ein besonderes Glied in der bürgerlichen Gesellschaft steht, ist nur die besondere Erscheinung von dem Judentum der bürgerlichen Gesellschaft.

Das Judentum hat sich nicht trotz der Geschichte, sondern durch die Geschichte erhalten.

Aus ihren eigenen Eingeweiden erzeugt die bürgerliche Gesellschaft fortwährend den Juden.

Welches war an und für sich die Grundlage der jüdischen Religion? Das praktische Bedürfnis, der Egoismus.

Der Monotheismus des Juden ist daher in der Wirklichkeit der Polytheismus der vielen Bedürfnisse, ein Polytheismus, der auch den Abtritt zu einem Gegenstand des göttlichen Gesetzes macht. Das praktische Bedürfnis, der Egoismus ist das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft und tritt rein als solches hervor, sobald die bürgerliche Gesellschaft den politischen Staat vollständig aus sich herausgeboren. Der Gott des praktischen Bedürfnisses und Eigennutzes ist das Geld.

Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein anderer Gott bestehen darf. Das Geld erniedrigt alle Götter des Menschen — und verwandelt sie in eine Ware. Das Geld ist der allgemeine, für sich selbst konstitutierte Wert aller Dinge. Es hat daher die ganze Welt, die Menschenwelt, wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt. Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins, und dies fremde Wesen beherrscht ihn, und er betet es an.

Der Gott der Juden hat sich verweltlicht, er ist zum Weltgott geworden. Der Wechsel ist der wirkliche Gott des Juden. Sein Gott ist nur der illusorische Wechsel.

Die Anschauung, welche unter der Herrschaft des Privateigentums und des Geldes von der Natur gewonnen wird, ist die wirkliche Verachtung, die praktische Herabwürdigung der Natur, welche in der jüdischen Religion zwar existiert, aber nur in der Einbildung existiert.

In diesem Sinne erklärt es Thomas Münzer für unerträglich, „daß alle Kreatur zum Eigentum gemacht worden sei, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden — auch die Kreatur müsse frei werden.“

Was in der jüdischen Religion abstrakt liegt, die Verachtung der Theorie, der Kunst, der Geschichte, des Menschen als Selbstzweck, das ist der wirkliche bewußte Standpunkt, die Lüge des Geldmenschen. Das Gattungsverhältnis selbst, das Verhältnis von Mann und Weib usw. wird zu einem Handelsgegenstand! Das Weib wird verschachert.

Die himärische Rationalität des Juden ist die Rationalität des Kaufmanns, überhaupt des Geldmenschen.

Das grund- und bodenlose Gesetz des Juden ist nur die religiöse Karikatur der grund- und bodenlosen Moralität und des Rechtes überhaupt, der nur formellen Riten, mit welchen sich die Welt des Eigennutzes umgibt.

Auch hier ist das höchste Verhältnis des Menschen das gesellschaftliche Verhältnis, das Verhältnis zu Gesetzen, die ihm nicht gelten, weil sie die Gesetze seines eigenen Willens und Wesens sind, sondern weil sie herrschen und weil der Abfall von ihnen gerächt wird.

Der jüdische Jesuitismus, derselbe praktische Jesuitismus, den Bauer im Talmud nachweist, ist das Verhältnis der Welt des Eigennutzes zu den sie beherrschenden Gesetzen, deren schlaue Umgehung die Hauptkunst dieser Welt bildet.

Ja, die Bewegung dieser Welt innerhalb ihrer Gesetze ist notwendig eine stete Aufhebung des Gesetzes.

Das Judentum konnte sich als Religion, es konnte sich theoretisch nicht weiter entwickeln, weil die Weltanschauung des praktischen Bedürfnisses ihrer Natur nach borniert und in wenigen Zügen erschöpft ist.

Die Religion des praktischen Bedürfnisses konnte ihrem Wesen nach die Vollendung nicht in der Theorie, sondern nur in der Praxis finden, eben weil ihre Wahrheit die Praxis ist.

Das Judentum konnte keine neue Welt schaffen; es konnte nur die neuen Welt-

schöpfungen und Weltverhältnisse in den Bereich seiner Betriebsamkeit ziehen, weil das praktische Bedürfnis, dessen Verstand der Eigennutz ist, sich passiv verhält, und sich nicht beliebig erweitert, sondern sich erweitert findet mit der Fortentwicklung der gesellschaftlichen Zustände.

Das Judentum erreicht seinen Höhepunkt mit der Vollendung der bürgerlichen Gesellschaft; aber die bürgerliche Gesellschaft vollendet sich erst in der christlichen Welt. Nur unter der Herrschaft des Christentums, welches alle nationalen, natürlichen, sittlichen, theoretischen Verhältnisse dem Menschen äußerlich macht, konnte die bürgerliche Gesellschaft sich vollständig vom Staatsleben trennen, alle Gattungsbande des Menschen zerreißen, den Egoismus, das eigennütige Bedürfnis an die Stelle dieser Gattungsbande setzen, die Menschenwelt in eine Welt atomistischer, feindlich sich gegenüberstehender Individuen auflösen.

Das Christentum ist aus dem Judentum entsprungen. Es hat sich wieder in das Judentum aufgelöst.

Der Christ war von vornherein der theoretisierende Jude, der Jude ist daher der praktische Christ, und der praktische Christ ist wieder Jude geworden.

Das Christentum hatte das reale Judentum nur zum Schein überwunden. Es war zu vornehm, zu spiritualistisch, um die Rohheit des praktischen Bedürfnisses anders als durch die Erhebung in die blaue Luft zu beseitigen.

Das Christentum ist der sublimen Gedanke des Judentums, das Judentum ist die gemeine Nutzenanwendung des Christentums, aber diese Nutzenanwendung konnte erst zu einer allgemeinen werden, nachdem das Christentum als die fertige Religion die Selbstentfremdung des Menschen von sich und der Natur theoretisch vollendet hatte.

Nun erst konnte das Judentum zur allgemeinen Herrschaft gelangen und den entäußerten Menschen, die entäußerte Natur zu veräußern, verkäuflichen, der Knechtschaft des egoistischen Bedürfnisses, dem Schacher anheimgefallenen Gegenständen machen.

Die Veräußerung ist die Praxis der Entäußerung. Wie der Mensch, so lange er religiös befangen ist, sein Wesen nur zu gegenständlichen weiß, indem er es zu einem fremden phantastischen Wesen macht, so kann er sich unter der Herrschaft des egoistischen Bedürfnisses nur praktisch betätigen, nur prak-

rische Gegenstände erzeugen, indem er seine Produkte, wie seine Tätigkeit, unter die Herrschaft eines fremden Wesens stellt und ihnen die Bedeutung eines fremden Wesens — des Geldes — verleiht.

Der christliche Seligkeitsegoismus schlägt in seiner vollendeten Praxis notwendig um in den Leibesegoismus des Juden, das himmlische Bedürfnis in das irdische, der Subjektivismus in den Eigennutz. Wir erklären die Fähigkeit des Juden nicht aus seiner Religion, sondern vielmehr aus dem menschlichen Grund seiner Religion, dem praktischen Bedürfnis, dem Egoismus.

Weil das reale Wesen des Juden in der bürgerlichen Gesellschaft sich allgemein verwirklicht, verweltlicht hat, darum konnte die bürgerliche Gesellschaft den Juden nicht von der Unwirklichkeit seines religiösen Wesens, welches eben nur die ideale Anschauung des praktischen Bedürfnisses ist, überzeugen. Also nicht nur im Pentateuch oder im Talmud, in der jetzigen Gesellschaft finden wir das Wesen des heutigen Juden, nicht als ein abstraktes, sondern als ein höchst empirisches Wesen, nicht nur als Beschränktheit des Juden, sondern als die jüdische Beschränktheit der Gesellschaft.

Sobald es der Gesellschaft gelingt, das empirische Wesen des Judentums, den Schacher und seine Voraussetzungen aufzuheben, ist der Jude unmöglich geworden, weil sein Bewußtsein keinen Gegenstand mehr hat, weil die subjektive Basis des Judentums, das praktische Bedürfnis vermenscht, weil der Konflikt der individuell-sinnlichen Existenz mit der Gattungsexistenz des Menschen aufgehoben ist.

Die gesellschaftliche Emanzipation des Juden ist die Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum."

Der Jude Marx muß es ja, wie gesagt, wissen!
Hermann Reichle

Das land- und forstwirtschaftliche Grundeigentum des vorm. regierenden Preussischen Königshauses

Die Generalverwaltung des vorm. regierenden Preussischen Königshauses hat der Schriftleitung folgende Veränderung hinsichtlich der, im „Obal“, Heft 10 vom April 1936, S. 814, gemachten Angaben über das land- und forstwirtschaftliche Grundeigentum des Königshauses bekanntgegeben:

„Die Hauptlinie des Königshauses mußte bei der Auseinandersetzung zwischen Staat und Krone im Jahre 1926 fast die Hälfte ihres Landbesitzes entschädigungslos abgeben. Das Grundeigentum der Hauptlinie beträgt daher nicht mehr 97 043 ha, sondern nur noch 54 291 ha, von denen 15 576 ha in landwirtschaftlicher und 38 715 ha in forstwirtschaftlicher Nutzung stehen.

Hierzu erklärt die Generalverwaltung, daß es sich bei dem sogenannten Hausvermögen, zu dem auch der Grundbesitz gehört, nicht um das Eigentum eines einzelnen handelt, sondern um eine Vermögensmasse, auf welche gegenwärtig 24 Mitglieder des Hauses Anspruch auf Anpanage bzw. Kapitalabfindung haben. Weiterhin wird darauf hingewiesen, daß von dem Königshaus nach der Auseinandersetzung noch weitere erhebliche Flächen zu Siedlungszwecken zur Verfügung gestellt worden sind. Diese von den vorstehenden Zahlen abgezogenen Flächen umfassen 1187 ha, d. h. 2,1 v. H. des gesamten Grundeigentums der Hauptlinie.

Von dem Grundbesitz der, von der Hauptlinie abgetrennten Nebenlinie „Prinz Karl“ (im vorerwähnten „Obal“ Heft 10 als Friedr. Leopold Prinz v. Preußen bezeichnet), sind seit dem Jahre 1919 insgesamt 6658 ha unentgeltlich an den Staat und 4110 ha gegen Entgelt abgegeben, so daß das Grundeigentum gegenwärtig nur noch 14 119 ha umfaßt. Das Grundeigentum der weiteren Nebenlinie „Prinz Albrecht“ hat zur Zeit nur noch einen Umfang von 14 277 ha. Außerdem befindet sich in der zur Hauptlinie gehörenden Linie des verstorbenen Prinzen Heinrich v. Preußen noch privates Grundeigentum in Größe von 2460 ha. Weiterhin umfaßt der Privatbesitz des Kronprinzen an land- und forstwirtschaftlich genutzten Ländereien gegenwärtig noch 7600 ha. Das gesamte Grundeigentum der Hohenzollernschen Haupt- und Nebenlinien, einschließlich den privaten Grundbesitzungen umfaßt nach diesen Feststellungen also gegenwärtig 92 747 ha land- und forstwirtschaftlich genutzten Ländereien.“

Das ist bei der Landnot des deutschen Bauerntums noch immer ein recht anständiger Grundbesitz!

Neues Schrifttum

Zeitschriftenchau

RE.-Monatshefte (3/37)

Das Heft wird eröffnet mit einem Aufsatz über „Die Reichsreformbestrebungen zur Zeit Kaiser Maximilians I.“ von Dr. Walther Kahser. Der Verfasser stellt Maximilian I. und den Kurfürsten und Erzbischof von Mainz, Berthold von Henneberg gegenüber. Dieser, ein „echter Geistesverwandter des großen Altkas von Cues übernahm dessen Leitgedanken einer Reichsreform mit verfassungsmäßigen Reichsversammlungen, einheitlichem Reichsgericht, Reichssteuerwesen und Reichsheer, und der Eingliederung der kirchlichen Gerichtsbarkeit und Steuerkraft in die nationale Reichsordnung“.

Maximilian lebte im Bekenntnis Karls des Kühnen, und „die deutsche Reichspolitik galt ihm nur so viel, als sie dazu dienen konnte, ihm das Spornrädlein zu vergolden“. Aus dem Widerstreit dieser Persönlichkeiten kommt der Verfasser zu dem Schluß, „Kaiser Maximilian I. war kein Wahrer und Mehrer, sondern vielmehr ein Zerstörer des Reiches deutscher Nation“.

Die Überschrift „Aktive Jurisprudenz gegen den Bolschewismus und seine bürgerlichen Helfershelfer“ läßt einen zuerst über den Begriff „aktive“ Jurisprudenz stolpern. Der Begriff Jurisprudenz hat immer mehr und eindeutiger den Reizgeschmack des Mantelträgerischen und der Gesinnungslosigkeit bekommen. Nicht umsonst hat der deutsche Rechtswahrer das Fremdwort Jurist abgelehnt. Der Verfasser Dr. jur. E. S. Bodenhoff hat dies leider in der Überschrift nicht berücksichtigt. Erst im Laufe seiner Ausführungen kommt er darauf zu sprechen, indem er sagt: „Wer die moralische Gesinnungs- und Standpunktlosigkeit juristisch zum wissenschaftlichen System erhebt, darf sich nicht wundern, wenn die roten ‚Verbrecher aus Überzeugung‘ mit dieser Instinklosigkeit ihre politischen Ge-

schäfte machen. Diese entscheidungsunfähigen, lendenlahmen, sterilisationsreifen Pseudojuristen des Staats- und Völkerrechts, die ihre Aufgabe nur darin sehen, hinter den jeweiligen Inhabern der politischen Macht slavisch als jederzeit hilfsbereite, mit den technisch juristischen Kniffen vertraute Begriffsjongleure einherzuhinken . . .“. Hiermit kennzeichnet er den Juristen so eindeutig, daß er im Zeitalter des Rechtswahrers den Zusatz Pseudo getrost weglassen könnte.

Auch mit anderen Behauptungen des Verfassers wird man sich nicht ohne weiteres einverstanden erklären können, so z. B. „Die nationalsozialistische Revolution von 1933 ist nur deshalb antibolschewistisch, weil sie antiliberal ist“. Man kann nicht eine Verneinung durch eine andere Verneinung begründen. Nicht der Nationalsozialismus ist antiliberal oder antibolschewistisch, sondern Bolschewismus und Liberalismus sind antinationalsozialistisch. Dies mag nach Haarpalterei aussehen, ist aber doch ein wesentlicher Unterschied.

Im übrigen ist der Aufsatz als wesentlich zu bezeichnen, denn er ist ein unzweideutiger Ausdruck dafür, daß den Rechtsbesessenen selbst der Unsinn der Jurisprudenz jetzt immer klarer bewußt wird.

Will man den Inhalt des Aufsatzes auf einen Satz bringen, dann kommt man zu dem Goetheschen Ausspruch: „Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr“ und die Jurisprudenz ist unsittlich ebenso, wie etwa der Völkerbund, der sich ihrer heute noch bedient.

Eine „Kulturgeschichte in Bildteppichen“ bringt Ruth Köhler-Frugg in Verbindung mit dreizehn Abbildungen derartiger Webwerke.

Günther Pachna verweist in einer kurzen Darstellung auf den vor fünfzig Jahren verstorbenen „Theodor von Bernhardi“ als einen Vorkämpfer einer völkergebundenen Wirtschaftsauffassung.

Günther Thäer bringt die Kurzgeschichte: „Sibehy-Udden“.

Der Bilderteil des Festes bringt in erster Linie Holzschnitte von Karl Hennemann und die farbige Wiedergabe zweier Gemälde von F. Erost d. J., sowie Abbildungen märktischer Häuser.

Germanien (3/37)

J. D. Blahmann zeigt an dem „tragischen Urbild des Hagen von Tronje“, wie es sehr wohl möglich ist, auch in unseren Heldensagen Ideale des Menschentums zu finden, was kürzlich ein bekannter deutscher Dichter öffentlich angezweifelt hatte.

Dr. Hugo Dingler beendet seinen Aufsatz aus dem vorigen Feste „Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung“. Wir pflichten seiner Überzeugung bei, daß es „irgendwann ein Menschentum gegeben hat, welches das Göttliche nicht so sehr in despotischer Willfür zu finden meinte, sondern in einer ewigen Ordnung und einem tief sinnigen Gleichmaß“. Diese Erkenntnis ist um so begrüßenswerter, als immer noch Ansichten vertreten werden, nach denen der Aberglaube das Ursprüngliche, Religionen aber dessen gereinigte und geläuterte Formen seien.

Paul Saunert stellt die engen Beziehungen zwischen „Familie und Sage“ dar und bringt eine große Anzahl von Belegen dafür.

Dr. Carl G. Cornelius berichtet über „Osterbrauchtum im Rhein-Main-Gebiet“.

„Die Ortung von Lemgo in Lippe“ gibt August Meier-Wölke die Überzeugung, daß „der Reifbefund der Karten im Verein mit Namensgebung und geschichtlicher Wertung der erwähnten Geländepunkte eine Ortung von Lemgo nach urgermanischen Gesplogenheiten wahrscheinlich macht und die Betrachtung zu einem Erlebnis germanischer Verrichtungshöhe in der Vorzeit erhebt“.

Wille und Macht (3/37)

Graf Kintomo Mushakoji, Kaiserl. Japanischer Botschafter in Berlin, schreibt ein Geleitwort zu der einheitlichen Japan-Nummer dieses Festes. Die Aufsätze, die wir nachstehend aufzählen, versuchen, uns das ferne und auf den ersten Blick so schwer verständliche Volk und Land nahezubringen und verständlich zu machen.

Aus den weltanschaulichen Grundlagen erklärt Wilhelm Gundert „Das Geheimnis des japanischen Nationalismus“.

Karl Hausshofer verweist in seinem Aufsatz „Rassenwille und Machtschwankungen in der japanischen Geschichte“ auf viele Beziehungen, die zwischen dem deutschen und japanischen Volke als „eine wunderbare Gleichläufigkeit der Volks-, Rassen- und Kulturgeschichte“ bestehen.

Japans koloniale Ausdehnung behandelt Wolf Schenke. Seine Arbeit: „Rippon — Reich der Aufgehenden Sonne“ gibt einen Kolonialbesthes.

umfassenden Überblick über die Entwicklung, Beschaffenheit und Bedeutung des japanischen

Die Lat (3/37)

Durch die chemische Herstellung von Treibstoff, Gummi, Spinnfaser usw. erfährt der Weltrohstoffmarkt eine starke Erschütterung und Umschichtung. Ferdinand Fried nimmt sie zum Anlaß, um in seiner bekannten anschaulichen, eindringlichen Art ein Bild der Gegenwart in „Weltpolitik um Rohstoffe“ zu entwerfen.

In innerem Zusammenhange zu diesem Aufsatz steht die Arbeit von Günther Bölling „Verwaltung; Werkzeug und Wille“. Der Verfasser zeigt, wie durch den Vierjahresplan der bürokratische Verwaltungsapparat überwunden werden kann und muß. Er sieht in der Gegenwart eine „Gleichheit zwischen ältester preussischer Verwaltungstradition und revolutionärem Wollen des Nationalsozialismus“. Was er hierbei preussische Verwaltungstradition nennt, ist ihm das Beispiel einer gefunden Verwaltung, die noch nicht bürokratisiert und im Aktenstaub erstickt ist. Er knüpft diese Verwaltung an die Namen des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und des Reichsfürstentums vom Stein; der alte Bismarck aber „resignierte vor den Resforts“.

Die Gegenwart bedeutet „eine Abkehr vom Aktenplanfanatismus“, an Stelle der Aktenpläne treten Menschenpläne“.

Wichtig ist folgende Feststellung: „Schlachtfelder schlechter Bürokratie (gibt es eine gute?) mögen die behördlichen Amtsstuben gewesen sein, ihre Brutstätten waren bis vor kurzem die staatswissenschaftlichen und öffentlich-rechtlichen Seminare der Universitäten.“

Da die „Blut der gedruckten Ordres zwangsläufig jede freie und schöpferische Initiative erstickten mußte“, legt der Verfasser dem unmittelbaren Gespräch besondere Bedeutung bei. „Kunst und Verantwortung des Gespräches waren der modernen Bürokratie abhanden gekommen“ und damit auch die „Achtung vor dem Wort des anderen“. Diese Achtung hat der Ranghöhere fraglos dem Rangniedereren entgegenzubringen, wenn das lebendig werden soll, was Bismarck „Zivilcourage“ genannt hat. Jedenfalls steht das Gespräch weit über aller Schriftgewandtheit altenmänniger Verwaltungsarbeit.

Berner Hager schreibt einen längeren Aufsatz über „Bildwerke der Gegenwart“ unter besonderer Berücksichtigung von Plastiken der Bildhauer Dreier, Kolbe, Günter von Seeben, Ludwig Raspar und Gerhard Marks, die durch Abbildungen wiedergegeben werden.

Ernst Wilhelm Eschmann beteiligt sich an diesem Feste mit der Novelle „Das Bergkloster“, in der er den Irrweg eines deutschen Theologen in ein buddhistisches Kloster Indiens schildert.

„Mag Mell, ein Bildnis“ überschreibt Erwin G. Rainalter den Überblick, den er über das Schaffen und Leben des Künstlers gibt.

Die Krise des modernen Katholizismus und ihre Beziehung zur Gegenwart wird beleuchtet durch den Aufsatz „Katholische Internationale“.

Der Vierjahresplan (3/37)

Ministerialdirigent Dr. Grißbach leitet das Fest mit dem Aufsatz „Gleichberechtigung in der Weltwirtschaft“ ein. Nach kurzem Hinweis darauf, daß die ausländische Presse sich bemüht, unsere Maßnahmen im Rahmen des Vierjahresplanes als Ablehr von der Weltwirtschaft zu verfechten, führt der Verfasser aus, daß gerade das Gegenteil davon angestrebt wird. Eine Wirtschaftsweise, wie sie durch den Vierjahresplan eingeleitet worden ist, sei geeignet, der vom Liberalismus zerrütteten Weltwirtschaft einen neuen Anfang und eine neue Ordnung zu geben. Selbstverständlich ist dabei, daß Deutschland innerhalb einer solchen Weltwirtschaft die völlige Gleichberechtigung genosse.

Wilhelm Reppeler, Generalsachverständiger für deutsche Roh- und Werkstoffe, schreibt über „Die Erforschung des deutschen Bodens“ und gibt einen kurzen Überblick über die noch vor-

handenen Möglichkeiten eigener Rohstoffversorgung. Wissenschaft und Wirtschaft werden sich darauf einstellen müssen, daß mancher Versuch und manches Verfahren durchzuführen sein wird, was mit dem Kapitalstengrundsatz der Rentabilität nicht im Einklang steht. Damit ist nicht gesagt, daß sich daraus keine wirtschaftlichen Erfolge entwickeln lassen werden, im Gegenteil, die Wahrscheinlichkeit, daß diese erreicht werden können, ist mindestens ebenso groß wie seinerzeit bei Kunstseide und Aluminium, von denen man sich ursprünglich auch kein Geschäft versprochen hatte.

Der übrige Gesamthalt des Festes ist so umfangreich und verschiedenartig, daß es nicht möglich ist, ihm in einer kurzen Besprechung auch nur teilweise gerecht zu werden. Es sei daher nur noch auf das nachstehende Inhaltsverzeichnis verwiesen: Vob. Ministerpräsident Walter Köhler: „Altmaterialerfassung“. / Generalbauinspektor Albert Speer: „Stein statt Eisen“. / Gottfried Dierig: „Die Textil- und Bekleidungsindustrie im Rahmen des Vierjahresplanes“. / Hans Kehrl: „Die Zellwolle — ein Baustein zur deutschen Rohstofffreiheit“. / Professor Dr. F. B. de Booy, Arnheim: „Der Durchbruch neuer Spinnstoffe in der Textilindustrie“. / Italienischer Kolonialminister Alessandro Lessona: „Die Erschließung Abessinien als Sicherung der italienischen Nation“. / Dr. Welsense: „Steuerfragen im Rahmen des Vierjahresplanes“. / Solveen: „Die Neuordnung der deutschen Eisenwirtschaft“. / „Die neuen Werkstoffe im Kraftwagenbau.“ / Dr. Bülow: „Neue Roh- und Werkstoffe auf der Leipziger Frühjahrsmesse“. / Dr. Mansfeld: „Sicherung des Erfolgschaftsbestandes“. / „Mehr Acker durch Grünlandumbruch“. / Dr. Raimund Köhler: „Leipziger Messe im Vierjahresplan“. / Geheimrat Dr. Schmidt: „Textilgroßhandel und Produktion“. / Tengelmann: „Textileinzelhandel und Produktion“. / „Auslandsberichte.“ / „Schrifttum.“ / „Markt- und Börsenberichte.“ / „Amtliche Mitteilungen.“

Volk und Rasse (3/37)

Dr. Walter Groß sprach auf der Kundgebung des Reichsbundes der Kinderreichen am 11. Februar 1937 in Berlin. Der Wortlaut seiner Rede „Das ewige Deutschland“ leitet das vorliegende Fest ein.

„Zur Frage der unehelichen Kinder“ führt Dr. Venz aus, daß ihm eine Gleich-

stellung der unehelichen Kinder mit den ehelichen als nicht ratsam erscheint.

Über „Deutsche im Donaubecken“ bringt Dr. G. A. Küppers-Sonnenberg 14 ansprechende Abbildungen. Sein damit in Verbindung stehender Aufsatz berichtet über „Das Donaudeutschtum der Batschka“.

Dr. Hartnack beantwortet die Frage: „Stammt der Großteil der Begabten aus dem Volk oder aus der Auslese?“ mit einer statistischen Übersicht.

Rhythmus (3/37)

Im „Schwarzen Korps“ vom 11. 3. karikierte Waldb die reichlich törichten Vorschläge eines Hausfrauenblattes, bestimmte Hausarbeiten mit gymnastischen Übungen zu verbinden. Dieser an sich nicht falsche Gedanke erfährt eine vernünftige Begründung in dem Aufsatz von Hans Frucht: „Frauenarbeit und Gymnastik“, wobei die Gymnastik dazu dienen soll, bisher unbenutzte Kräfte zu erschließen, insbesondere solche, die infolge Vernachlässigung der Hüftgelenksbewegung ausgeschaltet waren.

Über die „Erneuerungskräfte durch gestaltende Arbeit“ schreibt Albrecht L. Metz. Seine an sich beachtlichen Ausführungen verflacht er leider am Schluß mit Sätzen wie dem folgenden: „Daß man doch in allen stillen Winkeln des geeigneten Landes die Tauben-Fäße gehen hören möge, auf denen das Glück der Gestaltung wiedererweckter innerer Ausdruckskräfte einhererschreitet!!“

Der dritte Aufsatz „Die Annut und die Grazie“ von Julius Bahnsen besteht im ganzen aus derartigen Sätzen. Die Annut als dritte und edelste der drei Charittinnen „hielt sich eine Zeitlang verborgen in den Hainen Germaniens und hat seitdem ihre Liebe behalten für trauliche Lauben und Nachtigallengebüsch. — Dort hüpfst sie ewig kindlichen Sinnes durchs Gesträuch oder streckt sich in unverwüßlicher Raivität in den Rasen oder auf Heuhaufen“. Man befürchtet, wenn man das liest, daß sie sich „unter dem offianischen Heibedust des Nordens“ einen Schnupfen holen wird und wundert sich, daß das Buch „Mosaiken und Silhouetten“ (1876), dem der Aufsatz entnommen ist, 1931 neu aufgelegt wurde und jetzt von neuem ans Tageslicht gezogen wird.

Adolf R. Rindand schreibt einen kurzen Bericht über „Die drei Ewigkeiten“ von Hans Christoph Schöll (Verlag Eugen Diederichs,

Jena). Schölls Untersuchungen erstrecken sich auf die Verehrung der mütterlichen Dreifaltigkeit, die bis in die ältesten germanischen Zeiten zurückzugehen scheint.

Deutschlands Erneuerung (3/37)

„Die Vierjahrespläne“ veranlassen Dr. Bang zu einem Rückblick auf die Bestrebungen Englands, Deutschlands Handel und Wirtschaft zu vernichten. Der Weltkrieg diene in der Hauptsache diesem Ziele, da England dem Wahn verfallen war, daß es ihm um ebensoviel besser gehen würde, wie Deutschland schlechter, wenn es sein Ziel erreicht hätte. Weitere Hinweise rufen die schmähliche Erfüllungspolitik verantwortungsloser Politiker ins Gedächtnis zurück und leiten zu einer Kennzeichnung der Lage über, in der wir uns im Januar 1933 befunden haben.

Aus den Ergebnissen des ersten Vierjahresplanes wird auf die besondere Bedeutung des zweiten verwiesen. Hierbei unterläßt Bang nicht, wenn auch nur schüchtern, den Teufel an die Wand zu malen, indem er schreibt: „Schwieriger werden die Fragen der notwendigen Reinvestitionen und einer etwa stärkeren Kreditausweitung. Wenn das Schwergewicht weiter bei den öffentlichen Investitionen bleiben sollte, könnte das kurzfristige Verschuldungsvolumen über die Rückflüsse hinaus schließlich so ansteigen, daß das Konsolidierungsproblem schwieriger lösbar wird. Wir möchten glauben, daß die jetzt erwartete und notwendige äußerste Anspannung der Rationalkraft den Einfluß des unentbehrlichsten Wirtschaftsfaktors, der Persönlichkeit, zur zwingenden Voraussetzung hat, daß also in steigendem Maße dem Wirken der freien Privatinitiative möglicher Spielraum gewährt werden muß. Das gilt auch für den Kapitalmarkt. Ziel muß nach Lösung des Rohstoffproblems und des immer noch drückenden Schuldenproblems die Beseitigung der Devisenzwangswirtschaft und ihrer notwendigen Begleiterscheinungen sein. Wirtschaft ist ja weder ein Kapitalproblem, noch ein Organisationsproblem, sondern Wirtschaft ist ein Lebensproblem.“

Der Schrei nach der Beseitigung der Devisenzwangswirtschaft verrät ein Wirtschaftsdenken, das sich von liberalistischen Anschauungen noch nicht endgültig hat frei machen können.

Kurt Borbach schreibt über „Die Haß- und Kriegs-Psychose in der Tschechoslowakei“, die uns nachgerade hin-

reichend bekannt ist. In diesem Zusammenhange wirkt das Wort des Ministerpräsidenten Dr. Sodja gegen Konrad Henlein „Wir kennen keinen Haß gegen Deutschland . . .“ so eindeutig verlogen, daß es der Verfasser mit Recht zur Hauptüberschrift seines Aufsatzes gemacht hat.

Ein kurzer Bericht über „Die Lage der Landwirtschaft in Polen“ dürfte auch die Leser unserer Zeitschrift näher berühren. Sie ist trostlos und „bewirkt eine Rückkehr zur primitiven armseligen Bewirtschaftung des Bodens“, wie der Berichterstatter W. Wanderer schreibt.

F. D. H. Schulz vermittelt uns einen genauen Einblick in „Paul Ernsts politische Lehrjahre“.

Das Heft enthält ferner einen „Bericht über die Wirtschaftsliteratur“ von Rudolf Ott, einen Hinweis auf „von der Pfordten und der deutsche Idealismus“ nach einer Rede vor dem R. R. B. von Dr. Rudolf Bebert und Stellungnahmen zu „Bogislaw von Selchow“ und dessen neuem Buch „Hundert Tage aus meinem Leben“, sowie zu dem soeben erschienenen Buch „Wolfgang Rapp und das Märzunternehmen vom Jahre 1920“ mit der Überschrift „Stampf gegen Bethmann“ von Ludwig Schemann.

Das „Bild der Lage“ und die „Bücherchau“ beschließen das Heft.

Weltanschauung und Schule (3/37)

Dieses Heft der neuen Erzieherzeitschrift des Zentralpartei-Verlages wird wesentlich bestimmt durch den Kampf um die Gemeinschaftsschule. Deutsche Volksschule oder römische Kirchenschule? Das ist eine der wichtigsten Fragen unserer Tage. Reinhold Spengler zeigt die verschiedenen Abschnitte des siegreichen Münchener Kampfes um die Gemeinschaftsschule, der bekanntlich mit einem Bekenntnis von 96,11 vH aller Erziehungsberechtigten endete. Im Anschluß an diesen Aufsatz ist eine aufschlußreiche Statistik über den gegenwärtigen Stand der Konfessionsschulen gebracht. Utermann entlarvt alle Unzulänglichkeiten des „Generaltabplanes der katholischen Aktion“ und wendet sich gegen die Gleichsetzung von Gemeinschaftsschule und Simultanfchule, die als „französischer Import“ ausgegeben werde. Abgesehen davon, daß die Gemeinschaftsschule etwas anderes sei, gäbe es

schlimmere „Importe“ als die Simultanfchule: „Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen; es könnte sonst jemand auf den Gedanken kommen, die Inquisition, die Societas Jesu oder gar die Actio catholica für Importe zu erklären.“ Hans Karl Leistrich weist nach, daß die Herrschaftsgelüste der politisierenden Kirche durch ein Denksystem geschickt unterstützt werden, in dessen Mittelpunkt das „Prinzip des „außerweltlich“ gedachten Gottes“ stehe; wir müßten diese These des Gegners in allen Ausmaßen und Folgerungen kennen, um desto klarer die Unterschiedlichkeit unserer Überzeugung zu sehen: „daß die uns verpflichtende Wirklichkeit, das Volk, in seiner inneren Weise, die wir den lebendigen Blutstrom nennen, seine Rechtfertigung trägt und darum dieser Rechtfertigung von außen her von vornherein nicht bedarf“.

Weiterhin enthält das Heft einen Bericht über die Ausstellung „Lehrerbildung im Dritten Reich“, die im Februar in Berlin stattfand, den vollständigen Text der Eröffnungstede von Reichserziehungsminister Rust und zwei Aufsätze von Andreas Hofffeld und Walter Voigtländer, die über Aufgaben und Arbeitsweise der Hochschulen für Lehrerbildung berichten. Walter Fritsch setzt seine Aufsatzfolge, die das persönliche Verhältnis der Menschen am Orte der Schule darstellt, mit einer Betrachtung des Verhältnisses Lehrer/Schüler fort. Er zeigt, wie im Gegensatz zur Konfessions- und Staatsschule dieses Verhältnis in der Volksschule durch den gemeinsamen Arbeitsauftrag vom Volke zur lebendigen Arbeitsgemeinschaft wird. Gertrud Ferchl and berichtet über den Werdegang des deutschen Reichslesehuches.

Neues Bauerntum (3/37)

Das vorliegende Heft bekommt durch den Aufsatz von Dr. W. Gebert

„Der Weg zum Neubauern“ allgemeine Bedeutung. Nach einem Hinweis auf die volkswirtschaftliche Bedeutung, die den Neubauernstellen zukommt, geht der Verfasser besonders auf die volksbiologische Seite dieser Neuordnung ein.

Die Hauptbedeutung der neuen Bauernhöfe liegt in der Gewähr, daß sie bestes deutsches Bauernblut auf deutschem Boden zur Verwurzelung bringen.

Der Mensch, der Neubauer, steht also im Vordergrund aller Bedingungen, die zur Er-

reichung einer Neubauernstelle erfüllt werden müßten.

Es werden mithin nur bauernfähige Personen als Neubauern in Frage kommen, die erbgesund und rassistisch einwandfrei sind. Sie müssen die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen und mindestens das 25. Lebensjahr erreicht haben, wenn sie den sogenannten „Neubauernschein“ des Reichsnährstandes erwerben wollen. Jüngere Leute können eine „vorläufige Bescheinigung“ erhalten, wenn sie bereits vor der Altersgrenze die allgemeinen Voraussetzungen erfüllt haben.

Jrgendeine nicht erfüllte Voraussetzung durch Geldmittel abzulösen, ist nicht möglich. Andererseits ist ein gewisses Eigenvermögen erforderlich, da Neubauernhöfe ohne Inventar abgegeben werden, so daß der Bewerber außer der baren Anzahlung für den Hof auch noch die Mittel aufbringen muß, die ihm die Anschaffung des notwendigen Inventars ermöglichen. Bei besonders erwünschten Bewerbern können diesen Sonderkredite eingeräumt werden. Der Neubauernschein ist auch dann erforderlich, wenn eine Siedlerstelle aus zweiter Hand erworben werden soll.

Die gleichen Anforderungen, die an den Neubauern gestellt werden, erstrecken sich sinngemäß auf dessen Ehefrau oder Verlobte. Es wird dringend geraten, vor einem Verlöbniß oder vor einer Eheschließung auf den gesundheitlichen, rassistischen und allgemein menschlichen Zustand der betreffenden Frau zu achten, um nachträgliche Schwierigkeiten zu vermeiden. Die endgültige Entscheidung über die Eignung einer Frau trifft die Siedlungsabteilung (I F) der zuständigen Landesbauernschaft.

Für Bewerber, die am 1. 4. 1915 oder später geboren sind, gelten besondere Bestimmungen. Für sie gilt die sonst genügende Befürwortung des Kreisbauernführers nicht mehr, sie müssen die fachliche Eignung vielmehr durch Ablegen der bauerlichen Werkausübung und -prüfung nachweisen. Auch auf die Besonderheiten, die den jungen Landarbeiter betreffen, geht der Verfasser des näheren ein und verweist namentlich auf die Möglichkeit, durch Übernahme einer Feuerlingsstelle die Befähigung zur selbständigen Wirtschaftsführung darzutun.

Der übrige Inhalt des Festes sei nachstehend durch die einzelnen Überschriften gekennzeichnet: Weitergeltung des Pachtnotrechts. Von Stadtrat i. R. Dr. Lehmann, Liegnitz

Die deutsche Dorfbücherei
Die bäuerliche Siedlung im Jahre 1935

Gesetze und Erlasse

Bereinigung der Zins- und Tilgungssätze für die auf Grund verschiedener Richtlinien gegebenen Einrichtungsdarlehen — Frachtermäßigung für die Beförderung von Siedlungsgut (Umgangsgut) der landwirtschaftlichen Siedler und vorstädtischen Kleinsiedler — Lösung von Vorlaufs- und Wiederverkaufsrechten auf früheren domänenfiskalischen Grundstücken — Ansetzung ohne Neubauernschein bei Landbergabe für öffentliche Zwecke — Grundsteuerpflicht der Siedler und Siedlungsgesellschaften.

Fragen aus dem Siedlungsrecht
Rundschau

Bücher und Zeitschriften

Buchbesprechungen

Friedrich Freiherr v. d. Goltz und Theodor Stiefenhofer: **Unsterbliches Deutschland** (Völkischer Durchbruch in der Geschichte). Georg Westermann, Braunschweig, 1936. 310 Seiten. Ganzleinen 5,80 RM.

Titel und Untertitel dieses Werkes bedeuten eine Verpflichtung für jeden, der es heute unternimmt, deutsche Geschichte zu schreiben oder zu lehren und erwecken eine hochgespannte Erwartung bei dem, der ein solches Buch aufschlägt, um daraus zu lernen. „Ewiges

Deutschland“ — was ist ewig an Deutschland? Außer seinem Boden nichts als sein Volk. Aber dies ist nur so lange „ewig“, als es einen Kern besitzt, der die ihm von Gott gegebenen art-eigenen Werte hütet und durch die lange Kette der Geschlechter weitergibt. Wir haben allzu lange unter dem Bann einer mittelmeerisch-formalistischen Geschichtsschreibung gestanden, die die Schale, das Staatliche, für wichtiger ansah, als den Kern, das Völkische. Und wir wollen heute diesen Kern sehen. Wer uns den

zeigen will, kommt nicht um die Aufgabe herum, zu allem Anfang klar und eingehend darzustellen, was das Arteilgene des deutschen Volkes denn nun eigentlich ist. Denn nur wenn dieses Arteilgene (das Völkische!) klar vor dem inneren Auge des Lesers steht, vermag er in der folgenden Darstellung — auch ohne daß er immer wieder mit der Nase daraufgestoßen wird — zu erkennen, inwieweit dieses Arteilgene sich im Laufe der Jahrhunderte frei entfalten konnte oder gehemmt wurde, und erst dann versteht er die geschichtliche Sendung des Nationalsozialismus als das heisse Ringen um die Wiedererhebung und Vollendung dieses Arteilgenen. Wer dieses Arteilgene aber darstellen will, kommt nicht vorbei an zwei Grundtatsachen. Sie heißen Nordische Rasse und Germanisches Bauerntum. In der Einheit dieser beiden Begriffe liegt das Arteilgene des deutschen Volkes eingeschlossen, und ohne die Darstellung dieses Arteilgenen in Rasse und Bauerntum bleibt jede Darstellung deutscher Geschichte ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Wir lassen uns heute nicht mehr abbringen von der grundlegenden Erkenntnis, daß deutsches Rassenschicksal und deutsches Bauernschicksal auch deutsches Volksschicksal — und deutsches Staatsschicksal bedeuten.

Geht man von dieser Voraussetzung aus an das vorliegende Buch heran, so erlebt man eine Enttäuschung. Denn wenn auch vom Arteilgenen immerzu die Rede ist, so findet man doch nirgendwo die rassistisch-bäuerliche Grundlage dieses Arteilgenen herausgestellt. Dieser Grundmangel zieht sich durch das ganze Buch hindurch. Demzufolge beginnt dann auch das Buch schon mit einer bebauerlichen Lücke. Nach einer kurzen Darstellung der europäischen Rassengeschichte in vorgermanischer Zeit, wofür übrigens nur ein kleines Schriftchen von Eickstedt als Quelle benutzt ist, gähnt eine große Lücke in der Darstellung, und die deutsche Geschichte beginnt wie so oft auch hier wieder einmal mit dem Kimbernzug! Von der bäuerlichen Hochkultur des Urgermanentums erfährt man kein Wort. Und so nimmt es auch nicht wunder, daß alte Fehlurteile wie die Behauptung, daß Germanien sich nicht für ein an der Schwelle liegendes Bauerntum als Siedlungsraum geeignet habe (S. 36), die Behauptung vom veredelnden Einfluß Italiens (S. 59), vom Mangel deutschen Nationalgefühls im Mittelalter (S. 92), unklare Vorstellungen von „gallischen, römischen und germanischen Blutströmen“ (S. 169) auch hier wiederkehren, daß der grundlegende Unterschied zwischen

dem germanisch-bäuerlichen Führerstaat und dem vorderasiatisch-mittelmeerisch-städtischen Obrigkeitsstaat nicht gesehen wird und insolge dessen alle Erörterungen über den merowingisch-karolingischen Staat von vornherein auf totem Geleise laufen. Denn die Einheit von Volk und Staat ist nicht „ein Ergebnis der jüngsten Geschichte“ (S. 39), sondern gerade eines der ältesten, an die eben die jüngste nach anderthalb Jahrtausenden Fehlentwicklung wieder anknüpft. Widerprochen werden muß auch der Behauptung, daß der karolingische Weltstaat durch die islamische Gefahr geradezu erzwingen worden sei (S. 41). Bei den schweren Gegensätzen, die zwischen Omajyaden und Abbasiden herrschten, war der Islam durchaus keine so einheitliche und darum gefährliche Macht mehr, bezeichnend für seine Schwäche ist die Tatsache, daß die ersteren nicht einmal Spanien ganz zu erobern vermochten. Hinzuzufügen ist dann allerdings, daß die entscheidende Wendung vom germanischen Führerstaat zum römisch-fränkischen Obrigkeitsstaat nicht erst das Werk der (nicht in diesem Buch!) einseitig schlechtmachten Karolinger ist, sondern schon den Merowingern zur Last fällt.

Vor allen Dingen werden all die Versuche des bäuerlichen Deutschen, die Überfremdung abzuschütteln, in ihrer Wichtigkeit auch nicht annähernd erfaßt. Der große Bauernkrieg zum Beispiel, die einzige revolutionäre Bewegung der deutschen Geschichte, die nach Inhalt und Zielsetzung überhaupt mit der nationalsozialistischen Bewegung verglichen werden kann, wird beiläufig mit ganzen 20 Zeilen abgetan und es berührt sehr eigentümlich, daß im selben Kapitel festgestellt wird, in dieser Zeit Karls V. „konnte der Landmann jahrzehntelang ungestört seiner Arbeit nachgehen und die Anbaufläche wesentlich vergrößern“ (S. 105). Wenn das richtig wäre, könnte man daselbe von der Zeit nach dem 30jährigen Krieg oder nach 1918 behaupten. Die deutsche Ostsiedlung wird mit einer Seite abgetan, die Bedeutung des Bauern für diesen Versuch zur Wiedergewinnung altgermanischen Lebensraums überhaupt nicht gewürdigt. Und so wird auch der Hauptgrund für den Niederbruch des Ordensstaates, nämlich der unlösbare Widerspruch zwischen dem nomadischen Grundcharakter des Ordens und dem bäuerlichen der bodenständig gewordenen Zuwanderer aus dem Reich nicht erkannt. Die Steinsche Bauernbefreiung kommt noch stiefmütterlicher weg als der Bauernkrieg mit ganzen 14 Zeilen,

der Name Hardenberg wird in diesem Zusammenhang überhaupt nicht erwähnt, ebensowenig die Bauernlegerei des 19. Jahrhunderts mit all ihren volksbiologischen und wehrpolitischen Schäden. Die Landflucht wird nur gestreift und die Bauernpolitik des Dritten Reiches erhält ganze sieben Zeilen zugebilligt.

Auf einen offensibaren Fehler muß, weil er nicht unwichtig ist, noch kurz eingegangen werden. Wenn behauptet wird, die Jesuiten hätten die Inquisition ins Leben gerufen, so ist dem zu widersprechen. Man soll den Jesuiten nicht allein in die Schuhe schieben, was für die ganze Kirche gilt. Die Bulle „Licet ab initio“ vom 21. Juli 1542 schuf zwar das oberste Inquisitionstribunal für den Bereich der gesamten Kirche, in dem die Jesuiten bald das Szept in die Hand bekamen, aber das Schlußprotokoll des Lateranonzikls von 1215 enthielt in Kapitel 3 schon dieselben Grundgedanken und auch Torquemada war 1480, zwei Menschenalter vor den Jesuiten, doch nicht etwa durch römischerseits mißbilligte Gedankengänge zu der Einrichtung des spanischen Inquisitionsgerichtshofes gekommen, der am 10. Februar 1820 sein letztes Urteil fällt! Und außerdem darf darauf hingewiesen werden, daß der Staat — *ecclesia non stit sanguinol* — mindestens seit dem Theodosianischen Religionsedikt vom 27. Februar 380 immer wieder mit Erfolg von der Kirche zur Bedienung der Reherverfolgungsmaschine angehalten worden ist.

Mit Anerkennung hervorzuheben sind ein paar sehr gute Wertungen führender Persönlichkeiten, so die Gustav Adolfs als eines schwedischen Imperialisten, dessen Sieg für das Reich einen schweren Schaden bedeutet hätte, Guttens als eines Vorkämpfers für deutsche Art, Walthers von der Vogelweide als unentwegten Streiters fürs Reich.

Zusammenfassend muß jedoch gesagt werden, daß das Buch als ganzes wenig geeignet ist, uns auf dem Wege zum völkischen Durchbruch in der Geschichte wesentlich voranzubringen.

Heinrich M o r t e l

„Evinhusfoud baut Finnland“

Der Verlag von Albert Langen/Georg Müller bringt unter diesem Titel eine Schilderung des finnischen Freiheitskampfes von Erkki Kaitkonen, überseht von Rita Dehquist, zum Preise von 7,50 RM. heraus, das der Verfasser als das „Abenteuer einer Staatsgründung“ bezeichnet hat. Obwohl die finnische Auseinander-

setzung mit dem Bolschewismus schon 20 Jahre zurückliegt, gewinnt das Buch durch die gegenwärtigen politischen Vorgänge in Spanien eine lebendige und unmittelbare Zeitnähe. Es ist ein Beweis dafür, daß die unerhödrene Rechtllichkeit und kriegerische Tapferkeit des Bauerntums den Sieg erringen muß, wenn an seiner Spitze ein Mann steht, dessen unzerstörbarer, ans Prophetische grenzender Glaube kaltblütig dem Schicksal vertraut, un standhaft und sicher die größten Gefahren zu meistern.

Als sich das uns befreundete finnische Volk in den Jahren 1917/1918 gegen die rote Brandstiftung des kurz vorher zur Macht gelangten Bolschewismus erhob, hatte es in Per Evinhusfoud diesen Führer gefunden. Seine menschliche Größe und der Adel seines Charakters geht aus dem schlichten Wort „Mit Gott und Hindenburg“ hervor, mit dem er den Freunden seine Rückkehr versicherte, als er im Jahre 1914 in die sibirische Gefangenschaft geführt wurde. Und er kehrte tatsächlich zur rechten Zeit unversehrt in die Heimat zurück. In zielbewußtem Kampfe hat er dann, mit leidenschaftlicher Hingabe und großem Opfermut, seinem Volke die seit Jahrhunderten ersehnte Freiheit und Achtung der Welt erstritten. Der Weg, den er gehen mußte, um diese Sehnsucht zu erfüllen, war voller Gefahren und Abenteuer.

Als entrechteter, waffenloser, beraubter Basallenstaat war Finnland nach der russischen Revolution, der in seinem Land stehenden russischen Besatzungsarmee, in einer Stärke von hunderttausend Mann, ausgeliefert. Sie machte jede Abwehr der immer weiter um sich greifenden Bolschewisierung zur Unmöglichkeit. Immer tiefer wurden die verheßten Arbeitermassen in den Aufruhr hineingetrieben, so daß das gequälte Land die rote Schreckensherrschaft in der ganzen Furchbarkeit ihrer Zerstörungswut und Mordtaten erleben mußte. Alle Verurufungen auf das jedem Kulturstaat verbriefte internationale Recht der freien und unbeeinflussten Selbstbestimmung seiner inneren Angelegenheiten waren vergeblich. Unverhüllt und offen unterstützte die rote russische Regierung das verbrecherische Treiben der Bolschewisten in Finnland. In dieser höchsten Gefahr rief Evinhusfoud das Volk zur Selbsthilfe auf. Gemeinsam mit der entscheidenden deutschen Waffenhilfe hat das finnische Bauernheer in dem nun ausbrechenden größten Freiheitskampf, von dem die Kriegsgeschichte der nordischen Länder zu erzählen

weiß, seine Fesseln gesprengt und den neuen unabhängigen und selbständigen Staat Finnland erkämpft. Hierbei hat Evinhufvud, als der Führer seines Volkes in dessen schwerster Zeit, die Geschichte des Landes auf einen guten und glücklichen Weg gelenkt. Von seinem dankbaren Volke wurde er als der „Hindenburg Finnlands“ zum Oberhaupt des jungen Staates gewählt.

Das „Abenteuer einer Staatsgründung“ war vollzogen! Als der finnische Landtag, nach Überwindung der bolschewistischen Herrschaft am 15. Mai 1918 wieder zusammentrat, umriß Evinhufvud die vorhergegangenen Ereignisse in folgenden großen Zügen:

„Mit Todesverachtung stürzten sich die kühnen Bauern von Pohjanmaa (Österbotten) unter der Führung ihres energischen Oberbefehlshabers den gut gerüsteten Aufständern und ihren russischen Helfern entgegen. Nord-Pohjanmaa tat sich zusammen mit Süd-Pohjanmaa, und binnen kurzem war die Verbindung zu den ausländischen Mächten über Nord-Pohjanmaa geöffnet. Zugleich der Weg zur Vereinigung mit dem tapferen karelischen Bauernheer, das mit bewundernswerter Willenskraft und Fähigkeit einen großen Teil von Karelen besetzte. Als auch unsere in Deutschland zu einer besonderen Truppe ausgebildeten Jäger Anfang Februar auf finnischen Schiffen ins Vaterland heimkehrten — vom ganzen Volk erwartet und herzlich empfangen —, da erhielt unser von vaterländischer Begeisterung und Freiheitsliebe geschaffenes Volksheer einen unschätzbaren Zuwachs.“ Weiter sprach Evinhufvud von Deutschlands Hilfe, von den schwedischen Freiwilligen und den schweren Kämpfen.

Wir entnehmen aus dieser Rede, daß es Finnlands Bauern waren, die sich gegen den bolschewistischen Terror erhoben und „die rote Brandfadel“ ausgelöscht haben. Schon seit Jahrhunderten haben die finnischen Bauern an der äußersten Nordgrenze das Abendland vor dem Osten, besonders vor dem aufsteigenden Rußland, geschützt. In wiederholten blutigen Kriegen haben sie den erwachenden Riesen immer wieder zurückgeworfen und sich trotz Tod und Zerstörung im eigenen Land stets wieder aus eigener Kraft erhoben. In diesem harten Ringen um den eigenen Bestand lernte das finnische Bauernvolk die von seinen Vätern übernommene Heimat und das Vaterland als einen heiligen und unantastbaren Begriff zu schätzen und zu ehren. Die karge und harte Natur des

Nordens mit ihren Urwäldern, uferlosen Sümpfen und Steinhalben formte den finnischen Bauer nach ihrem Bild und machte ihn jähe und hart, wie den grauen Granit seiner Felsen.

Als Finnland nach dem ruhmreichen aber unglücklichen Kriege vom Jahre 1808 mit dem russischen Reiche vereinigt wurde, begegnete ihm Alexander II. nicht wie ein Sieger den Besiegten, sondern wie ein edler Herrscher, der dem unterlegenen Gegner gestattete, sein altes abendländisches Kulturerbe zu bewahren. Das treue finnische Volk hat ihn daher wie einen Vater geliebt, und noch heute hängt sein Bild in den einsamen, sauberen Bauernhäusern. Erst als in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts das bäuerlich demokratische und innerlich selbständige Finnland den Reib und die Unzufriedenheit der nationalistischen russischen Kreise erregte und diese mit ihrer törichten Russifizierung und mit der Auflösung der finnischen Selbständigkeit begannen, wurden die bisher treuen finnischen Untertanen zu den erbittertsten Feinden des russischen Reiches.

Unbeugsam verteidigte das finnische Bauernvolk seine alte Verfassung und das ihm zugebilligte Recht. In diesem stillen und jähen Kampf erwuchs ihm in dem jungen Scharmann, dem Mörder des russischen General-Gouverneurs Bobrilow, ein vergötterter Volksheld gleich einem Wilhelm Tell. Nach der ersten russischen Revolution vom Jahre 1905 erhielt Finnland alle seine alten Rechte zurück. Aber sehr bald lehrten Willkür und Bedrückung zurück, und der nun beginnende Kampf war ein solcher auf Leben und Tod. Wahrscheinlich wäre in wenigen Jahrzehnten das finnische Bauernvolk aus der Schaar der selbständigen Völker getilgt worden, wenn die zweite russische Revolution nach dem Weltkrieg ihm nicht die Befreiung aus der russischen Staatsgemeinschaft gebracht hätte.

In dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk hatten sich die Russen verpflichtet, ihre finnische Besatzungsarmee unverzüglich zurückzuziehen und Finnland als einen selbständigen Staat zu achten. Noch war es aber ein weiter Weg, den das finnische Volk bis zu seiner endgültigen Freiheit gehen mußte. Denn die Sowjetregierung dachte nicht daran, ihre eingegangenen Verpflichtungen zu vollziehen und das finnische Land von ihren Truppen zu räumen. Im Gegenteil erblickte sie in Finnland die offene Tür nach Europa, durch die sie ihre unheilvolle Flut über die abendländische Kultur auszubreiten gedachte.

Die hunderttausendlöpfige, zügellose russische Besatzungsarmee wurde, in Verbindung mit den Sozialdemokraten, der Ausgangspunkt der finnischen Revolution. Infolge der vorhergegangenen Verhetzung durch die Arbeiter-, „Verführer“ war Finnland sturmreif gemacht, und zwar nicht nur in den Industriegebieten, sondern teilweise auch auf dem Lande, wo die kleinen unzufriedenen Pachtbesitzer ebenfalls auf die Frllehre des russischen Kommunismus hineingefallen und zu Bolschewisten geworden waren. Die treibende Kraft für die bolschewistische Revolution beschränkte sich aber auf die verführte und verhetzte Arbeitermasse. Die Kleinbäuerlichen Pächter beteiligten sich weniger daran, weil die Regierung im Begriff war, das bäuerliche Pachtwesen auf gesetzlichem Wege allmählich abzubauen.

Als dann am 27. Januar 1918 in ganz Finnland die bolschewistische Revolution ausbrach, befahl die Regierung weder Waffen noch ein Heer. Und trotzdem mußte sie den Versuch machen, den bolschewistischen Aufruhr zu ersticken und das Volk zum Freiheitskrieg aufzurufen. In dieser Stunde der höchsten Gefahr ging es um die heiligsten völkischen Lebensgüter: um das selbständige finnische Reich, seine Jahrhunderte alte von Geschlecht auf Geschlecht behütete Kultur, um seinen Glauben, seine Rechtsordnung und Verfassung. Es gab für die Finnen nur noch die Wahl zwischen weiß oder rot, Leben oder Untergang. Ein Mittel ding gab es nicht.

Für den bevorstehenden Freiheitskrieg stellte die oberste deutsche Heeresleitung den Finnen in entgegenkommender Weise Waffenhilfe zur Verfügung. In dem Bewußtsein, daß durch das Eingreifen der Deutschen die bäuerliche Volkserhebung siegreich verlaufen mußte, richtete die Regierung einen Aufruf an das finnische Volk, in dem es u. a. hieß: „Den wehrfähigen Söhnen des Vaterlandes eröffnet sich nun eine ehrenvolle Aufgabe: mit den siegreichen deutschen Truppen als Waffenbrüder schreitet Finnlands Bauernheer, die kühnen Jäger an der Spitze, zum endgültigen Ansturm, zur Befreiung des Vaterlandes von den Feinden.“

Nun zeigte der finnische Bauer, wozu ihn seine blutige Geschichte und die harte Natur des Nordens erzogen hatte. Jüngling und Mann, der jarte Knabe wie der Graukopf, folgten dem Ruf. Inzwischen war das kampferprobte und glänzend ausgebildete 27. Jägerbataillon, das aus finnischen Freiwilligen bestand, aus Deutsch-

land zurückgekehrt. Seine Angehörigen stellten die Unterführer für den bevorstehenden Kampf und wurden als solche auf die einzelnen Bauernaufgebote verteilt. In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine den Noten gewachsene Truppe aufzustellen. Als Uniform diente der Bauernkittel, Waffen und Ausrüstung wurden teilweise von Deutschland geliefert. In wenigen Wochen entstand eine hunderttausendlöpfige Bauernarmee, die, unter Führung ihres „weißen Generals“ Mannerheim, trotz der mangelnden und unzureichenden Bewaffnung, die russischen Stützpunkte hinwegsetzte. Bei dieser Erhebung hat es sich zum erstenmal gezeigt, daß zwischen dem Bauertum und dem Bolschewismus nur eine Todfeindschaft bestehen kann.

Drei Monate tobte der Bergweissungskampf der Bauern im eigenen Land. Die Front erstreckte sich vom Bottnischen Meerbusen über das ganze Land mit seinen blühenden Dörfern hinweg, bis in die fernen Gebiete der karelischen Urwälder. Mit den vom Feinde erbeuteten Waffen ausgerüstet, wälzte sich der Bauernsturm von dem winterlichen Norden herab dem Frühling und dem Süden zu. Ihnen entgegen eilten die zur Hilfe gekommenen deutschen Truppen, deren Weg an den bolschewistischen Schreckenszeichen, an verbrannten Gehöften, entweihten Kirchen und den zu Tode gemarterten Opfern des roten Terrors vorbeiführte.

Anfang Mai 1918 hatten die finnischen Bauern gemeinsam mit den deutschen Truppen die rote Gefahr beseitigt und den Bolschewismus vernichtet. Des freien Finnlands Bauernheer marschierte siegreich in die Landeshauptstadt ein. „Keine Paradearmee in glänzenden Uniformen, nein, ein eben aus dem Kriege gekommenes graues Feldheer, ein Bauernheer, aus dem Nichts geboren, das sich selber ausgerüstet, seine Waffen zum Teil vom Feinde genommen und Taten vollbracht hatte, die nach Jahrhunderten den größten Traum verwirklichten, den je ein Volk sich selbst erfüllen kann. „Der deutsche Kommandeur, General von der Goltz, schreibt hierzu: „Das improvisierte Bauernheer Finnlands machte in Anbetracht seiner kurzen Ausbildung einen recht guten Eindruck und weckte mit Recht Stolz und Begeisterung der vieltausendlöpfigen Zuschauer.“¹⁾

Zwölf Jahre des Friedens und des Aufbaus waren inzwischen Finnland vergönnt gewesen,

¹⁾ v. d. Goltz: „Als politischer General im Osten.“ Leipzig 1936.

als sich der Kommunismus zum anderen Male frech im Lande erhob. Da waren es wieder die Bauern von Süd-Osterbotten, die die „Rot-Blusen“ aus ihren Ortschaften vertrieben und dann jene Bewegung zustande brachten, die nach ihrem Ursprungsgebiet als „Lappo“ benannt, in dem neuen antikommunistischen Kampf in Erscheinung trat. Am 7. Juli 1930 marschierten zwölftausend Bauern der Lappobewegung in der finnischen Hauptstadt vor der Regierung auf. Die obersten Beamten des Landes hatten sich dazu eingefunden. Der greise General Mannerheim war ebenso wie der Ministerpräsident Svinhufvud zur Stelle. Zu ihnen trat der Bauer Viktori Kosola und sprach im Namen des versammelten Bauernaufgebotes:

„Als vor einem Jahre bei uns Männern von Lappo eines Tages eine Schar von Landesberatern mit roten Fahnen und roten Blusen einkehren wollte, und wir ihnen die roten Fesseln vom Leibe rissen, da haben wir den Weg beschritten, auf den wir traurigen Herzens genötigt worden waren. Wir fühlten es damals schon, beim Zerreißen dieser roten Fesseln, daß der in diesem Augenblicke betretene Weg von uns bis zum Ende gewandert werden mußte.“²⁾

Damit haben die finnischen Bauern den alten Freiheitskampf gegen den Kommunismus erneut aufgenommen und sich bis zur Gegenwart zu Hütern der alten Volkskultur gemacht.

Ernst Schaper

Ferdinand Fried: „Der Aufstieg der Juden.“ Blut und Boden Verlag, Goslar. Preis 3,80 RM.

Das Gedächtnis der Öffentlichkeit ist nur kurz. Raum daß die Gegenwart noch das beachtet, was nur wenige Jahre zurückliegt, geschweige denn das, was sich vor Jahrhunderten und Jahrtausenden abgespielt hat. Nur wenn besondere Umstände die Öffentlichkeit zwingen, sich mit bestimmten Fragen zu beschäftigen, weil sie durch die Nöte der Gegenwart wieder brennend lebendig geworden sind, dann besinnt man sich auf das Zurückliegende und gewinnt Einblicke, die alle Erwartungen übertreffen.

Einen solchen Einblick vermittelt uns dies Buch von Ferdinand Fried. Als Verfasser der Bücher „Das Ende des Kapitalismus“ und „Autarkie“ sowie als Mitarbeiter der „Lat“ ist Ferdinand Fried weitesten Kreisen nicht nur

als genauer Kenner der von ihm behandelten Gebiete bekannt geworden, sondern auch als weit über dem Durchschnitt stehender Schriftsteller. Es ist daher unnötig, über diese Seite seines neuen Buches viele Worte zu machen. Im übrigen sind dessen hauptsächlichste Darstellungen den Lesern unserer Zeitschrift aus Friedes (Ferdinand Fried, Zimmermann) Aufsätzen in den Heften Nr. 2—5 des laufenden Jahrganges bekannt, so daß wir auch darauf nicht näher einzugehen brauchen. Das vorliegende Buch gibt jedoch mehr als die Aufsätze, denn diese erfahren in ihm Ausweitung und Abrundung und deden gewissermaßen die geschichtlichen Ursachen auf, die zum „Ende des Kapitalismus“ geführt haben oder noch führen müssen. Acht Bildtafeln bringen obendrein durch die Wiedergabe zeitgenössischer Bilder wenig bekannte, dafür aber um so eindrucksvollere Zeugnisse für die von Fried gekennzeichneten Abarten der Semiten.

R. Walther Darré hat den Begriff „Oberflächenbewußtsein“ gebildet und als für den Juden kennzeichnend dargestellt. Fried bringt den eindeutigen Beweis für die Richtigkeit dieser Kennzeichnung, und man könnte sein Buch auch eine „Geschichte des Intellektualismus“ nennen.

Der an das Oberflächenbewußtsein gebundene Intellekt vermag zu dem Wesen, dem Sinn und der Ordnung des Lebens nicht vorzudringen; am Nutzen, am Zweck und an der Konstruktion des Daseins bleibt er infolge seiner Ungeistigkeit kleben. Abstraktion und Analyse, Ab- und Auflösung des Lebendigen sind seine Denkmethode. Das Organische ist ihm fremd. Darum muß er sich dem Mechanischen verhaften und kann — trotz aller Stärke im Konstruktiven — doch niemals schöpferisch wirken. Infolgedessen ist dem Intellekt und seinen bevorzugten Trägern, den Juden, jegliche schöpferische Gestaltung und damit auch jegliche vollgestaltende Staatsbildung unmöglich. Sie können nur Staatsysteme ausklügeln.

Intellektualismus verleitet zur Hypertrophie, zur Mammutisierung des Bloß-Zweckmäßigen unter völliger Nichtachtung des Sinnvollen. Monokultur, Monopol und ähnliche Bestrebungen verschleppen zur Monomanie auf allen Gebieten und drängen ins Spezialistentum. Die Lebendige und in sich vielfältige Einheit gilt nichts gegenüber der toten Einzelheit, die allein im Ziffernmäßigen erfassbar wird und darum auch stets zum „Reform“ zwingt. Wenn es nach dem Intellekt ginge, hätte der Mensch, je nach

²⁾ S. Hauptmann: „Die Lappobewegung der finnischen Bauernschaft.“ München 1932.

seiner Aufgabe, nur Kopf oder nur Gliedmaßen und bestimmt — kein Herz. Hierbei würden die Juden als Kur-Kopf-Wesen, — die großen Nasen und Ohren würden symbolhaft — den Sojim, unter Vorbehalt von Magen und Sexus, die Rolle der Extremitäten überlassen.

Goethe sagt über „Jüdisches Wesen. Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke.“ Wozu also ein Herz? „Keiner, auch nur der kleinste, geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriete, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.“ Monomanie! „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie sei, macht zuletzt banterott“, sagt er an anderer Stelle und kennzeichnet damit das Spezialstentum. Diese unbedingte, d. h. zum Leben beziehungslose und zum Reford gesteigerte Tätigkeit ist seit je die Stärke der Juden gewesen. Kein Wunder, daß der Turmbau von Babel einen so großen Eindruck auf sie gemacht hat, — trotz der Pleite. Oder ist diese und der mit ihr verbundene Zerfall des Ganzen das heimliche, aber bewußt gewollte Ziel des Judentums?

Frießs Buch spricht dafür. Es beweist, daß die Zerlegung des Ganzen bis zum Zerfall durch die Jahrtausende das gleiche Ziel der Juden und diesen verwandten Völker gewesen ist. Es sollte erreicht werden und ist immer wieder auch erreicht worden.

Fried zeigt diese ständige Wiederkehr auf. Sumerer, Perfer, Griechen, Römer, überhaupt arische Völker schließlich gehen alle an dem überschlauen Intellektualismus des Judentums zugrunde. Sie bieten der Gegenwart das warnende Beispiel der Vergangenheit, wenn ihr die Sowjetunion als ein grausamstes Heute noch nicht genügen sollte.

Fried baut seine Ausführungen auf die rassistischen Bedingungen auf, die den Juden zum außergewöhnlichen Intellektualisten machen. In ihnen zeigt er, wie alle Völker dem Judentum verfallen, wenn sie ihre rassistische Eigenart zu seinen Gunsten verraten. Die Völker sind am Blutsjude zerbrochen, aber nur dort, wo der weiße Jude dem schwarzen die Wege gebnet hat. Ein gesundes und reines Volk bleibt immun. Ihm gegenüber ist der Jude machtlos, weil er keinen Spalt findet, in den er zerlegend eindringen könnte. Erst wo Parteilungen beginnen, Sonderinteressen verfolgt werden, öffnen sich dem Juden die Möglichkeiten, die er für sein tödliches Wirken braucht. Intellektualismus und rassistische Zerlegung gehen Hand in Hand.

An zwei Beispielen zeigt Fried dies eindeutig: am Kapitalismus und an der spätromischen Justiz. Kapitalistische Wirtschaftswillkür und juristischer Intellektualismus, diese beiden zum Leben völlig beziehungslosen Unbedingtheiten bloßen Oberflächenbewußtseins waren die Mittel, mit denen der Jude das heutige Europa zerlegen konnte und zerlegt hat.

Die Abkehr von jenen beiden, die im Rationalsozialismus erfolgte, tötete die Krankheits-erregere zunächst in Deutschland ab, das durch seine Marktordnung zum mindesten auf landwirtschaftlichem Gebiete die kapitalistische Wirtschaftswillkür überwand und durch seine Rückkehr zum deutschen Recht im Begriff ist, auch der Jurisprudenz ein Ende zu bereiten.

Es wird ein Verdienst dieses Buches bleiben, daß es die großen Zusammenhänge in fesselnder und leicht begreiflicher Form herausstellt. Seine eigentliche Aufgabe wird es aber erst dann erfüllen können, wenn es, in möglichst viele Sprachen übersetzt, auch den anderen nichtjüdischen Völkern die Augen öffnet. **S a l b e**

„Das alte Wissen und der neue Glaube“ von Dr. J o h a n n v o n L e e r s. Sanseattische Verlagsanstalt, Hamburg. Preis kart. 2,40 RM.

In diesem Büchlein gibt der bekannte Schriftsteller Dr. v o n L e e r s eine großartige Schau der vorchristlichen germanischen Religiosität, die er mit dem aus dem Morgenlande eingeführten neuen christlichen Zwangsglauben vergleicht. Folgerichtig geht von Leers von den Grundfragen der deutschen Frühgeschichte und Rassenkunde aus, denn hier sind die stärksten Beweise für die Folgerichtigkeit des alten Wissens um die Geheimnisse und ewigen Gesetze der Natur zu finden. Dem marxistischen Dogma von der Gleichheit aller, die Menschenantlitze tragen, stellt von Leers die unansehbaren Erkenntnisse eines Gobineau, Chamberlain, Ammon, Theodor Fritsch und Günther gegenüber. Mit Recht weist er darauf hin, daß unsere heutige Vorgesichtswissenschaft noch zu sehr in der bloßen Erforschung der germanischen Sachkultur stehen geblieben sei, ohne auf die hohe geistige Kultur der Germanen einzugehen.

Während die christliche Kirche versucht, eine germanische Religiosität entweder überhaupt zu leugnen oder sie doch als eitel Dämonie oder primitivste Vielgötterei hinzustellen, kann man nach von Leers deutlich drei Perioden der germanischen Religionen unterscheiden, und zwar

als jüngste Periode die Edda- oder Sagageit, als mittleren Zeitabschnitt die taciteische Periode und als ältesten den indogermanischen Zeitabschnitt.

Was das Volk aus diesen Perioden der religiösen Entwicklung bewahrt habe, sei allerdings zum größten Teil Aberglauben. Man müsse sich davor hüten, abergläubische Bräuche als wesentlichen Inhalt der germanischen Religion anzusehen, zumal man kaum unterscheiden könne, was von der neuen Lehre später hinzugekommen sei.

Mit Recht hebt von Leers bei der Besprechung der germanischen Religiosität den germanischen Schicksalsglauben, wie ihn Hans Neumann geschildert hat, hervor, nämlich den Glauben an die ewige Wiederkehr. Der Germane ist kein Pessimist. Mag auch die alte Erde im letzten Brande (Ragnarök) aufgehen, eine neue Welt, ein verjüngtes Abbild der alten, entsteht alsbald wieder.

Der stärkste Teil des ausgezeichneten von Leers'schen Buches sind die Ausführungen über Mythologie und Jahreslauf. Was die Volkskunde sammelte, was Hermann BIRTH in fleißiger Forscherarbeit zusammentrug, wird hier sinnvoll ausgedeutet. In einzigartiger Weise wird der altgermanische Mythos von der goldenen Wiege im Berge mit dem neugeborenen Kindlein darin als Ausdruck der altgermanischen Sage von der ewigen Wiedergeburt dargestellt. Von Leers zeigt hier, wie auch das höchste Fest der Germanen, die 12 heiligen Nächte, die Wihnacht, von der Kirche nach langem vergeblichen Kampf gleichgeschaltet wurde, wie alle die anderen heidnisch-germanischen Bräuche, die dem Volk lieb geworden waren und die sich nicht einfach aus der Gewohnheit und dem Herzen des Volkes herausreißen ließen, verfälscht wurden.

Wer über die Gleichschaltung germanischer Bräuche durch die Kirche etwas erfahren will, muß vor allem die beiden Kapitel Mythologie und Jahreslauf sowie Symbolik und Urglaube lesen. Leers sagt ziemlich am Schluß seines Buches: „Alle christlichen Lehren fordern den Glauben an wunderbare, der wissenschaftlichen Erkenntnis widersprechende Eingriffe Gottes in die Ordnung der Welt, beginnend mit der Offenbarung an das Volk Israel bis zur Auferstehung Christi.“

Alle Religionen der nordischen Rasse sehen in der Ordnung der Welt, die der Verstand bis zu seiner letzten Tiefe zu ergünden versucht und

vor deren letzten Geheimnissen er ehrfurchtsvoll schweigt, die wirkliche „wunderbare“ Grundlage ihres Glaubens.“

Damit ist wohl der Gegensatz von altem Wissen und neuem Glauben aufs trefflichste charakterisiert. Unseren Freunden können wir dies Büchlein aufs wärmste empfehlen.

Dr. Werner Petersen

Heinz Hartmann: „Hände am Pflug.“ Wilhelm Limpert - Verlag, Berlin, Dresden.

Mit einer Reihe anspruchloser, aber gerade deswegen guter Gedichte begleitet der Verfasser den Bauern durch den Jahreslauf seiner Arbeit. Weil diese Arbeit den menschlichen Lebensaufgaben überhaupt ähnelt, werden die Gedichte von starkem sinnbildlichem Gehalt für jedermann.

Da das Verständnis für sie an der Unkenntnis der einzelnen Arbeitsvorgänge scheitern könnte, sorgen kurze Anmerkungen dafür, daß auch der verstäubteste Städter sich einen klaren Begriff von ihnen machen kann.

Bestinnliche Menschen werden dieses Buch gern zur Hand nehmen, aus dem der Borspruch zu unserem vorigen Heft stammt. H a l b e

Hermann Kolesch: „Schwabentum im Schwabenlieb.“ Band 1 der Reihe „Volk, Volkstum, Volkskultur“, Arbeiten aus dem Institut für deutsche Volkskunde der Universität Tübingen. Verlag W. Kohlhammer. 169 S. Geheftet 9,— RM.

Der Verfasser des Buches hat sich bewußt die Forderungen nationalsozialistischer Volkskunde auf rassistischer Grundlage zu eigen und zum Borsatz für seine Arbeit genommen. Es ist jedenfalls ein äußerst erfreuliches Zeichen, daß die wissenschaftlichen „Institute“ an die Verwirklichung dieser Forderungen herangehen — oder sie wenigstens versuchen. Denn nur als Versuch, den eingangs gestellten Grundfragen gerecht zu werden, kann auch die Arbeit von Kolesch gewertet werden. Nach einer abgerundeten Einführung über Stammesart, Landschaft und Klima Schwabens bringt Kolesch eine Reihe schwäbischer Volkslieder, fleißig aus anderen Büchern zusammengetragen und so durchaus nicht immer mehr in der volksnahen Form. Die Absicht, aus dem Lied Rückschlüsse auf das Schwabentum zu ziehen, wird nicht immer folgerichtig durchgeführt, wobei gerne zu-

gestanden sei, daß diese Aufgabe äußerst schwierig ist. Eine Vertiefung der Frage (und an sich eine Selbstverständlichkeit!) hätte aber die Befügung der Sangesweisen ermöglicht, auf die, sehr zum Schaden der Arbeit, verzichtet wurde.

Dafür wurde, und zwar unter Herausarbeitung der engen Beziehungen zum Volkslied, Volksglaube und Volksbrauch ausführlich und in guter Zusammenschau behandelt. Auch hier läßt sich leider feststellen, daß eingangs gute Gedanken zugrunde gelegt wurden, während die Durchführung doch hier und da wieder in die Begriffssprache der alten Schule und in deren Lehremeinungen abirrt, so daß von „Volkstunoe auf rassistischer Grundlage“ nicht allzuviel übrig bleibt.

Man muß aber, um gerecht zu sein, den guten Willen und die fleißige Arbeit lobend anerkennen, und es ist zu wünschen, daß die künftigen Arbeiten des Instituts für deutsche Volkskunde in Tübingen den einmal als richtig erkannten Weg erfolgreich weiterführen. Es ist auch zu wünschen, daß ein mehr volkstümlicher Preis als der ungewöhnlich hohe des vorliegenden Buches eine weitere Verbreitung der Forschungsergebnisse ermöglicht.

Dr. Hans Strobel

Hans F. R. Günther: Führeradel durch Sippenpflege. (Vier Vorträge.) J. F. Lehmann, München, 1936. Preis geb. 2,20 RM., geb. 3,20 RM.

Die vier Vorträge („Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese“, „Die Erneuerung des Familiengedankens in Deutschland“, „Die Notwendigkeit einer Führerschaft für den völkischen Staat“ und „Vererbung und Erziehung“), zu verschiedenen Zeiten und vor einer unterschiedlichen Hörerschaft gehalten, befassen sich alle mit einer für die Zukunft unseres Volkes ganz entscheidenden Frage. In unerbittlicher, nüchternen Folgerichtigkeit wird gezeigt, wie das Schicksal des völkischen Staates abhängt von dem Vorhandensein bzw. von der Schaffung einer Führerschaft, die in jeder Generation immer wieder die Menschen schenkt, die im Staat alle verantwortlichen Führerstellen recht verwalten können. Bei der Behandlung dieser Frage wird in aller Deutlichkeit unterschieden zwischen einer Führergruppe, die Menschen umfaßt, deren Leistungen als Einzelmenschen außer Frage stehen, die aber nicht aus Sippen stammen mit bewährtem Erbwert, und

zwischen einer Führerschaft, die Geschlechter aus allen Ständen des Volkes umfaßt, die im Laufe vieler Generationen durch Leistungen für die Volksgemeinschaft ihren Erbwert unter Beweis gestellt haben. Für den Aufstieg aus der Führergruppe in die Führerschaft ist die züchterisch richtige Gattenwahl eine unerlässliche Bedingung. Da die nordische Rasse den entscheidenden Rassenkern unseres Volkes stellt, kann diese zu schaffende gesittungsbildende Führerschaft nur eine nordisch bestimmte Auslese sein, nordisch im Rassenbild, nordisch im einfachen, allen Außerlichkeiten abholden Lebensstil, nordisch in der Charakterhaltung und im stets wachen Einsatzwillen. Da die nordische Rasse eine Bauernrasse ist, so kann diese ausgelesene Führerschaft nur in einer bäuerlichen Lebensordnung gedeihen. „Wenn wir uns nach den Werten fragen, die für eine gesunde und gesundende deutsche Bildung, für eine Erzüchtigung des deutschen Volkes, seines Geistes und seines Staates richtunggebend werden müssen, so ergibt sich, daß die Lebenswerte des deutschen Volkes abzulesen sind vom Daseinsbilde der erblich-rächtigen deutschen Sippe in ländlicher Umwelt.“ Dieses Leben der Führerschaft in einer ländlichen Lebensordnung verhindert nicht nur, daß die Einflüsse der Verstädterung den biologischen Bestand dieser Sippen gefährden, sondern die Tatsache der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, der „Freiheit“ im alten bäuerlichen Sinne gibt die Gewähr, daß in allen Zeiten der Not, der Umordnung, der Revolution immer freie Männer vorhanden sind, die, allein ihrem Gewissen verantwortlich, sich kompromißlos für das Beste ihres Volkes einsetzen können.

Es ist zu wünschen, daß diese akademischen Reden des verdienten Rassenforschers die unakademische Wirkung haben, bald die Richtschnur zu werden für Aufartungsmaßnahmen des neuen nationalsozialistischen Reiches.

S. A. Schöffler

Otto Reche: Die Rassenmischung beim Menschen. (Lichtbildervortrag mit 30 Bildarten und Textheft.) J. F. Lehmann, München, 1936. Preis 2,— RM.

Die Frage der Rassenmischung ist von größter Bedeutung für die praktische Rassenpolitik des nationalsozialistischen Deutschlands. Trotz der Wichtigkeit dieser Frage fehlte bisher eine Zusammenstellung geeigneten Bildmaterials und eine knappe Darstellung aller mit diesem Pro-

blem zusammenhängender Dinge, die für die Schulungsarbeit auf diesem Gebiet der Rassenkunde brauchbar sind. Die Arbeit Reche füllt diese Lücke. Aus den weit im Schrifttum verstreuten Untersuchungen, die sich gründlich mit der Rassenmischung befassen und gesicherte Ergebnisse erbracht haben, hat Reche die besten Beispiele herausgesucht und in guten Bildtafeln wiedergegeben. Neben den bekannteren Darstellungen der von Fischer untersuchten Rehobother Bastards (Buren und Hottentotten), an denen zuerst die Gültigkeit der Vererbungs-gesetze für den Menschen erwiesen wurde, werden Aufnahmen der Mischlinge von Afar (Nord-europäer und Malayen), Wiedergaben von Juden-Hottentotten-Bastarden, von Indianer-Neger-Bastarden gezeigt. Neben diesen uns im Augenblick etwas ferner liegenden Beispielen bringt Reche auch noch Bilder von Juden-Europäer-Mischlingen, wie Neger- und Karoliner-Bastarde, die als trauriges Erbe der Besatzungszeit im deutschen Rheinland leben. Im Textheft werden die Gefahren einer jeden Rassenmischung neben der rassenbiologischen Bedeutung der Rassenmischung ausführlich behandelt. So kann dies kleine Werk für die rassische Schulungsarbeit in jeder Hinsicht besonders empfohlen werden.

R. A. Schöffler

Rudolf Bode: Bewegung und Gestaltung.
Widukind-Verlag, Alexander Böh, Berlin-
Lichterfelde. Preis brosch. 1,30 RM.

In dem vorliegenden Heft wird eine kräftige Lanze geführt. Es gilt dem Verfasser, den Kampf um führen gegen alle Versteifung und Verkünderung, wie sie leider nicht nur das Kennzeichen vieler alter Leute ist. Es gilt die Erlösung des Körpers, es gilt, Geist und Seele aus dem Gefängnis der körperlichen Verdrängung zu befreien.

Der Körper ist ja nur ein Teil der großen Dreieit Körper, Seele, Geist. Unsere Zeit hat diese drei wieder erkannt als die naturgewollte Einheit menschlichen Lebens. An dieser Erkenntnis zerbricht die „rationalistische“ Betrachtung des Lebens, d. h. also, es bricht die Weltanschauung, die den Geist (ratio = Geist, Vernunft) emporhebt auf den Thron unter Leugnung der Seele und Verleugnung des Körpers. Es zerbricht aber auch an der neuen Erkenntnis die andere Weltanschauung, die unter die „Seele“ stellen will Geist und Körper, die

schließlich aus dem ganzen Leben nur einen Übergang zum besseren Jenseits macht, die Bindungen von Seele und Geist an das Blut, also an den Körper, nicht sieht.

Wenn die Erkenntnis der großen Einheit Körper, Seele, Geist vor uns steht, ist uns sofort klar, daß man nicht einen dieser Teile vernachlässigen oder in seiner Lebenskraft schwächen kann, ohne daß der ganze Mensch dadurch Schaden nähme. Die Geschichte zeigt, daß die Zerstörung des Körperlichen, die Abwendung von Leibesübung und Leibespflege, die Voraussetzung war für eine ganz bestimmte seelische Faltung. Sie zeigt aber auch, daß die freiere Entwicklung des Geistes sofort zu einer seelischen Wandlung führte. Diese Entwicklung liegt heute klar vor unseren Augen, und Tausende von Scheiterhaufen säumen ihren Weg.

Aber es wäre irrig, wollte man in dieser Entwicklung des Geistes eine Störung des Seelischen sehen. Im Gegenteil: Wir sehen diesen Weg als einen Weg zur Befreiung der Seele an, die nun einmal von Gott uns, den Trägern unseres Blutes, gegeben worden ist.

Die Befreiungstat — so entwickelt der Verf. der vorliegenden Schrift — ist aber noch nicht abgeschlossen. Noch ist die volle Fähigkeit zum Eigenleben unseres Volkes nicht erreicht. Noch fehlt die befreiende Tat auf dem Gebiet des Körperlichen, und noch fehlen die entscheidenden Rückwirkungen dieser Befreiung des Körpers auf Geist und Seele. Noch befinden wir uns insolgedessen auch innerlich in einer Hemmung, die uns ein volles Leben und Erleben erschwert oder gar unmöglich macht. In diesem Sinne ist zu verstehen die Feststellung, „daß es keine fruchtbare nationalsozialistische Kulturpolitik geben kann, solange im Gesamtplan der Erziehung nicht die Bedeutung der Leibes-erziehung als Grundlage jeglicher Kulturpolitik erkannt ist“. Es gilt, den Körper aus der Starrheit zu lösen und ihn damit zum mitschwingenden Instrument des ganzen Menschen zu machen. Um die Ausdrucksfähigkeit des Werkzeuges Körper geht es also. Denn die Bauchwelle ist kein Selbstzweck. Zweck der körperlichen Erziehung im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung muß sein ein Doppeltes: einmal die Erziehung zur Härte und Leistungsfähigkeit im Sinne der Wehrhaftigkeit; zweitens: diese Härte soll aber die elastische Härte des Stahls sein, nicht die starre Härte des Eisens. Der Körper muß zum Träger und zum Ausdruck der

Nutzgebundenen Kultur werden. Lassen wir den Verfasser selbst sprechen:

„Jede einseitige Betonung des nur Willen-haften führt zur Versteifung der seelischen Haltung, zu einer Unempfänglichkeit für alle feineren Schwingungen, welche das Wesen der künstlerischen Offenbarung ausmachen; aber fügen wir hinzu: auch jeder einseitige Verzicht auf kräftige Anspannung ist nicht nur der Wehrhaftigkeit, sondern auch dem Kulturwollen eines Volkes feindlich. Was wir anstreben müssen, ist jenes mittlere Verhalten, das ich in Hinsicht auf die Leibeserziehung kurz als das Elastische bezeichnen will. Nur das Elastische vermag zu schwingen, Schwingungen auszustrahlen und Schwingungen zu empfangen . . . So muß auch das Ziel der elastische Mensch sein, denn nur dieser kann wahrhafte Verbindung mit seinen Volksgenossen haben, eine Verbindung, die nicht nur aus einer theoretisch erfaßten Idee, sondern aus einer starken und hoch schwingenden Seelenhaltung kommt.“

So kommt der Verf. aus dieser Schau der Aufgaben der Leibeserziehung zu der kritischen Erkenntnis: „Die heutige Leibeserziehung ist einseitig, es fehlt ihr diejenige Disziplin, welche dem Formen und Rhythmen bauenden Wesen des Menschen entspricht. Der Mangel an rhythmischer Prägestkraft kennzeichnet den heutigen Betrieb, und solange hier nicht ein grundsätzlicher Wandel der Anschauungen eintritt, wird die nationalsozialistische Kulturpolitik nicht den einfachen und geraden Weg finden können, der begangen werden kann, wenn man der Gymnastik diejenige Stellung im Gesamtaufbau einräumt, welche ihr zukommt als Ausbildungsdisziplin für alle diejenigen elementaren seelischen Tatsachen, welche letzten Endes erst die Verbindung des Volkes mit seinen geistigen Kulturgütern herstellen.“

In der lebensgesetzlich richtigen schwingenden Gymnastik sieht der Verf. die wichtigste Voraussetzung dazu, die Einheit Körper-Seele-Geist tatsächlich herzustellen und damit die lebendigen Seelenkräfte des einzelnen wie des ganzen Volkes freizumachen und zum vollen Ausdruck zu bringen. Was sich damit dann ausdrückt, das ist das blutsgebundene Wesen des Menschen, das, um ein Bild des Verf. zu gebrauchen, auf dem Instrument Körper Klingt und schwingt, wie die Musik auf einem feinen Saiteninstrument. Erwähnt sei besonders die gemeinschaftsbildende Kraft, die der Verf. für das ganze Volk in einer solchen Entwicklung sieht. Er meint in diesem Zusammenhang: „Überall dort, wo heute noch das echte Volkslied und der echte Volkstanz leben, wird auch der innere Zusammenhang des Volkes noch tiefer gefühlt. Und so ist die körperliche Erziehung berufen, ihr Teil beizutragen zur Befestigung eines der Gemütsfeste, die trennend zwischen die Volksgenossen treten können.“

Die Gesetzmäßigkeit der gymnastischen Arbeit und die Verbindung zu den einzelnen kulturellen Gebieten der Volksgemeinschaft wird vom Verf. von vielen Seiten her untersucht. Besonderes Augenmerk richtet er dabei auf den Tanz, der ja auch früher schon eines der Hauptgebiete ritterlicher Leibeserziehung war, gleichberechtigt neben dem Reiten, Fechten und Schwimmen. Der Verf. kommt schließlich zu dem Schluß: „ . . . man glaube nur nicht, daß diese Aufgabe gelöst werden kann allein durch tummelhaftes Gebahren und rein quantitatives Üben, sondern allein durch die klare Erkenntnis, daß nur in Anlehnung an das große, die Totalität der Natur durchschwingende Gesetz des Rhythmischen die Totalität der Leistung in Größe und Form sichergestellt werden kann.“

Carl Moß

**Anschriftenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatschrift „Ddal“
Maiheft 1937**

Dr. Hermann Reischle, Stabsamtsführer, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2
Ferdinand Fried. Simmermann, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2
Dr. Erich Kulle, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2
Dr. Wilhelm Rinkelin, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2
Dr. phil. habil. Walther Rappert, Oberregierungsrat im Reichskriegs-
ministerium, Berlin W 35, Tirpitzufer 72—76
Helmut Rörner, Landesbauernführer Freistaat Sachsen, Pistowitz b. Sehren,
Post Meißen-Land
Rolf Helm, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2

Für unverlangt eingesandte Manuskripte keine Gewähr!

Hauptchriftleitung und verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Dr. Hermann Reischle, Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Straße 18 III. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Franz de Groussilliers, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. D.N. 4800. I. Bj. 37. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin SW 19, Grünstraße 4.

In zweiter Auflage erschien:

H. F. A. Günther,
Prof. an der Universität Berlin

Die Verstädterung

Ihre Gefahren für Volk und Staat
vom Standpunkte der Lebens-
forschung und der Gesellschafts-
wissenschaft. Kart. RM 1.60

Wir können Günther danken für sein Werk, mit dem er offen und klar die Grundgedanken der heutigen Agrarpolitik Darwins unterstreicht und dem Büchlein nur weiteste Verbreitung in bäuerlichen und städtischen Kreisen wünschen. Es wird zum Verständnis der schwierigen Aufgaben des neuen Staates wesentlich beitragen. (Nationalsozialistische Landpost.)

B. G. Teubner
Leipzig • Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Einband= Decken

für den 5. Jahrgang der
Monatschrift

„Ddal“

bitten wir schon jetzt zu bestellen,
damit Lieferung gewährleistet ist.

2 Halbjahresdecken RM. 2.—

Blut und Boden Verlag G. m. b. H.
Reichsbauernstadt Goslar

Tod
dem **Hederich**
durch
Hederich-
Kainit!



Einfach in der Anwendung,
Billig im Preise durch die gleich-
zeitige Kalidüngung und
zuverlässig in der Wirkung!

In jeder Menge sofort lieferbar!

Man streut frühmorgens 8-12 dz Hederich-
Kainit je ha nach Bildung des 2.-4. Hederich-
blattes auf tau- oder regennasse Pflanzen
an niederschlagsfreien, möglichst sonnigen
Tagen.

Im Kampf um die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes

ist dem deutschen Bauern die Aufgabe gestellt, mehr zu leisten und der gegebenen Ackerfläche durch bessere Bewirtschaftung größtmögliche Erträge abzurufen. Die notwendige Mehrerzeugung bedeutet also für ihn eine wesentliche Erhöhung des Arbeitsaufwandes und der Transportleistungen.

Der Arbeitstag des deutschen Bauern ist aber schon lang genug, seine Gespanne sind oft schon überlastet und an zusätzlichen Arbeitskräften herrscht Mangel. Wie soll er also seiner großen Aufgabe gerecht werden?

Er kann das nur, wenn ihm die erforderlichen, technischen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden, die seine Arbeit erleichtern und mit denen er mehr in einem Tage schafft als bisher. Das entscheidende Mittel für die Steigerung der Erzeugung ist der luftbereifte Schlepper, der die Leistungsfähigkeit des Betriebes und dessen Schlagkraft ganz außerordentlich erhöht.

Allerdings muß der Schlepper für den deutschen Bauern eine in allen Teilen ausgereifte, bewährte und zuverlässige Maschine sein, die alle Arten von Arbeiten übernehmen kann. Die volle Ausnutzungsmöglichkeit aber erhält der Bauernschlepper erst durch die Luftbereifung. Erst damit wird er die wertvollste, weil vielseitigste Arbeitskraft des bäuerlichen Betriebes, für den er betriebswirtschaftlich grundlegende Bedeutung hat. Seine Anschaffung ist daher von größter Wichtigkeit und erfordert sachliche Überlegung.

Seit mehr als einem Jahrzehnt nimmt der LANZ-Bulldog in Deutschland die unbestritten führende Stellung ein und gilt dank seiner hervorragenden Arbeitsleistungen auch im Ausland als Schlepper von Weltruf. In jahrelanger Entwicklungsarbeit wurde der Bulldogmotor zu einer Spitzenleistung der Motortechnik. Große Wirtschaftlichkeit, hohe Betriebssicherheit, stete Betriebsbereitschaft, außerordentliche Verschleißfestigkeit, sind sprichwörtlich für den LANZ-Bulldog.

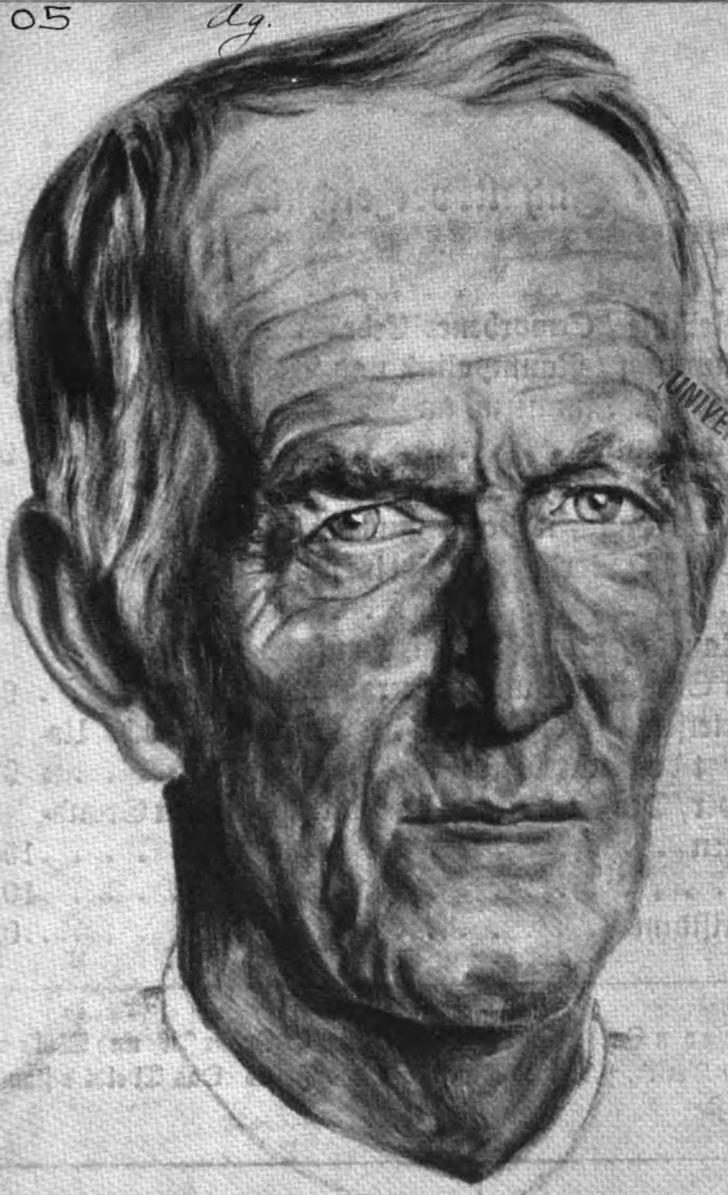
Aus dem im Einsatz von Zehntausenden dieser Maschinen gewonnenen Erfahrungen haben wir nun den Bauernbulldog entwickelt, der in seinem harmonischen Aufbau, seiner robusten Ausführung und zweckmäßigen Durchbildung alle Ansprüche erfüllt. Mit ihm ist der deutsche Bauer in der Lage, die gestellte Aufgabe zu erfüllen. Er kann mit dem

LANZ Bauern-Bulldog

schneller und wirksamer arbeiten,
mehr und besseres leisten!

38. 105
D

Ag.



THE LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
JUL -9 1937

O. Just
1937

Bernhard Stattmayer · Bauer aus Forst in Oberbayern

Wdral

Monatschrift für Blut und Boden

Herausgeber R. Walther Darré

Vertrieb Berlin

Juni 1937

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorspruch	945
Hermann Reischle / Erworbenes Erbe.	946
Rudolf Bemmman / Raumpolitik und Volkspolitik . . .	948
Ferdinand Fried. Zimmermann / Die Überwindung des Kapitalismus	959
Günther Bacyna / Erhaltung der Latifundien oder Neu- bildung deutschen Bauerntums?	975
Bruno R. Schulz / Nordisches Blut im süddeutschen Bauern- tum.	978
Friedrich Rauers / Von Hänfeln, Hansen und Verhansen, auch Sippenrecht und Bauernbrauch (II. Teil) . . .	983
Werner Petersen / Bolschewistische Wissenschaft und Ur- heimat des Ackerbaues	995
Ernst Schaper / Der Verkehr mit landwirtschaftlichen Grund- stücken	1009
Umschau	1019
Neues Schrifttum	1027

Die Wiedergabe von Originalwerken der Kunstmaler Oskar Just und Wolfgang Willrich, beide Berlin, gibt die Bildbeilage des Hefes. Das Titelbild stammt von Oskar Just.

Diesem Hefte liegt ein Prospekt des Verlages J. F. Lehmann, München, bei.

Die in dieser Zeitschrift namentlich bezeichneten Arbeiten geben die Ansichten der Verfasser und nicht des Herausgebers oder Hauptschriftleiters wieder. Nachdruck ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Schriftleitung gestattet.

Jedes Heft RM. 1.50 · Vierteljährlich 3 Hefte RM. 3.60
zuzüglich Bestellgeld. Bestellungen durch alle Buchhandlungen, Post-
anstalten und den Verlag. Kündigung: einen Monat vor Viertel-
jahresende. Postvertrieb ab Berlin.

Wald

Monatschrift für Blut und Boden

Hauptschriftleitung

Blut und Boden

Verlag G. m. b. H.



Hermann Reischle

Reichsbauernstadt

Goslar, Bäckerstr. 22

Heft 12

5. Jahrgang

Juni 1937

Der Bauer

Der Bauer ist aller Anfang und Ende:
Gottvater pflügte das Himmelsland
und streute zur Weltallfrühlingswende
die Sterne der Körner mit gnadender Hand.

Nach ihm als Vorbild pflügen und säen
die Bauern und opfern der Arbeit Schweiß
dem Segen des Aders und düngen und mähen
und ernten die Früchte als Lohn für den Fleiß.

Die stolzen Betreuer der Heimatscholle,
die frommen Erzeuger vom heiligen Brot,
die Herrscher der Tiere: sie spielen die Rolle
„Statthalter des Schöpfers“ bis an ihren Tod.

Dann schreitet, umflattert von fernem Gewitter,
und schleift seine Sense aus Knochen bleich
als letzter Bauer der ruhlose Schnitter
Herr Tod und köpft uns alle gleich.

Heinrich Noeren

Erworbenes Erbe

Es ist vielleicht der beste Beweis für den Wirklichkeitsinn Adolf Hitlers, daß er seine Bewegung von Anfang an dazu erzog, Achtung vor der geschichtlichen Leistung der großen Deutschen vor uns zu haben, ihr Erbe zu erwerben, um es zu besitzen und für das Wohl des Volkes nutzbar zu machen. Das gilt nicht nur im politischen Bereich, wo uns der Führer z. B. lehrt, Gestalten der deutschen Geschichte nicht aus dem Blickpunkt unserer Lage, sondern aus der Entwicklung ihrer Zeit zu sehen und zu werten. Es gilt besonders auch im technischen Bereich, wo ja die Tatsache, daß wir auf den Schultern unserer Ahnen stehen, weit sinnfälliger ist als etwa im politischen oder wirtschaftspolitischen. Denn die Technik zeichnet ja eben die Tatsache aus, daß sinnfällig eine Entwicklungsstufe auf der anderen aufbaut, eine mathematische Berechnung an die andere anschließt, eine chemische Formel auf der anderen fußt. Auch in der nationalsozialistischen Agrarpolitik ist diesem Gesetz des Führers klar entsprochen worden. R. Walther Darré hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß auch wir in unseren Grundgedanken anknüpfen konnten an die Geistesarbeit vieler Großen der deutschen Geschichte. Um nur zwei Beispiele für viele zu nennen: Ernst Moritz Arndt hat die Grundgedanken des Reichserbhofgesetzes in erschütternder Klarheit niedergelegt, ohne den geringsten Ansaß zu ihrer Verwirklichung finden zu können und Gustav Ruhland hat die Krankheitserrscheinungen des Kapitalismus klarstens erkannt und das Heilmittel in einer jener Zeitlage entsprechenden Syndikatsbildung benannt. Aber auch auf diesem Gebiet war es dem Nationalsozialismus vorbehalten, auf der Diagnose Ruhlands aufbauend, in der Marktordnung eine selbständige und der heutigen Zeitlage angemessene Lösung zu finden und zu verwirklichen.

Wenn in diesen Tagen die Reichsnährstandschau in München ihre Pforten öffnet, dann werden wir uns daran zu erinnern haben, daß wir auch hier das Erbe eines großen Deutschen erworben haben, um es selbst zu besitzen und kraft dieses inneren Besitzes nun in so grandioser Verwirklichung vor die Mitwelt hinstellen zu können. Dieser große Deutsche war der Schwabe Marg Eytz, der gegen das Unverständnis seiner Tage zäh und unbeirrt die Grundlagen zu dem gelegt hat, auf dem wir heute schaumäßig fußen. Er hat nie das gewollt, was seine Nachfolger schließlich aus den D.L.G.-Ausstellungen hatten werden

lassen: einen mehr oder weniger liberalen Maschinenmarkt, zu dem sich in der Regel alles andere denn die breite Schicht unserer kleinen und mittleren Bauern traf. Max Eyth hat stets eine der heutigen ähnliche *Gemeinschaftsleistung* von Landwirtschaft und Industrie, Handwerk und Gewerbe vorgeschwebt, wie wir sie heute unter Führung des Reichsnährstandes zum Teil bereits verwirklichen konnten.

Die diesjährige Reichsnährstandsschau steht noch eindeutiger als ihre Vorgängerinnen unter dem Gedanken der Leistungssteigerung. Das vom Beauftragten für den Vierjahresplan verkündete Programm zur Ernährungsschlacht bringt gerade im technischen Bereich einen ungeheuren Antrieb hervor. Neben dem Leistungswillen und der Bereitstellung der erforderlichen Arbeitskräfte wird ja der Erfolg dieser Ernährungsschlacht in erster Linie abhängig sein von dem richtigen und zweckmäßig gesteigerten Einsatz der technischen Betriebsmittel. Der Einsatz dieser technischen Betriebsmittel wiederum ist letztlich eine Frage ihres Preises. Denn genau so wie die höchstgesteigerte Verwendung von künstlichen Düngemitteln sichergestellt wurde durch eine von Ministerpräsident Göring verfügte starke Preissenkung, genau so wird auch die Industrie der technischen Betriebsmittel sich darüber klar sein müssen, daß auch sie für die Volksernährung Opfer zu bringen haben wird. Und z. T. wird es sich nicht einmal um Opfer handeln, sondern nur darum, den umfangmäßigen und technischen Fortschritt der letzten Jahre im Preis des Produktes organisch zum Ausdruck zu bringen. Denn wenn z. B. die Elektrizitätswirtschaft Jahr um Jahr seit 1933 Umsatzsteigerungen ganz erheblicher Art zu verbuchen hatte, so muß die Mehrausnutzung der Produktionsanlagen ja zwangsläufig zu einer ganz beträchtlichen Senkung der Kosten führen und damit eine echte Preissenkung ermöglichen. Hier ist also noch nicht einmal ein Vorgriff auf die kommenden Umsatzsteigerungen notwendig, so berechtigt an sich auch diese wäre. Wie berechtigt ein solcher Vorgriff übrigens gerade bei der für die Landwirtschaft so lebenswichtigen Elektrizitätswirtschaft wäre, sofern sie sich zu einer volkswirtschaftlichen Erzeugungspolitik verstehen könnte, das zeigt der äußerst scharfe Vorstoß, den „Das schwarze Rorps“, die Zeitschrift der *GS.*, in dieser Richtung in seiner Nummer vom 29. April 1937 unternommen hat. Was aber für die Elektrizität gilt, gilt so oder so auch für andere Betriebsmittel, bei denen von volkswirtschaftlich gerechten Preisen noch keinesfalls gesprochen werden kann. Daß der Beauftragte für den Vierjahresplan in dieser Frage des volkswirtschaftlich gerechten Preises aber ein entscheidendes Problem der deutschen Wirtschaftspolitik sieht, hat die neuliche Rede seines Preiskommissars Gauleiter Wagner in Hamburg gezeigt. Fügen wir hinzu, daß es sich übrigens hier auch um die entscheidende Frage der deutschen Sozialpolitik handelt,

denn die Sicherung des volkswirtschaftlich gerechten Preises durch alle Stufen und Branchen der deutschen Wirtschaft hindurch wird jene durchgreifende Preissenkung erbringen, welche zur Steigerung der Kaufkraft der gleichbleibenden Löhne unserer deutschen Arbeiterschaft notwendig ist. So gesehen stellt uns die Reichsnährstandschau an den Ausgangspunkt einer sich zwangsläufig anbahnenden volkswirtschaftlichen Entwicklung, an deren Ende höchstausgenutzte Industriewerke, kaufkräftige Arbeiter und gesicherte Bauern stehen.

Hermann Reischle

Rudolf Bemmam:

Raumpolitik und Volkspolitik

Überschätzung des Raumes

Aus mancherlei Anzeichen kann man ersehen, daß die Geopolitik in ihrer einseitigen Form ihren Höhepunkt erreicht und überschritten hat. Nicht wenige, die sich von dem populären und liebgewordenen Namen Geopolitik nicht trennen können, vertreten jetzt Anschauungen, die mit ihr nur noch Berührungspunkte haben.

Wie kam es denn, so möchte man fragen, daß bis vor kurzem dem Raum ein so hervorragender Rang unter den politischen und staatsbildenden Kräften eingeräumt und so wenig vom Volk gesprochen wurde, so daß sogar das Wort Volkspolitik mitunter eine sehr enge und einseitige Bedeutung erhielt, als eine innerpolitische Tätigkeit, die im Interesse der Menge gegenüber der Regierung ausgeübt wurde?

Die Erklärung liegt nicht allein darin, daß der Staat ein räumliches Gebilde ist, sondern auch darin, daß die geschichtliche Betrachtung immer wieder räumliche Ziele und räumliche Wünsche feststellen mußte, die die Politik und die Geschichte in Bewegung gesetzt haben. Die geopolitischen Hand- und Lehrbücher jeden Umfangs machen es uns jetzt leicht, aus verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Erdteilen diese Ziele und Wünsche, nach Art und Form sauber geordnet, kennen zu lernen, die Kjellen, der Begründer der Geopolitik, als genügende Ausdehnung, Bewegungsfreiheit und die Möglichkeit zu starkem Zusammenhang, zusammenfaßt.

Die geschichtliche Betrachtung zeigt zugleich, daß die Raumziele angestrebt und durchgeführt wurden, ohne auf das davon betroffene Volk Rücksicht zu nehmen. Angefragt und oft gegen seinen Willen wurde es hin und her geschoben, ohne daß man prinzipiell einen Unterschied zwischen einer rassistisch und kulturell hochstehenden Gruppe und einem primitiven und unschöpferischen Stamm machte. Und diese Tatsache wirkt sogar noch bei der Beurteilung der ganz anders gearteten deutschen Richtung der Geopolitik mit, vor allem

von Seiten, die die Ehrlichkeit der nationalsozialistischen Außenpolitik anzuzweifeln sich berufen fühlen.

Um diese eigenartige Erscheinung, nämlich ein ausgebildetes Raumgefühl und zugleich Verkümmern eines einst vorhandenen Volks- und Rassegefühls zu verstehen, muß man auch hier an den Gegensatz zwischen dem nordischen Bauerntum und dem Nomadentum anknüpfen.

Wie man bei Barré nachlesen kann, entsprach der Art und der Lebensführung der Nomaden ein von oben nach unten gegliederter Staatsaufbau, dem der einzelne streng und ohne die Möglichkeit eigener Willensbetätigung eingeordnet war. Das Oberhaupt stand unendlich hoch über den anderen, was in der Form als Byzantinismus und im Inhalt in dem unbeschränkten Recht über Hab und Gut und über Leben und Tod der Untergebenen zum Ausdruck kam. Diese Staatsauffassung hat zugleich mit dem Zentralismus und dem Beamtentum im Römischen Kaiserreich, und seit dem Mittelalter in Europa auch bei den unnomadischen Völkern, sich durchgesetzt. In dem Ludwig XIV. von Frankreich zugeschriebenen Worte: *L'état c'est moi* hat es seinen klassischen Ausdruck gefunden.

Infolge der Vorstellung, daß auch die Menschen einen Teil des fürstlichen Eigenbesitzes bilden, sah man in der Vermehrung des Eigentums ebenso an Land, wie auch an Leuten und deren wirtschaftlichen und militärischen Leistungen eine Machterweiterung. Man wurde durch den Zauber der Zahl geblendet, und man addierte einen Machtzuwachs zum anderen, wann und wo sich die Gelegenheit dazu bot. Man kann das ungezügelte Streben nach der Vergrößerung der eigenen Macht am besten als eine Art Konjunkturpolitik bezeichnen; als wichtigste Persönlichkeit erscheint nicht immer hierbei der waffengewaltige Held, sondern oft die Erbtöchter, gleichviel welchen Alters sie war und welche persönlichen Vorzüge sie besaß, mochte sie auch Margarethe Maultasch oder Johanna die Wahnsinnige heißen.

Raum- und Machtpolitik

Doch hat zu allen Zeiten, das beweisen die Handlungen, Absichten und Ansprüche kluger und weitblickender Staatslenker, bei diesem wilden und unorganischen Treiben das Raumgefühl eine gewisse Rolle gespielt. Man nahm, was man konnte, erstrebte und begehrte aber am brennendsten Gebiete und Menschen, die an das eigene Herrschaftsgebiet grenzten, und deren Lage für dieses irgendwelche besondere Bedeutung hatte. Verständnis für die geographischen Beziehungen der Länder zueinander, „Raumgefühl“, ist uralte und selbstverständlich; nur wurde es nicht durch Studium, sondern im Leben und im Kampf erworben.

Das Raumgefühl, also die Beurteilung eines erstrebten Machtzuwachses nach seinem Lagewert, hat in die Politik einen gewissen richtunggebenden und ordnenden Ton hineingebracht, aber, es wandelte damit nicht den Charakter dieser Politik um. In dem vom Geopolitiker so gern und häufig gebrauchten Fachausdruck „geopolitische Kraftlinie“, tritt der Zusammenhang deutlich zutage, denn „Kraftlinie“ wird als Machtentfaltung oder wenigstens Machtstreben in einer bestimmten Richtung erklärt. Freilich, eine Theorie der Geopolitik war den alten Politikern unbekannt, wenn ihre Beurteilung einzelner Fälle auch ihr klares Auge erkennen läßt. Als praktischen Staatsmännern war ihnen

auch deshalb jene von mystischem Schimmer umwebte Dynamik des Raumes unbekannt, die von geopolitischen Naturgesetzen spricht und dem Raume Kräfte zuschreibt, die den Menschen zwingen und leiten. Den praktischen Staatsmännern hat das politische Leben der Vergangenheit und Gegenwart eingehämmert, daß die Erkenntnisse des Raumgefühls nur in die Tat umgesetzt werden können durch Überlegenheit der Führung und der zur Verfügung stehenden staatlichen Schlagkraft, sowie der dauernden oder augenblicklichen Unterlegenheit des geopolitischen Gegenspielers. Die geopolitischen Lehrbücher beweisen dies. Durchblättert man z. B. den durch sein sauberes Kartenmaterial recht brauchbaren geopolitischen Typenatlas von Schmidt-Haack, so findet man genug Belege, daß die selbstverständlichsten geopolitischen Ansprüche vor der Macht verstummen. Die politischen Praktiker jeder Zeit haben dies erkannt und gelegentlich zum Ausdruck gebracht. So antwortete im 17. Jahrhundert der Vertreter des seegewaltigen Hollands auf die schwedische Drohung, die Ostsee zu schließen, mit den Worten, daß die Schlüssel zum Sund doch wohl auf der Rbede von Amsterdam lägen. Auch Bismarcks ironische Antwort auf die „geopolitische“ Behauptung des Zentrumsführers Windthorst, daß mit dem Besitz der Dardanellen der Schlüssel zur Welt Herrschaft verbunden sei, sei hier angeführt: Windthorst belehrt uns damit, daß der Sultan (1877) bisher die Welt beherrscht hat. Deshalb gehören Ausführungen, wie man sie vor einiger Zeit in der Westakademischen Rundschau las, in denen der Saarpfalz auf Grund geometrischer Linienführung eine für die Schicksalsgestaltung Europas ausschlaggebende Bedeutung beigemessen wird, in das Gebiet der künstlichen Konstruktionen. Nach Maßgabe ihrer Macht und bisweilen über diese hinaus sind große Staaten ihrem Raumgefühl gefolgt und haben ihr Gebiet, ohne sich um den Willen und die Art der Bewohner zu kümmern, vergrößert und zu vergrößern versucht. Frankreichs Streben unter Richelieu und Ludwig XIV. nach seinen „natürlichen“ Grenzen, dem Rhein und der Nordsee, die Politik Napoleons I. kann als geopolitisches Lehrbeispiel in jedem Handbuch stehen, desgleichen Schwedens Drang zu dem von Deutschen bewohnten Gegengestade, Rußlands Eroberung der Küsten, die in den Händen von Nichttrussen waren, England mit seinem Indopazifischen Reich und der Etappenstraße dahin; schließlich die Habsburger, deren Reich ebenfalls als das Muster geopolitischer Schöpfung (Flußstaat, Glacispolitik, Gesetz der Genesung, Streben nach räumlicher Abrundung) angeführt werden kann.

Auch nachdem das Fürstentum seine Rolle als Verkörperung des Staates ausgespielt hatte, sind die meisten auf geopolitischer Grundlage entstandenen Bildungen bestehen geblieben, nur daß an Stelle der alles beherrschenden Einzelpersonlichkeit angeblich das Staatsvolk, zumeist aber auf Grundlage irgendeiner Verfassung eine mehr oder minder große Zahl Staatsangehöriger oder getarnte Kreise treten. Diese übernahmen nicht nur das alte Erbe, sondern arbeiteten in seinem Sinne weiter.

Raumgefühl allein kein sicherer Wegweiser in der Politik

Ein sicherer Wegweiser zum Ausbau des Staates ist das Raumgefühl nicht geworden. Wenn wir den Satz lesen, daß durch die Geographie, die Lage und Art des Landes, jedem Lande vorgeschrieben wird, ob und wie es wachsen soll und kann, so möchte man die Geographie mit einem Lehrmeister vergleichen, der durch die Menge und Verschiedenheit der Aufgaben statt Nutzen beträch-

liche Schäden anrichten kann. Die Lage und Art eines Landes erzeugt zumeist eine Vielheit der geographischen Erweiterungswünsche und weist auf Möglichkeiten nach den verschiedensten Seiten hin, wie die geographische Theorie als Streben nach der natürlichen Grenze, Beherrschung von Flußläufen, Gewinnung eines Glacis, von Wachstumsspitzen, des Gegengestades usw. aufzählt. Es gehörte die Besonnenheit nicht nur einzelner Staatsmänner, sondern ganzer Generationen dazu, um sich auf einige wichtige Ziele zu beschränken und deren Ergreifung nach einander zu versuchen. Die dem Raumgefühl gehorchenden Staatslenker wurden sonst zu leicht die Beute einer Maßlosigkeit des politischen Willens und einer Zersplitterung der außenpolitischen Zielsetzung, die selbst mächtige Staaten der Ausblutung nahegebracht hat. Napoleon I., dessen Wort, daß die Politik eines Staates in seiner Geographie liegt, gern zum Beweis seines raumpolitischen Sinnes angeführt wird, ist durch dieses Streben nach räumlichen Zielen in Italien und Spanien und in Deutschland bis zur Elbe und Weichsel, trotz der Verstärkung der französischen Macht durch freiwillige und unfreiwillige Bundesgenossen gescheitert und hat seinem Lande vergeblich die schwersten Blutopfer abgefordert.

Im 19. Jahrhundert erlebte das Raumgefühl eine ungeahnte Ausdehnung durch die Fortschritte der Technik und den wirtschaftlichen Unternehmungsgeist. Länder durch Ozeane voneinander getrennt und durch gewaltige Bergketten und Wüsten voneinander geschieden, wurden als Großräume zusammengefaßt, die sich über ganze Erdteile erstrecken konnten.

Diesem ausgeweiteten Raumgefühl paßte sich das politische Machtstreben an; der Imperialismus kennt keine geographischen Grenzen, da sich nach Erreichung des einen Zieles aus der neugeschaffenen Lage, auf Grund der geopolitischen Logik, sofort neue Ziele und neue Wünsche entwickeln.

Der Gedanke, daß man die Staatsmacht durch Gewinnung von Raum, ohne Rücksicht auf die dort verwurzelten Menschen, steigern könne, ist noch immer lebendig. Ohne auf alle Ergebnisse der Friedensdiktate und die damals ausgesprochenen, wenn auch nicht verwirklichten Pläne einzugehen, so sei nur das eine erwähnt, daß man in der Tschechoslowakei sogar ein rein geopolitisches Gebilde schuf, und daß Italien, dessen Staatsbildung ein Ergebnis reiner Volkspolitik war, im und nach dem Weltkriege mit der Einverleibung der deutschen Südtiroler und dem mare nostrum-Gedanken unbedenklich geopolitische Wege beschritt.

Gefahren der Raumpolitik

Solange diese politische Zielsetzung noch herrscht, besteht die Gefahr eines Völkerzusammenpralles, sei es zwischen der Geopolitik eines Staates und dem Selbsterhaltungstrieb eines dadurch betroffenen, sei es durch die Kreuzung und Schneidung der berühmten Kraftlinien mehrerer Staaten, oft in weiter Entfernung vom heimatischen Kraftzentrum.

Damit zusammenhängend und zugleich im Gegensatz zu diesem vielseitigen geopolitischen Machtstreben, haben diese Staaten in unseren Tagen infolge der Häufung von Reibungsflächen ein fast unverständliches Zaudern gezeigt, ihre Macht dort restlos einzusetzen, wo ihre wahrhaften Lebensfragen auf dem Spiele zu stehen schienen aus der berechtigten Besorgnis, daß dadurch andere Seiten des Schutzes entblößt würden.

In den raumpolitischen Gebilden, in denen verschiedene Volksteile nebeneinander leben, ergeben sich wachsend Schwierigkeiten, wenn neben dem „Staatsvolk“ Minderheiten vorhanden sind. Das Zahlenverhältnis zwischen beiden, die Stärke des völkischen Bewußtseins und die Höhe der wirtschaftlichen und geistigen Kultur, die bei der Minderheit oft größer als bei dem herrschenden Volk ist, spricht dabei ein entscheidendes Wort.

Daß die alte österreichisch-ungarische Monarchie aus der europäischen Staatenwelt ausgelöscht werden konnte, bewies schon vor Jahren, daß die Geopolitik nicht mehr die Stunde beherrschte. Wurde auch durch die Friedensdikate wie in alten Zeiten das Volkstum hin und her geschoben, so setzen die Minderheiten den Versuchen, sie in dem Schmelztiegel des Staatsvolkes umzugießen, energischen Widerstand entgegen, und die Schwierigkeiten mit den Minderheiten, die in Europa von Spanien bis zum Balkan sich zeigen und auch außerhalb Europas austauschen, deuten an, daß der Höhepunkt des geopolitischen Zeitalters überschritten worden ist. Unsere Zeit befindet sich im Übergang von der Geopolitik zur Volkspolitik. Das Zeitalter des Raumes beginnt dem des Blutes zu weichen. Die Sorgen, die jetzt die imperialistischen Staatslenker erfüllen, liegen auf volkspolitischem Gebiet. Im englischen Imperium sind nicht die Völker, die englisches oder ein ähnliches Blut haben, die Sorgenkinder, sondern die andersartigen Völker und Stämme, die Länder bewohnen, die geopolitisch gesehen Ecksteine und Pfeiler des imperialistischen Gebäudes sind. Es scheint, daß die geopolitisch eingestellten Staatsmänner und geopolitischen Denker den Helden der Tragödie gleichen, die vergeblich gegen ein übermächtiges Schicksal ankämpfen.

Volkspolitik und ihre Zurückdrängung

Wie war es nun möglich, daß sich eine so fremde Auffassung in Europa durchsetzen konnte, in Europa, dem Sitz des nordischen Bauerntums, das außerdem nochmals beim Zusammenbruch der antiken Welt mit nordischem Blut durchtränkt wurde? Hätte nicht folgerichtig der nordische Staatsgedanke, der im Staat ein allmähliches Zusammenwachsen von unten auf über Familien, Sippe und Stämme mit dem untrüglichen Gefühl der Abwehr gegen fremdes Blut sieht, zu einer allmählichen Vereinigung aller germanischen Stämme führen und den nomadischen Einfluß siegreich abwehren müssen? Wäre dieses gelungen, so wäre an Stelle der Geopolitik bäuerliche Volkspolitik zur Herrschaft gekommen, die räumlich gesehen Lebensraumpolitik geworden wäre als Okkupation herrenlosen und ungenügend genutzten Landes, gerechtere Verteilung des Bodens und statt Eroberung fremden zunächst bessere Ausnutzung des eigenen Gebietes, um dem Kern der Bevölkerung, dem Bauerntum, die Grundlage zu einem gesunden, organischen Wachstum zu verschaffen.

Die Welt hat gewaltige Außerungen einer solchen Lebensraumpolitik erlebt, als die germanischen Stämme auszogen nach Süden und Osten über die Grenzen Europas hinaus, als die Deutschen wieder das schwach von Slawen besetzte Gebiet östlich der Elbe und Saale und die Donau abwärts wieder besiedelten, und als die europäischen Bauern sich in der neuen Welt ausbreiteten.

Als die Germanen mit den fremden Völkern zusammenstießen und fremde Art und fremdes Blut kennen lernten, erwachte bei ihnen das Gefühl der

Zusammengehörigkeit. Im neuen Lebensraum, nach dem sie immer wieder drängten, wurde es verhängnisvoll, daß sie in beträchtlichem Umfange, begünstigt durch die echt bäuerliche, das fremde Volkstum schonende Art der Landnahme, sich mit fremdem Blut mischten und durch Ausmerzungen der eigenen Erbanlagen verlustig gingen.

Zugleich vollzog sich eine geographische Abspaltung, es entstanden zahlreiche selbständige Siedlungsgebiete, z. B. der Angeln und Sachsen in England, die wie die Wikingerniederlassungen in Rußland mitunter ohne Zusammenhang waren, und selbst dort, wo eine einheitliche Herrschaft aufgerichtet worden war, wie bei den Franken, neigte man zur Trennung und Verselbständigung der einzelnen Teile, also zur Zerspaltung.

Ausschlaggebend wurde es, daß ihnen damals die nomadische Gedankenwelt aufgezwungen wurde: die anfangs erwähnte, vom germanischen Volkstümlichkeit weltweitentfernte Auffassung vom Fürstentum und die dem römisch-orientalischen Universalismus angehörenden Vorstellungen von Kirche und Imperium, denen das einzelne Volkstum nichts galt und dieses ihren größeren Bindungen einordnete. Wie stark diese Bindung das völkische Moment überwog, beweist die grundlegende Veränderung der Politik gegen Polen und später gegen Litauen in dem Augenblick, in dem ihre Herrscher sich zur römisch-katholischen Kirche bekannten. Die Imperiumspolitik, die die Kaiser aus deutschem Blute über die Grenzen des eigenen Volkstums hinaustrieben, und die die beiden unnordischen Gedanken, weltliche und geistliche Universalherrschaft in schärfsten Gegensatz zueinander brachte, hat auch in Deutschland völkstumsschädigend gewirkt. Denn bekanntlich kamen in Deutschland an Stelle der obersten Gewalt und im Kampfe gegen sie, eine Anzahl kleinere Fürsten und Herren hoch, die sich mit mehr oder weniger Erfolg fast unabhängig machten und als „domini terrae“ Landesherrn, den ihnen einst als Amt übertragenen Teil an Land und Leuten als ihr Eigentum anzusehen sich gewöhnten, wozu ihnen die nomadische Staatsauffassung vortreffliche Dienste leistete.

Bei den Regierten aber wurde das Gefühl für die Blutsgemeinschaft zurückgedrängt durch die dynastische Anhänglichkeit und das Untertanengefühl, wodurch selbst die einzelnen Stämme auseinandergerissen und mit anderen zusammengeschweiselt wurden, das soweit ging, daß man sich willenlos an einen anderen Herrn vertauschen und abtreten ließ, um diesem neuen Herrn mit der gleichen Hingabe wie dem alten zu dienen. Die politische Zerspaltung des deutschen Volkes hat ihm schwerste Verluste gebracht, indem wertvolle Teile sich absonderten oder den geopolitischen Bestrebungen der Nachbarn zur Beute fielen. Sie hat innerhalb des Reichsverbandes dank der Fruchtbarkeit fürstlicher Frauen zu einer Atomisierung geführt, zu Territorien von der Größe von Reuß-Schleiz-Lobenstein.

Erhaltung des deutschen Zusammengehörigkeitsgefühls

Trotz aller Zerspaltung und trotz der Entwicklung des Partikularismus und der dynastischen Anhänglichkeit ist das Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes nie verloren gegangen. Gestärkt durch die Zusammenfassung der deutschen Stämme durch den ersten deutschen König Heinrich I., der sich damit ein unsterbliches Verdienst um unser Volk erworben hat, wurde dieses Gefühl lebendig gehalten durch gemeinsame Erlebnisse und Taten, wie die Ungarn-

schlacht am Lech, die Flüge über die Reichsgrenzen nach Süden, Osten und Westen, und es hat in der ebenfalls von Heinrich I. vorbereiteten Ostpolitik seinen nachhaltigsten Ausdruck gefunden. Es trat zutage im Deutschen Orden und der Hanfa, und im großen Bauernkrieg hat es das deutsche Landvolk bei der Aufstellung seiner Forderungen und Reformwünsche befeelt. Die Zusammenstöße mit andersblütigen Völkern, mit den Ungarn, Slawen, Italienern, mit den Arabern und Türken haben immer wieder die Deutschen auf ihre Eigenart hingewiesen, und natürlich hat die gemeinsame Sprache, Dichtung, Wissenschaft und Kunst das ihrige dazu beigetragen.

Damit ist für eine spätere Volkspolitik eine unvergängliche Grundlage und Voraussetzung erhalten geblieben.

Raumpolitik unbewußt im Dienst der Volkspolitik

Um das durch die wesenfremde Machtpolitik verlorene Terrain wieder zu gewinnen, mußte das Volkstum drei Zielen nachstreben: Schutz der zerstreuten, Befreiung der unterworfenen und Vereinigung der auseinandergerissenen Volksteile. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß für die letzte Aufgabe die Machtpolitik, ohne davon zu wissen und ohne es zu wollen, Erhebliches geleistet hat.

Eine Macht- und Raumpolitik über die eigenen Grenzen hinaus, wie sie von den mächtigen europäischen Staaten getrieben wurde, kam für die deutschen Einzelstaaten infolge ihrer Schwäche nicht in Frage. Die Politik der deutschen Staaten seit dem späteren Mittelalter unterschied sich in der Zielsetzung nicht von der der anderen europäischen Länder, aber praktisch bewegte sie sich innerhalb des vom deutschen Volkstum bewohnten Gebietes. Auch der mächtigste und größte Staat unter ihnen, Brandenburg-Preußen, hat, wie es im Sinne der Zeit lag, Macht- und Geopolitik getrieben. Aber wenn wir von der vorübergehenden Erwerbung der nichtdeutschen Teile des polnischen Reiches absehen, wozu ja der Hauptanlaß die russische Westpolitik war, richtete sich sein Nachstreben auf deutsche Gebiete.

Man könnte es für einen Treppenwitz der Weltgeschichte halten, daß gerade in Deutschland, das zur praktischen Geopolitik in ihrer extremsten Form recht wenig Beiträge geliefert hat und liefern konnte, durch Friedrich Ratzel und die deutschen Geopolitiker die Theorie dieser Politik ausgearbeitet wurde. Kein System, aber eine fleißige Aufzählung aller Möglichkeiten der räumlichen Ausdehnung und eine Prägung neuer Fachausdrücke für die geschichtlich feststellbaren Erfahrungen mit der Neigung, diesen unter der Bezeichnung von Gesetzen eine innere Kraft zuzuschreiben.

Wir wissen es jetzt, daß die Annahme, die Hohenzollern wären von der Übernahme der brandenburgischen Kurwürde an bewußt Träger des deutschen Gedankens gewesen, nicht stichhaltig ist. Auch die brandenburgisch-preussischen Herrscher haben sich mit ihrer Heirats-, Erb- und anderen Ausdehnungspolitik nicht von ihresgleichen unterschieden. Aber doch kam ihre auf dynastischer und geopolitischer Idee beruhende Machtvergrößerung dem deutschen Volke zugute. Denn auch die Volkspolitik bedarf zu ihrer Durchführung eines kräftigen und mächtigen Staates, und deshalb lehrt uns gerade das preussische Beispiel, daß mitunter Geopolitik und Volkspolitik sich in der gleichen Richtung bewegen können, und daß in einer ausgesprochenen geopoliti-

sehen Tendenz, z. B. der Gewinnung Pommerns und Schlesiens, tatsächlich eine volkspolitische Wirkung von der Nachwelt erkannt wurde. Dies geschieht in dem Augenblick, in dem das Bewußtsein des gemeinsamen Blutes zwischen zwei Volksteilen wieder erwacht und künstlich entstandene Gegensätze wieder vergessen läßt.

Bewegt sich die Geopolitik eines Staates innerhalb eines Volkstums, dann dienen die oft verkündeten geopolitischen Grundsätze, z. B. das Streben, abgetrennte Staatsteile zu verbinden oder Einbuchtungen der Gebiete auszufüllen, der Volkspolitik. Selbst Ergebnisse der Konjunkturpolitik, z. B. die Erwerbung Ostpreußens und der rheinischen Herzogtümer durch eine glückliche Erbfolgepolitik, haben deshalb volkspolitisch die größte Wichtigkeit gehabt, da sie der Anlaß wurden, Preußen zum Schützer der deutschen Grenzen im Osten und Westen zu bestimmen. Betrachtet man eine solche, vor allem durch Preußen getriebene Macht- und Geopolitik in ihrer Beziehung zur Volkspolitik, so kann man sie als eine vorbereitende und eigentlich niemandem recht bewußte Volkspolitik bezeichnen.

Auch Österreich hat durch seinen Kampf mit den Türken dem Deutschtum unschätzbare Dienste erwiesen, und deshalb kann die Frage austauschen, ob nicht auch das Habsburger-Reich der Sammelpunkt des zersplitterten Deutschtums hätte werden können. Wer dies bejaht, muß dann die Lostrennung Schlesiens von Österreich und das Scheitern des Versuchs, Bayern anzugliedern, bedauern.

Wir werden diese Frage nicht bejahen können, denn gerade durch seine Türkenpolitik ist Österreich über den Rahmen des deutschen Volkes in die europäische Politik hineingewachsen. Zuviel undeutsche Völker und Volksteile vereinigte die habsburgische Doppelkrone unter sich, so daß die Erhaltung oder eine Vermehrung des österreichischen Deutschtums kaum das spätere Schicksal dieses Reiches hätte ändern können. Vielleicht war es für Österreich die entscheidende Stunde, als sein Herrscher den Vorschlag des Prinzen Eugen ablehnte, Italien gegen Straßburg zu tauschen, und dieser Entschluß wurde bestätigt, als man die alten vorderösterreichischen Länder 1813 gegen Oberitalien preisgab. So werden wir es für eine glückliche Fügung halten müssen, daß das schlesische Deutschtum mit dem Schicksal Preußens verknüpft und auch Bayern vor einer Losreißung verhindert wurde.

Erwachen der bewußten Volkspolitik

Mit dem Erwachen des Nationalgefühls im 19. Jahrhundert, das neben den blutsverwandten Volksteilen auch die ergriff, die durch gemeinsame Sprache, Gesittung und Geschichte einen Zusammenhang gefunden hatten, trat die Volkspolitik in den Zustand der bewußten Aktion. Damals wurde Freiheit und Einheit die Lösung. Man protestierte gegen die Ergebnisse der das Volkstum verneinenden Politik. Freiheit z. B. wurde gefordert von den an Dänemark angegliederten Schleswig-Holsteinern, von den unter österreichischer Herrschaft stehenden Italienern und anderen Völkern, Einheit besonders neben den Italienern von den Deutschen.

Diese Forderungen konnten dann am besten durchgeführt werden, wenn innerhalb des zersplitterten Volkstums bereits ein kräftiger Kern vorhanden war. Für Italien war es günstig, daß nur ein solcher Kern existierte, nämlich das Königreich Sardinien, wenn es auch nicht imstande war, das Einigungswert

aus eigener Kraft durchzuführen, sondern sich fremder Hilfe, Frankreichs und Preußens, bedienen mußte.

In Deutschland mußte erst um die Führung gekämpft werden, und Preußen hat sich Österreich gegenüber durchgesetzt. Freilich um einen sehr schmerzlichen Preis: nicht alle Deutschen wurden erfasst, sondern die zum Habsburger Reich gehörenden schieden mit diesem aus dem alten Reiche aus. Da auch die größeren deutschen Länder, Bayern, Württemberg, Hannover, Sachsen, Hessen usw. in diesem Entscheidungskampf gegen Preußen standen, hat man oft behauptet, daß die damalige Einigung Deutschlands gegen den Willen der Beteiligten vollzogen worden wäre. Diese Behauptung ist nicht völlig richtig. Prinzipielle Gegner der Einigung waren in ganz Deutschland nur die kleinen, aber in den Ländern ausschlaggebenden Kreise, die von einer einheitlichen kräftigen Führung eine Minderung ihrer Macht und ihres Ansehens befürchteten, und die Persönlichkeiten und Volksschichten, deren Wunsch und Wille nach der deutschen Einigung nicht bestritten werden kann, aber mit der Bismarck'schen Politik nicht einverstanden waren, wenn sie sich auch nach vollendeter Tatsache früher oder später zu ihr bekannt haben. Wenn die Einigung Deutschlands im 19. Jahrhundert uns jetzt nur als eine unvollkommene erscheint, als ein zweifellos wichtiges und begrüßenswertes, aber keineswegs als das Schlusglied einer historischen Entwicklung, so erklärt sich dies auch daraus, daß Bismarck sein Werk, trotzdem Eisen und Blut seine Voraussetzungen waren, durch möglichste Schonung aller damals für gerecht gehaltenen Sonderinteressen aufbaute und nur soweit „Opfer“ verlangte, wie es ihm zur Führung eines nationalen Gemeinwesens erforderlich erschien. Tatsächlich ist das zweite Reich kaum von dynastischer und sonderstaatlicher Seite her ernstlich gefährdet worden, sondern durch jenen neuen Partikularismus, den Bismarck den parlamentarischen nannte, „dessen Vertreter unter „Deutschem Reich“ vorzugsweise die eigene Fraktion und die anderen Fraktionen, soweit sie zu ihr in einem freundlichen Verhältnis stehen, verstanden.“

Auch die volkspolitischen Bildungen als Ergebnis des Weltkrieges, z. B. Polen und Jugoslawien, haben keineswegs in der Form, wie sie vollzogen wurden, die Billigung aller Beteiligten gefunden.

Man kann diese zweite Epoche der Volkspolitik als eine volkspolitische bezeichnen, die nicht mit dem vollen Einverständnis aller von ihr berührten Gruppen durchgeführt wurde, bewußte Volkspolitik seitens des aktiven Trägers und zugleich ablehnende Haltung seitens des Objekts in seiner Gesamtheit oder eines, und zwar zumeist des maßgebenden Teiles. Auch sie bewegt sich auf geographischer Grundlage, da sie sich eine Einigung nur durch staatlichen Zusammenschluß vorstellen kann, der am leichtesten bei benachbarten Trägern gemeinsamen Blutes bewirkt werden kann. Sie berührt sich dadurch mit der früheren Macht- und Geopolitik, daß sie die Frage des Volkstums nur durch staatlichen Zusammenschluß lösen zu können glaubt. Sie kommt aber meistens nur dadurch zum Ziel, daß sie sich zur Absteckung der neuen volkspolitischen Gebilde der geopolitischen oder Zweckmäßigkeitsgrenzen bedient; und oft, weil es unmöglich war, eine klare Volksgrenze zu ziehen, oft auch, weil man sich um eine solche nicht bemühte, sind diese volkspolitisch gedachten Schöpfungen wieder mit dem Fluche der Machtpolitik behaftet worden, und statt die Minderheitenfrage einer Lösung nahezubringen, ist sie zu einem der schwierigsten europäischen Probleme geworden.

Nationalsozialistische Volkspolitik

Die Volkspolitik, wie sie das deutsche nationalsozialistische Bauerntum versteht, unterscheidet sich wesentlich von diesen beiden Arten der früheren Volkspolitik. Bevor auf sie eingegangen werden soll, ist folgendes vorauszuschiden: die politischen Einzelhandlungen eines staatlich geeinten Volkes werden und müssen verschiedenartig sein, denn da ein Volk nicht allein auf der Erde lebt, sondern nur ein Teil des großen Ganzen ist, so wird sein außenpolitisches Auftreten sehr oft von den anderen bestimmt werden. Aber für die Gesamtrichtung gilt das Wort, daß niemand zweien Herren dienen kann. Entweder folgt ein Volk gegenüber den anderen europäischen Völkern der Fahne der Raumpolitik oder der Volkspolitik. Das deutsche Volk ist in mancher Beziehung vom Schicksal benachteiligt worden, z. B. in seiner ungünstigen Lage inmitten einer Vielheit von Staaten und Völkern oder in seiner Bodenknappeit und Rohstoffarmut; aber in der Frage, welche Politik es befolgen will, ist es glücklicher als Staaten, die unter dem Imperiumsgedanken stehen. Für das deutsche Volk kann nur die Volkspolitik der Stern sein, nach dem es sich orientiert, und es ist deshalb in dem oben-angeführten Auffass der West-Ademischen Rundschau ein grundsätzlicher Fehler, wenn für den einen Teil unseres Volkes das rassistische Prinzip, für einen anderen Teil aber ein geopolitisches, nämlich der Grenzgedanke, als maßgebend hingestellt wird. Unter Volkspolitik versteht der Nationalsozialismus und besonders das deutsche Bauerntum eine Politik, die keinem traditionellen Staatsgedanken oder einer historischen Überlieferung ohne Rücksicht auf eine geänderte Welt nachgeht, sondern innerhalb der Grenzen der staatlichen Einheit alles, besonders auch den Grund und Boden in den Dienst des Volkes stellt. Nach außen hin besteht das Streben und der Wunsch, eine Annäherung aller Träger des gemeinsamen Blutes herbeizuführen, aber nur auf der Grundlage allgemeiner Zustimmung.

Während des Krieges wies Rudolf Kjellén, der Schwede, darauf hin, daß der „Pangermanismus“ vor ähnlichen Gedanken den Vorrang habe, daß er auf wirklicher Wahrheit beruhe, denn es habe ein gemeinsamer germanischer Mutterstamm und Rassekern existiert, aus dem sich die verschiedenen Völker nachher differenziert hätten, aber daß dieser Pangermanismus die geringste praktische Wirkung gehabt habe. Er erklärte dies aus dem gleich hohen kulturellen Stand der einzelnen Glieder „Pangermaniens“. Bismarck hatte bereits 50 Jahre vorher den Widerstand gegen die Einigung Deutschlands aus dem Nationalcharakter erklärt, einem gewissen Überschuss an dem Gefühl männlicher Selbständigkeit, welcher den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlasse, sich mehr auf die eigene Kraft zu verlassen als auf die der Gesamtheit.

Deshalb kann gerade eine deutsche und germanische Volkspolitik nur in freiwilliger Zusammenarbeit gedeihen, und sie wird die deutschen und germanischen Stämme und Stammesteile, die selbständige Staaten geworden sind, und sich mehr als europäische Länder denn als Glieder des deutschen Volkes und der germanischen Rasse fühlen und bei denen der Stolz auf ihr Sonderdasein stärker ist als das Empfinden für die gemeinsame Abstammung, nicht in ihren Bereich ziehen.

Deshalb sieht die neue deutsche Volkspolitik nicht ihr Ideal im staatlichen Zusammenschluß, und die Mißdeutung der alldeutschen Propaganda um die Jahrhundertwende wird ihr ein warnendes Beispiel bleiben.

Nicht in der Einheit, sondern der Einigkeit sieht sie ihr Ziel, in einer gegenseitigen Förderung und Unterstützung, in einer Übereinstimmung in allen wichtigen Lebensfragen der verschiedenen Volksteile, so daß ein Gegeneinander in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung schließlich als eine Unmöglichkeit erscheint. Sie bietet die Hand zum gemeinsamen Widerstand und gemeinsamer Ablehnung aller Bestrebungen innerhalb der einzelnen Länder und von außen, die das Volkstum und seine arteigenen Schöpfungen zu vernichten drohen.

Das geographische Moment wird hier seine Bedeutung behalten; je näher die Volksteile gleichen und ähnlichen Blutes beieinander wohnen, um so ähnlicher werden die Wünsche und Bestrebungen sein, um so reger und enger wird auch der Verkehr zwischen den Gesamtheiten, den Führern und Volksgenossen und das Geben und Nehmen untereinander, gleichviel wie groß oder wie klein die einzelne Gruppe ist, sich gestalten.

Eine von nationalsozialistischem Geist erfüllte deutsche Volkspolitik wird aber auch über die Nachbarschaft hinaus die Volksgenossen, mit denen keine unmittelbare geographische Berührung besteht, erfassen und mit ihnen ähnliche Beziehungen anknüpfen und stärken. Der Verzicht auf die dem machtpolitischen Ideenkreis entsprechenden Gedanken auf staatliche Vereinigung schließt jede Erschütterung der staatlichen Gebilde aus, denen jene Volksgenossen angehören. Im Gegenteil, je mehr sich gemeinsame Klammern zwischen den einzelnen Staaten herstellen lassen, um so fester wird für den wirklichen Völkerfrieden eine Grundlage bereitet werden. Hier trifft wahre Volkspolitik mit der deutschen Bauernpolitik zusammen, und es kann hier vielleicht bemerkt werden, daß in den meisten Staaten, in denen den Minderheiten in ihrer nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Existenz das Leben erschwert wird, weniger die Bauern, sondern zumeist die städtische Intelligenz die Urheber sind, wobei allerdings das Schwergewicht mehr auf städtisch als auf Intelligenz zu legen ist. Wohl aber wird die Gesamthaltung des deutschen Volkes gegenüber anderen Staaten wesentlich durch den Umstand bestimmt werden, wie sich diese zu ihren deutschen Minderheiten verhalten.

Grundsätzlich unterscheidet sich die neue deutsche Volkspolitik von der Raumpolitik. Sie wird selbstverständlich auch durch die Gegebenheiten des Raumes berührt und betroffen, aber nicht vom Raumgefühl, sondern vom Volksgefühl geleitet und hat damit organische Schranken, die vom eigenen Volkstum und der Achtung vor dem fremden Volkstum gebildet sind. Sie wird, da ihr Ziel nicht staatliche Zusammenfassung, sondern freiwillige Zusammenarbeit ist, ein Schrittmacher des wirklichen Friedens sein.

Der von unsern Geopolitikern angeführte Ausspruch des englischen Grenztheoretikers Thomas Holdich: unendlich groß sind die Kosten geographischer Unwissenheit, wird vielleicht in einer nicht fernliegenden Zukunft auf die Unwissenheit über die Bedeutung rassistischer und völkischer Kräfte angewendet werden können. Das Volkstum läßt sich nicht durch geographische Schranken zerreißen, aber ebensowenig wird es sich verlocken lassen, die Unterwerfung eines anderen Volkstums, auch wenn es mit dem eigenen durch eine geographische Einheit verbunden ist, anzustreben.

Das Volkstum wird sich stärker zeigen als die festesten geopolitischen Gebilde und stärker wird der Staat durch sein Volkstum zusammengehalten als durch die Form und Art seines Gebietes.

Serdinand Fried. Zimmermann:

Die Überwindung des Kapitalismus

Die wirtschaftlichen Auswirkungen des Vierjahresplans

Verschiedenartige Kräfte und Strömungen wirken zusammen, um die Wirtschaft heute von Grund auf umzugestalten. Der deutsche Vierjahresplan ist gewiß das eindrucksvollste und sinnfälligste Zeichen dieser Umgestaltung, aber man muß dessen eingedenk bleiben, daß es sich vor dem gewaltigen Hintergrund der gesamten nationalsozialistischen Umgestaltung abhebt, einer der größten geistigen Umwälzungen der Geschichte überhaupt. Und was das für die Wirtschaft bedeutet, hat Adolf Hitler ausgedrückt: „Unser nationalsozialistisches Programm setzt an Stelle des liberalistischen Begriffes des Individuums, des marxistischen Begriffes der Menschheit, das blutbedingte und mit dem Boden verbundene Volk.“ Der Ausgangspunkt der Umgestaltung der Wirtschaft, wie sie noch eingehender beleuchtet werden soll, ist also der große geistige Umbruch unserer Zeit, der an die Stelle des Individuums das Volk setzt, an die Stelle des Einzelwesens die Gemeinschaft. Und für eine Wirtschafts- und Gesellschaftsform, die auf der nahezu unbedingten Vorherrschaft des Einzelwesens, auch über die Gemeinschaft, beruhte, bedeutet dieser geistige Umbruch tatsächlich eine ganz grundlegende Umwälzung. Sie ist um so eindringlicher und umfassender, als sie ja nur einen Teil einer noch viel größeren Umgestaltung aller Dinge darstellt, die sich auf das völkische, staatliche und geistige Leben eines Volkes erstreckt. Und die wirtschaftliche Umwälzung in den Mittelpunkt der Entwicklung stellen zu wollen, hieße wieder der Wirtschaft einen zu hohen Rang in der Wertung zusprechen und sie dennoch wieder zum Schicksal machen. Aber eine entscheidende Bedeutung haben die Vorgänge in der Wirtschaft schon deshalb, weil die Wirtschaft bisher im Mittelpunkt der Dinge stand, und weil die Wirtschaft gleichsam zum Schlüssel aller Betrachtungen geworden war; kurz, weil es also gilt, eine Weltanschauung abzulösen, die die Wirtschaft angebetet hatte. Die Grundgedanken des Vierjahres-Planes sind also an sich schon in der nationalsozialistischen Weltanschauung eingeschlossen; man denke nur daran, daß sie auf dem Gebiete der Ernährungswirtschaft schon vorher sehr klar und deutlich zum Ausdruck gekommen waren, der Eigenart des Bauern und des Bodens angepaßt, so beispielsweise in dem Aufbau des Reichsnährstandes als tragenden Körper, in der Durcharbeitung der landwirtschaftlichen Marktordnung und in der Verklünderung der Erzeugungsschlacht. Wir werden die hierin zum erstenmal zum Ausdruck gekommenen Gedanken bei den Auswirkungen des Vierjahresplans für die Wirtschaft überhaupt wiederfinden. Aber, wie damit bereits angedeutet, lag das Schwergewicht der wirtschaftlichen Entwicklung der ersten vier Jahre des Nationalsozialismus weniger in der Ausgestaltung der in ihm

enthaltenen neuen Gedanken, sondern mehr in der Schaffung von Abhilfe für die vorhandenen schreienden Mißstände, in der Beseitigung der ersten Not, wie es am 21. März 1933 auch durch den Führer und Reichszangler deutlich als erstes Ziel ausgesprochen wurde: Beseitigung der Not des Bauern und Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Beides wurde glänzend gelöst; ersteres war nur möglich durch die bereits erwähnte grundsätzliche Umgestaltung, durch die Verwirklichung der neuen Gedanken auf dem landwirtschaftlichen Gebiete, die dann natürlich weiter ausstrahlten; die Arbeitslosigkeit wurde jedoch beseitigt, ohne zunächst die Grundlagen der wirtschaftlichen Verfassung entscheidend umzugestalten. Dafür wird diese Umgestaltung nunmehr mit dem Vierjahresplan in Angriff genommen. Damit ist zugleich auch ausgesprochen, daß nach Ablauf dieses Planes und nach seiner inhaltlichen Erfüllung nicht etwa die alten Zustände der Wirtschaft von früher wieder zurückkehren werden, sondern daß die Wirtschaft heute einen Weg betritt, von dem es kein Zurück mehr gibt. Denn nach Ablauf von vier Jahren wird die Wirtschaft so umgeformt sein, daß man nicht noch einmal das Wagnis einer Umformung auf sich nehmen wollte; und vor allen Dingen ist die inhaltliche Erfüllung des Vierjahresplans so mit dieser Umformung verknüpft, ja nur durch diese Umformung herbeigeführt, daß eine abermalige Veränderung auch eine Aufgabe des Zieles des Vierjahresplanes bedeuten würde. Und ganz abgesehen davon, daß die Inangriffnahme des Vierjahresplanes und die damit verbundene Umgestaltung der Wirtschaft auch die Verwirklichung des nationalsozialistischen Gedankengutes für die gesamte Wirtschaft darstellt, und eine wirtschaftliche Rückentwicklung also auch einer geistigen und politischen entsprechen müßte, — abgesehen hiervon führen auch zwei von unserem Wollen unabhängige Entwicklungslinien zwangsläufig zu dieser Umgestaltung der Wirtschaft, nämlich die allgemeine weltwirtschaftliche-weltpolitische Entwicklung und die allgemeine technische Entwicklung. Nachdem beide Entwicklungslinien in früheren Aufsätzen eingehend geschildert wurden, bleibt nun darzulegen, inwieweit sie eine Umgestaltung der Wirtschaft selbst, der Wirtschaftsform und der Verfassung herbeiführen; inwieweit also neue Wirtschaft nicht allein herbeigewünscht wird durch eine neue Weltanschauung, sondern inwieweit sich die Ablösung der liberalistischen, kapitalistischen Wirtschaft vollzieht, mit eiserner Notwendigkeit, dem Zwange einer unausweichlichen Entwicklung folgend. Insofern wird und muß sich also diese Entwicklung auch — vielleicht in verschiedenen Erscheinungsformen — über alle Länder erstrecken.

Der äußere Zwang: Umgestaltung durch die Weltwirtschaft

Die weltwirtschaftliche und weltpolitische Entwicklung führt nicht nur zu dem Streben nach möglichst großer wirtschaftlicher Unabhängigkeit, nach möglichst eingehender Ausnutzung der eigenen Kräfte der Völker, mögen sie nun in ihrem Boden oder in ihrer Arbeitskraft ruhen, sondern auch zu dem Streben, diese Unabhängigkeit unter allen Umständen zu wahren und notfalls zu verteidigen. Autarkie und Wehrwirtschaft bedingen also einander; wobei natürlich beide Begriffe im wohlverstandenen Sinne zu nehmen sind. Es ist kein Zufall, wenn die Bestrebungen nach wirt-

schafflicher Unabhängigkeit heute zusammenfallen mit großen Rüstungen in fast sämtlichen Ländern, und wenn beides zusammen wiederum, Ausbau der eigenen Wirtschaftskräfte und Aufrüstung, überall zu jenem Aufschwung der Wirtschaft geführt hat, den man zwar gewohnheitshalber noch „Konjunktur“ nennt, der aber nichts anderes darstellt als die Zusammenfassung aller einzelnen belebten Binnenwirtschaften. Nachdem also überall die Nationalwirtschaft erst einmal hergestellt wurde, im Gegensatz zur früheren Weltwirtschaft; nachdem also wieder ein organisches Gebilde entstanden war an Stelle bloßer Gedanken, konnte dieses Gebilde auch zu leben anfangen. Die Wirtschaftsbelebung der Welt ist also keine Belebung der Weltwirtschaft, sondern geradezu eine Folge der Zerschlagung der Weltwirtschaft, ihrer Aufteilung in einzelne Nationalwirtschaften. Darüber ist man sich überall im klaren, trotz aller Versuche, den Gedanken der Weltwirtschaft wieder zu beleben, die wohl mehr taktisch als politische Schachzüge zu bewerten sind.

Denn über dem Auf und Ab der Wirtschaftsschwankungen bleibt die Grundentwicklung unverändert bestehen, die für den Gestaltwandel der Weltwirtschaft entscheidend ist. Man kann sie etwa so zusammenfassen, daß der Merkantilismus in neuer Gestalt und verfeinerter Form wieder aufgelebt ist. Der Grundgedanke der alten, freien Weltwirtschaft war der, daß die überseeischen und kolonialen, also von Boden und Klima begünstigten Gebiete ihre reichlich vorhandenen Rohstoffe nach Europa sandten, wo sie von reichlich vorhandenen und geübten Arbeitskräften bearbeitet und verarbeitet wurden; die derart verarbeiteten Fertigwaren wurden wiederum nach Übersee versandt. Es fand also über die Grenzen hinweg und über die Welt verbreitet ein Austausch von Bodenerzeugnissen gegen Arbeitskräfte statt, ein Austausch der beiden Wirtschaftskräfte Natur und Arbeit. Das war der Keim der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung, die zunächst dahin führte, daß in den von der Natur gesegneten Gegenden die Arbeit vernachlässigt wurde, in den mit Arbeitskräften ausgestatteten Ländern aber die Natur. Und weiterhin führte sie zu einer weiteren Aufteilung in Monokulturen einerseits und in weitgehende Arbeitsspezialisierung andererseits, so daß es ein Land von Textilfabriken oder von Uhrmachern gab, wie es Kaffee- oder Baumwollländer gab. Heute schlägt diese Entwicklung zurück; die Überseeländer gehen dazu über, ihre Rohstoffe selbst zu verarbeiten, sich selbst Fertigwaren herzustellen — und infolgedessen müssen die europäischen Länder dazu übergehen, sich ihre Rohstoffe selbst, aus eigenen Kräften zu besorgen. Natur und Arbeit wachsen also überall innerhalb des Volkes zusammen und schaffen dadurch die Grundlage für eine gesunde und stetige Entwicklung. Daß darum keine engherzige gegenseitige Absperrung einzutreten braucht, ist oft genug betont worden. Ein Austausch der Völker und Länder untereinander findet nach wie vor statt; nur erstreckt er sich nicht mehr auf die notwendigen Gebrauchsgüter (soweit möglich!), sondern auf die verfeinerten Güter, in denen die besondere Eigenart eines Volkes am besten zum Ausdruck kommt. Diese Qualitätswaren werden also künftighin etwa das darstellen, was früher die sogenannten Luxusgüter bedeuteten: genau wie früher die Seide aus China, der Schmuck aus Indien und alle Wohlgerüche Arabiens die Hauptgüter eines ausgedehnten Welt Handels darstellten und gleichzeitig die besondere Eigenart der Herkunftsländer zum Ausdruck brachten, so wird sich auch im Zeitalter der modernen „Autarkie“ ein Welthandel entfalten können, der nicht so sehr ein Ausverkauf des billigsten Ramsches sein wird wie bisher, sondern Qualitätswaren mit nationaler Eigen-

art umfaßt: deutsche optische Instrumente ebensogut wie französische Parfüms oder schweizer Uhren — um nur Beispiele herauszugreifen. Erst auf der Grundlage einer gesicherten Selbstversorgung wird sich aber solch ein neuer Welthandel in Qualitätsgütern entwickeln können, denn nur auf einer gesicherten Lebensgrundlage hat man Sinn für die Feinheiten des Lebens. Andererseits aber lobnt sich die gewaltige Bemühung des Weltverkehrs eigentlich erst bei diesen feineren Gütern.

Die Sicherung der Selbstversorgung ist also die erste Stufe, die zuerst erreicht werden muß, bevor ein Welthandel, ein Austausch in diesem Sinne wieder aufgebaut werden kann. Und hierfür bleibt die geschilderte Grundentwicklung des Zusammenschlusses von Natur und Arbeit in den einzelnen Ländern, für uns als der Zwang der Rückgewinnung unserer Naturkräfte, natürlich unter äußerster Anspannung unserer Arbeitskräfte. Das ist Sinn und Bedeutung des Vierjahresplans. Der Ausgangspunkt ist das Streben der Rohstoffländer, ihre Rohstoffe selbst zu verarbeiten, uns also diese Rohstoffe vorzuenthalten. Der Ausgangspunkt ist also für uns eine unumgängliche, sich aus dem Zwange der Entwicklung ergebende und von uns nicht gewollte Einschränkung unserer Einfuhr aus dem Ausland. Was sich schon hieraus allein für die Wirtschaftsführung ergibt, genügt zu einer grundlegenden Umgestaltung.

Zunächst führt diese notwendige Einschränkung der Einfuhr zu einer völligen, umfassenden und lückenlosen Überwachung der gesamten Einfuhr überhaupt, wie sie durch den „Neuen Plan“ und durch die Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung mit ihren 27 Überwachungsstellen erfolgt ist. Sie führt aber gleichzeitig zu einer Verteilung dieser eingeschränkten Einfuhr, zu einer Verteilung der Rohstoffe (und zum Teil auch Lebensmittel) nach innen. Erstens besteht kein ungehemmtes Angebot mehr, infolge der Einfuhreinschränkung, und zweitens ist es nicht möglich, den Bedarf durch entsprechende Preiserhöhungen zu kürzen, weil man die daraus sich ergebende Einschränkung des Bedarfes nicht den Zufällen der Preisgestaltung überlassen darf, sondern weil man folgerichtig den Bedarf ebenso planmäßig kürzen muß und in demselben Maße, wie man vorher die Einfuhr einschränken mußte. Die Kürzung des Bedarfes, die Zuteilung der Rohstoffe ergibt sich also notwendig aus der Einschränkung der Einfuhr; und da man auf diese planmäßige, überlegte Weise den Bedarf dem Angebot anpassen muß, kann und muß man auch darauf verzichten, den Preis als regelnde Kraft zu benutzen. Auf diese Auswirkung wird noch zurückzukommen sein. Jedenfalls erfolgt also die Zuteilung nicht nach wirtschaftlicher Macht — das wäre bei der Regelung durch den Preis der Fall —, sondern nach nationaler Dringlichkeit, in einer Reihenfolge, wie sie jeweils im Sinne des Volksganzen liegt; wie etwa gegenwärtig Wehrhaftmachung, Verarbeitung zur Wiederausfuhr, Ernährung des Volkes, Erstellung von Anlagen zur eigenen Erzeugung von Rohstoffen, Wohnungsbau im großen, — um die dringenden nationalen Bedürfnisse aufzuzählen. Schließlich aber ergibt sich aus dieser Einschränkung der Einfuhr, dieser Zuteilung der Rohstoffe auch ebenso notwendig eine planmäßige und bewußte Lenkung des Verbrauches, durch Werbung oder Eingriffe, durch Verwendungsbeschränkungen oder Beimischungen — eine Fülle von außerwirtschaftlichen Beeinflussungen, die ganz besonders für die gewerbliche Wirtschaft immer wichtiger werden.

Man kann diese erste Stufe der Umgestaltung der Wirtschaft als eine „Ordnung des Mangels“ kennzeichnen, wenn man sich dessen bewußt bleibt, daß ihr noch weitere Stufen folgen. Nur wenn man die darin liegende Fortentwicklung nicht empfindet, wenn man also nicht das Endziel sieht, sondern den zurückliegenden Ausgangspunkt der Entwicklung: dann empfindet man freilich diese notwendige Ordnung des Mangels als einen lästigen Zwang, den man bald wieder loszuwerden hofft, dann empfindet man alle in diesem Rahmen getroffenen Maßnahmen als eine „Notwirtschaft“, genau so wie man auch den ganzen „Neuen Plan“ einer Einfuhrüberwachung als eine „Notbrücke“ bezeichnen kann, wie man dann überhaupt unsere ganze Zeit als eine Notzeit ansehen wird. Aber wie gesagt: zu der Ordnung des Mangels gesellt sich auch eine Ordnung und Förderung der eigenen Rohstoffherzeugung, also die Aussicht auf eine ganz neue Entwicklung; und eines wie das andere ist nicht nur eine Folge der weltwirtschaftlichen Entwicklung, also äußerer Zwang, sondern auch eine Folge der technischen Entwicklung, und damit ein noch viel stärkerer innerer Zwang.

Der innere Zwang: Umgestaltung durch die Technik

Die technische Umwälzung, die wir heute durchmachen, ist eine notwendige Begleiterscheinung der weltwirtschaftlichen Entwicklung; eines hat das andere hervorgerufen. Infolge der technischen Entwicklung konnten die Überseeländer immer mehr dazu übergehen, ihre Rohstoffe selbst zu verarbeiten; und der Zwang der alten Industrieländer, sich ihre Rohstoffe selbst zu schaffen, führt abermals zu einer neuen technischen Entwicklung. Ohne einen solchen Zwang, der mehr oder weniger offen spürbar ist, hier mittelbar, dort unmittelbar, wäre die neue technische Entwicklung nicht aus dem Zustand des Experiments im Laboratorium in das Freie der industriellen Entwicklung getreten. Denn alle Verfahren waren zwar grundsätzlich bereits erfunden, aber sie waren unwirtschaftlich. Aus dem wirtschaftlichen Denken heraus, das die Entwicklung bisher beherrschte, war die Herstellung nicht lohnend, und es mußte erst eine Zerspaltung dieser alten Denkformen stattfinden, um die Herstellung unter neuen wirtschaftlichen Gesetzen aufzunehmen. Diese Zerspaltung erfolgte aber durch den Zwang der weltwirtschaftlichen Entwicklung; diese wiederum war herbeigeführt worden durch den letzten Auslauf der Technik. Hier haben wir also den Kreis geschlossen, in dem wir uns heute bewegen und aus dem wir nicht mehr herauskönnen; der uns die tiefe, innere Zwangsläufigkeit der gegenwärtigen Entwicklung dartun soll.

Die neue technische Entwicklung zwingt also zu einem Preisgeben des Grundsatzes der Wirtschaftlichkeit, der die ganze kapitalistische Entwicklung bisher beherrscht hatte. Sie zwingt also zu einer Preisgabe des Kapitalismus. Das liegt schon darin begründet, daß bisher überhaupt Technik und Kapitalismus weitgehend gleichzusetzen waren, insofern als die gewaltigen technischen Hilfsmittel unserer Zeit, Maschinen und industrielle Anlagen, tatsächlich das „Kapital“ darstellten, mit dem in Wirtschaft und Wissenschaft als wichtigstes, ja ausschlaggebendes Erzeugungsmittel gearbeitet wurde. Die immer feinere Ausgestaltung und immer schnellere Fortentwicklung dieser technischen Hilfsmittel in der letzten Zeit, besonders seit dem Weltkrieg, führte folgerichtig zu immer gewaltigeren Anlagen und Ansamm-

lungen von Kapital. Ein ebener kapitalistischer Grundsatz war nun: Kapital, das sich nicht verzinst, war tot, wertlos. In die Wirklichkeit übertragen bedeutet das: Maschinen und Anlagen, die nicht arbeiten und still lagen, waren wertlos. Je gewaltiger aber die Ansammlung von Kapital infolge der technischen Entwicklung wurde, um so weniger konnte man es sich leisten, diese Kapitalanlagen einfach verlorengehen zu lassen; sie mußten nunmehr, wenn der kapitalistische Wettbewerb sie stillzusehen drohte, mit großer Organisationskunst von anderen durchgehalten werden. Das ist der berühmte Grundsatz von den festen Kosten (des Kapitals), die notwendig zu organisatorischen Zusammenschlüssen der Wirtschaft führten, also zu Konzernen, Syndikaten und Kartellen. An dieser Entwicklung ist zunächst gar nicht so wichtig die Erscheinung von Monopolen zur Ausbeutung des Marktes; entscheidend ist vielmehr die Tatsache, daß hierbei das „Kapital“ mit seinen Naturgesetzen einfach abgelöst worden war durch menschliche Organisationskunst. An die Stelle des Kapitals als Erzeugungsmittel (neben Boden und Arbeit) war die Ordnung getreten.

Von hier aus war es nur noch ein Schritt, diese Ordnung nicht mehr durch eine kleine Gruppe von Menschen gestalten zu lassen, weil das leicht zur Ausbeutung durch Monopole geführt hätte, sondern durch höhere Gemeinschaftsformen, die sich gleichzeitig im Zuge der gesamten weltpolitischen Entwicklung entwickelt und schärfer ausgeprägt hatten. Und damit war auch der Schritt gegeben, die Unwirtschaftlichkeit der neuen technischen Entwicklungen zu überwinden. Unwirtschaftlich waren sie nur, solange man kapitalistisch dachte und einzelne Menschen oder Gruppen (Unternehmer) sowohl die Gefahren — als auch die Gewinne auf sich nahmen. Trat hier aber eine höhere Gemeinschaftsform ein, die beides verlagerte und ausglich: Gefahren und Gewinne, so waren die neuen technischen Entwicklungen plötzlich „volkswirtschaftlich“ geworden. In die Sprache des wirtschaftlichen Alltags übersetzt, bedeutet das: Entscheidend für die industrielle Aufnahme eines neuen Verfahrens war die Kostenfrage. Daran scheiterte bisher alles, weil man die Kosten nicht sicher berechnen konnte. Denn dazu mußte man wissen, wie hoch die Erzeugung, der voraussichtliche Umsatz sein würde. Sobald sich aber nun eine höhere Gemeinschaft einschaltet, und zwar aus dem Zwange der allgemeinen weltwirtschaftlichen Entwicklung heraus, verbürgt sie einen so hohen Umsatz, eine so große Erzeugung, daß das Verfahren sofort in größtem Ausmaße aufgenommen und auch wirtschaftlich gestaltet werden kann. Die Gemeinschaft trägt in gewissem Sinne die Lasten zur Erzielung der Wirtschaftlichkeit des Verfahrens. Die Kosten, die früher ein kleiner Abnehmerkreis oder der wagemutige Unternehmer selbst getragen hätte, werden nun gewissermaßen auf die ganze Gemeinschaft umgelegt. Dabei ist gleichgültig, ob das durch einen staatlich verbürgten Preis, durch bestimmte Abnahmезufagen, durch ausreichenden Zollschutz, durch Beimischungszwang — oder wie auch immer durchgeführt wird; wesentlich ist die höhere Befehlsgewalt, die als Vertreterin der Gemeinschaft vor das einzelne Verfahren getreten ist, um es durchzuführen und zu schützen.

Wo solche Schutzmaßnahmen für bestimmte Ausschnitte der Wirtschaft übernommen werden, kann sich der Staat als Vertreter der höchsten Gemeinschaftsform selbstverständlich auch eine höhere Befehlsgewalt gegenüber der Wirtschaft anmaßen. Wo er nicht selbst wirtschaftliche Maßnahmen durch-

führen, also „Wirtschaft betreiben“ will, was eine reine Zweckmäßigkeitsfrage ist, kann er die Wirtschaft, die einzelnen Unternehmer dazu anhalten, dieses oder jenes Verfahren aufzunehmen, weil es ihm, dem Staat, nationalwirtschaftlich nützlich erscheint; er kann es, weil er außerdem einen wirtschaftlichen Nutzen verbürgt. Die Unternehmer werden dadurch zu Beauftragten der Staatsführung, damit also eigentlich erst zu Beauftragten der Gemeinschaft. Es kommt noch hinzu, daß die technische Entwicklung selbst, die Durchführung der neuen Verfahren der technischen Entwicklung, meist ausgedehnte Großanlagen erfordert, die im alten kapitalistischen Sinne nur durch gewaltige Kapitalsanlagen aufgebracht werden konnten, die ein Einzelner nicht auf sich nehmen konnte. Die klassische Lösung wäre die Ausgabe von Aktien gewesen, die aber „reizvoll“ ausgestattet werden mußten, um Liebhaber zu finden. Und das wäre ohne die geschilderte Staatsbürgerschaft niemals möglich gewesen. Da der Staat durch sein Dazwischentreten die Erzeugung erst ermöglichte, war es zweckmäßig, daß er auch die Erstellung der Erzeugung „ordnete“; d. h. er brachte diejenigen Unternehmer, die vom Fach waren und die über die notwendigen Mittel verfügten, zusammen und veranlaßte sie zu einer Gemeinschaftsgründung. Er veranlaßte sie zu einer Unternehmung und einer Kapitalsanlage, deren Wirtschaftlichkeit, deren Nutzen und Gewinn er gleichzeitig verbürgte. Schärfer konnte nicht ausgedrückt werden, wie sich heute allmählich die Ablösung von Kapital und Rentabilität als ordnende Grundgedanken der Wirtschaft durch die staatliche Ordnung selbst vollzieht. Die technische Großanlage und die industrielle Gemeinschaftsgründung sind das Kennzeichen eines neuen Zeitalters der wirtschaftlichen Entwicklung; beide entwickelt und gefördert durch die Obhut des Staates. Das vollzieht sich natürlich in vielerlei Formen: man muß die nährständischen Gemeinschaftsbildungen (Hauptvereinigungen und Marktverbände) als erste ausgeprägte Erscheinungsform hervorheben, wenn sie auch nicht zu dem ausgesprochenen Zweck der Durchführung neuer technischer Verfahren gebildet wurden; aber sie waren Vorläufer als Träger des neuen Gemeinschaftsgedankens. In der gewerblichen Wirtschaft selbst wurde er zum ersten Male bei der Herstellung des künstlichen Benzins angewandt (Gemeinschaftsgründung der Braunkohlenindustrie), ferner bei der Durchführung neuer Verfahren in der Erzaufbereitung, und vor allem bei dem Aufbau unserer Zellwolle-Erzeugung. Waren beispielsweise bei der Benzinherstellung die Rohstofflieferanten die Träger des neuen Verfahrens und der Gemeinschaftsgründung, so wurden es bei der Zellwolle-Erzeugung die Abnehmer, nämlich die Textilindustrie. Daneben stellt die J. G. Farbenindustrie, als Herstellerin sowohl von Benzin als auch von Zellwolle (und vielen anderen Dingen) infolge ihrer Größe selbst schon ein Gemeinschaftsunternehmen dar, das sich zum Wohle der Gemeinschaft die Wagnisse neuer Verfahren auflegen kann, insonderheit, wenn auch hier nachher seitens des Staates der Nutzen verbürgt wird.

Von der einzelnen Unternehmungslust zur gemeinschaftlichen Planung

Zwei grundsätzlich ganz neue Entwicklungslinien laufen von diesem Punkte nun aus, zu dem die weltwirtschaftliche, weltpolitische und technische Entwicklung geführt hatte: wir sehen einmal den Staat als Vertreter der höchsten

Gemeinschaftsform in ein ganz neues Verhältnis zur Wirtschaft wachsen, ja wir sehen den Staat als Ordner und Gestalter der Wirtschaft; und zum andern entspricht dem eine ganz neue Unternehmergestalt. Denn je mehr der Staat an Aufgaben, Wagnissen und Planungen in der Wirtschaft übernimmt, je mehr er die führende Rolle in der Wirtschaft spielt, um so weniger kann es der alte Unternehmer tun, der nunmehr ganz neue, im neuen Rahmen nicht weniger bedeutsame Aufgaben zugewiesen erhält.

Der Staat übernimmt aus dem Zwang der Entwicklung heraus im Auftrage der gesamten völkischen Lebensgemeinschaft die Aufgaben der Wirtschaftspolitik, der wirtschaftlichen Planung und Lenkung, die sich bisher im freien Spiel der Kräfte von selbst herausstellten. Dieses freie Spiel der Kräfte einzelner Unternehmer konnte nicht mehr als ordnender Grundgedanke der Wirtschaft aufrechterhalten werden, weil er die völkische Lebensgemeinschaft zu zersetzen drohte und weil die technische Entwicklung über den einzelnen Unternehmer hinausgewachsen war. Der Einzelne war zu klein geworden für die Technik: die Gemeinschaft mußte eintreten. Solange der Einzelne Träger einer technischen und wirtschaftlichen Entwicklung sein konnte, mußte er Wagemut, Rücksichtslosigkeit und Unternehmungslust entfalten; das, was man Initiative nannte. Aus dieser Initiative der Einzelnen entstanden unsere Eisenbahnen, unsere Maschinenfabriken und Spinnereien, unsere Elektrizitätswerke — kurz, die gesamte bisherige technische Entwicklung, und manches Unternehmen ist aus kleinen Anfängen mit der Entwicklung ins Große mitgewachsen, wie Krupp. Bei den meisten hatte die Entwicklung zur Großanlage schon von selbst die frühere Gestalt überspült und zu Gemeinschaftsgründungen geführt — bis zu den Elektrizitätswerken der großen Gemeinden oder gar bis zur Deutschen Reichsbahn. Bei den neuen Gründungen, die der neuen technischen Entwicklung entspringen, stand schon kaum noch die Einzel-Initiative Pate, sondern sie wurden herbeigeführt durch wohlbedachte Überlegungen der Gemeinschaft, des Staates selbst. Im Meinungsstreit der letzten Jahre sind die Begriffe leider verzerrt und entwertet worden: so hat der Begriff der wirtschaftlichen Planung des Staates in demselben Maße einen bitteren Beigeschmack bekommen, in dem diese wirtschaftliche Planung seitens des Staates tatsächlich und wirklich weitgehend durchgeführt wurde. Aber es hilft hier kein Deuteln; es ist so: in der wirtschaftlichen Entwicklung und Gestaltung wird die Initiative des Einzelnen weitgehend abgelöst durch die Planung der Gemeinschaft, genau so wie der Begriff des Kapitals und der Rentabilität abgelöst wurde durch staatliche oder gemeinschaftliche Ordnungsformen. Und genau so wenig, wie damit das Kapital als solches nun abgeschafft wurde, genau so wenig wird die Initiative des Einzelnen aus der Welt geschafft. Sie wird immer bleiben, sie wird nur nicht mehr der verantwortliche Träger einer Entwicklung sein, die für die gesamte völkische Gemeinschaft lebensbestimmend ist. Die Frage also, ob man Zellwolle herstellen soll, oder ob man weiterhin Baumwolle und Wolle aus dem Auslande einführen soll, kann ein einzelner Unternehmer nicht mehr entscheiden, sondern nur noch die Staatsführung; und insolgedessen auch die Frage, in welchem Umfange die Zellwolle selbst erzeugt werden kann und soll.

So vollzieht sich zwangsläufig die Ablösung des Individualismus in der Wirtschaft. Denn wenn die Initiative

des Einzelnen durch die Planung der Gesamtheit ersetzt werden muß, übernimmt die Gesamtheit natürlich auch das Wagnis, das bisherige kapitalistische Risiko. Die Gemeinschaft setzt sich für das Ganze ein (nur sie kann es!) und trägt auch alle ersten und wahrscheinlich notwendigen schmerzlichen Verluste, die man Fehlinvestitionen nannte; sie trägt notwendige Exportverluste, überbrückt die kostspielige Anlaufzeit eines neuen Verfahrens, einer neuen technischen Entwicklung — sie übernimmt also alles, wofür der Unternehmer oder Kapitalist früher mit seinem Vermögen gerade stehen mußte, wofür er aber heute nicht mehr gerade stehen kann, weil alles über den Kopf eines Einzelnen hinausgewachsen ist. Hatte der Kapitalismus eine ganz bestimmte technische Entwicklung ermöglicht, so kann jetzt nur der Staat als Vertreter einer großen menschlichen Gemeinschaft eine neue, weitere und höhere technische Entwicklung ermöglichen. In diesem Sinne wird der Eigennuß als Antreiber der wirtschaftlichen Entwicklung abgelöst durch den Gemeinnuß, in diesem Sinne die privatwirtschaftliche Rentabilität durch die nationale Produktivität; in diesem Sinne erleben wir also heute eine Wiedergeburt des Merkantilismus. Nicht nur, weil die staatliche Handels- und Zollpolitik, weil die staatliche Finanzpolitik Vergleiche zuläßt, sondern vor allem, weil heute wie damals der Staat zum Träger des technischen Fortschrittes und der wirtschaftlichen Entwicklung überhaupt geworden ist.

Das neue Verhältnis von Staat und Wirtschaft

Diese Entwicklung ist allgemein, sie prägt sich bei allen Völkern aus. Weil es aber eine völkische Entwicklung ist, eine Neubildung der Völker als Lebewesen in höheren Formen, deswegen ist sie ganz natürlich bei den einzelnen Völkern auch ganz verschieden. Die Verschiedenheit prägt sich sowohl in dem Maße aus, in dem diese Neugestaltung überhaupt voranschreitet, als vor allem auch in der Art, mit der sie schließlich bei den einzelnen Völkern in Erscheinung tritt. Nur die Grundentwicklung ist überall dieselbe: der Staat wird in immer stärkerem Maße zum Träger und Gestalter der Wirtschaft. Die hier geschilderten Fragen nehmen sich beispielsweise in angelsächsischer Betrachtung ganz anders aus, obwohl sie doch zu fast denselben Ergebnissen führen. Das liegt an der veränderten Lebenslage, wie sie im Aprilheft dieser Zeitschrift („Die Teilung der Welt“) zu umreißen versucht wurde. Unsere erste Sorge ist die „Intensivierung“ unserer Boden- und Arbeitskräfte, oder wie es Adolf Hitler ausdrückte: „Die Rettung unseres Volkes ist nicht ein Problem der Finanzen, sondern ausschließlich ein Problem der Verwendung und des Einsatzes unserer vorhandenen Arbeitskraft einerseits und der Ausnützung des vorhandenen Bodens und der Bodenschätze andererseits. Es ist damit zu allererst ein Organisationsproblem.“ Der Zwang zur Intensivierung führt uns also zur Organisation durch den Staat und die Gemeinschaft, wie sie geschildert wurde. Ein Gegenbeispiel bietet uns nun England, in Gedanke und Wirklichkeit. England besitzt alle Reichtümer der Welt in Überfluß, seine Arbeits- und Bodenkräfte sind so reichlich vorhanden, daß es sie nicht „intensiv“ zu nutzen braucht; aber es hat dafür die Sorge einer gleichmäßigen vollen Beschäftigung seiner Arbeitskräfte, und die Beschäftigung mit dieser Sorge führt England zu genau dem gleichen Ergebnis wie uns: es ist ein Organisationsproblem, es führt zur Ordnung des wirtschaftlichen Ablaufes

durch den Staat. Und als Engländer sehen sie den Weg weniger in einem planmäßigen Einsatz der Arbeit, sondern in einer Planung der Finanzen. Ihre Zauberformel lautet: straffe Regelung der neuen Anlagen, Lenkung der Kapitalbildung, Aufsicht über den Kapitalmarkt, um damit den bisherigen selbsttätigen Konjunkturablauf der Wirtschaft, das Auf und Ab von Aufschwung und Niedergang, zu ersetzen durch die ausgleichende staatliche Wirtschaftspolitik, die eine gleichmäßige Vollbeschäftigung sichern soll. Der „englische Merkantilismus“, wenn man so sagen darf, ist also anderer Natur: er legt sein Schwergewicht auf die Geldseite der Wirtschaft — aber die Absicht und die Wirkung ist die gleiche: der Staat greift in die Wirtschaft ein!

Es ist bemerkenswert, daß es hierüber unter den englischen Wirtschaftsgelehrten kaum noch eine Meinungsverschiedenheit gibt. Die zweifellos bedeutendste gedankliche Äußerung ist das neue Buch von Professor John Maynard Keynes (Cambridge), „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“*), das den Fragen von der Geldseite ganz grundsätzlich auf den Leib rückt, wie schon aus dieser bezeichnenden Überschrift seines Buches hervorgeht. Es kommt nach ihm darauf an, daß die „Investitionen“, also die Neu- und Ersatzanlagen eines Landes so (planmäßig) gelenkt und gesteuert werden, daß eine gleichmäßige Vollbeschäftigung entsteht. Um dies wirklich zu erreichen, hält er die Errichtung eines wirtschaftlichen Generalstabes für notwendig, eines „Amtes für öffentliche Investitionen“, das bei einem drohenden Nachlassen der wirtschaftlichen Geschäftigkeit der Unternehmer, der privaten Investitionstätigkeit, sofort mit lange und wohl vorbereiteten Plänen öffentlicher Arbeiten und Anlagen einspringt, um einen Ausgleich der Beschäftigung zu schaffen. Keynes bricht damit von dieser Seite mit einem Grundgesetz des Kapitalismus: nämlich den Zins als den einzigen selbsttätigen Regler der Anlagetätigkeit und der Geschäfte eines Landes gelten zu lassen. Da diese Regelung durch staatliche Planung, durch einen wirtschaftlichen Generalstab ersetzt werden soll, soll der Zins künftighin jeweils auf dem niedrigst möglichen Stande gehalten werden, so wie die Beschäftigung auf dem höchstmöglichen. Keynes verkündet und untermauert damit den Grundsatz des billigen Geldes, der tatsächlich heute von der englischen Wirtschaftspolitik weitgehend befolgt wird. Allerdings hat man sich bisher noch nicht dazu entschließen können, die notwendige Folgerung daraus zu ziehen, beziehungsweise die unumgänglich notwendige Ergänzung vorzunehmen und den staatlichen Einsatz öffentlicher Arbeiten planend vorzubereiten. Das ist um so eigenartiger, als sich die Forderung der Errichtung eines wirtschaftlichen Generalstabes, nach staatlicher Planung in der Wirtschaft, die eigenwillige Gruppe von Cambridge unter Führung von Keynes enig ist mit der Hochburg des englischen Liberalismus in der Londoner School of Economics, die ihr Sprachrohr im „Economist“ findet. Nimmt man dazu noch bedeutende Stimmen, die letzthin in England aus Gründen der Wehrwirtschaft für eine stärkere staatliche Planung eingetreten sind, so erhöht sich noch das Gewicht einer wahrscheinlichen Entwicklung in dieser Richtung — wenn auch im Augenblick die Dinge noch treiben mögen

*) In deutscher Übersetzung bei Dunder & Humblot, München und Leipzig 1936.

und mit den berühmten Keynes'schen „Flaschenhälften“ auch die Gefahren eines empfindlichen Rückschlages bestehen.

Die Ausrichtung der staatlichen Wirtschaftspolitik auf Planung und Lenkung der gesamten Anlagetätigkeit, gleichviel aus welchen Anlässen heraus, und die damit verbundene selbstherrliche Vernachlässigung des Zinses als Regeler des freien Spiels der Kräfte, hat freilich eine wichtige Voraussetzung: die wirtschaftliche Selbständigkeit des Landes, eine möglichst geschlossene Wirtschaft, die von allen Einflüssen von außen befreit ist. Denn die Errichtung von öffentlichen Anlagen hat keinen Sinn, wenn die Erzeugung auf diesen Anlagen durch jeden beliebigen Warenstrom aus dem Auslande gestört werden kann. Und die gesamte Lenkung der Anlagetätigkeit, die Politik des billigen Geldes hat keinen Sinn, wenn beispielsweise Geld beliebig aus dem Lande herausströmen oder auch unerwünscht einfließen kann. Die selbständige Anlagepolitik eines Landes verlangt ebenso eine Überwachung und Lenkung des Außenhandels, besonders der Wareneinfuhr, wie die selbständige Zins- und Geldpolitik eine Überwachung und Lenkung des Geld- und Kapitalverkehrs mit dem Ausland erfordert. Eines wie das andere baut sich in den verschiedenen Ländern in verschiedenen Graden und Stufen auf, ähnlich wie überhaupt das Verhältnis zwischen Staat und Wirtschaft, wie das Ausmaß der Planung abgestuft ist. Die Außenhandelslenkung geht von einer vorsichtig tastenden Zollpolitik über Kontingentierungen der Einfuhr bis zur völligen staatlichen Überwachung der Einfuhr, ja bis zur Einfuhrtätigkeit des Staates selbst; und die Überwachung des Geld- und Kapitalverkehrs mit dem Auslande geht von einer einfachen Sperre für Auslandsanleihen, wie sie gegenwärtig England handhabt, bis zur strengsten Devisenbewirtschaftung. Und eine weitere Folgeerscheinung dieser Überwachung des Geldverkehrs nach außen ist auch eine sorgfältige Prüfung und Lenkung des Geldverkehrs nach innen, die sich ebenso sehr auch aus der Planung der gesamten Anlagetätigkeit ergibt. Das bedeutet, daß die Kreditverteilung im Inlande selbst nicht schematisch und einfach mengenmäßig durchgeführt werden kann, sondern daß gleichzeitig auch eine Prüfung und Berücksichtigung der Kreditverwendung erfolgt. Alles zusammengekommen schließlich, ergibt sich die wirtschaftliche Selbständigkeit und Geschlossenheit eines Staates nach innen, wie nach außen: wenn überhaupt erst einmal die entscheidende Entwicklung eingeseht hat. Dies war aber die Voraussetzung unserer Betrachtung überhaupt: daß die gesamte weltwirtschaftliche, weltpolitische und auch technische Entwicklung die einzelnen Staaten, sofern sie eigenständige Lebewesen bleiben wollen, zu der größtmöglichen wirtschaftlichen Unabhängigkeit treibt; und daß uns diese Voraussetzung nun an ganz anderer Stelle wieder als notwendige Schlussfolgerung begegnet, beweist nur die Unausweichlichkeit, den Zwang und die innere Geschlossenheit der gesamten Entwicklung.

Die neue Unternehmergestalt

Wenn sich eine so grundlegende Umwälzung des Verhältnisses zwischen Staat und Wirtschaft vollzieht und der Staat fast überall eine beherrschende Stellung nach der anderen erobert, so muß sich, wie bereits angedeutet wurde, auch eine entsprechende Wandlung des Unternehmers vollziehen. Denn der einzelne Unternehmer darf als Träger der bisherigen wirtschaftlichen und technischen Entwicklung, als Inbegriff der kapitalistischen, liberalistischen Wirt-

schaft angesehen werden. Und in dem Maße, wie sich heute die Ablösung des Kapitals durch die gemeinschaftliche Ordnung vollzieht, muß auch die allmähliche Verdrängung des alten Unternehmertums durch die geschilderten höheren Gemeinschaftsformen erfolgen. Nicht der Unternehmer als solcher wird verschwinden, genau so wenig wie Geld und Kapital als solches verschwinden werden; nur seine Rolle im Rahmen der Wirtschaft wird sich wandeln. Er steht nicht mehr im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Tätigkeit als der beherrschende Träger der gesamten Entwicklung, sondern ihm wird notwendig eine dienende Aufgabe zugewiesen. Notwendig ist das, weil es heute um ganz andere Einsätze geht. Der freie, nur auf sich selbst gestellte Unternehmer kann nicht mehr einsetzen im großen Spiel des Lebenskampfes als sich selbst und sein Vermögen: und das ist angesichts der gewaltigen technischen Entwicklung und auch der weltwirtschaftlichen Verhältnisse zu wenig. Es geht nicht mehr um das Glück und das Dasein der einzelnen, sondern es geht um das Schicksal der Völker.

Es wurde bereits geschildert, wie es dem Zwange der technischen Entwicklung entsprach, daß der Einzelunternehmer aus seiner alten tragenden Rolle zurückgedrängt wurde. Die Technik wuchs ihm über den Kopf, die erforderlichen Anlagen wurden immer größer, sie wurden zu groß, um durch den Gang des Wettbewerbes schließlich einmal stillgelegt werden zu können. Die festen Kosten zwangen zu einer immer stärkeren Ausschaltung aller möglichen Folgen des alten freien Wettbewerbes, besonders der Stilllegung, und zwangen zu einem immer stärkeren organisatorischen Zusammenschluß der ehemals freien Unternehmer zu Verbänden, Kartellen, Syndikaten. Durch den Zwang der Entwicklung hatte sich der freie Unternehmer gleichsam selbst aufgegeben, und es entstand eine neue Gestalt des „Wirtschaftsführers“ wie sie etwa in der Erscheinung des alten Kirdorf am sinnfälligsten verkörpert wird. Zu dieser Selbstentäußerung des alten freien Unternehmertums tritt noch die Tatsache, daß ihm die Gemeinschaft auch weitgehend sein Wagnis, das kapitalistische Risiko abgenommen hat. Wie auch das dem Zuge der Technik entspricht, ist bereits angedeutet worden; aber darüber hinaus bemüht man sich überhaupt und grundsätzlich um eine Verringerung des Einsatzes des Einzelnen, um eine Ausschaltung der Verluste und ihre Umlegung auf eine möglichst breite Grundlage, bis zur ganzen Gemeinschaft. Diese Entwicklungsrichtung trat zum ersten Male deutlich bei der deutschen Bankkrise in Erscheinung, als der Staat die Bürgerschaft für die Einlagen übernahm und dadurch den offensichtlichen Zusammenbruch verhütete: denn auch er hätte zu große Ausmaße angenommen, um kapitalistisch verdaut werden zu können. Überall ist diese Zeit des Kapitalismus an ihrer eigenen Maßlosigkeit zugrunde gegangen! Und ein Unternehmer, der keinen Einsatz mehr zu wagen braucht, darf auch nicht mehr entsprechende Gewinne und Belohnungen berechnen. Die Beschneidung des Unternehmergewinnes, der ehemals so riesengroß sein konnte wie die möglichen Verluste, und der zur Begründung der modernen Riesenvermögen ausreichte, ist ebenfalls eine notwendige Begleiterscheinung dieser Zeit, die sich in vielen Ländern ganz verschiedenartig äußert. Bezeichnend für die neuartige Entwicklung, die in Deutschland mit dem Vierjahresplan einsetzte und die mit der Ausgestaltung neuer technischer Großanlagen und Gemeinschaftsgründungen überhaupt die gesamte Unternehmungslust auf den Staat übertrug, ist die Entstehung einer neuen Unternehmergestalt,

die mehr Ähnlichkeit mit einem Verwaltungsbeamten hat als mit dem alten freien Unternehmer.

Man lehnt zuweilen diese Entwicklung als „Verbeamtung“ der Wirtschaft ab, wobei auch hier wieder die Begriffe durcheinandergebracht werden. Jeder vernünftige Mensch wird sich gegen eine tatsächliche Verbeamtung und Bürokratisierung der Wirtschaft wenden, wie sie auch häufig von Adolf Hitler geißelt wurde, und wie sie als Schreckbild von Zopf und Amtsschimmel vor uns steht. Aber andererseits darf nicht jede staatliche Tätigkeit in der Wirtschaft, wie sie als Planung und Lenkung, als Initiative für Neuentwicklungen, als Risikoausgleich und Konjunkturglättung tatsächlich überall immer stärker in Erscheinung tritt, als drohende Verbeamtung oder Bürokratisierung verächtlich gemacht werden, und zwar meistens in dem Augenblick, da die für den Einzelnen etwas unangenehme Rehrseite der Medaille in Wirksamkeit treten soll; also wenn sich der Einzelne, nachdem er die Segnungen der staatlichen Fürsorge und des Einsatzes der Gemeinschaft nun genossen hat, nun heftig dagegen sträubt, in seiner Bewegungsfreiheit und in seiner Gewinn- und Verdienstfreiheit eingeschränkt zu werden. Insofern spricht man verächtlich von Verbeamtung, nachdem man sich erst gefügig zu einem Beamten hatte machen lassen. Tatsächlich aber braucht die neue Unternehmergestalt nicht geringer bewertet zu werden; und schließlich ist ein tüchtiger Verwaltungsbeamter immer noch besser als ein schlechter, verantwortungsloser Unternehmer. Daß auch von ihm neue Antriebe der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung ausgehen können, haben die Beispiele der Deutschen Reichspost und Reichsbahn satzsam bewiesen — und man kann gerade deren unternehmerische Leistungen nicht dadurch herabsetzen, daß man darauf hinweist, die technischen Neuerungen seien doch bei den großen privaten Lieferindustrien hergestellt worden. Die Unternehmungslust, die in dem Einsatz eines neuen technischen Wunders wie etwa des „Fliegenden Hamburgers“ eingeschlossen ist, die Kühnheit und Einsatzbereitschaft, die Verantwortungsfreudigkeit vor dem Ganzen und die Eigenart der Gedanken, diese oder jene technische oder wirtschaftliche Aufgaben zu bewältigen — das leistet der tüchtige Verwaltungsbeamte, der neue Unternehmer ebensogut wie der alte. Ihn zeichnet darüber hinaus noch viel mehr aus, was dem alten, freien und kapitalistischen Unternehmer meist abging; nämlich die Fähigkeit, sich auch noch zwischen anderen Erscheinungsformen und Kräften des Lebens geschickt zu bewegen als nur zwischen seiner Gewinn- und Verlustrechnung: die Verantwortung vor der gesamten Gemeinschaft, in die eingeschlossen ist die Rücksicht auf die Verbraucher, die den Preis beeinflusst; die Rücksicht auf die Gesellschaft, die den Lohn beeinflusst und die Rücksicht auf den Stoff selbst, auf die Anlagen, die zum Wohle des Ganzen arbeiten sollen. Das Kapital, auf das bisher in erster Linie Rücksicht genommen werden mußte, rückt demgegenüber durchaus in den Hintergrund, auch wenn es nicht verschwindet; hierin liegt eine entscheidende Stufe in der Überwindung des Kapitalismus, in der deutlich zum Ausdruck kommt, daß unter den Erzeugungsmitteln das Hauptgewicht nicht mehr auf dem Kapital ruht, sondern auf der Arbeit und dem Boden.

Das Ende der Herrschaft des Preises

Der Unternehmergewinn unterliegt an sich denselben Beschränkungen zum Wohle der Gesamtheit wie auch der Kapitalzins. Der Stetigkeit des Zinses

muß auch die Stetigkeit der Preise entsprechen. Und diese ergibt sich auch aus der Tatsache, daß es der Staat übernommen hat, für eine ausgeglichene Wirtschaftstätigkeit Sorge zu tragen, daß er es übernommen hat, lästigen Wettbewerb und lästige Außenseiter fern zu halten, daß er einen gewissen Absatz gewährleistet und daß er sich dafür verbürgt, daß der Unternehmer auch beim Einkauf seiner Roh- und Halbstoffe nicht übervorteilt wird. Diese weitgehende Ausschaltung des Wettbewerbes als Grundsatz des wirtschaftlichen Lebens, im Verein mit der Anlagensteuerung durch den Staat, mit der Politik des billigen Geldes, der Beaufsichtigung des Geld- und Kapitalmarktes hatte auch die Ausschaltung des Preises als bestimmender Wirtschaftskraft, das Ende der Herrschaft des Preises zur Folge. Die sogenannte Preisstop-Verordnung für den 18. Oktober 1936 im Rahmen des Vierjahresplans war also auch das notwendige Ergebnis einer weitergehenden Entwicklung oder der Ausdruck einer bereits vollzogenen Entwicklung. Dieses Ende der Herrschaft des Preises als „Idol aller wirtschaftlichen Betrachtung“, wie es Preiskommissar Wagner selbst ausdrückte, war wie so vieles andere auch schon vortweggenommen oder „vorgedacht“ worden in dem Bereich der Landwirtschaft, wo 1933 die erste Einführung der Festpreise erfolgte und gleichzeitig die Gestaltung des Wirtschaftsgeschehens durch die Gemeinschaft einsetzte. Aber auch im gewerblichen Bereich war diese Umgestaltung weitgehend, mindestens innerlich vorbereitet. Sowohl durch die zunehmende Gemeinschaftsbildung im Großgewerbe selbst, herbeigeführt durch die technische Entwicklung und die steigenden festen Kosten, als auch durch den Zusammenschluß zu größeren Gebilden, weil es einfach der verfeinerte technische Herstellungsprozeß, der größere „Kapitalaufwand“ erforderte, war die Wirtschaft schon weitgehend mit Vereinigungen durchsetzt, deren Hauptzweck die Ausschaltung des Wettbewerbes war, also deren Sinn die Beseitigung der Herrschaft des Preises galt. Nur geschah das bisher meist nur zu Nutz und Frommen der beteiligten Unternehmer, zum Schaden der Gesamtheit. Aber der Grundsatz ganz neuen Wirtschaftsdenkens hatte sich damit bereits durchgesetzt, er hatte sich also aus der Wirtschaft selbst herausgebildet. Und wenn der Staat als höchste Gemeinschaftsform heute diesen Grundsatz nur zum Wohle des Ganzen angewendet wissen will, so kann die Wirtschaft nicht behaupten, der Grundsatz fester Preise sei ihr von oben, durch einen Eingriff des Staates aufgezwungen worden. Die Entwicklung war von selbst schon zu weit gegangen, daß der Staat sie nur noch in gesunde und natürliche Bahnen zu lenken brauchte, niemals aber sie rückgängig machen konnte, ohne das schlimmste Unheil anzurichten. Die Vereine und Verbände, die Kartelle, Syndikate und Konzerne der Wirtschaft, die sich durch den Zwang der Entwicklung (nicht des Staates!) also schon selbst gebildet hatten, werden nun durch das Eingreifen des Staates zu Werkzeugen des Staates, zu Trägern der staatlichen Wirtschaftspolitik; sie werden in diesem Sinne zu natürlichen Gliedern der neuen wirtschaftlichen Ordnung.

Der Grundsatz der Preisstetigkeit bedeutet nicht Preisstarrheit. Die Preise sollen an sich jeweils den Bedürfnissen von allen verschiedenen Seiten angepaßt werden; man will nur jene wilden und willkürlichen Schwankungen ausschalten, die das Wirtschaftsleben bisher ausmachten und es sogar zu einem Spiel ausarten ließen; das Auf und Ab des Tages und des Marktes. Hier greift die geschilderte „aktive Konjunkturpolitik“ des Staates ein, die sich in den verschiedenen Ländern verschieden äußert, und die, wie in den Vereinigten

Staaten auch mit einer bewußten Preishebung arbeiten kann, um den Verbrauch von dieser Seite anzuregen. Immer mehr schält sich wohl überall das Bestreben heraus, durch Beeinflussung der Warenpreise staatliche Wirtschaftspolitik zu machen, statt durch Beeinflussung der Geldpreise, des Zinses. Dieses war die einzige, letzte Zuflucht bewußter staatlicher Wirtschaftspolitik unter dem Liberalismus: die Handhabung der Diskontschraube, aber sie setzte gerade den freien Verkehr von Land zu Land, den Freihandel unerläßlich voraus. Und wenn heute unter möglichst weitgehender Abschließung der staatlichen Wirtschaftsräume die Warenpreise durch den Staat beeinflusst, ja gebildet werden, dann erfordert das eine weitgehende Steuerung des Warenstromes selbst, der gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit. Hier kann man aber in Zwischenlagen geraten, die gefährlich werden können, wenn man noch nicht den Mut zur letzten Folgerichtigkeit aufbringt, wie man es heute den angelsächsischen Ländern vorwerfen kann. Denn man plant dort zwar große öffentliche Anlagen, einen gewaltigen Kapitaleinsatz durch den Staat, an der Spitze die Rüstungen, aber man scheut sich, die übrige wirtschaftliche Tätigkeit zu beaufsichtigen und zu lenken, sondern läßt sie frei und privat weiterlaufen. So kann es geschehen, daß jetzt beides zusammen, staatliche und private Anlagetätigkeit einen großen „Boom“ hervorruft, dem aber ein um so größerer Krach folgt, wenn beide sich gleichzeitig wieder erschöpft haben. Deutschland hat gerade mit dem Vierjahresplan den entscheidenden Sprung über diese Schwelle gemacht, und hier hat der Staat wirklich die ganze Führung an sich gerissen. Denn auch hier schneiden sich die Entwicklungslinien und ergänzen sich die Begriffe: wenn der Staat einmal überhaupt die Führung an sich gerissen hat, so kann er auf die Dauer vor der Wirtschaft nicht *Halten*; und wenn der Staat überhaupt erst einmal in die Wirtschaft eingreift, so kann er auf die Dauer nur dann durchgreifenden Erfolg haben, wenn er insgesamt im Leben des Volkes die Führung an sich gerissen hat, wenn er also kein liberaler, sondern ein totaler, autoritärer Staat geworden ist. Liberaler Staat und autoritäre Wirtschaft, oder autoritärer Staat und liberale Wirtschaft — diese Dinge vertragen sich auf die Dauer nicht miteinander. Hier steht jedes Volk, überhaupt unsere ganze Zeit vor ihrer entscheidenden Frage, und wenn sie auch nur an irgendeiner Stelle, willig oder unbewußt, freudig oder lässig zu einer neuen Entwicklung schon einmal ja gesagt hat — so wird unweigerlich wie von einem Malfstrom alles andere ohne Ausnahme hinterhergezogen werden.

Neue Wirtschaftsordnung — neue Wirtschaftswissenschaft

„Es ist selbstverständlich, daß sich auch im wirtschaftlichen Leben im Laufe der Zeit nicht nur bestimmte Erfahrungsgrundsätze ergeben haben, sondern auch bestimmte zweckmäßige Methoden. *Alle Methoden sind zeitgebunden.* Aus Methoden Dogmen machen wollen, heißt der menschlichen Fähigkeit und Arbeitskraft jene elastische Kraft nehmen, die sie allein in die Lage setzt, *wechselnden Anforderungen mit wechselnden Mitteln entgegenzutreten* und so ihrer Herr zu werden. Der Versuch, aus wirtschaftlichen Methoden ein Dogma zu formulieren, wurde von vielen mit jener gründlichen Emsigkeit, die den deutschen Wissenschaftler nun einmal auszeichnet, betrieben und als Nationalökonomie zum Lehrfach erhoben . . . Es liegt im Wesen dabei aller Dogmatiker, sich aufs schärfste zu

verwahren gegen ein neues Dogma, d. h. eine neue Erkenntnis, die dann als Theorie abgetan wird. Seit 18 Jahren können wir das köstliche Schauspiel erleben, daß unsere wirtschaftlichen Dogmatiker in der Praxis auf fast allen Gebieten des Lebens widerlegt worden sind, allein nichtsdestoweniger die praktischen Überwinder des wirtschaftlichen Zusammenbruches als Vertreter ihnen fremder und daher falscher Theorien ablehnen und verdammen.“ — Diese Worte Adolf Hitlers (30. Januar 1937) kennzeichnen klar die Lage, in der sich nun die gesamten Wirtschaftswissenschaften angesichts der geschilderten Entwicklung befinden. Wie dem Einzelnen die Wucht der Gemeinschaft, dem Unternehmer die Technik und die Weltpolitik, dem Kapital die staatliche Ordnung — so ist der Wirtschaftswissenschaft die tatsächliche Entwicklung über den Kopf gewachsen. Denn da ihr Lehrgebäude auf den Grundlagen der liberalistischen Entwicklung aufgebaut war und mit dem Kapitalismus sich stolz entfaltete, mußte auch jetzt, mit der tatsächlichen Überwindung des Kapitalismus das Lehrgebäude zusammenbrechen.

Neuen Anforderungen treten wir mit neuen Mitteln entgegen. Der Vierjahresplan, seine weltwirtschaftlichen Hintergründe, seine technische Bedeutung und seine wirtschaftlichen Folgen, wie sie hier beleuchtet wurden, haben nur schlaglichtartig den Grundzug der Entwicklung erhellte, den Übergang in ein neues Zeitalter. Im großen Wechselschlag der Geistesgeschichte vollzieht sich wieder eine Umgestaltung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft. So wie der Kapitalismus vor zwei Jahrhunderten den Merkantilismus ablöste, so vollzieht sich heute abermals die Ablösung der Vorherrschaft des Kapitalismus durch eine wirtschaftliche Auffassung, die wieder dem Merkantilismus näher steht, und die man vielleicht als die Anwendung der merkantilistischen Geisteshaltung auf den modernen Staat und die moderne Wirtschaft bezeichnen kann. Damit werden aber alle bisher als unerschütterlich geltenden Dogmen der Nationalökonomie über den Haufen geworfen, und alle als überwunden gehaltene Dogmen des Merkantilismus erscheinen wieder im neuen Gewande.

Das Verhältnis von Staat und Wirtschaft ist ausschlaggebend für diese Umwälzung. Unter den merkantilistischen Grundsätzen hatten die Belange des (damals absoluten) Staates den Vorrang, man sprach deshalb auch von der Staatswissenschaft. Die Nationalökonomie bezeichnete sich demgegenüber als Wirtschaftswissenschaft: hier hatte die Wirtschaft die unbedingte Vormachtstellung auch gegenüber dem Staat. Und da innerhalb der Wirtschaft das Kapital zur ausschlaggebenden Bewegkraft wurde, kann man von der Nationalökonomie sogar als von einer ausgesprochenen kapitalistischen Wissenschaft sprechen. Wenn heute nun wieder der Staat in den Vordergrund rückt, und zwar diesmal der totale Staat, so kann man schon insofern von einer Wiederbelebung des Merkantilismus sprechen. Aber es ist auch zu bedenken, was der Begriff des Staates heute umfaßt, gerade nach der Läuterung durch den Liberalismus als „totaler Staat“: nämlich Volk und Raum dieses Staates; Blut und Boden. Auf die Wirtschaft übertragen: Arbeitskräfte des Volkes und Naturkräfte des Bodens, die beiden ausschlaggebenden Erzeugungskräfte gegenüber dem bisher herrschenden Kapitalbegriff.

Was das Kapital in der vergangenen Zeit durch seine Vorherrschaft lediglich ermöglichte, war eine bestimmte Ordnung des wirtschaftlichen Geschehens. Es

war zwar die kapitalistische Ordnung, die Kampf und Ausbeutung der Volksgenossen untereinander bedeutete, eine Ordnung des Raubes — aber es war schließlich irgendeine Ordnung. Nun aber tritt an die Stelle dieses selbsttätigen und dem tausendfältigen Zufall überlassenen Ausgleichs durch das Kapital die *Ordnung selbst*, die gewollte und geplante Ordnung, die nur durch den Staat vertreten werden kann, also wieder nur durch die beiden einzigen wahren wirtschaftlichen und lebendigen Kräfte eines Landes, das arbeitende Volk und seinen Boden. Indem der Staat also die Wirtschaft „ordnet“ und organisiert, ersetzt er damit den bisher herrschenden Grundsatz von der „Rentabilität“ des Kapitals. Indem er Anlagen plant und Preise bestimmt, also in die Warenseite der Wirtschaft eingreift, statt bisher in die Geldseite, gewinnt er ein unmittelbares Verhältnis zur Wirtschaft, das bisher nur mittelbar war. Und so vollzieht sich die Überwindung des Kapitalismus in allen seinen Erscheinungen nicht aus einer Laune des Augenblicks, nicht auch aus einem wirklichkeitsfremden Gedanken heraus oder um eines vorübergehenden Zieles willen, sondern — gerade die Betrachtung des Vierjahresplanes, mit all seinen Hintergründen, Bedingungen und Folgen hat das gezeigt — nach größeren und ewigen Gesetzen.

Günther Pacyna:

Erhaltung der Latifundien oder Neubildung deutschen Bauerntums?

Für jedes Volk, insbesondere aber für ein Volk wie das deutsche, das in so engem Raume lebt, ist die bestmögliche Ausnutzung seines Bodens eine Lebensfrage, die für seine Zukunftsgestaltung schlechthin entscheidend ist. Die Erzeugungsschlacht zeigt uns die eine Seite dieser Ausnutzungsnotwendigkeit: die landwirtschaftliche Erzeugung so zu gestalten und zu steigern, daß das tägliche Brot unseres Volkes notfalls auch ohne fremde Einfuhr gesichert ist. Das Reichserbhofgesetz lenkt aber unsern Blick auf die zweite lebensgesetzliche Funktion des Bodens, die dieser als Lebensgrundlage des Bauerntums, des unentbehrlichen Blutsquelles des deutschen Volkes, ausübt. Damit aber wird die deutsche Bodenfrage zu einer Frage der besten Grundbesitzverteilung, deren Beantwortung von der Notwendigkeit einer starken Neubildung deutschen Bauerntums diktiert wird.

Um sich den Folgerungen, die sich aus dieser Tatsache ergeben, zu entziehen, versuchen diejenigen, die an einer starren Beibehaltung der bestehenden Grundbesitzverhältnisse interessiert sind, in Hinsicht auf die Doppelfunktion des Bodens im deutschen Volksleben einen Aufgabenwiderstreit der Agrarpolitik zu erklügeln und die ernährungswirtschaftliche Aufgabe der Bodenausnutzung gegen die lebensgesetzliche Funktion des Bodens als Lebensgrundlage des Bauerntums auszuspielen. Gleichzeitig ist man bemüht, nachzuweisen, daß

der Großgrundbesitz in seiner ungesundesten Form, der des Latifundienbesitzes, in Deutschland überhaupt nicht vorhanden sei.

Kennzeichnend für dieses Bemühen ist ein Artikel „Latifundien, Fideikommiss, Großgrundbesitz“ von Rechtsanwält Dr. Voller in der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ (Heft 4, April 1937). Der Verfasser macht sich seinen „Nachweis“ sehr einfach. Er zimmert sich ein Bild des antiken Italiens zurecht, so wie es ihm in seine Beweisführung paßt, und fragt mit sanftem Augurenlächeln: „Gibt es so etwas in Deutschland?“, und da die italienischen Verhältnisse, bedingt durch die besondere Natur Italiens, den deutschen nicht entsprechen können, folgert er mit Entschiedenheit: „Also gibt es in Deutschland auch keine Latifundien!“

Diese Art von „Logik“ hat schon früher für den gesunden Sinn des deutschen Bauern „Juristerei und Sophisterei“ in verdächtige Nachbarschaft gerückt. Die Frage, ob es Latifundien in Deutschland gibt, kann nicht durch einen schematischen Vergleich mit anderen Ländern beantwortet werden, sondern nur auf Grund der besonderen Lebensbedingungen des deutschen Volkes. Für das deutsche Volk aber ist jeder Großgrundbesitz, der den deutschen Blutsquell, das Bauerntum, lähmend einengt und es an der natürlichen Entfaltung seiner Lebenskraft hindert, Latifundienbesitz. Das gilt insbesondere von jenem Großgrundbesitz, der sich auf den Ädern gelegter Bauernhöfe, ja ganzer Bauerndörfer gründet. Der Begriff der Latifundien kann also nicht schematisch mit einer bestimmten Besitzgröße gleichgesetzt werden.

Das fühlt auch der Verfasser des erwähnten Artikels selbst, und so verbindet er mit dem Begriff der Latifundien die Eigenschaft der extensiven Wirtschaftsweise. Wiederum aber unterläßt er es wohlweislich, auf die besonderen deutschen Verhältnisse einzugehen. Für Deutschland mit seiner hohen Ackerkultur, die eine unerläßliche Voraussetzung der deutschen Lebenshaltung ist, ist schon eine Wirtschaftsweise als extensiv anzusprechen, die in anderen Ländern mit anderen Raumbedingungen und Lebensverhältnissen als verhältnismäßig intensiv bezeichnet werden könnte.

Über die Schwierigkeit dieser Tatsache hilft sich der Verfasser dadurch hinweg, daß er zunächst einmal den gesamten Großgrundbesitz in Bausch und Bogen behandelt und auf diese Weise sich das ihm unbequeme Eingehen auf den Wirtschaftsstand des deutschen Latifundienbesitzes erspart. Vor allem aber unterstellt er es als eine unumstrittene Selbstverständlichkeit, daß der Großgrundbesitz, was die landwirtschaftliche Erzeugungsleistung anbetrifft, dem Bauernbetrieb erheblich überlegen sei. Gerade diese Behauptung aber ist eine Legende, die ihre Entstehung einer systematischen Verfälschung der Wirklichkeit durch die Anwälte einer kleinen Interessentenschicht verdankt und die eigentlich zur Genüge widerlegt sein sollte.

Die große Mehrzahl des deutschen Bauerntums sitzt im Vergleich zu dem Großgrundbesitz auf den schlechteren Böden. Das gilt einmal von den zahlreichen deutschen Bergbauern, die unter Bedingungen wirtschaften müssen, unter denen Großgrundbesitz überhaupt nicht existenzfähig wäre. Das gilt ferner, von wenigen Teilgebieten abgesehen, von den ostdeutschen Bauern, die in der Zeit der Hörigkeit von ihren Guts herrschaften systematisch auf die schlechtesten Böden umgesiedelt worden sind. Hinzu kommt, daß in den Bauern-



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Trohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Trohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Trohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Frohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Frohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Frohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Trohnau



Nach einem Original von Wolfgang Willrich, Berlin-Frohnau



Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



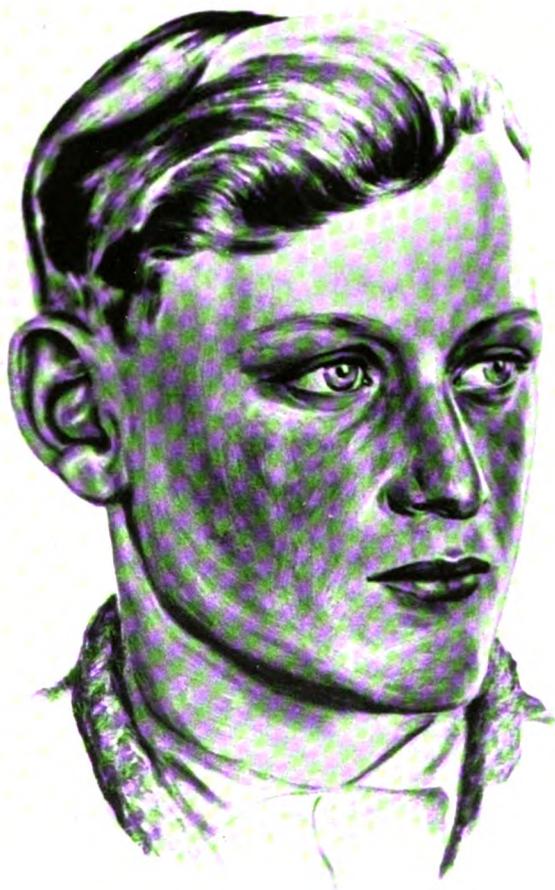
Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



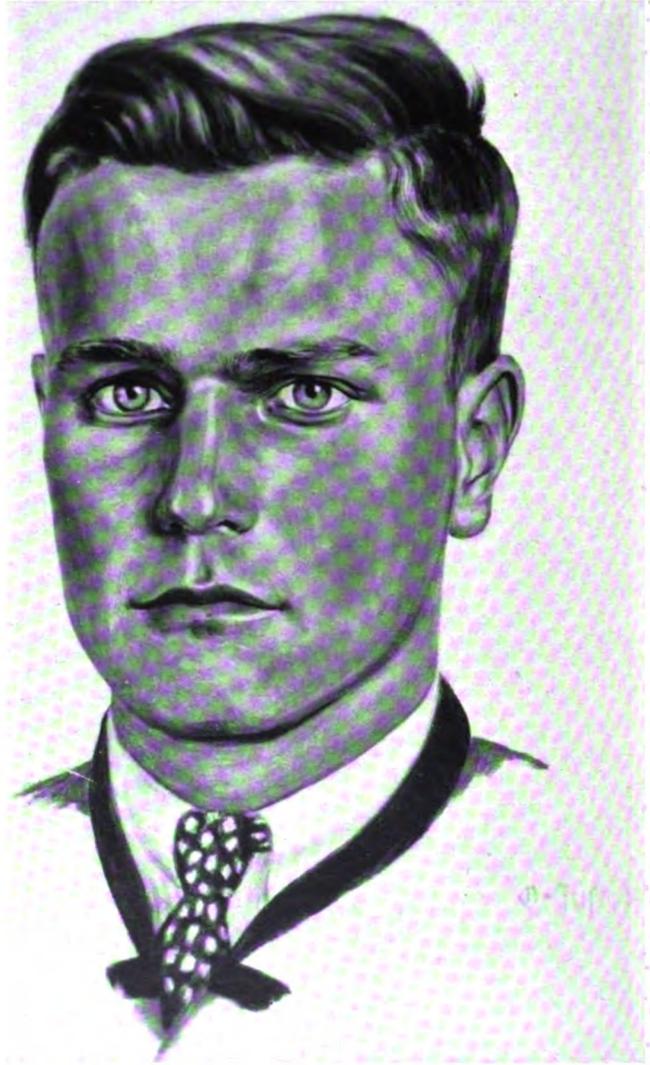
Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



Nach einem Original von Oscar Reust, Berlin-Charlottenburg



Nach einem Original von Oskar Just, Berlin-Charlottenburg



Nach einem Original von Eskar Just, Berlin-Charlottenburg

betrieben der Eigenbedarf wegen der größeren Menschenzahl, die auf ihm leben und arbeiten, wesentlich höher ist als in den Großbetrieben. Trotzdem ist die Marktleistung der bäuerlichen Betriebe für die Versorgung der Städte wesentlich höher als die der Großbetriebe.

Es ist also durchaus nicht „fraglich“, wie Dr. Vollert meint, „ob wir auf die Dauer, vom Standpunkt der Ernährung unseres Volkes gesehen, die ins Werk gesetzte Bauernsiedlung so fortführen können, wie es zur Zeit der Fall ist.“ Nach ostpreussischen Untersuchungen betrug die Marktleistung angeflodelter Neubauern im Vergleich zu der Marktleistung der aufgefloderten Gutsbetriebe bei Rindvieh und Schafen 130 vH., bei Schweinen 185 vH., bei Milch und Butter 163 vH. und bei Getreide immer noch 109 vH. Nur bei Kartoffeln lag die Marktleistung der Bauernsiedler unter der der aufgefloderten Gutsbetriebe, was sich ohne weiteres aus der fast verdoppelten Schweineaufzucht erklärt. Diese Verlagerung ist aber durchaus nützlich angesichts der Tatsache, daß gerade die Großbetriebe des Ostens einen wesentlichen Anteil ihrer Kartoffelerzeugung nicht anders zu verwerten wissen als ihn zu verspritzen. Auch unsere ernährungswirtschaftliche Lage weist also auf eine verstärkte Neubildung deutschen Bauerntums hin.

Es ist demnach ein vergeblicher Versuch, wenn es Dr. Vollert unternimmt, die Aufgaben, die die Erzeugungsschlacht stellt, dazu auszunutzen, um eine Sicherung der Latifundien, die trotz seiner Leugnung in Deutschland noch bestehen, durch Wiederherstellung der Fideikomnisse zu fordern. Die Möglichkeit, besondere Verdienste des Großgrundbesitzes um das Wohl des deutschen Volkes zu belohnen aber bietet § 5 des Reichserbhofgesetzes zur Genüge. Zudem aber übersteht Dr. Vollert völlig, daß es nicht Sinn des Reichserbhofgesetzes ist, die Erhaltung des Bodenbesitzes an sich zu schließen. Aufgabe des Reichserbhofgesetzes ist es vielmehr, den Boden als Lebensgrundlage gesunder und starker Bauernsippen und damit die stete Erneuerung des deutschen Volkes aus den Kräften von Blut und Boden zu sichern. Diesem völkischen Lebensgesetze dient das Reichserbhofgesetz und keinem anderen Swede.

Daß über dieser Aufgabe die zweite große Aufgabe der Nahrungsversorgung des deutschen Volkes auch im Reichserbhofgesetze nicht vernachlässigt wird, beweist die starke Bindung an die Pflicht zu bestmöglicher Leistung, die gerade das Reichserbhofgesetz dem Bauerntum auferlegt. Es würde aber eine Verschiebung des Schwergewichtes des Reichserbhofgesetzes bedeuten, wenn man, wie Dr. Vollert es tut, die Sicherung dieser Pflichterfüllung zum Hauptzweck des Reichserbhofgesetzes erklärte. Diese Aufgabe wäre auch ohne das Reichserbhofgesetz lösbar. Unlösbar ohne das Reichserbhofgesetz aber ist die Sicherung des bäuerlichen Blutsquells des deutschen Volkes. Es ist kennzeichnend, daß es Dr. Vollert vorzieht, auf diese Tatsache in seinem Aufsatz nicht einzugehen. Sie aber ist es, die die entscheidende Antwort auf die Frage: Erhaltung der Latifundien oder Neubildung deutschen Bauerntums? ein für allemal gibt.

Bruno K. Schulz:

Nordisches Blut im süddeutschen Bauerntum

Wenn man in Süddeutschland auf Rassefragen zu sprechen kommt und auf die Bedeutung und Wichtigkeit der Nordischen Rasse eingeht, begegnet man oft dem Mißverständnis, daß angenommen wird, es handle sich bei der Betonung der Nordischen Rasse um eine eigentlich nur norddeutsche Angelegenheit, bei der Süddeutschland stiefmütterlich behandelt wird und schlecht abschneidet. Dieses Mißverständnis ist begreiflich aus der zweifellos bestehenden Zweideutigkeit der Bezeichnung „Nordisch“, die in einem Zeitpunkt geprägt wurde, in dem man sich der propagandistischen Bedeutung solcher Namensgebungen noch nicht genügend bewußt war. Rein geographisch betrachtet, ist die Bezeichnung „Nordische Rasse“ keineswegs vollzutreffend, denn dann müßte ja diese Rasse in Wahrheit in polaren Gebieten wohnen und entstanden sein, während ihr Ursprungsgebiet in Wirklichkeit Mitteleuropa, vor allem die Küstengebiete der Nord- und Ostsee sind, wie sich aus den immer weiter und gründlicher vordringenden Forschungen der neueren Zeit ergibt. Wir haben es hier nun mit einem einmal festliegenden Namen zu tun, für den es dann gleichgültig ist, ob das Ursprungsgebiet dieser Rasse einige Grade weiter nördlich oder weiter südlich gelegen hat und für den es natürlich ebenso belanglos ist, ob die heutige Verbreitung ihrer Vertreter mehr im Süden, Osten oder Westen liegt. Die Bezeichnungen nach den Weltrichtungen sind ja überhaupt immer etwas Relatives. Wir müssen uns klar sein, daß für den Südländer, z. B. den Italiener oder Südfranzosen, alle Menschen jenseits der Alpen bereits als Nordländer gelten. Die Bezeichnung „Nordische Rasse“ ist zum erstenmal durch den Wiener Urgeschichts- und Rassenforscher Karl Penka aufgestellt worden, hat aber ihre wissenschaftliche Festlegung erst durch S. Deniker erhalten, der als stark französisch beeinflusster Russe das Hauptverbreitungsgebiet dieser Rasse als im Norden liegend empfunden hat.

Bei rassenkundlichen Überlegungen wird auch heute noch oft der Grundfehler begangen, daß man sich damit begnügt, die einzelnen Rassen nach Namen aufzuzählen und ihre kennzeichnenden Merkmale zu beschreiben, daß man sich aber über die Stärke der verschiedenen Blutsanteile in einem Volke zu wenig Gedanken macht und die ganze Rassengeschichte mehr oder weniger stark in den Hintergrund rückt.

Es ist das der Standpunkt des Schmetterlingsjammers, der stolz darauf ist, möglichst viele und seltene Arten beim Namen nennen zu können und in seiner Sammlung zu vereinigen, der aber für die am häufigsten vorkommenden Formen seines Heimatgebietes und ihre Lebensweise kein Interesse hat, weil diese ja für ihn gewöhnlich sind und dies über das Kartothekdenken hinausgeht.

Keine Rassen, wie sie die systematische Rassenkunde beschreibt, gibt es heute fast an keinem Punkte in Europa mehr. Die Rassen haben sich vielmehr

überschichtet und überkreuzt und sind in den verschiedenen europäischen Völkern in verschiedener Stärke vertreten und dadurch auch biologisch wirksam.

Wenn der Begriff „Volk“ noch oft nur als ein geschichtlicher angesehen wird, so ist das ein schwerer Irrtum. Volk ist etwas Lebendiges und daher vom Blut, von der Rasse nicht zu trennen. Es sind daher auch die Gesetze des Blutes, nämlich Vererbung und Auslese von Geschlechterfolge zu Geschlechterfolge in jedem Volke wirksam.

Ein Volk ist, wenn es wirklich über Jahrtausende hindurch Bestand hat, nicht nur eine Schicksalsgemeinschaft, sondern es ist vor allem auch eine Blutsgemeinschaft. Wenn wir uns die verschiedenen Völker, die im Laufe der Geschichte eine namhafte Rolle gespielt haben und noch spielen, unter diesem Gesichtspunkte betrachten, dann können wir fast in jedem Falle feststellen, daß e i n e b e s t i m m t e Rasse innerhalb dieses Volkes den Hauptanteil hat und sowohl für sein äußeres Erscheinungsbild, „den Volkstypus“, wie auch für seine gesamte Wesensart den Hauptausschlag gibt. Wir bezeichnen diese Klasse zweckmäßig als die Grundrasse des betreffenden Volkes. Ihre besonderen Fähigkeiten wie auch ihre besonderen Fehler werden mehr oder weniger stark in jedem einzelnen Volksgenossen vertreten sein. Von dem gleichbleibenden überragenden Anteil des rassischen Erbgutes dieser Rasse in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Geschlechterfolgen hängt es ab, ob die Wesensart und der Grundtypus in leiblicher und geistiger Beziehung des betreffenden Volkes erhalten bleibt oder nicht. Neben dieser Hauptrasse und Grundrasse finden wir dann noch gewisse Einschläge, die teils stärker teils schwächer sind und die sich teils auf weitzurückliegende, teils auf jüngere Zeit zurückführen lassen. Diese Einschläge haben aber den Grundtypus nur örtlich etwas abwandeln, ihn aber bei gesunder Volksentwicklung nie vollkommen verdrängen können. So finden wir z. B. beim italienischen Volke die Mitteländische oder Westische Rasse als Grundrasse, wenn einem auch da und dort ein etwas mehr Dinarischer und mehr Nordischer Italiener begegnen kann. In unserem deutschen Volke bildet, so wie bei den skandinavischen Völkern und den Angelsachsen, die Nordische Rasse die Grundrasse. Sie hat das deutsche Antlitz, den deutschen Charakter und insgesamt das deutsche Wesen, die deutsche Kultur und deutsche Geschichte geprägt und wird als solche auch immer wieder von Ausländern — vor allem von Ausländern mit anderer Grundrasse — empfunden. Die Einschlagrassen mögen da und dort bewirkt haben, daß die Wesensart der Menschen eines bestimmten Gebietes etwas abgeändert sind, was in der Siedlungsart, im Gemeinschaftsleben, in kulturellen Dingen eine gewisse Abweichung bewirken kann. Im Grundcharakter ist aber trotzdem keine Änderung vor sich gegangen. Bei der Weiträumigkeit des deutschen Volksgebietes, der Verschiedenartigkeit der Bodengestaltung und Bodenbewirtschaftung und der durch die Stammes- und Kleinstaatengrenzen bewirkten Sonderentwicklung einzelner Teile, darf es uns nicht wundern, wenn z. B. im Hausbau oder im Brauchtum gewisse Sonderformen entwickelt worden sind. Diese brauchen keineswegs auf fremdrassige Einflüsse hinzudeuten, sondern sie sind Spielformen, die alle auf die ursprüngliche Grundform zurückgeführt werden können. Ein vorzügliches Beispiel hierfür ist unser deutsches Bauernhaus, das, wie es heute dasteht, ungemein vielgestaltig und den besonderen Umweltverhältnissen angepaßt ist, sich aber doch auf das altgermanische Haus ohne Schwierigkeit zurückführen läßt.

Die Bedeutung der Einschlagrassen und ihr Blutsanteil wird in den Fällen stark überschätzt, wo die betreffende Einschlagrasse durch eine Reihe besonders auffälliger und im Erbgang überdeckender körperlicher Merkmale gekennzeichnet ist. Das trifft in ganz vorbildlicher Weise für die Dinarische Rasse zu. Die typischen Eigenschaften des Dinariers, wie dunkelbraune Haare und braune Augen, steilabfallendes Hinterhaupt, beträchtliche Höhenentwicklung des Schädels, fleischige, stark vorspringende Nase, schweres Kinn usw. sind allem Anscheine nach durchgehend überdeckend. Das hat naheliegender Weise zur Folge, daß in einer Mischbevölkerung mit Dinarischem Einschlage die Dinarischen Merkmale im Erscheinungsbilde der Bevölkerung besonders stark hervortreten werden, während sie dem Erbbild nach keineswegs so stark vorhanden sind. Dabei muß man auch beachten, daß der Laie schon auf Grund von 2 oder 3 Merkmalen eine Rassenbestimmung zu treffen bereit ist und also einen beispielsweise braunhaarigen blauäugigen Mann mit gerader Nase und gutentwickeltem Kinn, der aber einen hochgewölbten kurzen Schädel mit abfallendem Hinterhaupte hat, bereits als Dinarier ansieht. Er vergißt dabei, daß der Dinarier erst durch eine ganz große Zahl weiterer teils gröberer und teils feinerer Merkmale gekennzeichnet ist.

Wenn wir die Rassengeschichte des deutschen Volkes erforschen und hier vor allem Süddeutschland unter die Lupe nehmen, dann kommen wir zu der Feststellung, daß es Zeiten gegeben hat, wie zum Beispiel die zwischen 300 und 700 unserer Zeitrechnung, da Süddeutschland seinem Rassentypus nach genau so ausgesprochen Verbreitungsgebiet der Nordischen Rasse gewesen ist wie heute etwa irgendeine Landschaft im südlichen oder mittleren Schweden. Die Schädelkunde aus den sogenannten Reihengräbern, die aus jener Zeit stammen, zeigen einen auffallend einheitlichen, langschädlichen, schmalgesichtigen und meist hochwüchsigem Typus, der als kennzeichnend nordrassisch angesprochen werden kann. Der wissenschaftlichen Forschung ist dieser Typus schon vor mehr als 60 Jahren aufgefallen und als sogenannter Reihengräbertypus, der vor allem in Baden, Württemberg und Altbayern, aber auch weiter nördlich seine Verbreitung hat, in das wissenschaftliche Schrifttum eingegangen. Daß wir es hier mit den Vorfahren unserer heutigen süddeutschen Bevölkerung zu tun haben und daß dies die germanischen Bajuwaren und Sweben waren, braucht wohl nicht noch besonders gesagt zu werden.

Die rassenkundliche Forschung in der Zeit vor dem Kriege war dadurch in eine gewisse Sackgasse geraten, daß dem Verhältnis von Länge zu Breite des Schädels, dem sogenannten Längen-Breiten-Index, eine zu große Bedeutung für die Rassenbestimmung eingeräumt worden war. Diese Verhältniszahl als solche gab wohl eine gewisse Vorstellung von der Schädelform, dagegen aber nicht von den absoluten Maßen, die wie die weitere eingehende Forschung ergeben hat, auf getrennter erblicher Grundlage beruhen. In Süddeutschland ist nun tatsächlich im Verlaufe der letzten 1000 Jahre ein eigentümlicher Wandel bezüglich des Längen-Breiten-Verhältnisses des Schädels festzustellen. Während wir in der Völkerwanderungszeit und bis zum Jahre 1000 sehr schmale und verhältnismäßig lange Schädel antreffen, nimmt in der Folgezeit bis heute die Breite des Schädels immer mehr zu. Man hat aus diesem einzigen Merkmal allein voreilig auf einen Rassentwandel geschlossen und dadurch in Süddeutschland die irrige Meinung verbreitet, es sei hier eine andere Grundrasse an die Stelle der Nordischen getreten. Wenn wir

aber das gesamte Rassenbild Süddeutschlands einer eingehenden Prüfung unterziehen, so gelangen wir zu ganz andersartigen Ergebnissen. Wir finden in Süddeutschland, in Bayern und Württemberg, aber auch in Osterreich und in der Schweiz die Tatsache bestätigt, daß auch hier aufs Ganze betrachtet die Häufigkeit Nordischer Rassenmerkmale unter der Bevölkerung recht beträchtlich ist. Wenn wir noch weiter gehen und auf die Erbanlagen Schlüsse zu ziehen versuchen, so kommen wir zu einer noch weitgehenderen Bestätigung dieser Feststellung. Es gibt in Altbayern Gebiete, die z. B. hinsichtlich der Haut-, Haar- und Augenfarbe irgendwelchen Gebieten Nordwestdeutschlands wenig nachgeben. Dasselbe stellen wir fest, wenn wir die Hochwüchsigkeit oder die Häufigkeit schmaler Gesichtsförmungen, schmaler, gradrückiger Nasen und sonstiger Merkmale betrachten, die gerade für die Nordische Rasse kennzeichnend sind. Um ein statistisch sicheres Beispiel zu bringen, möchte ich anführen, daß wir im südlichen Allgäu mehr als 70 vH. blau- bis blaugrün-äugiger Männer antreffen, in der Gegend um Rosenheim am Inn 68 vH., in bestimmten Gebieten Tirols über 70 vH., in Mittelfranken 67 vH., wogegen die Zahl in Norwegen von 88 vH. keinen nennenswerten Unterschied darstellt. Auch bezüglich der Haarfarbe finden wir einen recht erheblichen Anteil blonder Menschen, so im südlichen Allgäu bei den Männern rund 36 vH., in der Gegend um Rosenheim sogar 61 vH.; die Bauern aus dem Elb-Weser-Mündungsgebiet mit 67 vH. oder die Süder-Dithmarscher Bauern mit 65 vH. Blondhaarigen heben sich demgegenüber nicht wesentlich ab. Dies häufige Vorkommen heller Augenfarbe und hell bis dunkelblonder Haarfarbe kann nur auf einen sehr starken Anteil Nordischer Rasse in der betreffenden Bevölkerung hinweisen, denn die einzige Rasse, die noch durch ähnliche Färbung ausgezeichnet ist, nämlich die Ostbaltische, kommt aus einer Reihe anderer Gründe nicht in Betracht.

Für die Rassenkunde gilt aber genau so wie für die Länderkunde der Grundsatz, daß man in sie am besten durch unmittelbares Kennenlernen und Beobachten eindringt und sich nicht allein auf Statistiken und Zahlen verlassen darf. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, Süddeutschland zu durchwandern und dabei die Eigenart der Bewohner der einzelnen Landschaften kennenzulernen, der wird mit mir unumwunden darin übereinstimmen, daß es erstaunlich ist, wieviele sogar rein Nordische Typen wir hier antreffen können. Der in dem bayerischen Städtchen Föls alljährlich im November stattfindenden Leonhardsritt ist mir in dieser Beziehung zu einem unvergeßlichen Erlebnis geworden. Die Bauern der umliegenden Täler kommen da mit ihren Gespannen zur Leonhards-Kapelle, um ihre Pferde weihen zu lassen. Die geschmückten Wagen sind besetzt von jungen Burschen und Mädchen in der Tracht ihres Tales und ich konnte dabei mit Erstaunen feststellen, wie zwischen der Fahrgesellschaft der einzelnen Wagen deutlich erkennbare Rassenunterschiede zu beobachten waren und wie sich die Besatzung einzelner Wagen durch ihre ausgesprochen Nordrassischen Züge, besonders ihre hellen Augen, blonden Haare und hohen kräftigen Wuchs auszeichneten.

Die diesem Hefte beigegebenen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen der Maler Oskar Just und Wolfgang Willrich bestätigen diese Feststellung in schlagendster Weise. Viele dieser Köpfe könnten, wenn sie in anderer Tracht wären, ebensogut nach Schleswig-Holstein, in die Lüneburger Heide oder sogar nach Nordfriesland versetzt werden. Es ist selbstverständlich naheliegend, daß sich im Laufe der Zeit auch ohne fremde Blutseinschläge in

gewissen Tälern und Landschaftsabschnitten, infolge stärkeren Zusammenheiratens innerhalb dieses Gebietes Gauschläge entwickelt haben, die dann für den genauen Kenner als für dieses Gebiet besonders typisch empfunden werden. So werden wir vielleicht von einem südballgäuer Gautypus oder einem Niesbacher Gautypus oder einem Gauschlag im fränkischen Ries sprechen können.

Dieser Gautypus hat nun aber ganz und gar nichts zu tun mit den von Fremdenführern und Stodnageltouristen als Typen des Bauern, Holzknechts oder Sennen bezeichneten Menschen. Es handelt sich bei jenen vielmehr in Wahrheit meist um die ausgefallensten, häßlichsten und am meisten von der Norm abweichenden Erscheinungen. Die Neigung vieler Fremden, solche Typen mit ihrer Kamera festzuhalten und dann etwa gar noch in der Zeitung zu veröffentlichen, hat den gesunden Bauern in allen deutschen Gauen mit berechtigtem Mißtrauen gegen die Kamerafrisen erfüllt und hat ihn aber leider auch oft in seinem Rassegefühl unsicher gemacht, das an und für sich schon durch die vielen, in der Stadt erzeugten Ritschbilder, wie sie auf dem Lande draußen angeboten werden, dauernd zu leiden hat. Aus diesem Grunde ist es doppelt wichtig, daß dem deutschen Bauern in jedem Gau die guten und besten Vorbilder, seien sie nun von Künstlerhand gefertigt, wie es hier durch Wolf Willrich und Oskar Just geschehen ist, oder durch gute Lichtbilder gezeigt werden und er mit der Zeit auch dazu kommt, mit solchen Darstellungen seine Wohnräume auszustatten.

Der Einwand, den man gelegentlich zu hören bekommt, der Rassengedanke sei dazu angetan, die Volksgemeinschaft zu zerstören, ist zweifellos von unseren weltanschaulichen Gegnern herausgetragen worden und hat nur dann eine Berechtigung, wenn der Rassengedanke von Menschen ausgelegt und vertreten wird, die ihn selbst nicht vollkommen erfaßt und verdaut haben oder die infolge eigener Fremdarrigkeit ihn zu erfassen überhaupt nicht imstande sind. Der Rassengedanke ist im Gegenteil eine der festesten Stützen unseres Volkstums. Er lehrt uns die lebensgeschlichen und geschichtlichen Vorgänge in unserem Volke erkennen und deuten, er bewirkt dadurch, daß wir uns der Blutsverbundenheit mit unseren Ahnen über viele Geschlechterfolgen hinaus und damit gleichzeitig über die Blutsverbundenheit mit unseren Volksgenossen klar werden.

Für alle Stämme des deutschen Volkes steht die Herleitung aus dem Germanentum außer Zweifel. Ebenso steht es fest, daß die Germanen doch nahezu rein der Nordischen Rasse angehören. Wenn auch da und dort im Laufe der Geschichte Splinter anderer europäischer Rassen in den germanisch-deutschen Volkskörper aufgenommen worden sind, so sind diese Einschläge von Geschlechterfolge zu Geschlechterfolge immer mehr in den nordisch bestimmten Volkskörper eingeschmolzen worden und waren derselben Auslese und Ausmerze unterworfen, wie sie für den ganzen Volkskörper Geltung hatte, was verständlicherweise zu einer noch stärkeren Angleichung führen mußte.

Gerade die Tatsache, daß im Süden des Reiches die nationalsozialistische Bewegung ihren Anfang genommen hat und München die Hauptstadt der Bewegung wurde, gibt zu denken und läßt erkennen, daß hier die für unser gesamtes Volkstum wichtigen Erbanlagen ebenso gut und in eben solchem Maße vorhanden sind, wie in irgendeinem anderen Teile unseres Vaterlandes, und das wäre nicht möglich, wenn nicht die rassischen Voraussetzungen dafür gegeben wären.

Friedrich Rauers:

Von Hänseln, Hansen und Verhansen, auch Sippenrecht und Bauernbrauch

(Teil II')

Vom Sinn der Hänselbräuche und von der in ihnen aufbewahrten Geschichte der deutschen Volksgliederung und Arbeitsverfassung, insbesondere auch von Sippenrecht und -Brauchtum und Bauernbräuchen

Was war der Sinn des Hänselns?

Recht und Friede sind an Gemeinschaften gebunden. Jeder Ungenosse war ursprünglich ein Fremder, fast ein Feind, ehe man nicht sicher war, daß er in friedlicher Absicht kam. Solange diese Absicht nicht feststand, konnte man ihn nicht anders denn als einen, der nicht im Frieden war, vor dem man also den eigenen Frieden beschützen mußte, behandeln. Die ihren Frieden mit eigener Gewalt behaupteten, womit alles Recht als „erworbenes“, „habendes“ Recht anfängt, und Frieden und Recht unter sich gesetzt hatten, banden ihn, bis er Beweise gab, daß er ihre Gewalt und ihren Frieden anerkannte. Sie schlugen den Fremden auch, womit er auch ihre Gewalt anerkannte, wenn er es sich gefallen ließ, schlugen ihn auch tot, wenn er zu Verdacht Anlaß gab, sich heimlich einschlich, was unehrenhaft war, oder feindlich auftrat. Darum ist das Elend, das ursprünglich nur die Fremde und das Ausland bedeutete, zu seiner heutigen Bedeutung gekommen. Es war nicht schön in der friedlosen Fremde.

Die Zustände haben sich nur allmählich gemildert. Aber was man ursprünglich im Ernst den Fremden tat, was Einigung und Friede vorausgegangen war, das hat man noch ein langes Zeitalter hindurch symbolisch vor Zeugen wiederholt. Das war die alte Form der Beurkundung, um sowohl das eigene Recht zu wahren, das der Fremde nach wie vor anerkannte, indem er Gewalt über sich ergehen ließ, als auch dem Fremden die Gelegenheit zu geben, mit Zeugen zu beweisen, daß er als Gast angenommen oder als Genosse aufgenommen oder anerkannt sei. Auch als sich längst aus vielen einzeln abgeschlossenen Vergleichen um Frieden die allgemeine Rechtsüberzeugung gebildet hatte, daß dem friedlich kommenden Fremden das Gastrecht gebühre, Volks- und Königsfrieden daraus und aus der völkischen und religiösen Gemeinschaft herausgewachsen waren, hat sich die alte Symbolik erhalten. Sie erhielt sich sogar nicht nur in dem Verhältnis vom Fremd zu Fremd, sondern auch von Genosse und Ungenosse in den späteren verwachsenen Formen von Zünften und allen geforenen Gemeinschaften, die sich namentlich mit der Berufsscheidung anstatt und neben den alten geborenen Gemeinschaften ausbreiteten.

¹⁾ Es wird auf den I. Teil dieses Aufsatzes in der Aprilfolge verwiesen.

Die Schriftleitung

Aber alle diese neuen Gemeinschaften haben, wie einst die alten geborenen Gemeinschaften, die sich in diesen Bräuchen nicht nur mit Volks-, sondern auch Orts- und Stammfremden auseinandersetzen, mit den alten Hänfel- und Hansebräuchen, die Zulassung und Aufnahme in ihr Belieben stellten, zugleich bis in die neueste Zeit die volksfremden Elemente herausgehalten. Das Reich war lose, aber der Bloß des Deutschtums doch fest, das jeder einzelne Verband aufrecht erhielt, am längsten das Handwerk. Noch 1826 konnte das Handwerk in Peterwardein in Ungarn auf seine Gesellenfundschaften unter das Stadtwappen drucken lassen: „Fremdling, unter diesem Schilde, wohnen Deutsche, keine Wilde.“ Abbildung in meinem „Hänfelbuche“ Essener Verlagsanstalt Essen, 1936, S. 111.

Die schriftliche Beurkundung tritt anfangs nur als Gedächtnisstütze neben den alten Rechtsbräuchen auf. Die eigentliche rechtliche Verpflichtung lag weiter im Brauchtum und den damit verbundenen „Vorsagen“, die deshalb auch, als sie schriftlich festgelegt wurden, noch immer „vorgelesen“ werden mußten. In dieser Form sind dann „Hänfelbücher“, „Taufzeugnisse“ oder „Patentbriefe“ neben die alten Auf- und Annahmehandlungen getreten, erst ganz zuletzt haben sie sie ersetzt. Dann wird man nur noch in ein Buch eingetragen und erhält ein Schriftstück.

Es ist ein langer Weg bis dahin gewesen. Und inzwischen wandelte sich die Symbolik, die nur aus den Umständen zu verstehen war, die längst vergessen waren, in Kinderspiel mit den sonderbaren Kleidern der Alten. Halb hat man noch das Gefühl, daß ohne diese Bräuche eine Rechtsbehandlung unvollständig wäre.

Immer zerfällt das Hänfeln aus seiner Entstehung heraus in z w e i Abteilungen, die die alte Entwicklung spiegeln.

Es f ä n g t mit Gewaltanwendung gegen den Ungenossen und Fremden an. Er wird ergriffen und gebunden, ob ihn nun die Fuhrleute in Nürnberg mit einer hölzernen Zange einfangen und festhalten, oder die Kaufleute in St. Goar in's Halseisen an dem alten Rheinfranken schließen. Er wird in Sack gesteckt oder in einem Nadelöhr abgefäßt und geprügelt, muß auch durch Bänke oder durchs Rad kriechen²⁾, ebenfalls mit Prügeln, oder wird mehrmals an der Schwelle zurückgejagt als einer, den man nicht haben will.

²⁾ Das „Durchs-Rad-Kriechen“, wie es bei dem Leipziger Fuhrmannshänfeln oder Rärner-Willkomm üblich war, auch in Nürnberg aufkam, als der durchlöcherete Stein vor Nürnberg besetzt war, findet sich auch ohne die Prügel als Heilzauber. Wer von Krankheiten verschont bleiben will, kriecht bei Jahresbeginn durch ein morsches Rad, in das er die Krankheiten wünscht: „Schwund, hebe dich aus dem Gebirn, fleuch' in die morschen Speichen hinein!“ (Volks Glaube um die Jahreswende — Ring-Zusätze 1. Januar 1937). In Bremen wünschte man sie in einen Eichbaum, den man umarmte: „Eichenboom, id bringe di / Riten Gicht, splieten Gicht, / Allen Gicht, so villen Gicht, / Gott gewa, dat et bi di bestitt, / Un bi mi vergeit.“ Anton Rippenberg, Geschichten aus einer alten Hansestadt, Inselverlag Leipzig 1936, S. 182). Möglicherweise steckt in dem Kriechen durchs Rad Verwandtschaft mit dem Springen durchs Feuer bei den großen Kultfesten. Auch „gezwieselte“ Bäume (A) dienen sowohl dem Heilzauber (bei Bruchleiden, Mitteil. von Dr. med. Drexler in Gotha) als dem Hänfeln (Nadelöhr bei Friedewald a.a.O.) und werden auch Roebelöhre genannt, wie übrigens auch die Nebentüren der pfälzischen Hofstroe (Genssen-Brede, Volk am ewigen Strom, 1935, I, S. 83, 104, 111), wie ich neuerdings fand. Von Dr. med. Drexler erfahre ich auch, daß in Spedwinkeln (an der Frankfurt—Leipziger Seileitsstraße „durch die langen Ecken“, siehe meine Karte der alten Handelsstraßen, Gotha bei Justus Perthes 1907) im Kreise Marburg, in Marburg und bei Rengshausen im Kreise Ziegenhain „Nadelöhre“ überliefert sind. Das Nadelöhr auf dem Seulingswald dient jetzt dem Thüringerwald-Verein für den Ritterschlag seiner „Renner“.

Auch Kielgeholt hat man die Fremden und Ungenossen, in die See, nachmals in ein Wasserbeden an Bord, in einen Grenzfluß getaucht, als ob man sie erkaufen wolle, in die Schwemme gefahren, oder auch nur mit einer Pils oder einem Kübel Wasser übergossen. Daraus hat man dann die Beziehungen zur christlichen Taufe hergestellt.

Ganz abgemildert sind Gefangenschaft und Gewaltanwendung bei einem „Willkomm“, an den man mit einer Kette angeschlossen wird oder aus dem man sich beschüttet, wenn man ihn trinkt, ohne als Fremder die Rücken des fremdenen Pokals zu kennen. Auch diese „Verzierungen“ können noch wegfallen.

Wenn der Fremde oder Ungenosse die Gewaltanwendung oder die Verzierungen über sich ergehen lassen und damit Gewalt und Recht der Hänfelnden anerkannt hat, auch mit den ihm „vorgesagten“ oder „vorgelesenen“ Bedingungen bekanntgemacht und einverstanden ist, woraus bei der Verwechslung mit der Taufe sich eine „Predigt“ entwickeln kann, kommt man zur Einung. Sie wird mit Weinlauf und Gelage, wobei dem Gast oder neuen Genossen der „Willkomm“ präsentiert wird, bekräftigt. Das ist der zweite Teil von jedem Hänfelbrauch.

Der Fremde kann auch einen Teil der Gewaltanwendungen abkaufen, auch sich durch Zahlung eines Lösegeldes aus der Gefangenschaft und dem Unfrieden lösen und in den Frieden oder die Genossenschaft einkaufen müssen. Das findet sich bei allen Bräuchen der Kaufleute, die einst den Frieden um Soll erkaufen haben, auch bei Fuhrmanns-, Handwerks-, Universitäts-, Erntebrauchen usw., dagegen nicht bei den Bräuchen der Ritterschaft. Als sich der alte einheitliche Ehrbegriff spaltete, verbot Krieger- und Ritterschreibe das dem Kaufmann erlaubte Erkaufen des Friedens.

Aus Lösung und Einkauf werden dann auch wohl die Gelage oder Einkaufsmahlzeiten ganz oder teilweise bestritten.

Daher kommt es, daß die berühmte Bremer „Schaffermahlzeit“ des Hauses Seefahrt von drei, vor 1855 zwei jährlich zugelassenen Aunwärttern auf die Mitgliedschaft im Hause Seefahrt, den kaufmännischen „Schaffern“, bezahlt werden muß. Die Ehre, zu den „fürnehmen Kaufleuten und Schiffsrhdern“ zu gehören, die seit 1565 die Verwaltung der aus den jährlichen Beiträgen der Seeleute, Reedergebern nach glücklicher Reise und Stiftungen unterhaltenen Wohlfahrtseinrichtungen der „Gemeenen Schipffarde“, namentlich der „Prüven“ „achter de Seefahrt“, für die alten Seeleute führen, ist teuer, aber begehrt. Es ist auch noch eine Art Hänselei dabei, insofern die Schaffer unendlich viele Reden halten müssen, wobei sie von den „Schifferschaffern“ assistiert werden. Die fortschreitende „Stimmung“ pflegte früher in den Reden deutlich hervorzutreten. Für die Schiffer war die Schaffermahlzeit früher zugleich die Abschiedsmahlzeit nach der „Winterlage“).

Eine Hauptrolle spielte eine solche Einkaufsmahlzeit auch bei einer „Gesellschaft der Hänfeler“ auf den Raumburger Messen, von der sich sehr schöne mit farbigen Aquarellen geschmückte Hänfelbücher aus dem achtzehnten Jahrhundert erhalten haben. Sie ist mir erst neuerdings bekannt geworden^{*)}. Gesellen-

^{*)} Siehe dazu auch: Anton Rippenberg, Geschichten aus einer alten Hansestadt, Inselverlag Leipzig 1936, S. 105 ff.

¹⁾ Siegfried Wollte, Der erste Leipziger Handlungsgehilfenverein, Leipzig 1904, S. 194 ff., XCIV ff. und Bildtafeln.

schmäufe, die Bursenmahlfzeiten der Studenten usw. hielten sich in bescheideneren Grenzen. Es geht bis zum Trinkgeld herunter, beim Binden mit dem „Austband“ oder der Bau- und Backstubenfremden, auch bei dem „Instands“ der Bremer Rüper, die sich von dem Lösegeld nach „lebend Gewicht“ lustig machen.

Es kann auch nur die „Hänse“, das „Hänse- oder Hänselfgeld“ als solches übrig bleiben, die Zahlung eines Lösegelds oder Zolls oder Einkaufsgeldes, bei dem weder ein eigentliches Hänselfn oder Verjieren noch ein Willkomm oder ein Gelage in Erscheinung tritt.

Wir kennen solche „Hänse“ als Marktgabe, auch als Gildeabgabe aus dem Mittelalter. Vielleicht wissen wir manchmal auch nur nichts von den daneben üblichen Hänselfbräuchen, die wir anderswo, z. B. in St. Goar, neben der „Hänse“ kennen. Doch ist es natürlich, daß sich die Zahlung der Hänse als nüchternes Rechtsgeschäft erhalten kann, wenn sich die symbolische Rechtshandlung des Hänselfns als unverstandener Scherz mit ihr auseinander entwickelt.

Läßt der Fremde sich nicht hänselfn, oder will er sich nicht lösen, bleibt es beim ernsthaften „hanfen“, das in alter Zeit bis an Leib und Leben gehen konnte, oder geht darin über. Aus Annahme und Aufnahme wird wieder, was es ursprünglich war, die Abwehr des Fremden, die volle Wahrung des eigenen Rechts, das er nicht achtet, gegen ihn.

Das hat sich erhalten sowohl als „Pfänden“, „Abwerfen“ der Fuhrleute, wenn fremde Fuhrleute aufladen wollen, ohne sich vorher mit den einheimischen verglichen zu haben, wie in den schärferen Formen der Verjierungen beim Hänselfn, die zur Anwendung kommen, wenn der Ungenosse sich nicht gutwillig hänselfn läßt oder das Lösegeld weigert. Auch wer nachträglich die Bedingungen nicht hält, unter denen man mit ihm zur Einung gekommen ist, oder ihn aufgenommen hat, wird wieder zum Fremden, gegen den jedermann oder der, den er in der Genossenschaft verletzt hat, Gewalt anwenden kann, wenn er zum Fremden erklärt „verhansft“ ist.

Auch die Verfemung, die in den Unfrieden versetzt und zum vogelfreien Fremden macht, ist dasselbe. Als der Unfrieden in der Fremde außerhalb der Gemeinschaft seine Schreden verlor, weil er einem, wenn auch Minderrecht und Frieden auch für den Fremden wich, ist die direkte obrigkeitliche Strafe an die Stelle der Verfemung in den Unfrieden, die man nicht mehr verstand und die wirkungslos wurde, getreten.

Wenn die Hänselfbräuche die ganze alte Volksgliederung und Arbeitsverfassung zeigen, so zeigt sich das gesamte innere Recht der geborenen und der nach ihrem Muster gebildeten gekorenen Zweck- und Berufsverbände in den „Vorsagen“ oder verlesenen „Beliebungen“.

Auch bei diesem „Vorsagen“ oder Vorlesungen der Statuten geht die Entwicklung vom bitteren schweren Ernst bis zum heiteren Scherz. An die Stelle wirklicher Rechte treten in einigen Fällen scheinbare Rechte, wie beim Hänselfn in St. Goar an die Stelle der alten Jahrmarktsrechte, das Recht des Fischfangs oben auf der Lurley oder das Recht der Jagd auf einem Werber mitten im Rhein nachmals getreten sind.

Aber ein Rest von Ernst, von lachender Weisheit, von unter sturilen Formen gesagten Wahrheiten und recht ernstlich auferlegter Pflicht bleibt zumeist sogar noch bei ganz ins Scherzhafte gezogenen Bräuchen und Verbänden.

Den ganzen schweren Ernst finden wir noch bei den alten bäuerlichen Sippeneinungen.

Gutes Glück hat uns auf Fehmarn die Belieungen der noch heute bestehenden Madesprang-Witten-Vetterschaft und der 1833 aufgelösten Vetterschaft der Rauerts erhalten.

Im „Odal“ habe ich im Heumond- und Erntingheft 1934 auf den Abdruck dieser Belieungen verzichten müssen. In meinem „Hänselbuch“ habe ich auf S. 25 ff. wenigstens die ältesten zum Abdruck gebracht.

In den Rauertschen Belieungen heißt es zu Fehde- und Eideshülfe:

„1563 weren de samptlichen Federn der Rauwerten und der Witten . . . bheinander undt hebben . . . also belewet, dat . . . ein Vedder by dem andern im Vall der Nodt, so irgend ein Vedder unvermodlich undt unvorscklicher Wisse in ein Ungelücke, Dodtschlach edder sonsten geredde, mit syne Gute ud Blude getrowlid syn undt faste holden schall, undt demjenigen in siner rechtwerdigen Sake undt lütersten Nodt mit Rade und Dade behülplid syn schall.“

In den Madesprangschen Statuten heißt es zu der Blutrache und Bauernfehde, die bei den freien Bauern auf Fehmarn ebenso wie im bremischen Blockland sich fast ebenso lange erhalten hat wie die adlige Fehde beim Rittertum, und ferner zu Mannbusse und Vergleich unter den Sippen um Totschlag 1562/1611:

„Wosern en von den Veddern were, de sid mit finen Negesten vertörende effte unwillig würde, dardorch en Unglüd entstünde und von dem Vedder erschlagen würde, so willen de semplichen Veddern dem, de tho Ungelücke geraden is, behülplich syn mit 60 Mark Lübsch. Were idt averst (dat Gott aswende), dat idt unjerer Veddern enen weddervöre, schall de Deder tenen Willen hebben, hier up dem Lande frey tho spazeeren, ehe he der semplichen Veddern eren Willen heft“ (d. h. ehe er sich mit der Vetterschaft um den Totschlag verglichen hat).

Es waren schwere Pflichten und große Rechte, die einer, der in die Vetterschaft eintrat, „hänsete“, übernahm und erhielt.

Als der alte Zusammenhalt auf Leben und Tod als Waffengemeinschaft in neueren Zeiten zurücktrat, wobei aber der „Harnisch“, der Heimfall der Waffen eines ohne männliche Leibeserben verstorbenen Veters an die Vetterschaft, später eine Abgabe, bis heute sich erhalten hat, sind andere Formen gegenseitiger Hilfe und des Zusammenhaltens an die Stelle getreten. Es ist nichts Neues, was der Nationalsozialismus vom Bauerntum verlangt, im Gegenteil etwas sehr altes.

Die alten Sippen waren nicht Gemeinschaften, um möglichst viele und möglichst stolze Ahnen festzustellen, sondern Lebensgemeinschaften auf Gedeih und Verderb.

Wenn der Geist der alten Sippen wieder lebendig werden soll, gibt es nichts besseres als die alten Sippenordnungen, wie sie sich auf Fehmarn noch erhalten haben, mit ihrer Hilfe in Armut und Alter, Studienbeihilfen, Darlehenshilfen aus dem gemeinsamen von den Sippenhauptleuten verwalteten Vetterschaftsvermögen in allen ihren Formen genau zu studieren. Die Ehre des Geschlechts wurde noch hochgehalten, die leiden mußte, wenn einer verkam, und steigen

mußte, wenn einer hochkam. Da jeder jedes Verhältnisse in der Sippschaft genau kannte, konnte keiner sich seinen Verpflichtungen entziehen, ohne an seiner Ehre einzubüßen, und keiner ohne Not begehren, was ihm nicht zukam. Keine bäuerliche oder nichtbäuerliche Sippe, die sich heute wieder gründet, sollte an den Erfahrungen der Vorfahren, ihren ehrwürdigen Einrichtungen und Bräuchen vorübergehen.

Der Ausgleich der Pflichten und Rechte bei den alten Fehmarnner Sippenverbänden, die nicht zu viel und nicht zu wenig verlangen, ihre Formen in „Beddergelag“ und Zusammenleben, ihre „Vetternbücher“, die zugleich laufend bei den Aufnahmen fortgeführte Ahnentafeln, Chronik und Schuldbuch und noch vieles andere für das Geschlecht sind, sind noch heute vorbildlich. Ich habe darum versucht, die alten seltenen Ordnungen in meinem Hänfelbuch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Noch besser wäre es freilich, wenn es gelänge, die durch das Interesse, das sie bei dem Reichsbauernführer und seinem Stabsamt fanden, 1935 zur Photokopierung gebrachten „Vetternbücher“ in allen ihren wesentlichen Teilen mit geeignetem Kommentar in einem besonderen Buche zum Abdruck zu bringen, als Gesetzbuch und Anleitung der Alten für die neuen Erbhöfe und Bauernsippen.

Schöne alte Verse haben sich bei dem Brauch des „Bindens“ auf dem Erntefelde erhalten:

„De Meihers hewen meiht,
 Dat de Seiß sid hett bögt.
 De Bimmers hewen bunnen,
 Dat de Sand hett stöwt.
 Garwen hab ich gebunden,
 Den Band hab ich gewunden,
 Dieser Band ist hübsch und fein,
 Von Kopp und Ohren⁵⁾ und Blümelein.
 Denn hüt ist Aufstog,
 Daß ich den Herrn binden mag
 Mit mein Aufstog
 Um den Herrn seine schneeweiße Hand.
 Ich wünsch dem Herrn einen goldenen Fisch,
 Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch,
 In der Mitte eine Kanne Wein,
 Das soll dem Herrn seine Gesundheit sein.
 Id wünsch em so völ Gluck un Segen,
 As Druppen Water van'n Hewen regen,
 Id wünsch em so völ fröhliche Stumm'n,
 As Stiern an'n Hewen warden fumm'n.
 So männigen Halm in diffen Band,
 So männig Gluck in den Herrn fin'n Stand,
 So männig Ohr⁶⁾
 So männig Johr,
 So männig Garw, so männig Laß,
 So männig hundert Dahler in den Herrn fin Tasch.

⁵⁾ Ohren.

⁶⁾ Ahre.

Ich wünsch dem Herrn ein goldenes Haus,
 Wo die Sorgen gehen zum Giebel hinaus,
 Von Nelken ein Gang,
 Von Rosen eine Bank,
 Von Demant eine Thür,
 Von Rosmarin ein Riegel dafür.
 Und hab' ich mein' Sach nicht gut gemacht,
 So mög er es besser deuten nach.
 Und nun möcht der Herr so gütig sein,
 Und beschenken uns dies klein Bändelein.
 Ist die Gabe groß oder klein,
 Wir wollen damit zufrieden sein.
 Es soll ja auch dem Herrn eine Ehre sein.⁷⁾

Wie jede andere Gemeinschaft, pfänden auch die Ernteleute den Erntefremden, der außs Feld kommt, auch den Bauern, Gutsherrn und seine Verwandtschaft, die es am ersten tun.⁸⁾

Aber es ist ein fröhlicher Scherz statt des bitteren Ernstes, mit dem die Fuhrleute dem fremden Fuhrmann die Güter wieder vom Wagen werfen, der sich nicht von ihnen „gelöst“ hat, oder die Mündener Schiffer Denis Papins Raderschiff zerschlugen, das den Mündener Stapel und ihre Gilderechte nicht achtete.

Aus der „Vorsage“ sind beim „Aufband“ freundliche Wunschverse geworden, zum Teil aus den Heischeliedern zum holsteinischen „Rummelpott“ herübergenommen. Ähnlich wird an der Mosel das „Kellerrecht“,⁹⁾ das gegen die in die Küllerrechte eingreifenden Kellerfremden geübt wird, in sehr abgemilderter Form auch gegen den Weinbergsbesitzer, der in seine Keller kommt, angewandt und mit einem Trinkgeld vergolten.

⁷⁾ Aus dem Bauenburgischen. Weitere Erntebandreime in meinem Hänselbuch S. 52 ff. und bei Strobel, Bauernbrauch im Jahreslauf, 1936, S. 142 ff. Die Deutschen Feste und Jahresbräuche von Eugen Fehle sind 1936 auch in Neuauflage erschienen.

⁸⁾ In F. J. Doehnaßs Chronik von Neustadt a. d. Hardt, Neustadt 1867, sind förmliche Genossenschaften der Mäher mit Ausnahme der jungen Mäher durch Hänkeln, mit Strafen und dem überall übriggebliebenen „Binden“ der Erntefremden, mit Mäherschulzen, Dechant, Caplan, Scherer, Scher knecht und Büttel in bis 1797 bestandener Herrenfronde geschildert, worauf ich durch Herrn Dr. R. Kirchner in Neustadt a. d. H. aufmerksam gemacht werde.

⁹⁾ In der Hof-(Staats-)Kellerlei in Würzburg findet sich das „Kellerrecht“, das Brügeln mit dem Wandmäßer, auf einem Jagboden darge stellt, mit den Begleitversen:

„Willkommen herein
 Hier ist gut seyn,
 Wo man die Jung thut laben,
 Hier giebt es Wein,
 Der schmedet fein.
 Allein hüt dich vor Schaden.
 Bivat.

Das Keller-Recht
 Der Büttner-Knecht
 Schon längst hat ausstudieret.
 Das wird er dir
 Gleich zeigen hier,
 Wie's dem Vorditz gebühret.
 Bivat.

Bachus der wacht,
 Giebt fleißig acht,
 Wie man sich hier anstellet,
 Klopft du an's Faß
 Und hört er das,
 Das Urteil er gleich fället.
 Bivat.

Laß stehn das Faß
 Und nimm das Glas,
 Trin'ls aus gesund
 Bis auf den Grund
 Und sag: Der Herzog soll leben,
 Gott wird den Segen geben.
 Bivat.

Mittlung (mit Zeichnung) von Herrn Maler und Heraldiker Otto Schenckel in Nürnberg.

Im Karwendel- und Wettersteingebiet hat sich für die Aufnahme des jungen Jägers unter die waidgerechte Jägerschaft noch der Ausdruck „Hänfeln“ erhalten. Der Schütze, der sein erstes Wild erlegt, muß sich mit einer „Seche“, einem Eimer Bier und Imbiß lösen. Dann wird ihm der Hut mit einem grünen Reis, dem „Bruch“, geziert.

Bei den fürstlichen Hofjagden haben sich umständlichere Bräuche erhalten. Bei ihnen mußte noch unter Kaiser Wilhelm I., wer zum erstenmal an einer Hofjagd teilnahm, auch ältere würdige Herren, es sich gefallen lassen, als Reiler eingekreist und abgefangen und dergestalt gehänfelt zu werden. Die späteren Hänfeln der Berufsgemeinschaften, auch insbesondere des Handwerks und der Universitäten, haben, je weniger der Sinn des Hänfelns verstanden wurde, desto mehr mit Berufsanspielungen die alten ursprünglichen Hänfelbräuche ausgeputzt und ihnen einen „Sinn“ zu unterlegen gesucht. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die Jägerbräuche im Rahmen des Hofzeremoniells bis ins kleinste ausgebildet. Die fürstliche Jägerei führte kunstmäßigere Formen mit Wanderzeiten, der „Reisjägerei“, dem „Jäger Schlag“ durch den Lehrherrn oder „Lehrprinzen“, zugleich ähnlich dem Ritter- und Knappenschlag, wie dem „Gesellenmachen“ des Handwerks, durch.

Auch bei den häuerlichen Hochzeitsbräuchen hat sich ein „Pfänden“ erhalten, wenn die Kinder im Lüneburgischen und anderswo eine Leine über den Weg spannen und dem „Ristenpantwagen“ mit der Braut und ihrem Hausrat einen Soll abfordern, um den man sich von ihnen lösen muß.

In mainfränkischen Dörfern gibt es noch die alten Grenz- und Flurumgänge mit ihren wahrscheinlich auch auf das Hänfeln zurückgehenden Gebräuchen. Die mitlaufenden Kinder werden noch geohrfeigt, angeblich zur Stärkung des Gedächtnisses usw.¹⁰⁾

Seltam sind die Formen des Volksgerichts, die sich namentlich im Bauerntum erhalten und aus dem alten Verhansn und Verfemen entwickelt haben. Mit ihnen gab einst jede Gemeinschaft das Recht und den Frieden der Gemeinschaft brechende Genossen als wieder vogelfrei gewordene Fremde dem Hohn und Spott oder gar dem Zugriff auf Leib und Leben preis. Wie weit jede Gemeinschaft dabei gehen durfte, war in jüngerer Zeit abgestuft danach, wie weit höhere Gemeinschaften sie beschränkten, so daß das volle Recht nur die mit dem Königsbann belehnten hohen Gerichte behalten hatten. Aber ein Teil der Rechte ist nicht nur den Verbänden der Mindergerichte, sondern jeder Genossenschaft, Zunft, Gilde usw. gegenüber ihren Mitgliedern verblieben.

Auch als längst die offiziellen Gerichte aus Genossenschaftsgerichten über die Genossen zu obrigkeitlichen Gerichten umgebildet waren, als auch die westfälische Feme ihre Rolle ausgespielt hatte, sind diese ursprünglichsten Gerichtsformen noch nicht ausgestorben. Den alten blutigen Ernst haben sie bis auf den Richter Lynch in Amerika verloren. Aber wie einst der, den man an den Pranger stellte, als einer, den die Gemeinschaft nicht mehr schützte, zu Hohn und Spott dem Volke preisgegeben war, so geben auch die erhaltenen

¹⁰⁾ Nach Mitteilung von Herrn Studienassessor Allan Schiefer in Würzburg an den Verfasser, der für weitere Mitteilungen derart dankbar wäre. Auch das in England noch übliche Stauden auf die Grenzsteine war in Deutschland einst üblich. Hänfelbuch, S. 56.

Bräuche von den ernstesten bis zu den harmlosesten Volksgerichten den Betroffenen zu Hohn und Spott preis, einige gehen auch noch bis zu Tätlichkeiten.

Dahin gehören die bayerischen „Haberfeldtreiben“, die die Behörden bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts weder zu unterdrücken noch in ihren Zusammenhängen aufzudecken vermochten, die Schweizer „Hornergerichte“, die rheinische „Drühwäsch“, das „Raastreuen“, „Männerfesen“, „Tierjagen“ und schließlich die „Karrengerichte“¹¹⁾ im Fasching. In einigen Fällen geben die jungen Leute oder auch förmliche Junggesellschäften oder Bubenbruderschaften, insbesondere Ehe- und Liebeslinder dem Spott oder der Verachtung des Dorfes preis.¹²⁾

Mit dem alten deutschen Recht und den dazugehörigen Volksämtern, den Gerichtsbünden alter ernster Art und weitergehenden politischen Einungen haben die Städte und das Bauerntum auch die alte Volks- und Bauernfreiheit gegen den Lehns- und partikularistischen Fürstenstaat verteidigt. Noch in den bis ins 19. Jahrhundert nachwirkenden Sakpetererverbänden und -Kriegen im hohen Schwarzwald des 18. Jahrhunderts flackerten die alten Kämpfe wieder auf.

Ich kann darauf noch weniger hier eingehen und muß für alle diese Dinge und die mannigfachen Beziehungen hin und her, die insbesondere das Bauerntum angehen, auf mein „Hänfelbuch“ verweisen.

Die alten Fuhrmannsgedengen können sich aus ihm auch noch Recht und Gewohnheit der Fuhrleute, wie sie in der Fuhrmanns-Vorsage, oder -Verlesung aus den alten Hänfelbüchern in Nürnberg bis 1856 jedem dort gehänfelten Fuhrmann beigebracht wurden, und die alten Fuhrmannslieder herausfuchen. Diese Lieder sind vielleicht die schönsten Standeslieder, die es gegeben hat.

Eins wird deutlich erkennbar, namentlich durch die Gebräuche in den Verkehrsberufen läßt sich der Beweis führen: Die alten Hänfelbräuche sind keine „Jugendweihen“.

Auch der älteste Fuhrmann oder Kaufmann, der zum erstenmal eine Straße fährt oder das erstmal auf das hanfische Kontor in Bergen kommt, wird gehänfelt, wodurch er in der Fremde und bei dem fremden Verbande Frieden und Recht erwirbt. Das ist das ursprüngliche Verhältnis.

Der junge Mann, der im regelmäßigen Ablauf seines Berufslebens vom Lehrling zum Gesellen gemacht wird oder erst als kleiner Lateinschüler von seinen Genossen durch die „Baumruttsche“ und andere Bräuche aufgenommen, dann auf der Universität „deponiert“ wird und die „Füchsentause“ erhält, sind schon abgeleitete zweite Entwicklungen. Man behandelt die eigenen jungen Anwärter nach dem Muster des jungen oder alten Fremden, der kein Recht hat, nicht umgekehrt.

Der Gedanke der „Jugendweihen“ und der mehr oder minder raffinierten oder grausamen „Proben“ stammt aus der ungermanischen Vorstellungswelt der antiken Gelehrsamkeit, die mehr von Mysterienbünden und Sophisten-

¹¹⁾ Zum Grosselfinger Karrengericht im Hohenzollernschen siehe jetzt noch: Walter Sautter, Hohenzollernsche Blätter vom 30. 1. 1937, und Josef Strobil, Zollernheimat vom 15. 2. 1937.

¹²⁾ In Wiesenbronn bei Würzburg ist noch am 9. Juli 1936 ein solches Dorfgericht abgehalten worden, das im April 1936 vor die Gerichte kam. „Würzburger Generalanzeiger“ 11. 4. 1936. Auch bei Henssen-Weide a.a.O., I, S. 284, 287, 290, 292, 319, II, S. 82, 293.

schulen als von ihrem eigenen Volkstum ringsum wußte, von der christlichen Laufe, von der neueren Kenntnis erotischer Bräuche und von der Freimaurerei, die in die alten Handwerksbräuche entsprechende Sinndeutungen hinein-geheimnisste.

Es ist damit viel Unheil angerichtet und sowohl die Bräuche als ihre Deutung sind damit verfälscht worden. Die unliterarischen Bauern- und Fuhrmannsbräuche und die nur juristisch behandelten Kaufmannsbräuche haben kaum darunter gelitten, mehr schon die akademischen Gebräuche der Gelehrten selbst, die aber nie über das Groteske des Unverstandenen hinausgekommen sind. Am schlechtesten ist es eigentlich den alten Handwerksbräuchen gegangen. Die alten Handwerksbruderschaften können nichts dafür, daß sie durch die neueren Geheimbünde in eine für sie nicht passende Gesellschaft geraten sind, die vielleicht etwas von ihnen hat, aber sie nichts von ihr. Umgekehrt wird kein Schutz draus.

Das alte Handwerk hatte zwar ein „Geheimnis“, sogar zwei, war aber keine geheime, sondern eine offene in allen Mitgliedern allgemein bekannte Gesellschaft.

Die neueren Geheimbünde kamen auf, als das alte „Geheimnis“ seinen Sinn verlor, auch vielleicht nicht zufällig damals in so großer Zahl.

Vor der neueren Schrift als allgemein zugänglicher bequemer Mitteilungsförm konnte man alles Wissen nur mündlich und an Hand von Symbolen und Begriffsiegeln in einem engen Kreise, der sie deuten konnte, von Generation zu Generation weitergeben. Alles Wissen war notwendig geheimes, oft eifersüchtig oder ängstlich gehütetes Wissen eines kleinen Kreises, auch das Handwerkswissen und Können, Junstrecht wie anderes Recht. Volksmäßige Form bleibt das alles lange.

Es gab auch keine Schriftstücke, um sich auszuweisen, nur Gegenstände, wie sie in alter Zeit den Boten mitgegeben wurden, oder Gebräuche und Wortformeln, die niemand außerhalb der Gemeinschaft kannte. Mit ihnen hat sich bis in neuere Zeiten der reisende Handwerksbursch innerhalb der gesamtdeutschen Zunft und der Gesamtbruderschaft der „fremden Wandergesellen“ überall als zugehörig ausgewiesen.

Das eine Wissen, die Handwerkskunst, vererbte mit der Lehre und sollte auch nur in ordnungsgemäßer Lehre weitergegeben werden, nicht an Pfluscher, nicht außerhalb des deutschen Handwerks, in das nur Deutschblütige Aufnahme finden konnten¹²⁾. Wo deutschen Handwerks Recht und Gewohnheit nicht war, sollte der Handwerksbursch auch nicht arbeiten, wenn er nicht „unehrlich“ werden wollte.

Das andere Wissen, das der „Handwerksgrüße“, wurde dem jungen Wandergesellen bei dem „Schleifen“ oder „Gesellenmachen“ genannten Hänfeln, nachdem er ausgelernt hatte, mitgeteilt.

Auf die „Geheimnisse“ und Handwerksrecht und Gewohnheit verpflichtete sich der gehänfelte Geselle.

Die „Handwerksgrüße“ sind wie der ritterliche „Willkomm“ ein Hänfeln, das zur Legitimierung innerhalb der großen Gesamtgenossenschaft geworden

¹²⁾ Ein Geburtsbrief von 1600, der die ehrliche deutsche und nicht wendische Geburt bekräftigt, ist im „Hänfelbuch“ abgebildet. Auch die alten bäuerlichen Betterschaften wollten mit solchen Geburtsbriefen den Bettlern behilflich sein.

ist, in die man mit dem „Schleifen“ oder dem „Ritterschlag“ ein für allemal aufgenommen worden ist.

Der Fremde in ritterlicher oder zünftiger Tracht und mit dem richtigen zeremoniösen Auftreten hatte von vornherein die Vermutung für sich, nicht eigentlich ein Fremder, sondern ein Genosse zu sein.

Macht der Fremde keine Fehler im Zeremoniell und den zeremoniösen Worten, die der junge Handwerksbursch als „Zugereistengruß“ lernt, so bricht das Hänselfn gleich im Anfang ab, und der Fremde hat Anspruch auf Gastrecht. Damit ist der Adel bis in die Zeit der Krippenreiter, der Handwerksbursch bis ins neunzehnte Jahrhundert durch alle deutschen Lande gereist. Wer Fehler macht, ist dagegen des Gastrechts verlustig oder wird gar als sich betrügerisch einschleichender Fremder, als einer, der „auf falschen Zapfen geht“, nach dem Handwerksausdruck, nach allen Regeln der Kunst „gehant“, und jämmerlich verhauen.

Das Handwerk hat trotz des Hinzutritts der schriftlichen Legitimation neuerer Zeit die alten Bräuche beibehalten. Man unterschied aber auch wohl, je nachdem, wie jemand sich legitimierte, „Grüßer“ und „Briefer“.

Erst damit, daß Gesellschaften sich der veralteten Form der Legitimierung und der Wissensübermittlung ausschließlich bedienen, als die schriftliche Beurkundung und Wissensübertragung sonst allgemein an ihre Stelle getreten ist, werden sie zu den Geheimgesellschaften neuerer Prägung, bei denen das Verbergen aus einer Nebenerscheinung durchaus zum eigentlichen Zweck geworden ist.

Es bilden sich auch Entwicklungen, die das Handwerk nicht hat, wenn religiöse Geheimbünde die Erlangung des versprochenen Geheimnisses dadurch immer weiter hinausschieben, daß sie immer engere Kreise bilden, in die der Kandidat jedesmal erst nach erneuter Prüfung in einem weiteren Aufnahmebrauch hineinkommt, so daß er immer noch auf ein letztes zu warten hat.

Ebenso bilden sich auch dem Handwerk fremde Entwicklungen, wenn politische Geheimbünde die geheimen Erkennungszeichen dazu benutzen, um Befehle von unbekannt bleibenden Oberen durchzugeben und das allgemeine Bekanntwerden der Mitglieder unter sich und nach draußen zu verhindern.

Das Handwerk ist aus seinen Bedürfnissen heraus zu der Sonderentwicklung des „Geheimnisses“ gekommen. Bei anderen hänselfnden Gemeinschaften ist diese Entwicklung unnötig gewesen. Sie brauchen keine Legitimation in der Fremde, um das absterbende Gastrecht auf Gegenseitigkeit innerhalb des großen Gesamtzunftverbandes und der gesamtdeutschen Gesellenbruderschaft, wie es in den sog. „geschenkt“ Handwerken geschieht, aufrecht zu erhalten, und brauchen keine „Kunst“ als Geheimnis zu wahren und weiter zu überliefern. Nur die alten Rechte werden zuweilen noch nach der alten Art weiterüberliefert. Die Entwicklung des „Geheimnisses“ geht auch beim deutschen Handwerk nicht über seine Bedürfnisse hinaus und entartet nur ins Spielerische.

Bei den englischen Handwerkszünften, die aus Berufsgenossenschaften zu Gemeinschaften von Angehörigen der verschiedensten auch akademischen Berufe wurden, ist die Entwicklung etwas anders.

Da führen drei ganz verschiedenartige Gruppen sich auf die alten Gilden des Handwerks zurück: heute hocharistokratische City-Gilden, bei denen die Hauptsache die jährlichen Zweckessen sind, Geheimgesellschaften, auch aus Rußfremden, und sozialistische Facharbeiterverbände, die Labour Unions. Die sind in den angelsächsischen Ländern noch unmittelbar aus den Gesellenbrüderschaften hervorgegangen, haben ihr Brauchtum beibehalten und sind überwiegend gelernte Arbeiterschaften geblieben. Die verfrühte Entwicklung Englands ließ sie sich unter anderen Bedingungen vollziehen, als die Deutschlands waren. Es ist etwas ähnliches, wenn in England das alte grundherrliche Obereigentum bis heute besteht, in Deutschland gefallen ist, usw.

Das alte germanische Brauchtum, wie wir es heute überall wieder hervorziehen und vor Vernichtung schützen, zuerst hauptsächlich in kultischer Beziehung ausgewertet, aber gerade so wichtig als Rechtsbrauch, ist einer der großen Führer in die Vor- und Frühgeschichte unseres Volkes, in die die Schrift nicht mehr hinabreicht.

Diese alten Bräuche, wie sie sich am wenigsten verfälscht in den alten unter sich lebenden Reisefständen und im Bauerntum erhalten haben, sind kein willkürliches Spiel, sondern Urkunden.

Sie sind, gerade durch die Spott- und Lachlust der Menschen, die einsetzt, wenn ihre Klugheit und ihr Wissen nicht ausreicht, etwas zu begreifen, erhalten geblieben und uns als Vermächtnis zu treuen Händen überkommen. Und auch wir werden sie, entstellt oder unentstellt, weiterreichen, denn alte Bräuche sind zäh.

Darum haben die alten Hänselfbräuche auch schon in den Arbeitsdienst und in den BDM. ihren Einzug gehalten, wie sie auch früher schon gewandert sind.

Aber es ist gut, die alten Bräuche zu sammeln und in rechtem Geiste wieder lebendig zu machen, wobei ich auch auf das Bauerntum in seinen örtlichen Zusammenfassungen meine Hoffnung setze, und ihren Sinn recht zu deuten, der so vielen Mißdeutungen und volksfremden Einflüssen ausgesetzt gewesen und doch noch erkennbar geblieben ist.

Es ist auch von der zähesten Überlieferung, die besser hält als Pergament und Papier, genug geschwunden, daß wir das Wenige, was wir noch haben, wie unseren Augapfel hüten müssen, denn mit ihm entwindet uns unwiederbringliche Kunde von der Vorzeit.

Es war die höchste Zeit, daß diese Erkenntnis Allgemeingut wurde und was früher nur wenige geklummert hat, nun die Obhut des Staates gefunden hat.

Die Freude am alten Brauch ist überall gewedt. Ich sehe es aus den vielen freundlichen Zuschriften in den wenigen Monaten, seit die Essener Verlagsanstalt mein „Hänselfbuch“ herausgebracht hat und daraus, wie meiner Bitte um Mitarbeit am Schluß des Buches entsprochen worden ist. Einiges ist schon in diesem Aufsatz verwertet, und ich möchte hoffen, daß dieser Aufsatz mir auch weiteres bringt. Wendet er sich doch im „Obal“ an den Schatzbehälter alles Brauchtums, an das deutsche Bauerntum.

Auch an Bildern wäre mir trotz der hundertzwölf Bilder meines Hänselfbuches noch sehr gelegen.

Werner Petersen:

Bolschewistische Wissenschaft und Urheimat des Ackerbaues

Anmerkung: Es wäre überflüssig, sich mit bolschewistischen Zwecktheorien ernsthaft zu befassen; wenn diese nicht so geschickt getarnt unter dem Mantel rein objektiver Wissenschaft vorgebracht würden, daß die Wissenschaftler anderer Länder sich sogar mit Begeisterung für solche Theorien erwärmen und sie weiter verbreiten. Zweck und Sinn der in diesem Aufsatz kritisierten Ursprungslehre Babilovs und der aus ihr gezogenen Folgerungen ist leider von den deutschen Züchtungsforschern bisher völlig verkannt worden. Die nachfolgenden Ausführungen zeigen, daß die Ursprungslehre (Gegentzientheorie) und die Annahmen, welche die Bolschewisten aus ihr aufbauen, reine Zwecktheorien zum höheren Ruhme des Bolschewismus sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der russische Bolschewismus für die Erreichung seiner politischen Ziele alle Mittel gebraucht und alle Kräfte ausnützt, die ihm in seinem imperialistischen Machtstreben als Bundesgenossen irgendein Erfolg versprechen. Geschichtliche Wahrheit, Ehrfurcht vor unumstößlichen Tatsachen, persönliche Ehre, Freiheit der Forschung und Wissenschaft, das alles sind Begriffe der „Bourgeois“, sie haben im Kampf der Bolschewisten noch nie eine ernsthafte Rolle gespielt und werden es auch nie tun. Nur so ist es verständlich, daß die russische Wissenschaft sich bemüht, den Ausgangspunkt des Ackerbaues und der Pflanzenzüchtung und darüber hinaus den Ursprung der Menschheit sowie aller menschlicher Kultur überhaupt in die Steppen des asiatischen Rußlands und in die Gebirge des Hindukusch zu verlegen.

Man schlägt mit einer solchen Theorie sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstmal ist es doch, so nebensächlich es auf den ersten Blick auch erscheinen mag, ehrenvoll und schön, wenn man beweisen kann: wir Russen sind das erste Kulturvolk der Erde, wir züchteten schon Weizen und Gerste, Hirse und Roggen, wir bauten schon den Pflug, den Wagen und die Egge, als die anderen Völker dieser Erde sich barbarisch von den Früchten des Waldes nährten. Und dann kann man hinzusehen, und weil wir so ein altes und kluges Kulturvolk sind, deshalb haben wir als erstes den Marxismus bei uns eingeführt. Das ist das Eine.

Zum anderen aber sagen die Bolschewisten: Seht doch, wie lächerlich verkehrt die Theorie des Nationalsozialismus ist. Nationalsozialismus will aufbauen auf den Höchstwerten der wertvollen Rassen, aber was konnten denn diese Germanen schon? Alles mußten sie sich von uns Asiaten leihen, den Pflug, das Getreide, das Haustier. Ja, wenn man genauer hinsieht, sind die Germanen nur entartete Indogermanen, die hier bei uns in den fruchtbaren Ursprungsgebieten einst entstanden sind.

Die bolschewistische Ursprungslehre

Den Ausgangspunkt aller dieser Behauptungen bildet die Ursprungslehre, die von den Bolschewisten Genzentrentheorie genannt wird. Vavilov ist der führende bolschewistische Züchtungsforscher. Ihm ist ein Riesenapparat von wissenschaftlichen Instituten mit Hunderten von wissenschaftlichen Mitarbeitern unterstellt. Die bolschewistische Regierung hat sich schon frühzeitig, in Erkenntnis der Wichtigkeit Vavilovscher Forschungen für ihre imperialistischen Ziele, die Sache etwas kosten lassen. Einerseits glaubte die Regierung, daß Vavilov mit seinen Mitarbeitern alsbald auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung phantastische Erfolge erzielen würde, wie er sie selber angekündigt hatte. Besonders große Hoffnungen setzte sie auf die Kreuzung mit Roggen und Weizen, andererseits aber waren die Folgerungen, die Vavilov aus seiner Lehre zog, den Bolschewisten in ihrer politischen Zerfetzungsarbeit in anderen Ländern willkommen. Man konnte, stolz auf seine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit hinweisend, behaupten, anderen Kulturnationen gewaltig voraus zu sein und konnte so nebenbei noch „nachweisen“, daß man die älteste Kulturnation der Welt überhaupt sei.

Um die Roggenweizenbastarde, die einen weizenähnlichen anspruchslosen Roggen oder einen roggenähnlichen Weizen für leichten Boden liefern sollten, für den man schon im voraus eine riesige Reklame gemacht hatte, ist es eigenartig still in den letzten Jahren geworden. Bezeichnender für den „Erfolg“ ist es, daß auf dem Weltmarkt weder roggenähnlicher Weizen noch weizenähnlicher Roggen austauchte, obgleich der Anfang dieser russischen Arbeit schon über 20 Jahre zurückliegt. Auch mengenmäßig ist ja das Angebot des russischen Getreides auf dem Weltmarkt trotz der Zwangseintreibung, trotz der Kollektivwirtschaften und Riesenstaatsgüter in erschreckendem Maße zurückgegangen. Also der Erfolg hat sich anscheinend noch nicht für Herrn Vavilov entschieden.

Was aber ist mit seiner Ursprungslehre und den Folgerungen los, die Vavilov aus seiner angeblich wissenschaftlichen Arbeit zieht?

Um die Urheimat und Herkunft der Kulturpflanzen festzustellen und um für weitere Züchtungsarbeit neue Wild- und Primitivformen zu sammeln, hat der bolschewistische Forscher Vavilov mit einem Stab von wissenschaftlichen Mitarbeitern botanische Sammelreisen durch die ganze Welt unternommen. Auf diesen Reisen soll er nicht weniger als 300 000 Stück der verschiedensten Arten und Sorten unserer Kulturpflanzen oder ihrer Ausgangsformen gesammelt haben. Sowohl bei Weizen wie auch bei Gerste und Roggen wurde eine große Zahl erblich verschiedener Rassen festgestellt, die sich etwa durch Form, Farbe (weiß, rot, grün, violett), durch Begrannung, durch Ährenlänge, Winterfestigkeit, Wachstumsdauer usw. unterscheiden.

Die Verteilung der Wild- und Primitivformen unserer Getreidearten ist aber nun, das wußte man längst vor Vavilov, nicht gleichmäßig. Es gibt Gegenden, in denen auffällig viel Wild- und Primitivformen vorkommen, während in anderen Gebieten gar keine Wildformen mehr zu finden sind. Vavilov stellt nun auf Grund seiner Sammlung die sogenannte Genzentrentheorie, Ursprungslehre von uns bezeichnet, auf, deren Kernpunkt die Feststellung ist, daß in bestimmten Gebieten eine Anhäufung verschiedener erblicher Eigenschaften oder Gene vorhanden ist. In dem Zentrum dieser Gebiete sollen zudem überwiegend Formen mit sogenannten dominanten, d. h. erblich über-

deckenden Erbanlagen vertreten sein. Nach dem Rande dieser Gebiete hin aber erfolgt eine Abnahme der dominanten (überdeckenden) und eine Zunahme der rezessiven (d. h. überdeckbaren) Erbanlagen.

Für jede Getreideart hat so Vavilov auf Grund des heutigen Vorkommens der Wild- und Primitivformen *Mittelpunkte* festgestellt, die also nur über die heute vorkommenden Getreideformen etwas aussagen, während die Vergangenheit hierbei außer acht gelassen wird. So soll z. B. das Ursprungsgebiet des Saatweizens in Afghanistan, Belutschistan und Buchura liegen. Hier sollen alle 46 verschiedene Abarten des Weizens vorkommen, während es heute in Deutschland nur 12 gibt.

Die von Vavilov aufgestellten Ursprungsgebiete liegen hauptsächlich zwischen dem 10. und 40. Breitengrad, also im tropischen und subtropischen Klima. Es ist einleuchtend, daß in diesen günstigen Klimaten eine natürliche Auslese weitgehend ausgeschaltet ist, und daß das Fortfallen der natürlichen Auslese zu einer starken Vermehrung der verschiedenen Formen führen muß, da auch die neu entstandenen nicht widerstandsfähigen Pflanzen in günstigem Klima gedeihen und sich vermehren.

Die Festlegung der Ursprungsgebiete ist vorwiegend eine statistische Arbeit, ob sie mit genügender Sorgfalt vorgenommen wurde, erscheint trotz der großen Zahl gesammelter Pflanzen einigermaßen zweifelhaft angesichts der riesigen Erdräume, die untersucht werden mußten, und angesichts der Tatsache, daß in abgelegenen Gebirgsgegenden, wie z. B. in den Alpen und dem Balkan-Gebirge auch heute noch zahlreiche neue, spontan auftretende Wild- und Primitivformen festgestellt werden

Aber selbst, gesetzt den Fall, die Genzentrentheorie Vavilovs wäre richtig und einwandfrei, so sind die Folgerungen, die Vavilov aus seiner Theorie zieht, nicht einmal durch den Schatten eines Beweises belegt und überdies äußerst unwahrscheinlich.

Vavilov behauptet auf Grund seiner Ursprungslehre, daß die Gebiete der ersten Ackerkultur, also die Urheimat des Ackerbaues mit den von ihm festgestellten Genzentren zusammenfallen. Als Beweis hierfür dient ihm eine neue Hypothese (Annahme). Er glaubt nämlich, die Anfänge der Ackerkultur müßten überhaupt in Gebirgsgegenden*) liegen, denn nur hier hätten die

* 1) Vgl. R. J. Vavilov: „The law of homologous series in variation *Journal of Genetics*“, Bd. 12, 1922.

2) R. Vavilov: „Studies on the origin of cultivated plants. *Bull. of Appl. Bot. and Plant-Breeding*“, Leningrad 16, 1926 Nr. 2 Roggen, ebendort 1929 Suppbd. 36.

3) Geographische Genzentren unserer Kulturpflanzen. *Berh. d. 5. Kongresses f. induktive Abstammungslehre*, Suppl. 1928.

4) World centres of the varietal riches (Genes) of cultivated plants. *Bull. Bot.* 27 1931, als Buch auch erschienen. Leningrad 1927.

5) Botanisches Zentralblatt 159, 1930, 121 und ebenda 158, 1930. S. 424 ff.

6) Die Weltzentren des Sortenreichtums (Gene) der Kulturpflanzen. *Izv. gos. Instituta Opytnoi Agronomii*, Nr. 5, 1927.

7) Geographische Genzentren unserer Kulturpflanzen. „Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Zerbuchungslehre“. Suppl. 1, p. 342—369, 1928.

8) Der jetzige Zustand des Problems der Entstehung der Kulturpflanzen. „*Biol. oecoralis*“, Wien, Bd. 8, p. 351—368, 1932, Lieferung 1.

9) Weltherde der Tier- und Pflanzenzucht. „*Veröffentl. der 2. Union-Konferenz an d. Akad. d. Wiss. über die Evolution der Haustiere*“, März 1934.

Menschen einen natürlichen und wirksamen Schutz vor ihren Feinden. Die Theorien der „bourgeoisen Forscher“, daß die Anfänge der Ackerbaukultur in den furchtbaren Tälern und Flußniederungen lägen, seien verkehrt und unverständlich, denn gerade der Ackerbau in fruchtbaren Flußniederungen, womöglich mit Bewässerungskulturen setzte schon hochentwickeltes Gemeinschaftsleben, ja geradezu Staatengebilde voraus.

Die Tatsache, daß in den Genzentren nicht nur Pflanzen mit dominanten, sondern auch Tiere und Menschen mit überdedenden Rassenanlagen vorkamen, unterstützen seine Annahmen.

Kritik der Babilovschen Theorie

Der wundeste Punkt von Babilovs Annahme ist zunächst die Tatsache, daß die Genzentren lediglich auf Grund der heute vorkommenden Wild- und Primitivformen aufgestellt, wobei die Geschichte dieser Gegenden überhaupt keine Berücksichtigung fand. Will Babilov also auf Grund der heutigen Verbreitungsgebiete behaupten, daß sie die Urheimat des Pflanzenbaues seien, so setzt er damit als feststehend voraus, daß die Genzentren schon zur Zeit der Entstehung der Kulturpflanzen vor 8—10 000 Jahren eben Genzentren gewesen sind. Das hätte aber zur Voraussetzung, daß schon zu dieser Zeit in diesen Gegenden dasselbe Klima geherrscht hätte, und das ist objektiv unrichtig, wie wir gleich noch sehen werden. Nebenbei bemerkt, zeigt sich hier eine typische Schwäche der bolschewistischen Wissenschaft überhaupt, nämlich ihre völlige Mißachtung jeder organisch-geschichtlichen Entwicklung.

Doch noch eine andere Voraussetzung müßte vorhanden sein, wenn Babilov Recht hätte. Alle Gebiete, die nicht Verbreitungsmittelpunkt sind, alle Gebiete mit repressiven Wild- und Primitivformen müßten also niemals in ur- und frühgeschichtlicher Zeit Verbreitungsgebiete gewesen sein, d. h. es müßten in ihnen niemals Wild- und Primitivformen vorhanden gewesen sein. Es müßte also auch in diesen Gebieten stets dasselbe Klima geherrscht haben. Das ist aber als völlig unrichtig von der Wissenschaft längst erwiesen worden.

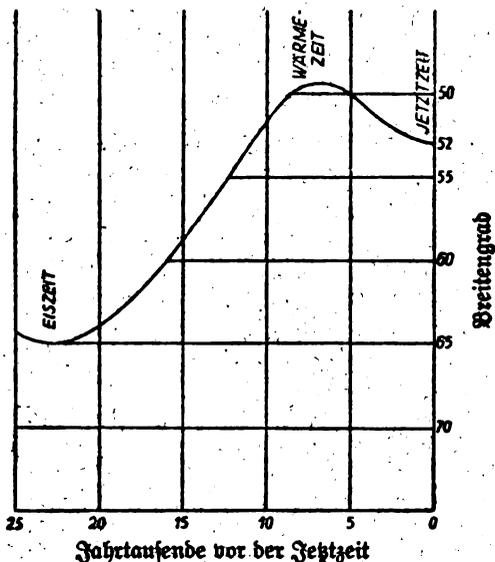
Zunächst zum Klima: Es ist eine bis ins einzelne erwiesene Tatsache, daß nach der letzten Eiszeit das Eis ungefähr vor 20 000 Jahren anfang, in Europa und Nord-Asien langsam abzuschmelzen. Die Durchschnittstemperaturen stiegen langsam höher und höher, und mit der höheren Temperatur kehrt der Pflanzenwuchs allmählich wieder. Schritt für Schritt erobern sich die Pflanzen das verlassene Gebiet wieder, zuerst natürlich die Pflanzen, die die meiste Kälte vertragen können. Wir können das im einzelnen geologisch beweisen.

Vor etwa 8000 Jahren erreichte die Durchschnittsjahrestemperatur Höchstwerte. Wir haben nun in einem Zeitraum von mehreren tausend Jahren in Nord-Europa ein warmes Klima, das dem Pflanzenwuchs äußerst zuträglich ist. Das Klima in der Mark Brandenburg ist zu dieser Zeit etwa mit dem der Po-Ebene zu vergleichen.

R. v. Bülow gibt in seinem Buch „Wie unsere Heimat wurde“ folgende Entwicklungskurve unseres Klimas:

Mindestens also 5000 Jahre haben wir bei uns ein Klima gehabt, das für die Entfaltung von Wild- und Primitivformen äußerst günstig war. Die Auslesewirkung der kalten Eisstürme und der hohen Schneedecken fiel fort. Unzählige, heute wieder durch das kältere Klima vernichtete Wildformen

unserer Kulturpflanzen gedeihen bei uns in Europa. Hierfür spricht nicht allein die vernünftige Überlegung, sondern die Pflanzenfunde der Altsteinzeit und Mittelsteinzeit, auf die ich weiter unten noch zurückkommen werde.



Diese Kurve gibt rechnerisch gewonnene Werte der Jahrtemperaturen für einen Ort von der Lage Berlins während der nachseltlichen Jahrtausende an (nach Köppen-Begener).

Die Temperaturen sind nicht in Wärmegraden angegeben, sondern in Breitengraden, d. h. so als ob Berlin nicht wie heute auf 52° 30' nördlicher Breite, sondern jeweils nördlich oder südlich gelegen wäre.

Nach R. v. Wilow: „Wie unsere Heimat wohllich wurde.“

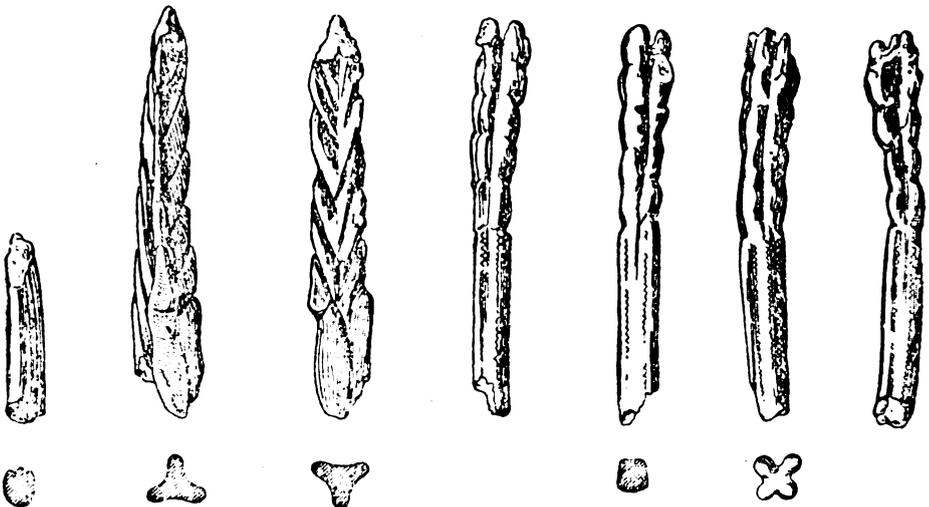
Wie kann man auf Grund von Untersuchungen, die sich mit den heute vorkommenden Formen befassen, behaupten, die heute vorliegenden Verhältnisse wären seit Urzeiten so gewesen! Wie unrichtig und leichtfertig das ist, erhellt u. a. aus folgendem: Solange keine neuzeitliche, auf höchsten Flächenertrag eingestellte Pflanzengüchtung vorhanden ist, baut der Sohn das vom Vater übernommene Saat Korn an. Jahrtausende hindurch ist es so gewesen. Das Saat Korn, etwa Weizen, enthält nicht, wie heute die hochgezüchteten Sorten, nur eine einzige sich gleichbleibend (konstant) forterbende Form, sondern zahllose, verschiedene Abarten teils mit überdeckbaren (rezessiven), teils mit zwischenelterlichen (intermediären) und überdeckenden (dominanten) Erbanslagen. Würde man in solchen Gebieten Formen sammeln, so könnte man sehr leicht die verschiedenartigsten Abarten feststellen, und würde in diesen Gebieten ebenfalls sogenannte Genzentren aufstellen müssen.

In dem Maße nun, wie die Erzeugnisse der neuzeitlichen Saat zucht ihren Einzug in die Landwirtschaft einer Gegend hielten, verschwanden nun selbstverständlich die seit Urzeiten angebauten Sorten (Gengemische) und einige wenige Sorten und Arten beherrschen das Feld. Überdies wird durch eine starke Ausnutzung aller bestellungsfähigen Böden, bei denen durch intensiven Ackerbau oder aber durch Anlage eines Waldes die noch wild wachsenden Pflanzen (Wild- und Primitiv-Formen) vernichtet werden, die Zahl der „Gene“ stark herabgemindert, und wir würden nach der primitiven Vavilovschen Genzentrentheorie ein Gebiet vor uns haben, das genarm ist und — hier kann man den Unsinn mit Händen greifen — weil ein solches Gebiet heute genarm ist, soll es niemals Verbreitungszentrum gewesen sein. Nein, diese Denkweise spricht allen folgerichtigen Überlegungen Hohn. Man lese einmal die Werke Richard

Braungarts „Die Urheimat der Landwirtschaft“ oder „Die Südgermanen“ nach. Da finden wir, daß noch vor einem Vierteljahrhundert zahlreiche Wild- und Primitivformen unserer Getreidearten sich in den abgelegensten Tälern der Alpen fanden. Vom Pfaßbauweizen (*triticum comp.*) bis zu den Gerstewildformen finden sich sowohl wild wachsend wie in den altertümlichen Saategemischen der Bauernäcker zahllose Formen. Allein die Aufzählung der von Braungart gefundenen Wild- und Primitivformen würden viele Seiten füllen. Würde man nun entsprechend der Methode Vavilov Genzentren aufstellen, so wären vermutlich die entlegenen Alpentäler, aber auch die Gebirge des Balkans Verbreitungszentren allererster Ordnung. Überall in abgelegenen Gegenden, dort wo die Eisenbahn und mit ihr die neuzeitliche Landwirtschaft noch keinen Einzug gehalten haben, würde man zu ähnlichen Genzentren kommen und mit derselben Berechtigung, wie der Bolschewist Vavilov könnte man dann in diesen Gebieten die Urheimat des Pflanzenbaues und die Wiege der Menschheit überhaupt legen.

Was sagt die Vorgeschichtsforschung zur Herkunft unseres Getreides

Mitte bis Ende des vergangenen Jahrhunderts, als noch allgemein die Ansicht verbreitet war, die Indogermanen selbst stammten aus den Steppen Asiens, nahm man an, daß das Getreide, insbesondere Weizen, Emmer, Dinkel, Gerste und Hirse mit den indogermanischen Volksstämmen nach Europa gelangt sei. Diese ursprünglichen Steppenbewohner hätten, so schien man mit Recht zu glauben, aus Asien Getreide und Ackerbau nach Europa gebracht. Heute aber, wo wissenschaftlich einwandfrei nachgewiesen worden ist, daß die Indogermanen europäischer Herkunft sind, haben mit Ausnahme der bolschewistischen Forscher die europäischen Wissenschaftler diese Annahme abgeändert. Sie behaupten nunmehr, es müßten Händler gewesen sein, die die Getreidearten von Asien nach Europa gebracht und hier etwa gegen Bernstein umgetauscht hätten.



Geschnitzte Kengeweißstüde. Höhle von Cospulugues

Gegenüber dieser sich hartnädig haltenden Lehre kann aber nun die Ur- und Frühgeschichtsforschung gewichtige Beweise herbeibringen. Beginnen wir mit dem Weizen.

Weizen ist vermutlich in Europa schon seit unvordentlichen Zeiten angebaut worden. Gewiß wird auch er vor dem vordringenden Eise der letzten Eiszeit nach dem Süden ausgewichen sein, aber schon bald nach der Eiszeit treffen wir ihn in den altsteinzeitlichen Höhlen Frankreichs. In den Pyrenäen fand ihn der Forscher Nelli¹⁾, in der Grotte Espulugues bei Lourdes. Hier wurden nämlich geschnitzte Kengeweihstücke gefunden, welche, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, Weizenähren stark ähneln. Die Funde haben ein Alter von etwa 12- bis 16 000 Jahren. Gradmann glaubt, daß es sich bei der Darstellung um Kolbenweizen handelt, aber selbst wenn es sich gar nicht einmal um Weizenähren handeln sollte, so liegt hier die Darstellung einer Grasart vor, die beweist, welch großes Interesse selbst zu allerfrühester Zeit schon den Halmfrüchten entgegengebracht wurde. Daß tatsächlich schon zu dieser Zeit Getreide, wenn nicht gezüchtet, so doch gesammelt und beachtet wurde, zeigt die Darstellung einer Weizenähre in der Höhle von Lortbet. Sie wurde in Schiefer eingraviert und stellt eine außerordentlich naturgetreue Wiedergabe eines bekannten Weizens dar. Weiterhin sind Bruchstücke ähnlicher Skulpturen wie die in der Höhle von Espulugues bei Lourdes von dem französischen Forscher Peccadeau in Deslisle bei Bruniquel gefunden. Doch damit nicht genug. Der französische Notar und Altertumsforscher Piette fand bei einer Grabung in Uriège beim Mas d'Azil unter einer meterdicken Lehmschicht eine mittelsteinzeitliche Kulturschicht mit den für diese Zeit typischen kleinen Steinwerkzeugen und den bekannten gemalten Riefeln vom Mas d'Azil, die runenähnliche Zeichen aufweisen.

In der ganzen Fundschicht verstreut aber wurden Hasel- und Walnußschalen, Pflaumenterne und Getreidekörner gefunden. Piette verstand leider noch nicht, diese wertvollen ältesten Zeugen des Ackerbaues zu konservieren. Er legte sie zur Trocknung an die Sonne, wo alles nach kurzer Zeit in Staub zerfiel. Piette glaubte, in den gefundenen Getreidekörnern Einkorn und Gerste festgestellt zu haben. Der alte Heer hat diese erste Gerste als *Hordeum hexastichum sanctum*, als heilige Gerste bezeichnet, da sie damals der früheste Fund von Gerste überhaupt war.

Aus der Mittelsteinzeit stammen dann weiter noch die bekannten Getreidefunde von Doudomont und aus dem Ende der Mittelsteinzeit die Getreidefunde von Champigny. Hier in Champigny, Departement Seine Inférieure, wurde ein Gefäßscherben mit Abdrücken von Gerstenkörnern gefunden.

Mit dem verschwindenden Eise wanderte auch in Europa der Wald wieder ein. Das Ren zog nach Norden ab, ihm folgte der Mensch, wie ja bekanntlich Gustaf Rossina im einzelnen nachgewiesen hat. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Theorie heute auch rassenkundlich von dem Leipziger Gelehrten R e c h e untermauert worden ist. Mit dem Menschen kam das Getreide. In der sogenannten Lyngby-Kultur finden wir Steinhaden, die sogenannten Lyngby-Haden, die ohne Frage dem Getreidebau gedient haben. Diese Haden sind z. T. noch aus Kengeweih hergestellt. Das Getreide wurde also zu dieser Zeit vermutlich noch im Hackbau (wenn vielleicht auch nicht ausschließlich) angebaut.

¹⁾ R. Gradmann: „Der Getreidebau im deutschen und römischen Altertum“.

Für die jüngere Steinzeit häufen sich dann die Beweise für den feldmäßigen Anbau von Weizen überall dort, wo eine nordische Bauernbevölkerung siedelte. Besonders viele Beweise für den Anbau der verschiedensten Getreidearten zum Ende der mittleren und Beginn der jüngeren Steinzeit haben uns die verschiedenen Pfahlbauten geliefert. So wurde im Pfahlbau von Wangen, in Schuffenried, in Linskov in Dänemark und Fesö Dobja in Ungarn, sowie in Bosnien Einkorn einwandfrei festgestellt. Sämtliche Funde stammen aus der jüngeren Steinzeit. Für die Bronzezeit wurde Einkorn in Terramare bei Loszeg in Ungarn nachgewiesen. Reinerth¹⁾ fand es auch im Pfahlbaudorf Riedschachen (Ausgang der mittleren Steinzeit) 2500 bis 2000 vor Beginn der Zeitrechnung. Nebenbei sei nur bemerkt, daß der ägyptisch-semitische Kulturkreis das Einkorn nicht kennt. Die Griechen aber haben wie alle Indogermanen das Einkorn gekannt und angebaut. Sie nannten es „Eiphe“ oder auch „Zea“. In Troja wurde es bei den Grabungen in großen Mengen gefunden. Auch die Römer haben wohl das Einkorn gekannt. Jedenfalls wurde es in einer römischen Niederlassung von Aquileja gefunden.

Wie das Einkorn, so ist auch der Emmer im nordischen Kreis sehr früh nachweisbar. Im Moordorf Dullenried wurde neben anderem Getreide auch Emmer festgestellt. Diese Siedlung stammt noch aus dem Ende der mittleren Steinzeit vor etwa 5000 Jahren. Auch in dem Pfahlbaudorf Riedschachen, das ja sicher einem stark nordischen Bauernvolk zuzuschreiben ist, wurde Emmer festgestellt (2500 bis 2000 vor Beginn der Zeitrechnung). Bei Sipplingen am Bodensee fand Reinerth²⁾ in einem Pfahlbaudorf einen Topf mit Speiseresten, der verkohlte Stücke enthielt, die sich bei genauer Untersuchung als Brot herausstellten, das aus echtem Kornschrot gebaden war.

Wir wissen, daß Emmer nicht allein zur Brotherstellung, sondern vor allem auch zur Bierherstellung verwendet wurde. Schon allein die hohe Technik der Bierherstellung dürfte beweisen, daß der Getreidebau im Norden seit Urzeiten zu Hause war. J. Grüb³⁾ beschreibt die Bierherstellung in sehr fesselnder Weise.

Das Emmerkorn wurde von den Spelzen befreit, angefeuchtet und zum Keimen angefeht. Dieses sogenannte Grünmalz wurde zerstampft und mit Wasser durchknetet, wodurch man eine Maische erhielt, die schwach auf 60° erwärmt wurde, wie man dies aus den gezonten Stärkekörnern schließen kann. Dadurch kam auch der Verzuckerungsprozeß in Gang. Doch wird auch wohl das andere Verfahren befolgt worden sein, wonach die Maische aus einem schwach ausgerösteten Bierbrot bereitet wurde. Die Hefe, welche man hinzusetzte, wurde entweder aus Sauerteig oder im Absatz aus dem alten Bier kultiviert, oder wie vorher erwähnt wurde, dürfte ein Teil der Hefe aus dem Honig stammen, den man der Emmerkornmaische hinzusetzte, wenn man Biere mit höherem Alkohol brauen wollte.

Nach beendeter Gärung wurde das Bier in die Trinkhörner oder Becher übergefüllt. Auf Klärung dürften die alten Germanen nicht viel gegeben haben, wie dies aus dem reiflichen Inhalt des Trinkhorns hervorgeht.

¹⁾ Reinerth: Das Federseemoor, Augsburg 1929.

²⁾ Reinerth: Das Federseemoor, S. 81.

³⁾ Grüb: „Das älteste Brauetreide“, „Tageszeitung für Brauerer“, Jahrgang 27 Nr. 276 vom 24. 11. 1929.

Wer diese Darstellung liest, sieht also, daß hier eine hochentwickelte Technik, die nur auf einer uralten Tradition aufbauen kann, vorliegt.

Gradmann weist in seinem Getreidebau noch darauf hin, daß in der jüngeren Steinzeit auch der Emmer in den Pfahlbausiedlungen von Wangen und Robenhausen gefunden wurde. Weiterhin aus der gleichen Zeit bei Michelsberg, bei Untergrombach und Handschuhshausen (Oberrheinische Tiefebene), weiterhin in Böhmen, Ungarn, Linstow-Dänemark und Christiansmünde.

Weizen der Dinkelreihe wurde für die jüngere Steinzeit in den Pfahlbauten von Wangen, Robenhausen, Stoore, Mossendorf, Schuffenried und am Bodensee gefunden. Weiterhin bei Lobositz, Groß- und Klein-Ezernofel in Böhmen, dann bei Erfurt, Ettersberg und Mertendorf in Thüringen, in der Siedlung Bovere im Scheldetal (Belgien), in der Wohnstätte von Linstow-Dänemark, in den Hünengräbern in Schonen und Bohuslän, in Steingräbern von Westergötland und Schweden sowie in den Großsteingräbern Norddeutschlands und vielen anderen Gegenden Deutschlands. Reinerth berichtet von Weizenfunden im Moordorf von Dullenried. Im Pfahlbaudorf Riedschachen wurden u. a. Zwergweizenabdrücke gefunden, ebenso wie in der Wasserburg Buchau im Federsee dieser Zwergbauweizen (*Tr. compactum*) gefunden wurde.

Es würde viel zu weit führen, alle steinzeitlichen Vorkommen von Weizen an dieser Stelle anzuführen. Der Anbau und die Züchtung des Weizens schon zur mittleren Steinzeit im Kreis des nordischen Bauerntums ist einwandfrei gesichert, wird aber zur Zeit noch weiter belegt durch die Untersuchung unserer Mikrokemiker.

Herkunft des Dinkels

Auch der Dinkel ist nicht aus den Steppen Asiens zu uns gekommen¹⁾. Heute ist ja der Dinkel bekanntlich Hauptbrottfrucht im Gebiet des schwäbischen Stammes, obgleich der Dinkelanbau in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen ist. Im Jahre 1883 wurden in Deutschland noch 182 819 ha Dinkel angebaut, während im Jahre 1935 nur noch 72 800 ha und 1936 nur noch 69 400 ha Dinkel festgestellt wurden. Vermutlich ist der Dinkel im heutigen schwäbischen Gebiet schon von der vorschwäbischen Bevölkerung, den nordischen Kelten, angebaut worden. Jedenfalls haben ihn die Galater, die z. B. Eumenes II. in Kleinasien einfielen und bei Pergamon vernichtend geschlagen wurden (zu Ehren dieser Schlacht wurde der Pergamon-Altar errichtet) nach Kleinasien mitgenommen. Die Galater waren bekanntlich nordische Kelten. Wer an ihre nordische Rassenzugehörigkeit nicht glauben will, der sehe sich einmal die idealen nordischen Gestalten des Pergamon-Altars an.

Wir wissen nicht, ob die Sueben, solange sie noch an der Ostseeküste saßen, oder als sie schon weiter an Elbe und in der Mark Brandenburg ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, den Dinkel gekannt haben. Jedenfalls ist er bisher hier noch nicht festgestellt worden. Später, als die Sueben vom heutigen Schwaben Besitz nehmen, ist aber der Dinkel das schwäbische Hauptbrotgetreide und überall, wo in späteren Jahren Schwaben angesiedelt werden, nehmen sie ihren Dinkel mit. Auch nach Rom ist dann der Dinkel von Schwaben aus in größerem Umfange eingeführt worden. Wenige Jahrhunderte nach

¹⁾ J. Reinerth: Das Federseemoor.

Beginn unserer Zeitrechnung lag ja die römische Landwirtschaft so stark darnieder, daß sie bei weitem nicht den Getreidebedarf der Riesengroßstadt Rom decken konnte. Aus allen Ländern strömte das Getreide nach Rom. Zu den Getreideausfuhrländern gehörte zu dieser Zeit auch Germanien. Der römische Kaiser Probus (276—282) behauptete sogar, alle römischen Scheunen sollten voll von germanischem Getreide sein und Kaiser Honorius (395—423) berichtet, daß er zur Zeit der Teuerung Getreide aus Alemannien (Schwaben) nach Rom kommen ließ. Unter Probus und Julian (361—363) werden sogar mehrmals Getreidelieferungen der Alemannen (Schwaben) nach Rom gemeldet.

Wegen ihrer Flüchtigkeit als Aderbauern holt Kaiser Valentinian I. Schwaben als Aderbauern in die Po-Ebene. Diese schwäbischen Siedler haben dort ihren Dinkel mitgenommen. Interessant ist, daß sich um 500 noch einmal der gleiche Vorgang unter Theoderich dem Großen wiederholte. Auch Theoderich griff auf die schwäbischen Bauern zurück, die er in der Po-Ebene ansiedelte.

Weitere Beweise

Auch die Tatsache, daß die ersten Brotsfunde zeitlich in die sogenannte Frühpfahlbauzeit (mittlere Steinzeit) zurückgehen, beweist ja eindeutig Anbau und Züchtung des Getreides bei uns in Europa zu einer Zeit, da vielleicht der Hinderfuss noch gar kein „Gen-Zentrum“ war. Die Brotsfunde der frühen Pfahlbauzeit zeigen, daß die Menschen dieser Zeit noch keine Backöfen kannten. Der Brotteig wurde um große heiße Steine herumgelegt. Deshalb weisen diese Brote eine eigenartige Schalen- bzw. Napfform auf. Es sind das die sog. Fladenbrote. Der Backofen kommt erst in der Bronzezeit auf. Er gestattet es nunmehr, auch dicke Brotfladen zu backen. So werden in der Bronzezeit Brotfladen mit einer Dicke von 20—30 cm gefunden. Im Pfahlbau von Robenhausen wurden 8 Pfund Brot gefunden. Man hat berechnet, daß diese 8 Pfund etwa 40 Pfund frischem Brot entsprechen. Auch das Brot von Robenhausen ist noch nicht in Backöfen, sondern auf heißen Steinen gebacken. Bis etwa zur Mitte der Bronzezeit verwendete man zum Backen noch ungesäuerten Brotteig, dann aber lernt man, den Teig zu säuern, wie die Funde porösen Brotes aus dieser Zeit zeigen. Später beherrscht das angesäuerte (Hefe-) Brot das Feld. Es ist ja leicht verdaulich und außerdem leichter zu backen. Das Mehl, welches zum Brot verwendet wurde, scheint niemals in größerem Umfange hergestellt zu sein. Die Hausfrau, welche backen wollte, mußte sich ihr Mehl selbst mahlen. Das war vielleicht nicht so schwierig, wie es heute erscheinen möchte, da man ja kein frisches Getreide, sondern angeröstetes Getreide verwendete, das der mechanischen Zertrümmerung nur geringen Widerstand entgegensetzte. Selbstverständlich wurde sowohl in der jüngeren Steinzeit wie in der Bronzezeit das ganze Korn verwendet. Man trennte noch nicht die eiweißhaltigen Schalen, d. h. die eiweiß- und mineralstoffhaltige Kleberschicht von dem inneren Mehlkern. Häufig wurde dem Mehl noch sogenanntes Erbsen- oder Stredmehl hinzugesetzt wie Eichelmehl oder sogar zerkleinertes Heidekraut. Ein großer Teil der Brote dieser Zeit besteht außerdem nicht aus reinem Weizenmehl, sondern ist gemischt aus Gersten- und Weizenmehl, ein Beweis dafür, daß auch die Gerste bei uns zur Stein- und Bronzezeit bereits angebaut und gezüchtet wurde.

Das sind im übrigen keine Entdeckungen neuester Zeit, sondern schon Richard Braungart wußte das. Er schreibt in seinem im Jahre 1914 erschienenen Werke „Die Süddeutschen“ S. 398/99: „Daher (Alpengebiet) und nicht aus Asien haben wir unsere Gerstenarten, deren Anfangsart *Hordeum hexastichum densum* von den Bauern der jungsteinzeitlichen Pfahlbauzeit herrührt, von diesen auf jene der Bronze- und Hallstattzeit und von diesen auf unsere Zeit übertragen worden ist. Aus der kleinen Sechszehngerste ist durch Mutation die echte Pfauengerste herausgesprungen (namentlich in Steiermark; es muß wohl auch noch besonderer Boden dabei sein). Selbstverständlich haben auch die Bauern der Pfahlbauzeit das *Hord. hexastichum densum* schon von noch älteren Epochen, von der paläolithischen Zeit her, die uns in Schnitzbildern den Spelz und den polnischen Weizen und in Sinngravierungen die dichtährige Sechszehngerste hinterließen. Und daß das in der Eiszeit nicht in Südfrankreich entstand, sondern obertertiären Zeiten entstammt, ist einleuchtend. Aber daß diese Art, mit noch einigen anderen Zerealien-Arten über die Hunderttausende von Jahren der Eiszeit bis auf uns kam, daran ist nur die Kultur dieser Zerealien durch die Paläolithiker schuld und nach der Erkenntnis dieser Tatsachen müssen wir zugeben, daß die Bodenkultur mit Bearbeitung des Bodens, Saat und Ernte von Gersten- und Weizenarten usw., bei uns schon Hunderttausende von Jahren alt ist.“

Die neuzeitliche Forschung hat Braungart im großen und ganzen recht gegeben, allerdings nur die Vorgeschichtsforschung, denn die deutschen Pflanzenzüchter glaubten zur Zeit noch blindlings an die Hypothese, die Bawilow aus seiner Genzentren-Theorie zieht.

Es ist ja die Aufgabe der Vorgeschichtsforschung, unbekümmert darum, wo heute die sogenannten Genzentren unserer Getreidepflanzen liegen, festzustellen, wann sie zuerst in Europa auftauchen. Wenn wir nun, wie bei der Gerste, Körner oder Abbildungen dieser Frucht finden, die ein Alter von 15 000 Jahren haben, so ist damit bewiesen, daß diese Kulturpflanzen nicht erst 12- oder 13 000 Jahre später aus Asien gekommen sind. Bekanntlich hat ja der französische Notar und Altertumsforscher Piette eine in Schiefer gravierte Darstellung der Gerste in der Höhle von Lortbet gefunden. Sie entstammt, wie Gradmann meint, der ägyptischen Epoche der Rentierzeit. Daß zu dieser Zeit schon Ackerbau getrieben wurde, zeigen ja auch eindeutig die zahlreichen Kengeweihbaken. Der Pflug ist für diese Zeit noch nicht nachweisbar, was durchaus nicht beweist, daß er zu dieser Zeit noch nicht vorhanden gewesen wäre. Aber selbst, wenn man letzteres glaubt, so kann man ja mit der Hade einen einfachen Ackerbau betreiben, wie Beispiele aus der Völkerkunde zur Geringe zeigen.

Die französische Forschung hat noch einen Beweis für das Vorkommen der Gerste zum Ausgang der Altsteinzeit beigebracht. Bei dem Orte Champigny fand man aus der Übergangszeit von der Alt- zur Mittelsteinzeit einen Gefäßscherben, in dem der Abdruck eines Gerstenkornes deutlich erkennbar ist.

In letzter Zeit sind gerade in Gefäßscherben häufiger Abdrücke von Getreidekörnern gefunden worden, und es wäre gut, einmal die zu Bergen in unseren Museen aufgehäuften Scherben auf Reste und Abdrücke vorgeschichtlicher Kulturpflanzen zu untersuchen. Sicherlich würde man dann manches entdecken, was bisher überhaupt nicht beachtet wurde.

Noch in der mittleren Steinzeit im Übergang zur jüngeren Steinzeit läßt sich dann die Gerste in größeren Mengen in den süddeutschen Pfahlbauab-

lungen nachweisen. So fand Reinert^h sie im Moordorf Dullenried. Das Alter der Siedlung ist ziemlich eindeutig auf 5000 Jahre festgelegt. Auch in der Pfahlbausiedlung von Riedschachen, die allerdings jünger ist, und schon dem nordischen Kreis angehört, wurde Gerste gefunden. Es ist damit nicht gesagt, daß die nordischen Bauernvölker die Gerste der Vorbevölkerung übernommen haben. Ein Bauernvolk ist konservativ und übernimmt nicht so leicht fremde, ihm nicht bekannte Kulturpflanzen.

Sehr wahrscheinlich ist, daß die Urindogermanen schon die Gerste gekannt haben. Jedenfalls kommt Hoops auf Grund seiner vergleichenden Sprachforschung zu diesem Schluß. Aus der Bronzezeit häufen sich dann die Funde von Gerste, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen. Es kann zu dieser Zeit gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Gerste von den Germanen angebaut wurde. Auch die römischen Schriftsteller Plinius, Tacitus usw. erwähnen dieses Getreide, das zu damaliger Zeit schon zur Herstellung von Bier Verwendung fand. Schreibt doch Tacitus (*Germania* 23), daß Gerste oder Weizen zur Herstellung von Bier bei den Germanen Verwendung fand.

Wo zu allererst das Ausgangsgras der Gerste in züchterische Bearbeitung genommen wurde, ist natürlich heute sehr schwer festzustellen. Von allen Getreidearten hat die Gerste wohl heute die größte Verbreitung. Sie kommt ebensogut in den Steppen Afrikas und Asiens vor, wie in den fetten Niederungsgebieten Nordeuropas. Ja sie steigt in Gebiete über 2000 m hinauf und wird selbst noch am Polarkreis und in Island gebaut. Nichts zwingt uns daher anzunehmen, daß sie einzig aus einem heute zufällig entdeckten oder besser gesagt statistisch festgestellten Genzentrum des Hindukusch stamme.

Herkunft der Hirse

Auch bei der Hirse liegen ähnliche Verhältnisse vor. Früher wurde die Hirse vielfach als das für Nomaden bezeichnende Getreide angesprochen. Das hängt wohl damit zusammen, daß sie heute noch für die mongolischen und kirgisischen Nomaden Innerasiens die Hauptgetreidefrucht darstellt. Aber wie verträgt sich diese Ansicht mit der Tatsache, daß die Hirse gerade von den alten Ackerbauvölkern sowohl des Morgenlandes wie Europas angebaut wurde?

Die echte Hirse (*Rispenhirse*) *panicum miliaceum* L. wird schon in den jungsteinzeitlichen Pfahlbausiedlungen von Riedschachen festgestellt, sie wurde also schon vor etwa 3500 Jahren in Europa angebaut. Auch in den Pfahlbausiedlungen von Wangen und Kobenhäusen kommt sie nach Gradmann vor. In Dänemark wurde sie in verschiedenen Siedlungen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit festgestellt. In der Bronzezeit wurde sie u. a. bei Montelieu am Merterer See nachgewiesen. Trotzdem die Hirse ziemlich frostempfindlich ist, wurde sie auch noch zur Eiszeit überall in Deutschland gefunden. Auch im Brot der Bronzezeit^{*)} wird sie häufig festgestellt. Reinert^h fand Hirse, und zwar Kolbenhirse sowohl wie Rispenhirse in der Wasserburg Buchau.

Interessant ist, daß die Kolbenhirse nur südlich des Mains verbreitet gewesen zu sein scheint, während die Rispenhirse bis nach Norddeutschland vordrang. Heute wird ja die Hirse nur noch sehr wenig angebaut. Man findet sie nur noch in sehr entlegenen Gebieten, z. B. in der Lüneburger Heide. So

*) von Stolar: „Nahrungsmittel in der deutschen Bronzezeit“. Zeitschrift „Ziel und Weg“.

ist auch für die Hirse einwandfrei nachgewiesen, daß sie schon zu frühesten Zeit von den nordischen Bauernvölkern und den Germanen gezüchtet und angebaut wurde.

Wann und woher kam der Roggen zu uns?

Während Weizen, Gerste und Hirse in Nordeuropa schon zur Steinzeit angebaut und gezüchtet wurden, tritt der Roggen, wenigstens nach den bisherigen Funden zu urteilen, erst gegen Ende der Bronzezeit in Europa auf. Es ist gewiß möglich, daß er hier schon früher angebaut wurde und daß, sobald die mikrochemischen Untersuchungsmethoden grundfänglich bei jeder urgeschichtlichen Grabung eingesetzt werden, auch der Roggen noch für frühere Zeit in Europa, insbesondere in Deutschland, festgelegt werden kann. Vorläufig aber müssen wir annehmen, daß der Roggen in Europa erst gegen Ende der Bronzezeit aufkam.

Der bisher früheste Nachweis des Roggens gelang im Pfahlbau von Ulmüß. Dieser Fund ist spätkbronzezeitlich. In der frühen Eisenzeit wird der Roggen dann in den Funden von Camöse und Karlsruhe in Schlessien belegt. Die Siedlungen bei Camöse und Karlsruhe stammen aus der frühen Eisenzeit, etwa aus dem Jahre 600 bis 700 vor Beginn der Zeitrechnung. Etwas später scheint der Roggen sich dann allgemein einzubürgern. Er wird in den spätereisenzeitlichen Siedlungen von Buchs, Ranton Zürich, in Gradistia in Ungarn und im römischen Kastell Hiltern an der Lippe gefunden.

Zu Beginn der Zeitrechnung um das Jahr 0 ist der Roggen, der vermutlich bei den indogermanisch-slawischen Stämmen Ostdeutschlands früher vorhanden war als in Germanien, auch im Norden Germaniens zu finden. Wir finden ihn zu dieser Zeit verschiedentlich auch in Dänemark. Die römischen Schriftsteller erwähnen ihn des öfteren. Allerdings berichten sie nichts von seinem Anbau bei den Germanen. Plinius nennt ihn zwar (nat. hist. 18, 16) *secale* oder auch *afia*. Er sei eine eigentümliche Brotfrucht der ligurischen Tauriner am Südfuße der Alpen.

Eigenartig ist, daß weder Griechen noch Römer diese ausgezeichnete Brotfrucht, die sie doch in Germanien kennenlernten und die auch die germanischen Stämme später mit nach Rom gebracht haben, übernommen haben. Auch heute noch ist ja eigenartigerweise der Südländer kein oder nur wenig Roggenbrot. Der Nordländer ist lieber das länger vorhaltende Roggenbrot, sogar nach Möglichkeit noch als Schwarzbrot. Der Romane hat geradezu einen Abscheu gegen dieses Schwarzbrot, wie ich insbesondere im Kriege an den französischen Kriegsgefangenen beobachten konnte. Selbst die ärmeren Leute ließen sich aus ihrer Heimat Weißbrot schicken, da ihnen unser schwarzes Brot nicht gefiel.

Zur Eisenzeit ist der Roggen also in ganz Germanien verbreitet gewesen. Seine ersten Anbauer und Züchter sind vermutlich indogermanisch-slawische Völker gewesen, was durchaus nicht beweist, daß seine Urheimat in den Steppen Asiens gelegen hat.

Hafer

Beim Hafer ist Herkunft und Urheimat wohl einigermaßen geklärt. Hier behaupten selbst unsere Züchtungsforscher heute nicht mehr, daß er in den Steppen Asiens entstanden sei. Hafer braucht ja bekanntlich ein verhältnis-

mäßig feuchtes Klima. Hinzu kommt noch, daß ja die vermutliche Ausgangspflanze des Hafers, der heute wild vorkommende Hafer (Flughafers, *avena fatua*) bei uns als Unkraut vorkommt. Dieser wilde Hafer vermehrt sich auf feuchten Äckern innerhalb des Getreides so stark, daß, wenn man ihn nicht energisch bekämpft, bald die Kulturpflanzen völlig von ihm unterdrückt werden. Diese Beobachtung haben schon römische Schriftsteller gemacht.

Schon verhältnismäßig frühzeitig wurde der Hafer in Bearbeitung genommen. So ist er in den bronzezeitlichen Pfahlbauten von Montelier und der Petersinsel im Bielersee sowie in einer bronzezeitlichen Schicht der Höhle bei Schedlingen (Schwäbische Alb) nachgewiesen, außerdem in den bronzezeitlichen Niederlassungen Dänemarks. Plinius erwähnt als Eigentümlichkeit der Germanen, daß sie Hafer bauen und sich vom Hafereis ernähren (nat. hist. 18/149). Der Hafer hat also zu germanischer Zeit eine weite Verbreitung in Germanien gehabt.

Das Ergebnis

1. Die ur- und frühgeschichtlichen Nachweise unserer Getreidepflanzen widerlegen also eindeutig die Folgerungen, die Vavilov aus seiner Ursprungslehre auf die Urheimat unserer Getreidearten und auf die Urheimat des Ackerbaues überhaupt zieht. Solange wir in Europa die ältesten Nachweise des Ackerbaues und der Kulturpflanzen finden, solange müssen wir hier die Urheimat des Ackerbaues annehmen.

2. Die Vavilovschen Theorien, auch die Ursprungstheorie, sind auf Grund der heute vorkommenden Wildformen unserer Getreidepflanzen aufgestellt. Sie kann daher nichts über die Geschichte, klimatische Entwicklung und Entstehung der Pflanzenarten aussagen. Alle aus der Ursprungstheorie gezogenen Schlüsse sind insofern typisch bolschewistisch als sie nicht nur die Entwicklung des Klimas in den Genzentrengebieten unberücksichtigt lassen, sondern auch die Urgeschichte der Getreidepflanzen selbst.

3. Damit sind die Methoden Vavilovs zur Feststellung der Urheimat des Ackerbaues als völlig unzulänglich erwiesen und können wissenschaftlich nicht ernst genommen werden.

4. Die sich auf die Urheimat des Acker- und Pflanzenbaues beziehenden Hypothesen Vavilovs sind damit als eine bolschewistische Zwecktheorie zum höheren Ruhm der „bolschewistischen Kultur“ entlarvt und widerlegt.

Ernst Schaper:

Der Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken

Mit Wirkung vom 1. Februar 1937 hat die Reichsregierung neue Bestimmungen über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken erlassen.

Die Freiheit des Verkehrs mit landwirtschaftlichen Grundstücken ist erst seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts eingetreten. Vorher haben Besitzverschiebungen nur in geringem Umfang stattgefunden. In den älteren Zeiten war der Grund und Boden eben noch kein Handelsgegenstand im Sinne einer freibeweglichen Ware. Solange es bei unseren Vorfahren nur einen Berufsstand, nämlich den Bauernstand gab, hat der Boden seine natürliche Eigenschaft als Ernährungsgrundlage der Sippen beibehalten. Der Besitzer betrachtete sein Ackerland somit auch nicht als persönliches Eigentum, über das er nach Belieben frei verfügen konnte, sondern es galt ihm als ein Gotteslehen, das seiner Sippe nur zur Nutzung für den Lebensunterhalt gegeben war. Deshalb mußte er es auch seinem Geschlecht erhalten. Und nur im Erbgang übertrug sich der Besitz auf den erbberechtigten Nachkommen. Noch bis in das späte Mittelalter wurde bei den freien Bauern der Grund und Boden als Gottes- und Sonnenlehen betrachtet und die Sitte der geschlossenen Grundstücksvererbung ist bei unserer Bauernschaft bis zu ihrer Überführung in das Reichserbhofgesetz fast innerhalb des gesamten Reichsgebietes im Gebrauch geblieben.

Als sich im frühen Mittelalter spätrömische Rechtsauffassungen im Staat und in der Verwaltung durchsetzten und dazu eine Aufgliederung des Volkes in verschiedene Berufsstände kam, trat eine starke Veränderung in der Verteilung des Grundeigentums in Erscheinung. Ein großer Teil der genossenschaftlich gebundenen Ländereien — Allmende — wurden als Königsland erklärt und den Großen des Reiches sowie der Kirche lebensweise übertragen. Diese Lehen bildeten die Grundlage für das Entstehen von großen, mittleren und kleineren Herrenhöfen, denen die Bauernhöfe als Zinsgüter untergeordnet waren.

Mit der Erteilung eines Dienst-Lebens wurde kein wirtschaftliches Ziel verfolgt, sondern lediglich eine öffentlich-rechtliche Einrichtung durchgeführt. Der Lehnsträger war demgemäß seinem Herrn auch nicht zu wirtschaftlichen, sondern nur zu öffentlich-rechtlichen, insbesondere militärischen Diensten verpflichtet. Als Gegenwert für seine Dienste stand ihm der Nutzungswert des Lebens zur Verfügung, dessen Bewirtschaftung von Knechten und bäuerlichen Hintersassen ausgeübt wurde. Ursprünglich erfolgte die Überlassung von solchen Lehnsgütern nur auf Lebenszeit. Seit dem 12. Jahrhundert wurden sie aber mit den damit verbundenen Ämtern ebenso erblich, wie es die Bauerngüter schon immer gewesen waren.

Ein Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken hat bis zur Neuzeit nur in geringem Umfang durch anderweitige Veräußerungen als auf dem Wege des Erbanges stattgefunden, da fast der gesamte Grund und Boden, der Freien sowohl als der Hörigen, erbrechtlich gebunden war. Seit altgermanischer Zeit hat immer nur der erberechtigte Sohn sein Geschlecht auf dem ungeteilten und freien Erbe seiner Ahnen fortgesetzt. Nach dem Tode seines Vaters übte er die Schutzherrschaft sowohl über seine Frau und Kinder, als auch über seine unmündigen Geschwister aus. Gegenüber seinen erwachsenen Brüdern galt er als der Erste unter Gleichen. Solange diese unverheiratet waren, wirtschafteten sie alle als nutzungsberechtigte Miterben gemeinsam auf dem Gute. Wenn sich dagegen die Geschwister verheirateten und einen eigenen Hausstand gründen wollten, mußten sie vom väterlichen Hofe weichen. Durch die Ehe erwarben sie sich aber Anspruch auf einen eigenen Hof, der ihnen aus der Allmende der Marktgenossenschaft zur Verfügung gestellt wurde.

Als nach dem Aufkommen der Städte und der Geldwirtschaft im Mittelalter die Bevölkerungsdichte zunahm und kein brachliegender Boden mehr für Neusiedlung zur Verfügung stand, entwickelte sich allmählich das Miteigentumsrecht der weichenden Geschwister. Ihr Anspruch auf Erbabsindung erstreckte sich aber nur auf solche Überschüsse des väterlichen Hofes, die dessen Leistungsfähigkeit nicht gefährdeten. Ein Recht auf Zwangsvollstreckung ihrer Forderungen stand ihnen daher auch nicht zu.

Das Recht der alten Erbsitte, das die Veräußerung oder Belastung von vererbtem Grund und Boden untersagte, behielt trotz dieser Veränderung zunächst noch allgemeine Geltung. Der Sachsenspiegel (Landrecht I, 52 § 1) des Eide von Repkow aus dem 13. Jahrhundert bestimmt noch ausdrücklich: „Ane Erven Gelof unde ane echt Dink ne mut nieman sin Egen geben. Gibt her iz weder Rechte sun der Erven Gelof, die Erve underwindet sich mit Ordelen, alse ob her dot si, iene der iz dare gab, so her iz nicht geben ne mochte“.

Die dem Sachsenspiegel folgenden Rechtsaufzeichnungen unterscheiden aber schon zwischen ererbtem und selbst erworbenem Eigentum. Die durch Urbarmachung von Sdland oder durch Ankauf erworbenen Grundstücke unterlagen der freien Verfügungsgewalt des Besitzers. So bestimmt ein Magdeburger Schöffennurteil: „Allis anirstorben Gut unde Erbe mag ein Mann nicht vorgebin unde vorkowffin ane Geerbin Orlauch; abir Gut, das direrbet iz, das en mag ein Mann verkowffen unde vorgebin, wenne her wil, ane Wedirsprake“.

Das österreichische Landrecht aus dem 13. Jahrhundert stellte das erworbene Gut bereits nach einjährigem Besitz dem Erbgut gleich, während nach den anderen Landrechten die Veräußerung des „um wohlgezwonnene Habe“ erkauften Eigentums dem Erwerber solange frei stand, wie er lebte. Nach seinem Tode fielen derartige Grundstücke aber wieder in die Masse des unveräußerlichen Erbgutes. Das geltende Erbrecht verhinderte somit, daß ungebundene Ländereien für längere Zeit und in größerem Umfang dem Grundstücksverkehr erschlossen waren.

¹⁾ Ohne der Erben Erlaubnis und ohne echtes Ding darf niemand sein Eigen vergeben. Gibt er es widerrechtlich ohne Erlaubnis der Erben fort, dann mögen die Erben ein Urteil erwirken, so, als ob jener tot sei, der es widerrechtlich vergab.

²⁾ Alles durch den Tod jemandes überkommene Gut und Erbe darf ein Mann nicht vergeben und verkaufen, ohne der Erben Erlaubnis; aber Gut, das erworben ist, das mag man verkaufen und vergeben, wenn man will, ohne Widerspruch.

Nachdem die mittelalterliche Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft abgelöst war, setzte sich das Miterbenrecht auf Grund des eingebrochenen fremden spätrömischen Rechtes und des Frühkapitalismus in immer steigendem Maße durch. In einigen Gebieten des Reiches, besonders in Südwestdeutschland, führte es sogar zur Aufteilung der Liegenschaften im Erbgang. Die auseinanderfallenden Grundbesitzungen wurden hier sehr häufig von den Erben verkauft oder verpachtet. Obwohl dadurch schon ein beachtlicher Verkehr mit Grundstücken einsetzte, hatte der Boden dennoch keineswegs die Eigenschaft einer „Handelsware“ angenommen, da er nicht zum Zweck des Wiederverkaufs, sondern als Arbeitsstätte erworben wurde. Die Bewerber setzten sich daher auch vorwiegend nur aus Kleinbauern zusammen, die danach trachteten, ihren Landbesitz zur ausreichenden Ernährungsgrundlage abzurunden. Da den bauerlichen Bewerbern jede Spekulationsabsicht fernlag, blieb der Kaufwert des Grund und Bodens in einem angemessenen Verhältnis zu seinem Nutzungswert. Der Landkauf wurde erst dann von ihnen vorgenommen, wenn sie sich das Geld dazu erspart hatten. Infolgedessen ist in den Zersplitterungsgebieten die Bodenverschuldung am niedrigsten geblieben.

Abgesehen von den verhältnismäßig kleinen Zersplitterungsgebieten blieb in den weitaus größeren Teilen des Reiches die ungeteilte Vererbung im Gebrauch. Dafür setzte sich hier aber seit dem 16. Jahrhundert das Recht der weichen Erben durch, ihre Abfindung durch Eintragung von Hypotheken zu sichern. Die Höhe der Abfindung wurde nach „der Bruder- und Schwestern-tage“ berechnet, die in einem bestimmten Verhältnis zum Ertragswert stand und der Festsetzung einer Verschuldungsgrenze gleichkam. Die Teilung erstreckte sich also nicht auf den Verkehrs- oder Kaufwert des Bodens und der sonstigen Liegenschaften, sondern lediglich auf den Barüberschuß, den sogenannten Rentenwert des Landgutes, von dem auch der standesgemäße Unterhalt der wirtschaftenden Familie nicht einbegriffen war. Damit wurde jede Zinsnechtschaft und Überschuldung des landwirtschaftlichen Betriebes durch Inanspruchnahme von Krediten verhindert. Der Besitzer war bei guter Wirtschaftsführung in der Lage, Ersparnisse zu machen, aus denen er die Abfindung an seine Geschwister bezahlen und mit denen er, darüber hinaus, den nachfolgenden Erbgang sichern konnte.

Die rechtliche Gebundenheit des Grund und Bodens und das Anerbenrecht wurden bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch landesherrliche Ordnungen aufrechterhalten oder als Gewohnheitsrecht von den Gerichten anerkannt. Erst nach dem Durchbruch des wirtschaftlichen Liberalismus erfolgte die Auflösung des alten deutschen Bodenrechtes und die Beseitigung aller Rechtsvorschriften, die bislang eine Veräußerung und Zersplitterung, sowie eine übermäßige Verschuldung und Anhäufung des Grundbesitzes verhindert hatten. Gleichzeitig erfolgte die Unterwerfung der Landgüter unter das spätrömische Erbrecht, das jedem Miterben die Forderung auf gerichtliche Zwangsversteigerung „des nicht ohne Schaden in Natur teilbaren Landgutes“ einräumt und ihm somit das Recht gibt, die Erbteilung nach dem Handels- und Spekulationswert zu erzwingen.

Diese Bestimmung des Preussischen Landeskulturediktes vom 14. September 1811, die später auch in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen wurde, ist bis heute für das nicht erbhofrechtlich gebundene Grundeigentum rechtskräftig

geblieben. In ihr tritt der kapitalistische Gedanke und die krasse Gier, die alle Beziehungen des Menschen zu seinem Besitz und seiner Wirtschaft entpersönlicht, am greifbarsten zutage. Erst durch diese liberalistische Verfälschung des deutschen Bodenrechtes ist der Grundbesitz „mobilisiert“ und von „Rechts wegen“ zum Verkehrsgegenstand, zur Handelsware gemacht worden. Damit war der Grund und Boden seiner natürlichen Eigenschaft als Ernährungsgrundlage des Volkes und als Heimstätte seiner wertvollsten Geschlechter entkleidet.

In richtiger Erkenntnis der neu entstandenen Gefahrenquelle für unser Volks- und Staatsleben äußerte der Freiherr vom Stein seinen Widerspruch gegen die Abschaffung des Anerbenrechtes mit den Worten: „Es ist mir wohl bekannt, daß diese Meinung der Ansicht derjenigen widerspricht, denen Bevölkerung und Erzeugung von Nahrungsmitteln der Hauptzweck des Staates ist; mir ist es aber seine religiös-moralische, intellektuelle und politische Vollkommenheit, und diese wird verfehlt, wenn die Bevölkerung sich in Tagelöhner, kleine ärmliche Grundeigentümer, Fabrikarbeiter und in ein Gemenge von christlichen und jüdischen Landwuchsern, Fabrikverlegern und Beamten aufgelöst hat, die durch Genuß und Erwerbßliebe durch das Leben gepeitscht werden.“

Nicht weniger deutlich drückte sich Ernst Moritz Arndt aus: „Nichts ist dem Staate in der Regel verderblicher als die übertriebene Zerteilung der Grundstücke; sie macht Bettler und Vagabunden und schafft Gefindel, wo nur treue und redliche Menschen wohnen sollten. . . . Die Personen müssen frei sein, aber wenn Stöcke und Steine und Wälder und Berge aus einer Hand in die andere hin- und herfliegen im Wind, wenn selbst das Festeste beweglich und flüchtig wird, dann bleibt bei dem Menschen auch in dem nichts mehr fest, was die Geseze unerschütterlich machen sollte wie die ewigen, alten Berge Gottes, in der Gesinnung und in der Liebe.“

Aber über alle diese leidenschaftlichen Mahnungen der einsichtigsten Männer hinweg nahm die kapitalistische Entwicklung in der liberalen Wirtschaft ihren Fortgang. Die Preise für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse wurden dem modernen Grundsatz von Angebot und Nachfrage unterworfen. Infolge der gleichzeitigen Auflösung der bäuerlichen Wirtschaftsgemeinschaften durch die sich vollziehende Arbeitsteilung zwischen Landwirtschaft und Gewerbe, waren die Hof- und Gutsbesitzer in steigendem Maße auf den Absatz ihrer Erzeugnisse angewiesen, um sich die Güter für ihren persönlichen Bedarf und für ihre Wirtschaft beschaffen zu können. Bei niedrigeren Einnahmen wurde deren Erwerbung immer häufiger von einer Kreditaufnahme abhängig, die eine steigende Verschuldung der Landwirtschaft herbeiführte. Die Preise für die Bodenerzeugnisse in Verbindung mit den Anschaffungskosten für die Wirtschaftsgüter und der Zinshöhe für das aufgenommene Leihkapital (die sog. Preis-schere) waren damit zu einer Lebensfrage der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung geworden.

Der wirtschaftlichen Macht der Geldgeber, die sowohl die Preise für die Erzeugnisse als auch für die Bedarfsgüter, sowie die Höhe des Zinsfußes bestimmten, waren die Bauern und Landwirte, trotz ihres genossenschaftlichen Zusammenschlusses, auf die Dauer nicht gewachsen. Die Folge davon war eine ungewöhnlich hohe Verschuldung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes und

dessen Abhängigkeit vom Leihkapital. Die Verschuldung der Landwirtschaft, die vor dem Kriege auf 17,5 Mrd. angewachsen, am Ende der Inflation aber auf ein Minimum herabgesunken war, erreichte in den dazwischen liegenden neun Jahren bis 1932 wieder eine Höhe von 14 Mrd. RM.

Der Verwendungsbereich dieses Leihkapitals erstreckte sich aber nur in geringem Umfang auf die Erhöhung des Bodenwertes durch Urbarmachung von Sdländereien, Verbesserung bereits landwirtschaftlich genutzter Flächen, Schutz vor Überschwemmung, Versumpfung und Austrocknung oder Flurbereinigung u. dgl. Vielmehr führte die unnatürlich hohe Kreditbelastung dazu, dem landwirtschaftlichen Grund und Boden die Eigenschaft einer „leicht beweglichen Ware“ im Grundstücksverkehr zu geben.

Ein mit Anleihen und Hypotheken hoch belastetes Grundstück kann schon mit einer verhältnismäßig kleinen Geldsumme erworben werden, denn der Kaufbetrag macht dann nur die Differenz zwischen dem tatsächlichen Wert und der Gesamtverschuldung aus. Somit sind schon die Inhaber von kleineren Vermögen in der Lage, wertvolle Grundstücke zu erwerben. Durch diese Möglichkeit wird die Zahl der Bewerber wesentlich vergrößert und der sogenannte Verkehrswert der Grundstücke gegenüber dem tatsächlichen Wert bedeutend überschritten. Der übersteigerte Erwerb eines landwirtschaftlichen Grundstückes zwingt aber andererseits seinen Besitzer zu einer höchstmöglichen Ausbeutung, damit sich das hineingesteckte Kapital bezahlt macht.

Diese rücksichtslose Erwerbssucht kennzeichnete Gustav Ruhland mit den treffenden Worten: „Dieser ganze, durch das geltende Recht und die herrschende Kreditorganisation erst geschaffene „Handel“ mit deutschen Grundstücken sieht im Grund und Boden nicht das unentbehrliche Produktionswerkzeug oder die Basis der Konsumbedürfnisse des Volkes, sondern ausschließlich das Spekulationsobjekt, das man möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer zu verkaufen bemüht ist. . . . Der gleisnerische einschmeichelnde Gedanke, welcher unserem herrschenden Kapitalistenrecht für Grund und Boden eigen ist, lautet: „Du brauchst nicht zu arbeiten, auch wenn Du unbemittelt bist. Kaufe vielmehr mit Schulden Grundbesitz. Überbiete Deine Konkurrenten durch höhere Preise. Und kaufe möglichst viel. Wenn Du dann Glück hast, in eine gute allgemeine Konjunktur hineinzukommen, und wenn Du Deinen Besitz zur rechten Zeit wieder verkaufft, dann wirst Du ein reicher Mann, ohne gearbeitet zu haben“.

An die Stelle der ehrlichen, redlichen, stetigen Arbeit treten die Lodungen des Spekulationsgewinnes, der fast immer zweifelhaft ist. Sicher ist zunächst nur eine rasch fortschreitende Belastung des Grundbesitzes mit Schulden aller Art, bei bald steigenden, bald fallenden Grundpreisen je nach dem Wechsel der Konjunktur. All diesen Erscheinungen entspricht die wachsende Herrschaft des Kapitalismus“).

Im 19. Jahrhundert blieben fast alle Bemühungen um eine gesetzliche Wiederanerkennung des aufgehobenen Anerbenrechtes vergeblich. Mit zäher Beharrlichkeit verfolgte die kapitalistische Gedankenwelt die weitere Förderung der Spekulation im Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken. So erklärte u. a. der Hannoversche Landtag im Jahre 1871 das Erfordernis der Genehmi-

²⁾ Ruhland: „System der politischen Ökonomie“, Neudruck Bd. III, S. 132 ff.

gung zur Veräußerung, Teilung und Schuldbelastung des Grund und Bodens für ebenso „unnützlich“ wie „demütigend“. Trotz der unbefriedigenden Rechtslage hat unser Bauerntum aber überwiegend an der Sitte der geschlossenen Vererbung seiner Liegenschaften festgehalten und dem spekulativen Grundstücksverkehr, soweit es seinen Sektor betraf, keine wesentliche Unterstützung verliehen. Um so stärker trat dagegen die Spekulation mit landwirtschaftlichen Grundstücken bei den nicht bäuerlichen Gutsbetrieben in Erscheinung. In den preussischen Provinzen betrug z. B. die Zahl der Rittergüter 11 771. Innerhalb von 30 Jahren, und zwar in dem Zeitraum von 1835 bis 1864 waren zu verzeichnen:

14 404 freiwillige Verkäufe,
1 347 gerichtliche Versteigerungen,
7 903 Vererbungen.

Es ergaben sich also 15 751 Besitzveräußerungen. Von den größeren Gütern in Ostpreußen waren im Jahre 1885 nur 12,8 vH. länger als 50 Jahre in unveränderlichem Besitz, während also 87,2 vH. ihre Besitzer gewechselt hatten⁴⁾.

Der Verfügungsfreiheit der Grundeigentümer waren praktisch keine Grenzen gesetzt. Nur in einigen Fällen zeigten sich Versuche einer gewissen, aber unzulänglichen Beschränkung. Es handelte sich hierbei um die mit öffentlichen Mitteln errichteten Ansiedlungs- und Rentengüter, deren Teilungen und Vereinigungen mit größeren Gutsbetrieben von der Genehmigung der Siedlungsbehörde abhängig gemacht wurde. Weiterhin wurde im Jahre 1904 für die östlichen Grenzgebiete ein Befestigungsgesetz erlassen, um den Grund und Boden für das Deutschtum zu sichern. Außerdem haben einige Länder für die Zerpfitterungsgebiete gesetzliche Mindestgrößen für Bodenparzellen festgesetzt. Diese und ähnliche Verfügungen blieben jedoch im wesentlichen bedeutungslos, weil sie nur eine äußere Abwehr von Gefahren darstellten, im übrigen aber nach wie vor der liberalistischen Gedankenwelt entsprachen.

Erst nach der Überwindung des Wirtschaftsliberalismus durch die nationalsozialistische Machtergreifung konnten die bislang herrschenden Kapitalistenrechte über den deutschen Acker verdrängt und die Neubildung eines gemeinnützigen deutschen Bodenrechtes in Angriff genommen werden. Der bedeutendste Schritt auf diesem Wege war der Erlass des Reichserbhofgesetzes vom 29. September 1933. Damit hat der germanisch-deutsche Erbhofgedanke, über das alte Auerbenrecht hinaus, eine neue Prägung erhalten. Gleichzeitig löste das Gesetz die Bauernländereien und -wirtschaften aus dem freien Waren- und Kapitalverkehr heraus. Der Erbhof ist unverschuldbar und unveräußerlich. Abverkauf und Belastungen bedürfen einer Genehmigung durch das Auerbengericht, die nur dann erteilt wird, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Weiterhin ist jede Zwangsvollstreckung von Geldforderungen beseitigt. Durch diese Bestimmungen ist der erbhofrechtlich gebundene Grundbesitz unseres Bauerntums grundsätzlich dem freien Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken entzogen.

⁴⁾ J. Conrad: „Agrarhistorische Untersuchungen“, III.

Das Reichserbhofgesetz gelangt aber vorerst nur für etwa 32 vH. des land- und forstwirtschaftlich genutzten deutschen Raumes zur Geltung. Es wird nach dem Abschluß der einstweiligen Durchführung, gemäß der Schätzung des Reichsinstituts für Konjunkturforschung, insgesamt etwa 54 vH. der landwirtschaftlichen Reichsfläche umfassen, die (mit Ausnahme des Saarlandes) 42,1 Millionen Hektar beträgt. Von den übrigen 46 vH. befindet sich, im Eigentum des Staates und der öffentlich-rechtlichen, sowie ähnlichen Körperschaften ein Anteil von rund 22 vH., der, abgesehen von gewissen Einschränkungen, ebensowenig dem freien Grundstücksverkehr unterworfen ist wie das Erbhofland. Der restliche Anteil von 24 vH. entfällt auf private Eigentümer. Diese erbhofrechtlich nicht gebundenen rund 10 Millionen Hektar land- und forstwirtschaftlich genutzter Ländereien stehen noch heute dem freien Verkehr mit Grundstücken offen. Mangels anderer Bestimmungen galten hierfür bisher nur das unzulängliche Gesetz des Bundesrats über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken vom 15. März 1918.

Dieses noch während der Kriegszeit erlassene Gesetz richtete sich besonders gegen die Kriegsgewinnler, Güterschlichter und Spekulanten, die die Not der Zeit benutzten, um sich zum Schaden der Landwirtschaft und der landwirtschaftlichen Höfe und Güter zu bereichern. Die Bestimmungen sollten die unwirtschaftliche Zerstückelung der Grundstücke und die Aufhebung der wirtschaftlichen Selbständigkeit eines landwirtschaftlichen Betriebes dadurch verhüten, daß die Auflassungen von der Genehmigung des Landrates abhängig gemacht wurden. Der Bereich dieser Verfügung umfaßte alle Grundstücke von mehr als 5 Hektar.

Dem Bundesratsgesetz von 1918 war bereits in den anderen verbündeten Staaten und in vereinzelt deutschen Provinzen eine Reihe von Kriegsmaßregeln und Anordnungen über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken vorausgegangen. So haben die österreichische Regierung im Jahre 1915 und die ungarische Regierung im Jahre 1917 die Übertragung land- und forstwirtschaftlichen Besitzes von der behördlichen Zustimmung abhängig gemacht. Das Land Baden erließ 1917 eine gleiche Bestimmung für die Kriegs- und Übergangszeit. In den Provinzen Schleswig-Holstein, Sachsen und Brandenburg waren es die stellvertretenden Kommandierenden Generäle, die unter Berufung auf das Gesetz über den Belagerungszustand vom Jahre 1851, die Zerschlagung und Veräußerung landwirtschaftlicher Grundstücke von der Genehmigung der Verwaltungsbehörden abhängig machten. Diese ersten gesetzlichen Beschränkungen im Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken sind bezeichnenderweise nicht von den Zivilverwaltungen erlassen, sondern von den Militärbehörden ausgegangen. Die Frage der Kriegsernährung stand dabei weniger im Vordergrund, als die Gefahr, daß die Höfe der gefallenen Bauern durch die Spekulationswut der Kriegsgewinnler zerschlagen wurden und infolge des freien Grundstücksverkehrs verloren gingen. Der stellvertretende Kommandierende General in Rassel erklärte am 16. Juli 1917: „Es braucht nicht betont zu werden, daß die Erhaltung der Wehrkraft unseres Volkes nur möglich ist, wenn unsere Bauern erhalten bleiben. Die Erhaltung des Bauernstandes wird und muß die wichtigste Aufgabe der Staatsgewalt sein.“

Die Taubheit des im liberalistischen Fahrwasser schwimmenden Bundesrates gegen diese Notwendigkeit konnte erst auf nachdrücklichste Vorhaltungen

des Kriegsministeriums soweit überwunden werden, daß die Genehmigungspflicht für Rechtsgeschäfte mit landwirtschaftlichen Grundstücken bestimmt wurde. Die Bundesratsbekanntmachung bot aber nur eine unzulängliche Möglichkeit zur Überwachung des Grundstücksverkehrs, weil die Gründe, aus denen eine Genehmigung versagt werden konnte, zu eng begrenzt waren und weil sie vor allem die Grundstückserwerbung in der Zwangsversteigerung unberührt ließ. Diese Mängel sind auf die Berücksichtigung des herrschenden Kapitalistenrechtes zurückzuführen, das eine Beschränkung der freien Verfügungsgewalt über das Eigentum auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuches und der Verfassung verhinderte. Dadurch waren dem Anwendungsbereich des Gesetzes sehr enge Grenzen gesetzt. Die Bekanntmachung wurde außerdem in unzulänglicher Weise gehandhabt. Ihre Anwendung konnte nur in wenigen Fällen erfolgen. Teilweise ist sie bald nach dem Kriege in Vergessenheit geraten.

Nach der Machtergreifung durch den Führer erlangte die Bundesrats-Bekanntmachung von 1918 im Sinne der nationalsozialistischen Agrarpolitik ihre weitmöglichste Anwendung auf die nicht erbhofrechtlich gebundenen land- und forstwirtschaftlichen Ländereien. Hierbei trat ihre Unzulänglichkeit aber um so klarer in Erscheinung. Daher wurde die Neuordnung der Bestimmungen für den freien Grundstücksverkehr, vor allem zwecks Ausschaltung der Bodenspekulation, zu einer zwingenden Notwendigkeit. Dieser Forderung entspricht das am 26. Januar 1937 im Reichsgesetzblatt veröffentlichte „Gesetz zur Änderung der Bekanntmachung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken vom 15. März 1918“. Gleichzeitig ist von dem Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft die jetzt geltende Fassung der Bundesratsbekanntmachung unter der Überschrift: „Bekanntmachung über den Verkehr mit landwirtschaftlichen oder forstwirtschaftlichen Grundstücken (Grundstücksverkehrs-bekanntmachung)“ veröffentlicht worden. Mit diesen Bestimmungen ist eine neue rechtliche Grundlage für die Verwirklichung der nationalsozialistischen Bodenordnung, durch eine planvolle Steuerung des Verkehrs mit landwirtschaftlichen Grundstücken gebildet.

Bisher war es jedem Kaufliebhaber, wenn er nur über genügende Mittel verfügte, möglich, solche landwirtschaftlichen Grundstücke, zumindest im Wege der Zwangsversteigerung, zu erwerben, die nicht erbhofrechtlich gebunden waren. Das alte Bundesratsgesetz schloß nicht ausdrücklich aus, daß die Genehmigung zum Grundstückserwerb auch Nichtlandwirten erteilt werden könnte, ebenfalls forderte es keine Genehmigung für die Zulassung in der Zwangsversteigerung. Die Folge davon war, daß sich reiche Fabrikanten, Kaufleute, Angehörige freier Berufe, Beamte, Handwerker, Gewerbetreibende und ähnliche der Landwirtschaft fernstehende Kreise — sogar Juden — landwirtschaftliche Grundstücke erwarben. Viele kapitalkräftige Käufer strebten danach, sich neben ihren Stadtwohnungen noch einen Luxusbesitz auf dem Lande zu erwerben, um dort ihren Sommer- und Wochenendaufenthalt verbringen oder der Jagd nachgehen zu können. Die besondere Vorliebe für derartige Erwerbungen sind durch die modernen Verkehrsverhältnisse und besonders durch den Kraftwagen wesentlich gefördert.

In den allermeisten Fällen erfolgte die Erwerbung von landwirtschaftlichen Grundstücken aber zum Zweck der Kapitalanlage oder aus spekulativen Absichten, wobei die Preise der Grundstücke den Nutzungswert regelmäßig über-

schritten. Derartige Überzahlungen kann sich dagegen der Landwirt nicht leisten, da er das Land als Produktions- und Arbeitsgelegenheit benötigt. „Jede Überzahlung bedeutet für ihn in der Regel eine entsprechende Erhöhung der Grundschulden, eine dauernde Zinsnechtschaft für spekulative Kapitalgewinne anderer Personen, einen entsprechenden Raub an seinem natürlichen Arbeitsertrag und eine bedenkliche Schwächung unserer landwirtschaftlichen Verhältnisse gegen ungünstige äußere Verhältnisse“).

Die Steigerung der Bodenpreise führt auch zur Steigerung der Pachtpreise. Die der Landwirtschaft fernstehenden Kreise beabsichtigen nur in den seltensten Fällen, den von ihnen erworbenen Grund und Boden selber zu bewirtschaften. Sie lassen vielmehr den Landwirt, der wegen der hohen Grundpreise nicht als Käufer auftreten kann, als Pächter für den Zinsendienst ihres Kapitals arbeiten, wobei der geforderte Pachtpreis den entsprechenden Zinspreis des überhöhten Kaufpreises darstellt.

Die Unzulänglichkeit der alten Bundesratsbekanntmachung machte sich besonders durch die allzu enge Begrenzung der Verfassungsgründe für eine Genehmigung zum Grundstückserwerb bemerkbar. Die wenigen und genau bestimmten Voraussetzungen, die eine Ablehnung begründeten, waren nur in vereinzeltsten Fällen anwendbar und stellten eine durchaus ungenügende Handhabe zur Verhinderung unerwünschter Änderungen in der Bodenverteilung und Bodennutzung dar. Wenn bisher einem Käufer, der mit Grund und Boden spekulieren wollte, die Erwerbserlaubnis versagt wurde, dann brauchte er trotzdem seine Absicht nicht aufzugeben. Er konnte sein Ziel dadurch erreichen, daß er sich z. B. auf den Erwerb von gesetzlich freistehenden Grundstücken unter 5 Hektar beschränkte, auf die sich das Gesetz nicht mehr erstreckte. Wenn das aber nicht genügte, dem stand der Grundstückserwerb in der Zwangsversteigerung zur Verfügung. Da das Bundesratsgesetz hierfür keine Genehmigungspflicht enthielt, wurde dieser Weg in den letzten Jahren, besonders von Juden und solchen Personen beschritten, die für einen ordentlichen Kauf niemals eine Genehmigung bekommen hätten. So konnten diese unerwünschten Elemente bisher in einem schwebenden Verfahren als Bieter auftreten oder das Zwangsversteigerungsverfahren über ein nicht erbhofrechtlich gebundenes Grundstück herbeiführen. Auf diese Weise gingen viele Ländereien in den Besitz von Spekulanten über, statt durch die Neubildung von Erbhöfen und als Anliegerland das deutsche Bauerntum zu stärken.

Die vorstehend aufgezählten Mängel sind nunmehr durch die gesetzlichen Änderungen der Bestimmungen für den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken beseitigt. Das neue Gesetz bietet weitgehendste Möglichkeiten zur Durchführung nationalsozialistischer Agrarpolitik. Der Anwendungsbereich umfaßt alle Rechtsgeschäfte über landwirtschaftliche Grundstücke von 2 Hektar aufwärts, durch die eine Veräußerung, Verpachtung und eine andere wesentliche Form des Besitzwechsels bewirkt wird. Von dieser Mindestgröße kann der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft Abweichungen sowohl nach unten wie nach oben festsetzen. Für einige Gebiete mit entsprechenden Boden- und Besitzverhältnissen ist die Mindestgröße bereits auf 1 Hektar herabgesetzt.

5) Rußland: „System der politischen Ökonomie“, Neudruck Bd. III, S. 271.

Die wesentlichsten Merkmale der neuen Gesetzgebung sind folgende:

Die Genehmigung kann versagt werden, wenn der Ausführung des Rechtsgeschäftes ein erheblich öffentliches Interesse entgegensteht. Dieser Grundsatz gilt für alle Fälle und gewährleistet, daß den Lebensbelangen der Volksgemeinschaft in jedem Fall Rechnung getragen wird. Das Gesetz führt als Versagungsgründe für die Erteilung einer Genehmigung folgende Beispiele auf:

1. wenn die Bewirtschaftung des Grundstückes zum Schaden der Volksernährung gefährdet scheint,
2. wenn ein landwirtschaftliches Grundstück jemandem überlassen wird, der nicht als Landwirt im Hauptberuf anzusehen ist,
3. wenn eine unwirtschaftliche Zersplitterung des Grundstücks beabsichtigt wird,
4. wenn die wirtschaftliche Selbständigkeit eines landwirtschaftlichen Betriebes durch Vereinigung mit einem anderen zu besorgen ist und
5. wenn der Gegenwert in einem großen Mißverhältnis zum Wert des Grundstückes steht.

Die vorgeschriebene Genehmigung kann unter Auflagen erteilt werden. Der Inhalt einer solchen Auflage kann z. B. die Bestimmung tragen, daß das Rechtsgeschäft zur Bildung eines Erbhofes führt, oder Siedlungszwecken zu dienen hat.

Die in der Zwangsversteigerung landwirtschaftlicher Grundstücke abgegebenen Gebote bedürfen zu ihrer Wirksamkeit der vorzulegenden Genehmigung. Diese kann ebenfalls unter Auflagen erteilt werden, z. B. daß ein vorher bestimmtes Mindestgebot nicht unterschritten und ein Höchstgebot nicht überschritten werden darf.

Die Rechtsgeschäfte von Körperschaften und Anstalten des öffentlichen Rechtes sind ebenfalls an die Genehmigung gebunden, so bedarf beispielsweise ein von der Kirche beabsichtigter Grundstückserwerb der vorhergehenden Genehmigung. Ferner ist eine solche für die Veräußerung, dagegen nicht für die Verpachtung eines Grundstückes zwischen Ehegatten und Verwandten erforderlich.

Die Genehmigung von Rechtsgeschäften erstreckt sich auch auf Verpachtungen und schließt den Einfluß auf die Pachtpreisgestaltung ein.

Der Reichsnährstand als Sachwalter des Bauerntums und der gesamten Landwirtschaft ist durch eine Sonderbestimmung in das Genehmigungsverfahren eingeschaltet. Vor Erteilung oder Versagung der Genehmigung durch die zuständige Behörde ist der zuständige Kreisbauernführer zu hören.

Das neue Gesetz bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege zur Verwirklichung der nationalsozialistischen Bodenordnung. Sein Anwendungsbereich entspricht im wesentlichen der Forderung, die unter Punkt 4 im Agrarpolitischen Programm der NSDAP. am 6. März 1930 vom Führer aufgestellt worden ist: „Der deutsche Boden darf keinen Gegenstand für Finanzspekulationen bilden und nicht arbeitslosen Einkommen dienen. Land erwerben kann künftig nur, wer es selbst bewirtschaftet.“

Die Umschau

Jüdisches Selbstbekenntnis

Daß sich in England der Kapitalismus nach wie vor ungehindert im „freien Spiel der Kräfte“ auf Kosten des englischen Volkes ausleben darf, ist dessen zweifellos eigene Angelegenheit. Unbenommen aber wird uns Deutschen bleiben, dann und wann aus diesem „englischen“ Kapitalismus und seinen Aufzehrungen volks- und staatspolitische Nutzenwendungen für unser Volk zu ziehen, um so mehr, als die entsprechenden Zeiten in Deutschland zwar erst fünf Jahre zurückliegen, dennoch aber schon vielfach in Vergessenheit geraten sind.

Hier einmal ein solches Beispiel aus der letzten Zeit, das in mehr als einer Hinsicht bedeutsam ist: Als im Februar dieses Jahres die englische Regierung ihr bekanntes Aufrüstungsprogramm verkündete, war ein scharfes Anziehen der Rohstoffpreise die wirklich ehrlich gemeinte kapitalistische Antwort der City-Mutokratie, die ja zu einem großen Teil aus Juden besteht. Wohl richtete der englische Rüstungsminister Sir Thomas Inskip daraufhin einen Appell an die beteiligten Kreise, nicht in den für die Aufrüstung notwendigen Rohstoffen zu spekulieren. Allein der Erfolg dieses gütigen Appells offenbarte wieder einmal den vom Führer bereits in seinem „Kampf“ betonten „Zwiespalt zwischen der (bodenständigen) traditionellen britischen Staatskunst und den maßgebenden jüdischen Börsenkräften“. Der City-Editor des durch den Juden Blumenfeld beeinflussten Sensationsblattes „Daily-Express“, Stewart Gillies, erklärte nämlich u. a., der Appell Sir Inskips sei in der City sehr ungünstig aufgenommen worden (!!). Denn man könne so heißt es weiter mit jhmischer Offenheit, doch nicht verlangen, daß die Preise der Rohstoffe, für die eine gewisse Knappheit bestehe, bei einem anziehenden Markt stabil blieben (!!).

Mit anderen Worten besagt dieses jüdische Selbstbekenntnis, das in der Welt weitester Beachtung sicher sein sollte, doch nichts an-

deres, als daß die Möglichkeit der Spekulation und des Schachers das gute Recht der gerügten „Engländer“ (Sprich: City-Juden) sei. Das ist Geist von jenem Geist, den zuletzt Stabsamtsführer Dr. Reichle in seiner Rede über den „Kapitalismus als Nährboden des Judentums“ (vgl. „Dial“ Januarheft 1937) auf dem Reichsbauernntag 1936 in seinen letzten Wurzeln aufzeigte, als er den Beweis dafür antrat, „daß der Bauer von seiner Arbeit, der Romade aber von dem lebt, was er dem Bauern schmachtet kann“. Und man spürt auch aus den Worten des sehr ehrenwerten Mister Stewart Gillies eine Ahnenschaft räuberischer Romaden heraus, zumal wenn man sich jene Stelle aus Dr. Reichles Rede ins Gedächtnis zurückt, an der er als die historisch festzulegende Stufenleiter jüdischer Wirtschaftsgewinnung die Aufeinanderfolge Raub — Diebstahl — Wucher bezeichnete und als Voraussetzung für die „feinste Methode“ jüdischen Schmarozertums, nämlich den Wucher und die Spekulation, die „restlos freie und freizügige Wirtschaft“ enthielte: „Die Wirtschaftsform des freien zügellosen Kapitalismus (die die Spekulation und den Schacher erst ermöglicht. D. Verf.) ist also der Nährboden, auf dem der Schmarozer-Bazillus des Romadentums gedeiht“. Diese „freie Wirtschaft“ aber gibt ja auch überhaupt erst einem Mister Gillies den fragwürdigen Mut, in einem liberalistisch-kapitalistisch zerlegten Volk ungefragt so offen Ausbeutungsrechte für den Kapitalisten durch die Spekulation zu fordern.

Aus der Erfassung dieses Geistes ist auch die Schlußfolgerung, die Dr. Reichle in Goslar zog, entstanden, wenn er sagte: „Man muß, will man sich dieses Schmarozers entledigen, auch die Voraussetzungen oder die Grundlagen für sein Gedeihen beseitigen (d. h. eben den freien zügellosen Kapitalismus, d. Verf.) . . . Das erste Volk, das in der Weltgeschichte in tiefster Erkenntnis der wirklichen Ursachen sich ansieht, hier reinen Eisch zu machen, ist das im Rationalsozialismus gegen den Juden immun gewordene deutsche Volk“.

Dr. Bernhard Sommerlad

SS und Theater

In der Woche vom 11. bis 18. April veranstaltete die Hitlerjugend eine Reichsdramatiker-Tagung in Bochum. Was deren Verlauf höchst bedeutsam auszeichnete, war, daß es in ihm keine „toten Punkte“ gab. Das Verdienst hieran haben nicht nur die durchweg sehr lebendig gehaltenen Einzeldorträge und übrigen Darbietungen, sondern auch die Geschicklichkeit des Obergebietsführers Cerff, der die Aussprachen nach den einzelnen Vorträgen stets auf die wesentlichen Fragen zu führen und bei ihnen zu halten wußte.

Eines ist auf dieser Tagung unbedingt deutlich geworden: Die Jugend, die noch vor wenigen Jahren nichts mehr vom Theater wissen wollte drängt wieder zu ihm hin und stellt es vor belangreiche Aufgaben. Sucht man diese zu umreißen, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß die Jugend von dem Theater nicht mehr „erbaut“ oder „zerstreut“, sondern „erschüttert“ werden will.

Die Zeiten der Erbaulichkeit sind vorüber. Das Bürgertum, das in seiner verschlafenen Seelenruhe durch die erbauliche Predigt seines Pastors noch bestärkt werden wollte, besteht nicht mehr. Sein tiefer Schlaf durch die Jahrzehnte war nicht tief genug, als daß er Krieg und Inflation hätte überstehen können. Unsanft und mit harter Hand von diesen Wirklichkeiten erweckt, floh die bürgerliche Welt vor ihnen — wie vor allen unerbaulichen Tatsachen — in die Zerstreuung und zeitigte die Verfallsblüten der Naktrebuen und sonstigen Ausstattungsstücke, wenn es sich nicht an der Hirnakrobatik gewiegter Komödiontstruktoure ergötzte. Aus dem Theater wurde mehr oder minder Kientopp.

Den ersten Schritt dorthin hatte das Theater bereits getan, als es den Monolog abschaffte. Es war wohl Ibsen, der es tat, und dem das „Kunstverständige Publikum“ Kränze dafür flocht, daß er diese Verflachung des Theaters herbeiführte. Denn es war eine Verflachung. Man braucht nicht gleich an die Monologe des Faust oder Hamlets zu denken, die den Stücken die tiefste Hintergründigkeit geben; jeder gute Monolog ruft ganz allgemein erst die Sammlung hervor, die den Zuschauer in rechter Weise mit dem geistigen Gehalte eines Stückes verbindet. Dieser allein aber macht das Wesen eines Kunstwerkes aus und unter-

scheidet, oder sollte doch das Theater grundsätzlich vom Lichtspiel unterscheiden.

Die Jugend will, wie gesagt, erschüttert werden. Für erbauliche Angelegenheiten ist sie nicht schläfrig genug; und Zerstreuung mag gut sein, aber doch nur für den Mist, der über die Felder gebreitet werden muß, um die Keimkräfte des Bodens anzuregen. Der Keim selbst aber verlangt die vom Pfluge gerissene Furche, die den Boden erschüttert und in seinem hart und starr gewordenen Gefüge zerstört, damit er das Samen Korn aufnehmen kann, aus dem die zukünftige Ernte erstehen soll.

Die Jugend steckt voller Keime, ist voll jenes dunklen Oranges, der den rechten Weg suchen läßt. An ihn hat das Theater anzuknüpfen, wenn es seiner Aufgabe gerecht werden will. Unsere heutige Jugend will weder Strindbergische Problematik noch pathetische Verstiegenheit; sie will sich selbst, aber über sich selbst hinaus gesteigert. Sie will das, was in ihr zum Werden drängt, auf der Bühne als ein bereits Errungenes sich abspielen sehen. Es geht ihr nicht um das Spektakel, vielmehr allein und einzig um die Zielfetzung. Ein Stück, das ihr nichts Erstrebenswertes zeigt, wird keinen Eindruck auf sie machen. Umgekehrt wird ein schlechtgespieltes sogar schlecht verfaßtes Stück die für die wahren Werte des Lebens so überaus empfängliche Seele der Jugend doch irgendwie packen und ihr in stärkster und nachhaltigster Weise Richtung geben, sofern eine derartige Zielfetzung nur erkennbar wird.

Daß dem so ist, ging aus den vielen Aufzehrungen zur Kritik hervor. Die Jugend will Kritik und sie will sogar eindeutige Kritik. Man wird sich jedoch daran gewöhnen müssen, dem Worte Kritik wieder seine eigentliche Bedeutung zu geben. Kritisieren heißt scheiden und nicht zersetzen. Scheiden nach gut und schlecht, schön und häßlich, wahrhaftig und verlogen. Ästhetisierende „Gesichtspunkte, die doch nur Sommersprossen bleiben“ — wie es so treffend heißt — und die dem Schönen ein Muttermal, dem Guten eine Schwäche und der Wahrheit eine Grobheit nicht verzeihen wollen, haben keine Geltung mehr. Darum werden auch alle die Stücke ausfallen, die, ohne besagte „Mängel“, durch das Brillantfeuerwerk eines höchst geschliffenen Nebespieles so großen Erfolg

bei dem ästhetisierenden Intellektualismus der vergangenen Jahre errungen hatten; die auch da in wichtigen Oberflächlichkeiten versanden, wo sie sich zu Humor hätten vertiefen müssen.

Witz hat abgewirtschaftet. Er ist zu ausschließlich auf das Hirn beschränkt, als daß er das Herz berühren könnte. Ohne dessen Kräfte geht es jedoch bei unserer heutigen Jugend nicht mehr.

Hiermit ist zugleich die Bestimmung der Lustspiele und Komödien ausgesprochen. Die Jugend will lachen; aber nicht lachen, ohne sich zugleich auch freuen zu können. Ein guter Witz mag ihr im Augenblicke Spaß machen; nachhaltige Freude aber wird ihr nur ein Humor bereiten wie wir ihn etwa bei Schale-Speare finden. — Bleibt man bei dem Bilde des Aders, dann muß das Lustspiel etwas vom Maitreges haben, der nicht nur den Duft der Scholle weckt, sondern auch das Streben zum Lichte fördert.

Die Tagung hat gezeigt, daß das Theater wieder einen Einfluß auf die Jugend wird ausüben können, und zwar in einem Ausmaße, wie dies nur in den seltensten Zeiten möglich ist. Durch die Jugend ist Dichtern, Schauspielern und Dramaturgen die Möglichkeit gegeben, an dem Aufbau Deutschlands auf eine Art mitzuwirken, wie es nur wenigen vergönnt ist. Voraussetzung hierzu aber ist, daß das Theater sich zu einer Gesinnung durchringt, die in ihrem innersten Wesen deutsch und nur deutsch ist.

Es sei dies um so nachdrücklicher gesagt, als der Begriff Deutschland bei unserer Jugend eine Ausweitung erfahren hat, wie wohl noch nie zuvor. Man konnte es während der Tagung immer wieder erleben, daß der Begriff Deutschland für die Jugend dem Begriffe der Wahrheitlichkeit gleichkommt. Hierin liegt seine außerordentliche Stärke.

Laßt die Jugend auch in der Scheinwelt des Theaters das Wahrhaftige des Lebens finden, und sie wird das Theater zu dem machen, was es sein soll, zu einem Ausdrucke deutschen Geistes und damit deutscher Kultur.

Kulturelle Werte aber sind diejenigen Werte, die dem Leben erst den wesentlichen Inhalt verleihen. Sie erst erwecken im Einzelnen den Willen, für sie als für die höchsten Güter des Volkes das Leben in die Schanze zu schlagen.

Dessen ist sich die Jugend wohl bewußt, denn sie hat es auf der Tagung selbst ausgesprochen.

Kann dies auch nur eine mittelbare Wirkung des Theaters sein, so bedeutet sie doch außerordentlich viel für das Wesen der deutschen Jugend, die wahrhaft ist und sein will; die aber auch wissen will, daß das, wofür sie sich einsetzt, der Hingabe wert ist.

Was man während der Tagung noch lernen konnte, war, daß die Jugend nicht mehr nur das deutsche Volk, sondern darüber hinaus auch die deutsche Volkheit bedeutet. Sie ist die wirkliche Trägerin der deutschen Volkseele. Klassen-, Standes- und Stammesunterschiede sind in ihr tatsächlich überbrückt, Berufunterscheidungen treten in ihr noch nichtutage. Sie steht über dem Pulschlage der Zeit. Das ist ihre Stärke. Und weil sie über dem Pulschlage der Zeit steht, vermag sie das Wunderbare, uns den Herzschlag des Volkes verspüren zu lassen.

Schluß mit Marwitz!

Zweimal hat — veranlaßt durch eine Neuerscheinung auf dem deutschen Büchermarkt — der preußische Edelmann und General Ludwig von der Marwitz im Mittelpunkt eines Aufsatzes dieser Zeitschrift gestanden. Zweimal hat sich der Leser des „Ddal“ mit jener eigenartigen Persönlichkeit befaßt können, die in ihrer Gegnerschaft zu einem Hardenberg, aber auch zu einem Stein ein seltsam zwiespältiges Wesen zu offenbaren scheint. Und so zwiespältig wie diese Frontstellung von Marwitz, so grundverschieden und unüberbrückbar sind wohl auch die Beurteilungen, die das Buch Walther Kayfers in der Öffentlichkeit erfahren hat. Mehr oder weniger scharfen Ablehnungen auf der einen Seite, wie der Günther Bachnag in der „Nationalsozialistischen Landpost“ oder der Friedrich Kopp in der neuen ausgezeichneten Zeitschrift des Parteiverlags Frz. Eber Nachf. „Weltanschauung und Schule“, stehen ebenso zustimmende Äußerungen etwa in „Deutschlands Erneuerung“ oder in Dithmar Spann's „Ständischem Leben“ auf der anderen Seite gegenüber. Insbesondere aber hat die Fülle der Belege, die Bernhard Sommerlad im Aprilheft von „Ddal“ beigebracht hat,

eine Drefche in Kayfers Marwitj-Auffassung geschlagen, die auch nicht dadurch wieder zugemauert ist, daß dieser in seiner Erwidrung bereits eindeutig widerlegte Behauptungen ohne Beibringung irgendwelcher neuen Beweise wieder aufnimmt. So gewinnt, um nur ein Beispiel zu nennen, die Marwitj zugeschriebene Idee eines Reubels aus Blut und Boden kaum größere Beweiskraft, wenn Kayser, wiederum aus dem Zusammenhang gelöst, jenen Satz von Marwitj erneut anführt, daß diejenigen Bauern, die, über ihre Arbeit hinaus, sich als lebendige Staatsbürger erweisen, dem Adel gleichzurechnen seien. Denn gerade von diesem Satz hat ja sein Kritiker erwiesen, daß er im Zusammenhang mit einer der abfälligen Stellen von Marwitj über das Bauerntum gesprochen worden ist. Mit dieser seiner Hauptstütze aber fällt die ganze Hypothese Kayfers von der „Bildung einer neuen volksverbundenen, adelstümlichen Führerschaft“ durch Marwitj in sich zusammen.

Es trägt auch kaum zu einer Klärung bei, wenn Kayser sein Urteil über Adam Müller jetzt geändert hat. Ist es doch eben die enge Seitenverwandtschaft zwischen Müller und Marwitj, die die Beurteilung des letzteren so sehr erleichtert. Der Leser des Kayferschen Marwitj-Auffasses im „Odal“, der sein Buch nicht kennt, erfährt nur, daß „das Wollen Marwitjens mit dem Adam Müllers nicht gleichgesetzt werden kann“, und daß der „konservativ-reformerischen Richtung Steins und Marwitjens“ eine „feudal-reaktionäre Findensteins und Adam Müllers“ entgegenstehe. Wie kann er sich daraus überhaupt Sommerlads Satz erklären, daß „wir die Deutung Kayfers für Adam Müller, mit dem Marwitj in engsten Beziehungen stand und dem er in seinen Ansichten verblüffend ähnlich ist, als dem Verkünder eines „adelsbäuerlichen germanischen Bodenrechtes“ nicht teilen können? Würde nicht der Leser den Schluß ziehen, daß hier eine böllige Mißdeutung Kayfers durch Sommerlad vorliegt, erführe er nicht, daß hier ein plöylischer Anschauungswechsel Kayfers vorliegt? Denn in seinem Marwitj-Buch lesen wir jedenfalls (S. 169) noch, daß bestimmte Sätze Adam Müllers nicht nur Marwitj „stef beeindruckten“, sondern eben in ihnen „gleichsam die Leitmotive von Marwitjens Kampf gegen Hardenberg erflangen“. Und weiter heißt es böllig unmißverständlich: „Bei Adam Müller

sind es die Gedanken über das adelsbäuerliche germanische Bodenrecht, über die vordringliche Wichtigkeit einer Adelsreform und über das Recht des einzelnen, gegen die gedankenlose Menge des Ganzen zu vertreten, die Marwitj vor anderen aufgriff und hervorhob“. Es ist darum wirklich unverständlich, wie nun auf einmal die Verwandtschaft von Marwitj und Adam Müller gelegnet wird angesichts etwa auch der in Kayfers Buch gemeldeten Tatsache (S. 168), daß Marwitj „in den Jahren vor und während seine Opposition“ Müllers Schriften las oder angesichts der anderen ebenfalls noch in dem Buch (S. 217) mitgeteilten Tatsache, daß Marwitj sogar eine Denkschrift an Hardenberg unterzeichnete, die in Wahrheit kein anderer verfaßt hatte als eben dieser — Adam Müller! Und während schließlich noch in dem Buch (S. 171 u. 214) der gleiche „ständische“ Reaktionsär unter den Bekannten von Marwitj aufgezählt wird, ist er aus der Bekanntenliste in Kayfers „Odal“-Aufsatz getilgt, ist dieses „adelsbäuerliche“ Vorbild als „feudal-reaktionär“ geopfert, offensichtlich um wenigstens Marwitj zu retten!

Es will uns scheinen, daß Marwitj, als er die Waterschaft von Müllers Denkschrift übernahm, doch unter Umständen besser als sein späterer Biograph gewußt hat, ob er „sein Wollen mit dem Adam Müllers gleichsetzen“ könne oder ob er mit dem zutiefst gehähten Stein eine gemeinsame „konservativ-reformerische Richtung“ vertrat. Denn auch dieser mehrfach belegte Haß Marwitjens gegen Stein läßt sich nicht durch den von Kayser angeführten Lagebucheintrag des Jahres 1807 aus der Welt schaffen, einen Lagebucheintrag, der ja zu einer Zeit erfolgte, in der Steins „konservativ-reformerische“ Pläne noch gar nicht zutage lagen. Denn als sie bekannt wurden, war Marwitj — das ist nun einmal nicht ungeschähen zu machen — ihr erbitterter Feind! Warum verwertet man dann nicht lieber Marwitj' eigene Äußerung dem Staatskanzler Hardenberg gegenüber, dem er noch im Februar 1811 schrieb: „Sie haben mir seit 1805 vorgeschwebt als das Ideal eines Mannes, der den Staat retten sollte . . . Was jetzt geschieht (nämlich die Entrechtung des Adels! d. Verf.) und Ihr jetziges Schweigen macht mein Ideal wanken. Ist es zu retten, so will ich es retten“! Das heißt, wenn die Adelsvorrechte erhalten bleiben!

Und sieht es eigentlich in Wahrheit mit der „ihrer Zeit weit vorausseilenden Bauernbefreiung“ Marwitzens in Friedersdorf nicht ebenfalls anders aus, die nach Kapsers Buch (S. 37) einen Plan darstellte, der „den Friedersdorfer Bauernfamilien die Lehgüter als freies Erbhofeigentum (!) übertragen sollte? Auch hier ist uns Marwitz selbst der beste Gewährsmann dafür, daß er gar nicht an eine Entlassung seiner Untertanen aus der Leibeigenschaft dachte, sondern daß es ihm allenfalls darum ging, gewisse bäuerliche Lasten — und nicht einmal zu Marwitz' eigenem Nachteil — zu vertauschen: „Wenn ich die hiesigen Kossäten von den Dienst- und von der Aufzucht der Schafe auf ihrem Höfeader befreien soll, so kann dies unter keiner anderen Bedingung geschehen (!), als daß sie dennoch fortfahren, eine bestimmte Anzahl von Pflugtagen in der Frühjahrs- und Herbstsaatzeit und eine Anzahl von Hülfsstagen in der Ernte zu leisten und daß statt der Aufzucht auf der ganzen Brache ein Strich Landes dafür ganz und gar abgetreten werde“ (Meusel II, 2, 233)!

Was nun die übrigen im Kapserschen Aufsatz erwähnten Thesen betrifft, die übrigens in keinerlei Zusammenhang mit der klaren Fragestellung nach dem Verhältnis des Politikers Marwitz zum Bauerntum stehen, so sei hier nur der Vollständigkeit halber darauf hingewiesen, daß sich selbst der Offizier Marwitz bei seinem Entwurf für sein so gepriesenes Freikorps nicht einen Seitenhieb auf das Bauerntum verknüpfen kann. Gebt er doch bei der Freiwilligenfrage hervor, sie seien „viel gewitziger als ein zusammengelaufener Bauernhaufe“. Im übrigen bleibt hier Kapsler, wie auch sonst so oft, jeden Beweis dafür schuldig, daß es nur ein einziger Bauer etwa im Freikorps bis zum Offizier gebracht hätte. Zum anderen aber muß hier festgestellt werden, daß Kapslers sonstige Thesen entweder bereits völlig unwiderlegbar durch Sommerlad oder für die von diesem nicht behandelten Fragen besonders eingehend in dem ganz ausgezeichneten Aufsatz von Friedrich Kopp in der Zeitschrift „Weltanschauung und Schule“ richtiggestellt worden sind. Insbesondere hat Kopp klargestellt, daß Marwitzens Gegnerschaft gegen seine Standesgenossen nur darin begründet ist, daß er sie „nicht zu patriotisch-außenpolitischen Entschlüssen, zu Taten gegen das jaubernde Königtum mitreizen konnte“. Kopp hat auch

den Beweis erbracht, daß der Herr auf Friedersdorf „in engen ständischen Vorstellungen tatsächlich klassenmäßig denkt“ und „nicht daran, daß überkommene ständisch-grundablige System in seinen Rechtsgrundlagen aufzugeben“. Niemals spricht Marwitz, wie Kopp erweist, als „Anwalt der heraufkommenden Nationalstaatsidee“, sondern „wenn er Nation sagt, dann meint er wesentlich den grundbesitzenden Adel“.

So zeigt sich allerorten, daß Kapslers Neuzeichnung von Marwitz mit Recht auf stärksten Widerstand stößt, ja stoßen muß. Und wie Marwitz mit Stein in keine überhaupt irgendwie ähnliche Stellung gebracht werden darf, so ist auch der Versuch ihn und Jahn als „urtiestig zusammengehörige sinnbildliche Gestalten“ zu bezeichnen, bei einem Manne verfehlt, der sich 1836 ausgerechnet darüber beklagt, daß Jahn und die Vertreter der burshenschaftlichen Bewegung zu milde angefaßt würden, und der ein Jahr später sogar die allgemeine Wehrpflicht aufs schärfste ablehnt! Der Versuch jedoch, dem alten Marwitz einen jungen „adelsbäuerlichen“ Marwitz gegenüberzustellen, ist vor allem dann zum Scheitern verurteilt, wenn alle in das erstrebte Bild nicht passenden Äußerungen unbeachtet gelassen und über Meusels tiefschürfenden Veröffentlichungen hinaus keine wirklich neuen Zeugnisse beigebracht werden. Denn gerade das letztere ist Kapsler bisher in keiner Weise gelungen.

Noch eine letzte Feststellung darf hier nicht unterlassen werden: Kapsler schließt seinen „Ddal“-Aufsatz mit dem Bemerkten, seiner Auffassung nach sei Marwitz „keineswegs ein Vorläufer nationalsozialistischer Bauernpolitik oder ein Verkünder des Ddalsbauerntums im Sinne des Reichsnährstandes oder ein Vertreter der rassistisch-völkischen Weltanschauung des Nationalsozialismus“. Zugegeben, daß weder das Wort „Ddalsbauerntum“, noch das Wort „Reichsnährstand“ oder die Worte „nationalsozialistische Bauernpolitik“ in dem Buch gefallen sind. Statt dessen aber wird Marwitz ausdrücklich als „Zeuge und Träger nordisch-germanischer Rassewerte“, als Befechter eines „neuen Krieger- und Bauernadels“, „bäuerlicher Bodenverbundenheit“ des „Erbhofeigentums“ und des „zeitlos gültigen Wesens germanisch-deutschen Krieger- und Bauerntums“ als Vorläufer einer „völkischen Gemeinfreiheit“, einer „Erziehung der Bauernschaft zu selbsttätiger

Staatsgefönnung“ sowie der „Schöpfung eines festen bäuerlichen Erbrechts“ und als Mitstreiter Adam Müllers für ein „adelsbäuerliches germanisches Bodenrecht“ bezeichnet. Gerade auf Grund dieser Dialektik scheint es darum nicht gar so verwunderlich zu sein, daß in fast allen positiven Besprechungen eben der Gedanke einer geistigen Ahnenschaft von Marwit für den Nationalsozialismus hervorgehoben wird. Und man muß sich nur fragen, wie Kapser überall so mißverstanden werden konnte.

Alles in allem aber ist Kapfers neuer Aufsatz nicht geeignet, die Erkenntnis Sommerlads umzustofen, daß die sonst oftmals sehr mit Recht bekämpfte deutsche Geschichtsschreibung vergangener Tage einen Marwit wohl richtiger gezeichnet hat als es Walther Kapser tut. Darum aber, weil Marwit uns als Bestimmungsgenosse des „feudal-reaktionären“ Adam Müller nichts zu sagen hat, müssen wir an dieser Stelle fordern: Schluß mit Marwit!

Wilhelm Staubinger

Neue Lebensform im neuen Bauerntum

Der „NSK“, Folge 96, entnehmen wir folgende Ausführungen, die deren G.C.-Mitarbeiter im Anschluß an eine Unterredung mit dem Stabsamtsführer des Reichsnährstandes, SS-Brigadeführer Dr. Hermann Reischle über die dreijährige Aufbauentwicklung des „Deutschen Heimatwerks“ dort machte.

Bäuerlicher Alltag neu belebt

Es mag vielleicht verwunderlich erscheinen, daß das „Deutsche Heimatwerk“ ein Verkaufsgeschäft bäuerlicher Handwerkerzeugnisse zuerst in der Reichshauptstadt Berlin errichtet hat. Denn nicht eigentlich die weiten Kreise einer modernen Stadtbevölkerung gilt es, für ausgesprochen bäuerliche Arbeiten zu interessieren, als vielmehr den Bauern selbst. Aber der Umweg über die Stadtwerbung ist keineswegs nur eine Tattache, die darin begründet ist, daß man auch auf städtischer Ebene Käufer suchen und finden wollte, sondern der Erfolgsweg des „Deutschen Heimatwerks“ beweist zur Genüge, daß eine recht beträchtliche Zahl von Städtern mit großer Liebe die schönen Dinge des bäuerlichen Alltags empfängt. Das kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß eine so riesige Stadtbevölkerung wie die Berlins natürlich tausendfältige Geschmacksrichtungen vertritt, so daß damit auch das bäuerliche Erzeugnis auf jeden Fall

Abnehmer findet. Im Gegensatz dazu ist es bemerkenswert, daß es der Liberalismus verstand, die jämmerlichen Zeugnisse eines erbärmlichen städtischen Wohnstiftes auf die Höhe hinauszutragen, wo sie so recht im Gegensatz zur bäuerlichen Lebenshaltung stehen. So wie der Sinn für die Trachten auf dem Lande verlorengegangen war, so war auch, abgesehen von den ganz alten Erbhöfen, der Sinn für die bäuerliche Wohnkultur verlorengegangen. Kaum aber entfaltete das Deutsche Heimatwerk seine umfangreiche Arbeit in Berlin als auch das Interesse unseres neuen Bauerntums zusehends wuchs. Wie richtig der Plan gewesen war, eine Zentrale für das bäuerliche Handwerk zu schaffen, zeigte sich sehr schnell auf dem Lande. Und es ist derselbe Weg zum Erfolge, der seit 30 Jahren in den nordischen Ländern und auch in der Schweiz beschritten wird. Auch in den nordischen Ländern sind in Zentralen und dann natürlich in den Städten, zuerst jene Verkaufsstellen eingerichtet worden, die freilich immer an erster Stelle für den Bauern bestimmt sein werden.

So bestand von vornherein eine zweifache Aufgabenteilung für das deutsche Heimatwerk: Ging es auf der einen Seite darum, Käufer zu werben, deren Geschmack durch eine durch jüdischen Umfaßkimmel der Systemzeit hergestellte Fassadenkultur verdorben war, so galt es auf der anderen Seite, die Erzeugungsstätten bäuerlichen Handwerkertums aufzusuchen und in den meisten Fällen überhaupt erst wieder zu beleben. Während nämlich im 19. und 20. Jahrhundert bis zur Machtübernahme die Massenproduktionsstätten einer modischen Möbelfabrikation wie Pilze aus der Erde schossen, verelendete das bäuerliche Handwerk, dessen natürliche Käufer, die Bauern, im Zuge der Verstädterung auf die städtische Hausratproduktion hereingefallen waren. Die Erzeugungsstätten mußten wieder gefunden werden, und das ist in der Tat der Umfang einer Kleinarbeit, die gar nicht abzuschätzen ist. Aber auch hier zeigte es sich, wie richtig es gewesen war, die Berliner Zentrale zu schaffen.

Vorbild in der Stadt, Erfüllung auf dem Land

Denn wenn diese Zentrale den Stand bäuerlicher Kultur sichtbar machen konnte, so war sie zugleich auch geeignet, als Vorbild und Anregung für jene Handwerker zu dienen, die ohne Beziehungen und organisatorisch nicht er-

faßt, auf dem flachen Lande saßen. Nach einer dreijährigen Entwicklung steht nun das Deutsche Heimatwerk auch in wirtschaftlicher Hinsicht auf eigenen Beinen. Ein Netz bäuerlich-handwerklicher Erzeugungstätten zieht sich über ganz Deutschland genau so wie die Berliner Verkaufsstelle zur Zentrale eines großen Versandgeschäftes wurde. Schon jetzt melden sich Ansprüche auch in anderen Städten, mit dem Ziele, Filialen zu errichten, um auch in der Provinz das Bedürfnis der diesbezüglichen Käufer zu decken. Das Heimatwerk beabsichtigt, diesem Bedürfnis sehr bald zu entsprechen. So wird es demnächst zur Gründung von Filialen kommen, nachdem die finanziellen Mittel verstärkt angelegt werden konnten. Mit diesen Filialen, d. h. also mit dem größeren Umfang der Verkaufsorganisation gilt es nun, dem Deutschen Heimatwerk in den weiten Schichten der ländlichen Bevölkerung einen ideellen Unterbau zu geben, der geeignet ist, die Bemühungen des Reichsnährstandes nun auf das Dorf selbst hinauszutragen. So schwebt Stabsamtsführer Dr. Reischle die Bildung eines Reichskuratoriums vor, das die ideale Spitze der Arbeit werden wird, und in dem außer sämtlichen Landesbauernführern auch Vertreter der SS. und anderer Gliederungen der Partei sein werden. In den einzelnen Gauen des Reiches werden Landeskuratoren gebildet werden, in denen die auf die Arbeit bereits vorbereiteten Kreisbauernführer und wieder Vertreter der SS. usw. gemeinsame Arbeit verrichten.

Praktische Mitarbeit der SS.

Damit ist schon gesagt, daß auch die Zentralstellen des Deutschen Heimatwerkes in den Gauen ebenfalls in Städten sein werden, um so mehr, als die enge Zusammenarbeit zwischen dem deutschen Heimatwerk und der SS. das Augenmerk auch auf die Neugestaltung des städtischen Hausrats, die von der überwiegenden Mehrzahl der Angehörigen der SS. gefordert wird, lenkt. Man kann die Bedeutung der Beteiligung an dieser Kulturarbeit seitens der SS. nicht hoch genug veranschlagen, denn so wie die Staffel die Kerntruppe auf dem Gebiete von Rassen- und Brauchtumsfragen darstellt, so ist es der Wunsch des Reichsführers SS. Himmler, mit dem Gedankengut des Nationalsozialismus auch in die unmittelbare Umgebung seiner Männer vorzubringen. Es ist klar, daß sich hier auf einzelnen Gebieten die Wege des Deutschen Heimatwerkes und der SS. zuwellen

scheiden, weil ja natürlich die SS. einen Hausrat anstrebt, der bei aller Würdigung der Gedankengänge, wie sie aus dem ländlichen Handwerk kommen, den Bedürfnissen der Stadt entsprechen muß. Um ein Beispiel zu nennen: Während man auf dem Lande die Anfertigung von Massivmöbeln anstrebt, wird man im städtischen Hausrat eine andere Verarbeitung des Holzes deshalb vorziehen müssen, weil die städtischen Wohnungen mit Zentralheizung usw. ganz andere handwerkliche Voraussetzungen in sich schließen. Aber auf vielen anderen Gebieten, wie z. B. auf dem der Weberet, der Töpferei und des Kunstschmiedehandwerks, wird natürlich eine allerngste Zusammenarbeit möglich sein.

Anregungen werden Gestalt

Überhaupt man die Gesamtbedeutung dieser bäuerlichen Kulturarbeit, so wird sehr schnell augenscheinlich, daß es dem deutschen Heimatwerk nicht darum gehen kann, allein die Güter seiner Erzeugung an den deutschen Käufer heranzubringen. Diese Organisation muß vielmehr als Motor angesehen werden, der imstande ist, das für das Land arbeitende Handwerk überhaupt wieder zu den Aufgaben landgebundener Gestaltung zurückzuführen. Die allerorten sichtbaren Symptome bäuerlicher Handwerksgestaltung, die sich auch in Geschäften bemerkbar machen, die an sich gar nichts mit dem Deutschen Heimatwerk zu tun haben, sind gute Zeichen für die Bereitwilligkeit, den durch den Reichsnährstand vorgetragenen Gedankengängen freimütig zu entsprechen. Nationalsozialistisches Gedankengut aus nordischem Geist formt sich zu jenen alten Sinnbildern, den Lebensbäumen, den Runen, die bisher nur ein Sonderdasein in der Volkskundeforschung geführt haben.

Gibt es einen schöneren Beweis für die Aufnahmewilligkeit des deutschen Menschen für eine wertbeständige Möbelkultur, die aus dem Boden erwächst, als das Nachmachen? Wenn junge Handwerker der Hitlerjugend immer wieder ihre Anregungen im Deutschen Heimatwerk holen, so zeigt sich, daß die Farmgebung des Hausrats, wie sie der Reichsnährstand anstrebt, einem tief inneren Wunsche des landgebundenen deutschen Menschen entspricht.

Die Strahlung, die vom Deutschen Heimatwerk ausgeht, zeigt sich aber auch schon jenseits der Grenzen des Reiches. Denn auch dort besinnt sich das Bauerntum auf die Urquellen seiner völkischen Kultur. Wer heute z. B. nach Goslar

fährt, der wird dort im Internationalen Büro für Bauertum und Landwirtschaft einen Raum finden, dessen Ausstattung ungarische Bauern gestiftet haben. Es wird sich in der Zukunft zeigen, daß dieses Büro zur Zusammenarbeit mit den Bauernschaften anderer Länder auch äußerlich eine Zentrale des kulturellen Lebenswillens aller Bauern werden wird. Wie überall, so bestätigt auch hier der Rationalsozialismus, daß er sich nicht mit organisatorischen Formen begnügt, sondern daß er willens ist, diese Formen mit weltanschaulichem Inhalt zu erfüllen.

Kulturformen neuen Bauern- tums

Das Bild der Kulturarbeit des Reichsnährstandes rundet sich: Wenn diese Organisation des Bauerntums eine Sportschule gegründet hat, so sing sie dort an, wo jede Kulturarbeit anfängt, nämlich bei der Erzeugung eines neuen Lebensgefühls, das erst die ihm artgemäße Form entwickelt. Reichsbauernführer Darré hat beim vorigen Reichsbauerntag in Goslar auf diese Gedankengänge hingewiesen. Er hat davon gesprochen, daß es keineswegs die Absicht ist, etwa neue Trachten gewissermaßen zu befehlen, sondern es wird sich darum handeln, diese Trachten aus dem neuen Lebensgefühl des Bauerntums zu entwickeln. Und so wie sich diese neuen Trachten entwickeln, so entwickelt sich auch die Bauweise der Neubauernhöfe, die im Entstehen sind. Überall wird sich Eigenständiges aus der Größe der Tradition entwickeln und durch die Aufgabenstellung des Dritten Reiches zu neuen Formen

wachsen. In diesen neuen deutschen Dörfern, auf diesen neuen Bauernhöfen wird sich der ländliche Tanz und bäuerliches Brauchtum neu beleben. Aber immer wird dieses kulturelle Leben bestimmt sein durch den Pulsschlag bäuerlicher Arbeit.

So steht schon jetzt fest, daß die kürzlich getroffenen Vereinbarungen zwischen dem Reichsnährstand und dem Amt „Schönheit der Arbeit“ sowie der N.S.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ allein von den Notwendigkeiten des flachen Landes ausgehen werden. Man denkt nicht daran, das Bauerntum mit der Pflugschar städtischer Zivillisation zu bepflügen, sondern man wird hier eine Kulturgegestaltung entwickeln, die dem tieferen Bedürfnis des Bauerntums, freilich eines sehr modernen Bauerntums, gerecht wird. Der Landarbeitersohn z. B., der durch Arbeitsdienst und Heeresdienst hindurchgegangen ist, und der das Stadtleben kennengelernt hat, wird zurückkehren in eine Dorfgemeinschaft, die der nationalsozialistischen Kulturgüter teilhaftig ist. Damit wird er nicht die Sehnsucht haben, nach der Stadt zurückzukehren, weil die inneren Werte deutscher Kultur auch aus der Stadt zu ihm kommen.

Wenn nun die letzte Phase dieser Kulturarbeit, die Einführung bäuerlichen Hausrats in die nationalsozialistischen Dörfer, beschritten wird, so wird damit zugleich auch das neue Gesicht des deutschen Bauerntums abgerundet. Des deutschen Bauerntums, das auch jenseits der Grenzen bereits ähnliche kulturelle Wege beschreitet, um auch in dieser Hinsicht sein Bewusstsein zum Reich zu erneuern.

Neues Schrifttum

Zeitschriftenschau

Re.-Monatshefte (4/37)

Prof. Dr. Bömer gibt eine Übersicht über „Destruktive Kräfte in der Weltpresse“. Nach einem kurzen Überblick über den Verfall der Emigrantepresse geht er auf die Abhängigkeiten ein, in der die einzelnen Blätter der Weltpresse sich befinden. Abschließend stellt er die Tatsache heraus, daß die „Times einen Kontrollauschuß über sich gesetzt hat, der aus Männern wie dem obersten Richter des Landes, dem Gouverneur der Bank von England, dem Rektor des All Souls College in Oxford usw. besteht, die darüber zu wachen haben, daß die „Times“ nicht in fremde Hände gelangen, sondern eine „Institution öffentlicher“ Interessen bleiben. „So schufen die „Times“ für sich selbst ein Gesetz, das nichts anderes will, als das nationalsozialistische Schriftleitergesetz für die gesamte deutsche Presse: Die Unabhängigkeit von den Interessen einzelner, die Verantwortung vor dem englischen Volk.“

Dr. W. Hülle berichtet über die „Zeitbestimmung und Zeiteinteilung in der Vorgeschichtswissenschaft“ und gibt die näheren Grundlagen dafür an.

Einen Beitrag zur Rassen Geschichte der Griechen nennt Otto Wilhelm von Vacano seinen Aufsatz „Ionien und Hellas“. Ionien ist ihm nicht mehr „die Brücke des Orients“, sondern das Grenzland, dessen Bewohnern die Kraft zur Bewahrung der rassistischen Eigenart fehlte. Nicht in ihm, sondern bei den Doriern und Athenern ist das echte Griechenland zu finden.

Der Dichter „Friedrich Griefe“ wird von Dr. Hellmuth Langenbacher ausführlich in seinem Schaffen gewürdigt.

An Malern stellt das Heft: Richard Albiß, Wilhelm Hejse, Fritz Bayerlein, Eduard v. Handel-Mazzetti, Thomas Bachmeier, mit farbiger Reproduktion sehr Güter

Bilder heraus. Ebenso werden Bilder von Albert Birle im Tiefdruck wiedergegeben.

Germanien (4/37)

Dr. W. Büst umreißt in kurzen Ausführungen den Begriff „Deutsches Ahnenerbe — Das Ahnenerbe“ dahin, daß es eine „blutsmächtige“, geistige und seelische Tatsache ist, die alle Geschlechterreihen umfaßt . . . und daß es weit hinaus über jene Zeit reicht, „die man in willkürlicher Verengung des Begriffes als die deutsche bezeichnet.“

Prof. Dr. Strzykowski, Wien, vertritt seine bekannte Betrachtungsart in dem Aufsatz „Volkskunst, nicht Machtkunst Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst“. Seiner Ansicht nach geht die Volkskunst in ihren Voraussetzungen weit in die vorgeschichtliche Zeit zurück und bietet uns heute noch zuverlässige Anhaltspunkte für die Ergebnisse der Sprachforschung.

„Die Kapelle von Drüggelte bei Soest“ bezeichnet Dr. Werner Müller als einen „Jahresmesser in Gebäudeform“, der aus vorchristlicher Zeit stammt. Seine entsprechenden Ausführungen, die fortgesetzt werden, verdienen allgemeine Beachtung.

Über „Die Bevölkerungsdichte im Alten Germanien“ schreibt Kurt Pastenacci und vertritt die Ansicht, daß das alte Germanien von etwa 40 Millionen Menschen bevölkert gewesen sein muß.

In seinem Aufsatz „Altgermanische Bodenvorratswirtschaft“ betont Edmund Riß, daß es ursprünglich keine Latifundien gegeben hat. Diese sind erst entstanden, nachdem das „alte,flug durchdrachte Bodenrecht, das des Hammers“, vernichtet worden war.

Wille und Macht (4/37)

Die Frage, ob der kategorische Imperativ von Kant für den Rationalsozialismus noch

von ausschlaggebender Bedeutung ist, veranlaßt die Zeitschrift verschiedene Meinungen hierzu zu veröffentlichen.

Hans Kern stützt sich auf Schiller und Nietzsche, mit denen er die Gültigkeit des kategorischen Imperativs verneint.

Rudolf Keudel schränkt die Gültigkeit des kategorischen Imperativs ebenfalls ein.

Der Reichsjugendführer hatte sich selbst vorher in dieser Frage dahin geäußert, daß nicht das Kantische, sondern das Goethische Weltbild für unsere Jugend maßgebend sein müsse. Das heißt nicht, daß die Bedeutung Kants bestritten, oder auch nur verkleinert werden soll. Es geht vielmehr darum, die außerordentliche Wichtigkeit, die Kant für die Entwicklung des Preußentums gehabt hat, zu betonen, gleichzeitig damit aber auch zu erkennen, daß mit der Ausweitung des Preußentums zum Deutschtum, wie der Nationalsozialismus sie anstrebt, der Schritt von Kant zu Goethe vollzogen werden muß.

Otto Erler's neues Bühnenstück „Thors Gast“ wird von Günther Kaufmann verständnisvoll gewürdigt, und zwar unter Abdruck einiger besonders hervorragender Zwiegespräche. In der „Umschau“ des Märzheftes von Odal hatte Dr. Wilhelm Kinkel über das gleiche Werk berichtet, so daß wir an diesem Orte nicht näher darauf eingehen.

Kurt Ferbers stellt an Hand der Bücher von Karl May die Frage „Schmölzer oder Volksschrifttum“. Die Zeitschrift der „Heilige Quell deutscher Kraft“ hatte Karl May abgelehnt, was der Verfasser als „bedauerliche Engstirnigkeit“ bezeichnet. Seiner Ansicht nach sind die Schriften Mays nicht danach zu bewerten, wie Röckergreife sie beurteilen, sondern allein danach, wie die Jugend sie empfindet. Und da kommt er zu dem Schluß: „Mögen Gelehrte und Weise, Kritiker und Konkurrenten weiter streiten und zanken — die Jugend hat für ihn entschieden.“

Unter den „Randbemerkungen“ ist eine kurze Ausführung über „Die Jugend beim Abendmahl“ besonders beachtlich.

Als Beilage bringt das Heft Bilder von Plastiken, die Professor Hipp für das Richard-Wagner-National-Denkmal geschaffen hat.

Die Tat (4/37)

Bruno Brehm schreibt über „Gegenprozesse der Gegenwart“. Aus seiner Kenntnis der Hergänge kommt er zu der Behauptung, daß bei fast allen diesen Prozessen eine tatsächliche Verfehlung zugrunde gelegen hat. „Die zuerst in Haft Genommenen waren meist auch ohne Anwendung der Folter geständig.“ Von ihnen ausgehend sind dann aber weitere Kreise gezogen worden und „der Verdacht sprang dorthin, wo Geld zu holen war“. Er geht dann weiter auf die Verfahren ein, an deren Ende immer der Tod stand, der zugleich die Erlösung von Folter und Tortur bedeutete. Das unfruchtbare Feld, die nicht milchende Kuh, das kranke Kind und was damals sonst noch alles als Folge heimtückischer Gezei angesehen wurde, besteht im Grunde heute noch, „nur nennt man die Zauberer unserer Lage Sabotage“.

Von dieser berechtigten Behauptung ausgehend, zieht der Verfasser Verbindungen zu den berichtigten Sabotageprozessen in der Sowjet-Union. An ihnen wird jedermann klar, daß der Name sich zwar gewandelt, das Verfahren mit Folter und Tortur jedoch das gleiche geblieben ist.

Hellmut Schwabe erzählt von einem „Gang durch Moabit“, d. h. durch das dortige Gerichtsgebäude, das „ein Spiegel der juristischen Wirklichkeit seiner Zeit ist, deren Rechtsverfahren der echte Zug zu überindividueller Größe fehlt.“

Als „Friedliche Revisionen“ bezeichnet Wolfgang Schwarz die „Dollardiplomatie“ der Vereinigten Staaten, die weite Gebiete ihres heutigen Bereichs durch Kauf erworben haben. Folgende unblutige Landerverbungen und Staatsgründungen: Königreich Belgien, Balkanstaaten, Afrikanische Kolonien, gehören ebenfalls dazu.

Der Aufsatz Adolf Fris bringt einen Unrath über „Carl Gustav Carus“ als den Vater der modernen Psychologie.

Martin Rind stellt Betrachtungen über „Andacht und Minne“ an, die er auf nordische Quellen stützt. Als Ergebnis faßt er zusammen, „daß die „Andacht“ früher schon der Sache nach, sehr wahrscheinlich aber auch dem Worte nach ins vorchristliche Germanentum zurückreicht, und mit der „Minne“ sich berührend als eine der wichtigsten Kräfte früh-

germanischer Frömmigkeit angesehen werden muß."

Jrene Seligo gibt einen Überblick über „die deutschen Gegenspieler von Lawrence“. Die in Deutschland recht unbekanntesten Männer wie Niedermayer, Wagnuß, Schünemann, Zugmayer, Seiler und Hentig kämpften in Kleinasien während des Weltkrieges einen um so verbisseneren Kampf für Deutschland, je aussichtsloser ihre Lage war. Ihr Kampf sollte das indische Reich Englands zu Fall bringen, und die englische Literatur beweist, daß diese Deutschen in London außerordentlich gefürchtet worden sind.

Volk und Rasse (4/37)

Johannes Kerschmar zieht „zur Frage der früheren Selbständigkeit der altgermanischen Jugend“ hauptsächlich die Sagas an und führt aus ihnen Beispiele auf, aus denen hervorgeht, daß die altgermanischen Kinder bereits im Krabbenalter von etwa 12 Jahren eine Handlungsfreiheit erhielten, die später ausschließlich den Erwachsenen vorbehalten worden ist. Er bringt die Verschiebung dieser Volljährigkeitsgrenze mit der Entwicklung der Stadtkultur im Zusammenhang, die seit der Karolinger- und Ottonenzeit groß geworden ist.

An Hand von zwei Bildtafeln schreibt Ludwig Arnold Schläpfer über „Biologische Grundlagen der „Ähnlichkeit“. Weitere statistische Darstellungen erläutern den Aufsatz von Hein Schröder „Eine Sippschaft mit nicht alltäglicher Buntheit seltener Erkrankungen“, und den Überblick, den Prof. Dr. E. Rausch über die „Entwicklung der Bevölkerungszahl“ gibt.

Rasse (4/37)

In seinem Aufsatz „Die Gestalt als Schicksal“, führt Ludwig Ferdinand Clauß unter Zugrundelegung der biblischen Erzählung von Goliath und David aus, wie sich in diesen beiden Figuren Arier- und Semitentum begegnen. David überwindet den Riesen durch Bruch der Kampfregeln. Er ist gewissermaßen der erste gewählte Jude, der sich von dem alten Volkstum freimacht und mit einem inzwischen typisch gewordenen „nu wie haßt“ zur Schleuder greift und aus der sicheren Entfernung tötet.

Clauß macht hieraus einen Gegensatz zwischen nordisch und israelitisch. Der nordische Mensch kämpft artigemäß nach feststehenden Kampf-

regeln, der Israelit setzt sich darüber hinweg, und zwar ursprünglich auch zum Entsetzen der eigenen „jüngsten Krieger“. Clauß folgert: „Für Leute wie z. B. wir Deutsche, solange wir uns selber treu sind, ist jene Kampfweise ‚recht‘, d. h. artrecht, wie Goliath sie übt und fordert“. Hier scheint ein Bruch zu liegen, der durch die falsche Voraussetzung hervorgerufen wird. Was David getan hat, nämlich List gegen Gewalt gesetzt, das hat Odysseus in noch höherem Maße getan. In beiden Männern scheinen uns Menschen geschildert zu sein, die sich auf Grund persönlicher Klugheit über den Ritus des Kampfes stellten. Seither geht es nicht mehr um den Kampf, sondern nur noch um das Töten. Als Pyrrhus die Elefanten gegen die Römer losließ, als die Spanier bekriegt und mit Feuerwaffen gegen die Indianer zogen, als die Engländer die gefangenen Inder vor die Geschütze banden und Burenfrauen und Kinder in Konzentrationslager sperrten, als sie die Blockade während des Krieges über das deutsche Volk verhängten, da handelte immer David, und die artrechte Kampfweise der entsprechenden Gegner unterlag.

Es ist kennzeichnend, daß die Engländer, das gestunungsmäßig entschieden am stärksten verjudete Volk germanischen Ursprungs, durch diese Kampfweise eine wenig erfreuliche Berühmtheit erlangt haben. Da bei den Engländern die rein verstandesmäßige Betrachtung hervorragend ausgebildet ist, so erscheint es doch richtiger hier nicht in erster Linie rassistische Ursachen, sondern weltanschauliche Gründe zu suchen. Daß der Jude in seiner Überbewertung alles Verstandesmäßigen hierbei vorgeht, ist eine zwar im Blut begründete, aber nicht eine allein dadurch verursachte Folge. Der Intellektualismus muß erst hinzukommen.

S. Strehle schreibt über „Einige rassistypische Verhaltensweisen und Ausdrucksformen“. Er erläutert sie hauptsächlich an nordischen und westlichen Menschen, berührt aber auch die übrigen Typen.

Zur Wiederkehr seines 105. Geburtstages am 15. April erzählt „Wilhelm Busch“ eine verständnisvolle Würdigung durch Wilhelm Fein h.

Der Weltkampf (4/37)

Julius Hallbauer wendet sich gegen die Forderung der Romkräfte, daß die wissen-

schaftlichen Forschungsergebnisse ihren Dogmen untergeordnet seien.

Dr. Ludwig Häberlein sieht in einer „Wissenschaft auf völkischer Grundlage“ die Forderung der Gegenwart und verlangt, daß der Mißbrauch der Wissenschaft für volksfeindliche Ziele unterbunden wird.

L. D. weist auf die „Katechismus-Wahrheiten“ hin, die das Erzbischöfliche Generalvikariat in Paderborn neuerdings verteilen läßt.

Dr. C. Heintze liefert einen Beitrag „Zur seelischen Bilanz des Weltkrieges“. Der Krieg hat eine „Ideenodynamik“ ausgelöst, die zur einseitigen Entscheidung für eine Politik des Anstandes und der Ordnung, im Gegensatz zur jüdischen Politik treibt.

Adalbert Bold erblickt in den bolschewistischen Theaterprozessen den „Anfang vom Ende“ der dortigen Judenherrschaft.

Paul Habermann berichtet über den „Kampf gegen das Judentum in Jugoslawien“, während Levatic von Kaghhalia „Ungarn, eine Sklavenkolonie der Juden“ nennt.

H. H. stellt „Jüdische Selbstentlarvungen“ zusammen.

Die Abschnitte „Weltverjudung und Abwehr“, sowie „Der gedeckte Tisch“, enthalten, wie üblich, zahlreiche Belege für die zwischenstaatliche Mißarbeit des Judentums.

Raumforschung und Raumordnung (3/437)

Dieses Doppelheft erscheint unter dem Stichwort „Emsland“, sein Inhalt wird hinreichend durch die nachstehend aufgeführten Beiträge gekennzeichnet:

Richard Gugle: „Die Erschließung des Emslandes.“

Wilhelm Schmitz: „Emslandplanung.“

Rudolf Stadermann: „Wasserwirtschaft im Emslande.“

Arnold Offig: „Die bäuerliche Besiedlung des Emslandes.“

Bernhard Eggers: „Verkehrsaufgaben im Emsland.“

Paul Schulz-Riesow: „Der Dortmund-Ems-Kanal.“

Friedrich Brüne: „Grundsätzliches zur Moor- und Heidekultur im Emsland.“

Otto W. Kessler: „Wetter, Wasser und Wald im Emsmoor.“

Gustav Kappeler: „Die technische Nutzung der Emsland-Moore in Gegenwart und Zukunft.“

August Westerhoff: „Aufgaben und Einfluß der Torfindustrie für die Landeskultur.“

Carl Gade: „Förderung der Landeskultur durch Schlickverwertung.“

Gerhard Jsenberg: „Das hannoversche Emsland im Spiegel der Statistik.“

Weltanschauung und Schule (4/37)

bringt den Wortlaut des Vortrages, den Alfred Baumeier über „Die deutsche Schule im Zeitalter der totalen Mobilmachung“ auf der Kulturtagung des NSLB. gehalten hat. Er weist in ihm darauf hin, daß das Wort Volksgenosse nicht eine andere Bezeichnung für den Staatsbürger ist, sondern etwas wesentlich Neues. Das Wort Volksgenosse entspringt einer ganz anderen Lebenshaltung, als die des Staatsbürgers es gewesen ist, und bedeutet zugleich Schicksalsgenosse.

Aus der Schicksalsgemeinschaft erwächst so die gemeinsame Wehraufgabe, für die der Lehrer bei den ihm anvertrauten Kindern das unerläßliche Verständnis zu wecken verstehen muß. Die Richtlinien nach dem dieses zu geschehen hat, sind die Aufgaben und Handlungen des Führers. Der Lehrer soll also „nicht mehr zwischen den Führer und die Kinder treten, sondern... die Voraussetzungen dafür schaffen, daß der werdende Volksgenosse Maßnahmen und Entschlüsse, die der Führer an den Wendepunkten unserer Geschichte in seinen politischen Reden dem gesamten Volk darlegt, in ihrer ganzen Tragweite zu errahnen vermag.“

Geschichte und Erdkunde sollen dem Lehrer Mittel und Möglichkeit zu dieser Arbeit bieten

Die Grenzen dieser Arbeit werden durch die Schulart gezogen, und sind daher für die höheren Schulen weitergestreckt als für die Volksschulen.

„Der Lebensraum Oberjachsen“, ein volksdeutscher Heimatatlas zeigt nach den kurzen Ausführungen und den drei Kartenbildern die daraus gebracht werden, daß „die Stammwerdung nicht so sehr in der Wahrung und Weitergabe eines einheitlichen alten Stammvertrags begründet ist, als eben in der Meisterung des neuen Lebensraumes. Das ist die eigentliche stammbildende Tat der Oberjachsen. Dieser

Tatsache gegenüber erweisen sich die politischen Grenzen als falsch und vor allem wird deutlich, „daß das Erzgebirge nicht — wie es eine immer noch nicht ganz überwundene, am Nationalstaatlichen haftende Auffassung will — völkisch und stammlich gesehen, eine trennende Schranke, sondern geradezu die Symmetrieachse des ober-sächsisch-nordfudatendeutschen Lebensraums ist.“

Hans Karl Leistikow schreibt: „Vom Wesen der Grenze“ und kommt zu der Feststellung, daß gute Grenzen immer auf die Völker gegründet sind, und daß zwischen Völkern das Wesentliche nicht die Trennung, sondern die Begegnung ist. Demzufolge gehen die natürlichen Interessen eines jeden Staates dahin, sich ganz in den Dienst des eigenen Volkstums zu stellen. Dieses aber kann er erst, wenn er sich zur Volksgrenze bekennt.

„Lebensraum oder ‚Raumschaft‘“ ist eine Frage, die von der Zeitschrift an den Lehrer gerichtet

wird, und zwar in Verbindung mit der Schrift des Mittelschullehrers Theodor Müller, Braunschweig „Erdkunde, Heimatkunde und Geopolitik als völkisches Bildungsgut“.

Der Aufsatz „Lehrer untereinander“ von Walter Fritsch beschließt eine Aufsatzfolge aus früheren Hefen.

Von dem übrigen Inhalt sei noch genannt der Aufsatz von Friedrich Kopp „Ständische Erneuerung oder nationale Revolution“, der zu einer Beurteilung der Steinischen Reform beitragen soll und näher auf das Buch von Walther Kayser „Marwit“ eingeht, über das unsere Zeitschrift im April-Heft ausführlich berichtet hat.

Auch auf die Ausführungen über „Die Neuordnung des höheren Schulwesens“ von Ministerialrat Dr. Benzje sei hingewiesen, da sie in Kürze alles Wissenswerte über diese Neuordnung bringen.



Sie finden
zweckmäßigen
Versicherungsschutz

bei der

Deutscher Bauerndienst

Allgemeine Versicherungs-A. G.

Feuer
Haftpflicht
Einkaufsbierkauf
Anfall

Kraftfahrzeug
Transport
Veranlagung
Hagel

Lebensversicherungs-Ges. a. G.

Großleben
Kleinkleben
Sterbelasse
Erbregelung
Kinderversorgung
Altersversorgung
Hinterbliebenenvers.
Pension

Tierversicherungs-Gesellschaft a. G.

Tierleben
Zuchtstier
Weide
Schlachtvieh
Transport
Ausstellung

Kostenlose Auskunft und Beratung durch die Landesstellen, die örtlichen Vertrauensleute sowie durch die Direktion Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 1a

Buchbesprechungen

Hans Friedrich Blund, unter Mitwirkung von Fred J. Domes: „Die Nordische Welt.“ Geschichte, Wesen und Bedeutung der Nordischen Völker. Propyläen-Verlag. Preis 26,— RM.

Dieser etwa 620 Seiten starke Band in Lexikonformat ist aus der Zusammenarbeit zahlreicher bekannter Wissenschaftler entstanden. Er behandelt räumlich: Niedersachsen und Skandinavien als die urgermanische Heimat; zeitlich, die Spanne von etwa 7000 Jahren, wenn man von Hinweisen auf die noch ältere Vergangenheit absteht, 28 Tafeln und Beilagen, sowie eine Landkarte erleichtern nebst zahlreichen kleineren Bildern und Karten den Überblick über das Dargestellte, das neben allen anderen Vorzügen auch den eines übersichtlichen Nachschlagewerkes besitzt. Ein umfangreiches Register läßt Gesuchtes leicht finden.

Als Ganzes gesehen, bedeutet das Werk eine Kulturgeschichte in der umfassenden Bedeutung dieses Wortes, das heißt, politische Ereignisse sowie rassistisch-biologische Gesichtspunkte erfassen in ihr die Beachtung, die ihnen im Rahmen des Gesamten zukommt.

Die Arbeit gliedert sich in vier Hauptteile, deren erster die „Nordgermanische Frühzeit“ behandelt. Beiträge von Gustav Schwantes, Gustav Redel, Adama van Scheltema, Josef Strzygowski und Reinhard Pring geben ein abgerundetes Bild über die damalige Welt und das damalige Leben.

Der zweite Teil, „Das Werden der nordischen Mächte bis zum Beginn der Neuzeit“, wird eröffnet mit einer Darstellung der „Seegermanischen Herrschafts- und Kolonialgründungen“ von Otto Scheel, die durch den Beitrag von Fritz Rörig über „Das Wesen und Leistung der deutschen Hanse“ unterstrichen wird. Henry Carlsen läßt eine Übersicht über die „Nordische Staaten im Mittelalter“ folgen, während Viktor Waschnitius und Johnny Roosval über die Nordische Dichtung und die bildende Kunst berichten. Auch die Nordische Musik erfährt ihre Würdigung durch Wilhelm Heinitz. Er wie Roosval kommen im dritten Teil nochmals zur Sprache, indem sie ihre Betrachtun-

gen über die entsprechenden Kunstgebiete bis zur Neuzeit durchführen.

Im übrigen befaßt sich der dritte Teil mit der politischen Geschichte der nordischen Staaten, die von Ludwig Andreefs dargestellt wird. Die besondere Bedeutung von Bauer und Bürger, sowie der Kirche behandeln Hellmut de Bohr und Hal Koch, während Karl Petersen die Überwindung des „Aufklärungsdenkens im Norden“ schildert.

Der abschließende vierte Teil wird der Gegenwart gerecht. Über „die nordische Rasse“ als deren lebendige Grundlage schreibt Walter Scheidt. Conrad Borchling weist auf die volkserhaltende Kraft der niederdeutschen Sprache hin, die ja bisher im allgemeinen viel zu wenig gewürdigt worden ist. Im inneren Zusammenhang dazu stehen die Arbeiten von Viktor Waschnitius und Wolfgang Stammer über das „Neue Schrifttum der nordischen Länder“ und über das „Dichterische Schaffen in Niederdeutschland“. Ernst Timm und Jakob Bödewandt leiten bereits zu dem Aufsatz von Hans E. Jakobsen über „Deutschland und der Norden in der Zukunft“ durch einen guten Überblick über die „Wirtschaft und den Verkehr im Nordeuropäischen Raum“ und durch die beifällige Betrachtung „Zwischen zwei Meeren und Völkern“.

Wie schon aus diesem kurzen Überblick ersichtlich, leistet das Werk wirklich wertvolle Beiträge für das Verständnis der deutsch-skandinavischen Geschichte, deren zusammenfassende Gestaltung ihrem Herausgeber in glücklicher Art gelungen ist.

H a l b e

Hans Zöberlein: „Der Befehl des Gewissens.“ Cher-Verlag. Preis: geb. 7,20 RM.

Mit seinem Roman „Der Glaube an Deutschland“ gab Zöberlein uns ein Kriegsbuch, das zu den allerbesten gehört. Sein neuer Roman schildert die darauffolgenden fünf Jahre und macht die damalige ebenso korrupte wie kämpferische Zeit wieder lebendig, wenigstens soweit sie sich in Bayern abspielt. Räterepublik und Freikorps, schwarze Hinterlist und rote Gewalttat sind der Boden, aus denen die

AEG

Elektrizität in der Landwirtschaft



Landwirtschaftsschau in der ständigen AEG-Ausstellung der Fabriken Berlin

ELEKTRIZITÄT bringt der Landwirtschaft Arbeitserleichterung und Leistungssteigerung. Rund 80% aller deutschen landwirtschaftlichen Betriebe sind an das Stromnetz angeschlossen und können dessen Vorteile ausnutzen.

FÜR sie entwickelte die AEG mannigfache gute elektrische Erzeugnisse und Geräte. Geräte, die eine große Tradition und die Dienstbereitschaft dieses heimischen Industriebetriebes für wichtige Aufgaben unserer Zeit aufzeigen.

ES sind Geräte und Erzeugnisse zur Hilfe bei der Erntebergung, bei Speicherarbeiten, Futterbereitung, Dreschen und Milchwirtschaft — für Wasserversorgung, Werkstatt und Haushalt. Eine Übersicht dieser AEG-Erzeugnisse enthält die Taschen-Druckschrift „Elektrizität in der Landwirtschaft“. Bitte fordern Sie diese Schrift kostenlos vom nächsten Elektrofachmann oder AEG-Büro.

*4. Reichsnährstands-Ausstellung München
Block 45 · Stand 429*

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

ersten nationalen Kampfverbände und namentlich die SA wachsen, bis der äußere Zusammenbruch kommt, der 9. November 1923.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man in Hans Kraft, der Hauptfigur des Romanes, den Verfasser selbst vermutet. Ebenso wird der Kreis der Kameraden um ihn von Fleisch und Blut gewesen sein. Das macht das Buch zu einem getreuen Spiegel der damaligen Zeit und für jedermann lesenswert.

Schwache Seiten, die das Buch hat, liegen darin, daß wir zu der damaligen Zeit noch nicht den genügenden Abstand haben, so daß sie

hätte ausreifen können. Das zwingt den Verfasser zu Gesprächen, die die kraftvolle Handlung dieses Buches immer wieder zerreißten, zumal er zu den Fragen: Rasse, Judentum, Marxismus, Ultramontanismus usw. ausführlich Stellung nimmt.

Überall jedoch, wo Jöberlein seinem Wesen gemäß bleiben kann und kraftvolle Geschehnisse schildert, steigert sich das Buch zu beachtlicher Höhe und läßt alle die Werte deutlich zutage treten, die das Wesen des nationalsozialistischen Kämpfers ausmachen. Zeitereignisse und idealistisches Wollen geben dem Buch den Wirklichkeitsnähen Inhalt und halten es frei von aller nebelhaften Romantik.

So wird das Buch von jedem begrüßt werden, der selbst in einem nationalsozialistischen Kampfverbände gestanden hat, denn er wird sich selbst in ihm wiedererleben. Darüber hinaus sei es jedem empfohlen, dem Wesen und Art dieser Männer noch nicht vertraut hat werden können. Die völlige Voraussetzungslosigkeit und Selbstopferung, mit der sich diese Menschen für ein neues Deutschland eingesetzt haben, geht aus dem Buch so klar hervor, daß es auch da Verständnis finden wird, wo überkommene Vorurteile noch nicht ganz überwunden worden sind.

S a l b e

Max Wegner: „Hilfmann Riemenschneider.“ Verlag Pfeiffer & Co., Landsberg/ Warthe. Preis geb. 2,85 RM.

„Der deutsche Künstler und Rebel“ fügt Wegner der Überschrift hinzu und kennzeichnet dadurch die Gesichtswinkel, aus denen er den großen Meister betrachtet.

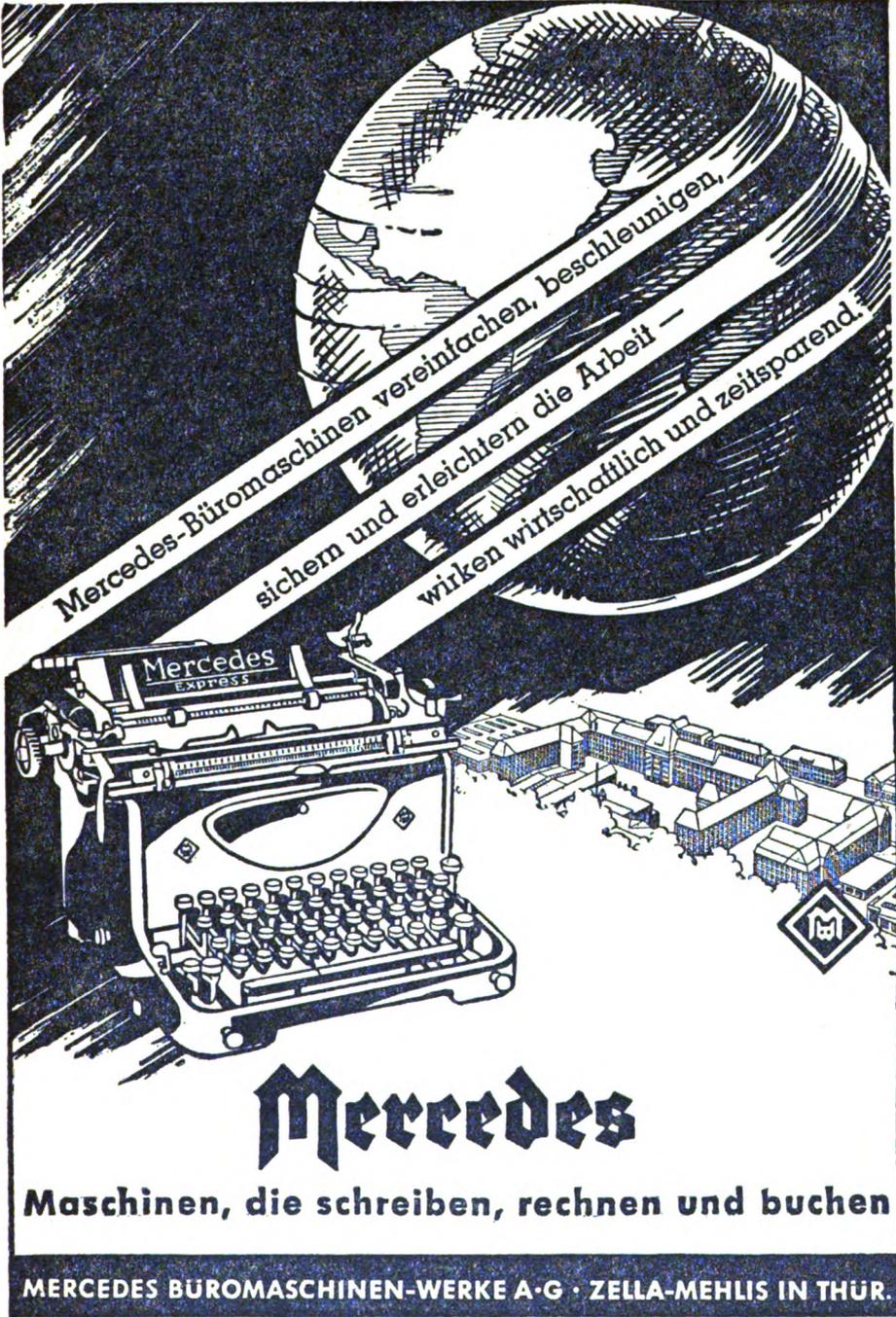
In Riemenschneider ist ein Mensch seiner Zeit, jener mit gewaltigsten Spannungen geladenen 15. Jahrhundertwende, gerecht geworden. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn Riemenschneider von der Gegenwart, die der damaligen Zeit in so vielem verwandt ist, immer stärkere Beachtung erfährt.

Die Persönlichkeit des Künstlers ist jedoch viel zu groß, als daß man sie in einer kurzen Abhandlung von rund 50 Seiten — davon noch den Werken ein breiter Raum gewidmet ist — gerecht werden könnte. Der Verfasser kommt daher nicht dazu, eine wirkliche Darstellung zu geben, sondern muß sich begnügen, auf hervorstechende Gesichtspunkte hinzuweisen.

31 Abbildungen in Kunstdruck stellen die bekanntesten Werke Riemenschneiders in die



Größte landwirtschaftliche Ausstellung Europas • Lehrschau • Leistungswettbewerb der besten deutschen Zuchttiere • 7000 Landmaschinen und Geräte • Vorführung preisgekrönter Pferde und Rinder • Reit- und Fahrturnier • Sonntagsrückfahrkarten in 300 km Umkreis um München



Mercedes-Büromaschinen vereinfachen, beschleunigen,
sichern und erleichtern die Arbeit -
wirken wirtschaftlich und zeitsparend.

Mercedes
Express

Mercedes

Maschinen, die schreiben, rechnen und buchen

MERCEDES BÜROMASCHINEN-WERKE A-G · ZELLA-MEHLIS IN THÜR.

Einie jener deutschen Kunst, die sich seit dem Eindringen des Christentums in Deutschland entwickelt hatte.

Der große Verbrecher an Riemenschneider, der damalige Fürst-Bischof von Würzburg wird ebenfalls gekennzeichnet. Er war es, der den Künstler dem Henker zur Folter auslieferte und ihm, wie es heißt, die Hände brechen ließ.

In Riemenschneider lebte entschrieben eine der besten und bedeutendsten Persönlichkeiten, deren Nachgestaltung nur einem ganz großen Künstler gelingen wird.

Das vorliegende Buch ist nur als Hinweis auf ihn zu werten, als solcher aber auch zu begrüßen.

Halbe

Karl Aloys Schenzinger: „Kullin.“ Zeitgeschichte Verlag, Berlin W 35. Preis 5,80 RM.

Dieser Roman ist eigentlich ein Film, jedenfalls laufen seine Handlungen an dem inneren Auge ebenso vorüber, wie die Bilder eines Lichtschreibens vor dem äußeren. Die Aufnahme-Kamera schwenkt dauernd: hier ein Geschehnis aus Indien, dort eins aus Berlin, dann wieder London, Frankfurt usw. Ebenso zahlreich und verschieden sind die Menschen,

die die Glieder in der Kette bilden, die bei der Kühle beginnt und beim künstlichen Krapp und Indigo endet, von wo aus sie sich zu dem Heilmittel für Malaria und Schwarzwasserfieber aufschwingt.

Kurze Erläuterungen verdeutlichen die Handlungen und Zusammenhänge, wie seinerzeit beim stummen Film die eingestreuten Schriftbilder.

Gleichfalls mit dem Film gemeinsam ist dem Buch eine gewisse Oberflächlichkeit, die zwar eine Spannung nach der anderen auslöst und außerordentlich fesselt, aber doch das Wesentliche höchstens nur anzudeuten vermag.

Die Vorzüge des Buches liegen in seiner geschickten und außerordentlich lebendigen Darstellung. Es wird bestimmt sehr viel gelesen werden und das Gute haben, daß es seinem Lesern fesselnde Einblicke in ein Gebiet gewährt, um das man sich sonst als Laie nicht viel zu bekümmern pflegte.

Schenzinger hat, ähnlich wie Hiska, mit seinem Buch eine neue Möglichkeit aufgezeigt, spröde und nüchterne Nur-Wissenschaftlichkeit zu überwinden und für die breite Leserschaft wissenschaftlich wertvoll und anregend zu machen.

Halbe

Anspristenverzeichnis der Mitarbeiter der Monatschrift „Odal“

Juni-Heft 1937

Stabsamtsführer Dr. Hermann Reischle, Berlin W 35, Tiergartenstr. 2

Dr. Rudolf Bemann, Berlin W 35, Tiergartenstraße 7

Ferdinand Fried. Zimmermann, Berlin W 35, Tiergartenstraße 2

Günther Pacyna, Berlin W 35, Tiergartenstraße 2

Dr. B. R. Schulz, Berlin-Neubabelsberg, Neue Kreisstraße 15

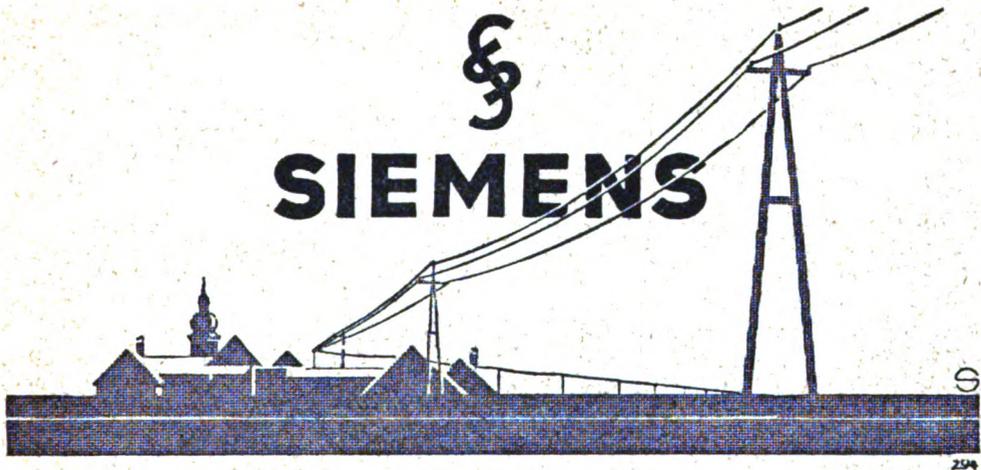
Prof. Dr. Friedrich Rauer, Potsdam, Burggrafenstraße 28

Dr. Werner Petersen, Berlin W 35, Tiergartenstraße 2

Ernst Schaper, Berlin W 35, Tiergartenstraße 2

Für unbestimmt eingefandte Manuskripte keine Gewähr!

Hauptchriftleitung und verantwortlich für den gesamten textlichen Inhalt: Dr. Hermann Reischle, Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Straße 18 III. Verantwortlich für den Anzeigentell: Franz de Grouilliers, Goslar. Verlag: Blut und Boden Verlag G. m. b. H., Reichsbauernstadt Goslar. D.N. 4800, I. Bj. 37. Pl. Nr. 5. Druck: Wendt & Matthes, Berlin D 27, Magazinstraße 15/16.



Bessere Ergebnisse in der Landwirtschaft

durch weitgehenden Einsatz elektrischer Arbeitskraft.

Der fortschrittliche Landwirt benutzt die seit vielen Jahren
hervorragend bewährten Siemens-Erzeugnisse:

Elektromotoren für jeden Zweck

Anthygron-Rohrdraht für feuchte Räume, Ställe usw.

Schaltgeräte in gußgekapselter, wasserdichter Ausführung

Ventilatoren für Lüftung und Förderung

Hauswasserpumpen · Elektrische Heizungsanlagen für

Treibbeete und Gewächshäuser

Heiz- und Kochapparate · Elektrische Geräte für den Haushalt

SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AG · BERLIN-SIEMENSSTADT

Ackerbau und Landbaupolitik

Herausgegeben von
KONRAD MEYER

Schriftenreihe zu „Odal“, Monatschrift für Blut und Boden

Heft 1: KONRAD MEYER, National-liberale oder nationalsozialistische Landwirtschaftswissenschaft

Heft 2: MAX SCHÖNBERG, Zum Problem der Rente

Heft 3: E. WOERMANN, Nationale Bedarfsdeckung in der Ernährungswirtschaft

Heft 4: G. O. APPEL, Nationalpolitische Aufgaben des deutschen Pflanzenschutzes

Heft 5: MAX SCHÖNBERG, Arbeit und Arbeitsverfassung in der Landwirtschaft
jedes Heft RM 0.80

Wir bitten Prospekte anzufordern!

Goslarer Volksbücherei

Soeben erschienen die ersten drei Bändchen:

BAND 1: DR. JOHANN VON LEERS

Dem großen Krieg deutscher Bauern RM. 1.—

BAND 2: GÜNTHER PACYNA

Bodenrecht aus deutscher Art RM. 1.50

BAND 3: R. WALTHER DARRÉ

Die Grundlagen des preußischen Staatsbegriffes RM. 1.—

benen weitere in Kürze folgen werden

Die Goslarer Volksbücherei, deren einzelne Bändchen in zwingloser Folge und in verschiedenem Umfange erscheinen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Kenntnis und das Wissen um die geschichtliche Bedeutung des Bauertums in unserem Volke zu verbreiten und zu vertiefen. Die lebendige, klare und allgemeiner verständliche Art der Schilderung im Verein mit der Wohlfeilheit der einzelnen Bändchen der „Goslarer Volksbücherei“ werden ihr die Erfüllung ihrer Aufgaben sichern und jedem deutschen Volksgenossen das geistige Rüstzeug über eine große Reihe staatspolitisch höchst wichtiger Fragen bieten, wie es bisher in dieser Form nicht zugänglich war.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Blut und Boden Verlag G.m.b.H., Reichsbauernstadt Goslar

FERDINAND FRIED

Der Aufstieg der Juden

Mit 8 Kunstbrudtafeln und
6 Kartenskizzen

RM. 3,80



Kalksteinbild aus Lagasch. Semitisch,
um 3000 v. Jw. London, Britisches
Museum.

Aus dem Inhalt:

I. Sumerer und Semiten Nordvölker und Nomaden — Die sumerische Bauernkultur — Die semitische Vererbung des Sumerer-Reiches • II. Die babylonische Kapitalistenherrschaft Das Erbe der Sumerer — Die Begründung des Kapitalismus — Die Ausbildung der Geldwirtschaft • III. Die Entstehung des Judentums Die Stämme und ihr Schicksal — Weltanschauung und Glaubenslehre • IV. Der Aufstieg der Phöniker Die Erben der kretischen Seeherrschaft — Der Aufbau der ersten Weltwirtschaft • V. Der punische Welt Handelsstaat Karthago: ein Staat als Geschäft — Die semitische Seele — Ein Kampf um die Welt Herrschaft • VI. Die Vererbung des Römischen Weltreichs Sammlung der Semiten durch Glauben und Geschäft — Ausbreitung und Verstreung des Judentums — Die Entstehung des Freimaurertums — Die jüdischen Revolutionsversuche • VII. Die semitische Kaiserherrschaft Die Verjudung Roms — Die Schreckensherrschaft der Severer

Durc h j e d e B u c h h a n d l u n g z u b e z i e h e n

Blut und Boden Verlag G.m.b.H., Reichsbauernstadt Goslar

Salpeterstickstoff ist fertige Pflanzennahrung!

Kommt es auf schnelle Kräftigung von jungen Pflanzen an, dann nimmt man zur Stickstoffdüngung

Kalksalpeter oder Natronsalpeter

Schon in wenigen Tagen zeigt sich die Wirkung!

SALPETERDÜNGER

sind ausgesprochene Kopfdünger. Besonders geeignet sind sie zur Kräftigung schwacher und lückiger Saaten.

SALPETERDÜNGER

sind besonders bewährte Rübedünger. Auch hier ist die Jugendentwicklung entscheidend, außerdem liefern Salpeterdünger hohe Blatterträge.

SALPETERDÜNGER

eignen sich besonders zu Kulturen mit kurzer Wachstumszeit, also auch im Zwischenerfruchtbau, wenn jeder Tag kostbar ist.



STICKSTOFF-SYNDIKAT

Kalksalpeter und Natronsalpeter

wirken besonders schnell und sicher, haben eine hervorragende Streufähigkeit und schonen den Kalkgehalt des Bodens.

**Eine normale Getreideernte
entzieht dem Boden je Hektar**

**50-75 kg
Reinkali**

**Ein guter Futterpflanzenertrag
im Zwischenfruchtbau nochmals**

**80-150 kg
Reinkali**

**2 Ernten
in einem Jahr
verlangen
zweifache Düngung!**

Im Kampf um die Nahrungsfreiheit des deutschen Volkes

ist dem deutschen Bauern die Aufgabe gestellt, mehr zu leisten und der gegebenen Ackerfläche durch bessere Bewirtschaftung größtmögliche Erträge abzurufen. Die notwendige Mehrerzeugung bedeutet also für ihn eine wesentliche Erhöhung des Arbeitsaufwandes und der Transportleistungen.

Der Arbeitstag des deutschen Bauern ist aber schon lang genug, seine Gespanne sind oft schon überlastet und an zusätzlichen Arbeitskräften herrscht Mangel. Wie soll er also seiner großen Aufgabe gerecht werden?

Er kann das nur, wenn ihm die erforderlichen, technischen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden, die seine Arbeit erleichtern und mit denen er mehr in einem Tage schafft als bisher. Das entscheidende Mittel für die Steigerung der Erzeugung ist der luftbereifte Schlepper, der die Leistungsfähigkeit des Betriebes und dessen Schlagkraft ganz außerordentlich erhöht.

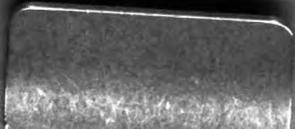
Allerdings muß der Schlepper für den deutschen Bauern eine in allen Teilen ausgereifte, bewährte und zuverlässige Maschine sein, die alle Arten von Arbeiten übernehmen kann. Die volle Ausnutzungsmöglichkeit aber erhält der Bauernschlepper erst durch die Luftbereifung. Erst damit wird er die wertvollste, weil vielseitigste Arbeitskraft des bäuerlichen Betriebes, für den er betriebswirtschaftlich grundlegende Bedeutung hat. Seine Anschaffung ist daher von größter Wichtigkeit und erfordert sachliche Überlegung.

Seit mehr als einem Jahrzehnt nimmt der LANZ-Bulldog in Deutschland die unbestritten führende Stellung ein und gilt dank seiner hervorragenden Arbeitsleistungen auch im Ausland als Schlepper von Weltruf. In jahrelanger Entwicklungsarbeit wurde der Bulldogmotor zu einer Spitzenleistung der Motortechnik. Große Wirtschaftlichkeit, hohe Betriebssicherheit, stete Betriebsbereitschaft, außerordentliche Verschleißfestigkeit, sind sprichwörtlich für den LANZ-Bulldog.

Aus dem im Einsatz von Zehntausenden dieser Maschinen gewonnenen Erfahrungen haben wir nun den Bauernbulldog entwickelt, der in seinem harmonischen Aufbau, seiner robusten Ausführung und zweckmäßigen Durchbildung alle Ansprüche erfüllt. Mit ihm ist der deutsche Bauer in der Lage, die gestellte Aufgabe zu erfüllen. Er kann mit dem

LANZ Bauern-Bulldog

schneller und wirksamer arbeiten,
mehr und besseres leisten!



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 065808575

